Der König

Presented to the
LIBRARY *of the*
UNIVERSITY OF TORONTO
by

Heichelheim

Lebensdokumente
vergangener Jahrhunderte

Der König

Nach dem Original von Adolf Menzel (1878)

Der König

Friedrich der Große in seinen Briefen und Erlassen, sowie in zeitgenössischen Briefen, Berichten und Anekdoten

Mit biographischen Verbindungen von Gustav Mendelssohn Bartholdy

Wilhelm Langewiesche-Brandt
Ebenhausen-München und Leipzig

Einundachtzigstes bis fünfundachtzigstes Tausend Januar 1917

LIBRARY

Das vorliegende Buch „Der König" will eine gewaltige Persönlichkeit und ein unglaublich interessantes Leben den heutigen Deutschen vergegenwärtigen, die, was sie als Volk sind und haben, nicht zuletzt diesem Preußenkönige verdanken. Es ist „der" König schlechthin, der in Friedrich dem Großen in die Erscheinung getreten ist. Weder vor, noch neben, noch nach ihm hat ein so königlicher Mensch gelebt, der zugleich ein so menschlicher König gewesen ist. Wie die Wege eines altmodischen Gartens alle zu einem Mittelpunkt führen oder von ihm ausgehen, so stand dieser König im Mittelpunkt seines Staates, allen sichtbar, jedem erreichbar, alles übersehend, überall persönlich eingreifend. Wie oft zwischen den Jahren 1765 und 1785 irgendwo auf Erden in irgendeiner Sprache „der König" gesagt sein mag — meist ist der Philosoph von Sanssouci gemeint gewesen. Wir sehen, wie derselbe unscheinbare und allem Gepränge und Gerede so gründlich abgeneigte Mann, der in den europäischen Hauptstädten das Volk und die Regierung immer von neuem in Atem hält, gleich einem weltfremden Gelehrten in den Schriften des klassischen Altertums zu Hause ist.

Wir sehen, wie derselbe Virtuose, der mit künstlerischer Hingabe die Flöte spielt, zugleich auf mehreren Kriegsschauplätzen mit kleinen Heeren glänzende Siege über gewaltige

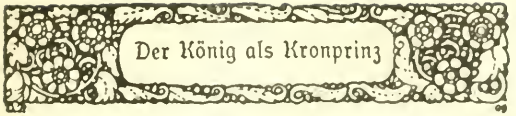
Armeen erficht; wie dieselbe Feder, die soeben in eingehenden Abhandlungen philosophische, geschichtliche, politische Fragen mit durchdringender Schärfe behandelt hat, angesetzt wird, um einen Landrat anzuweisen, welche Mittel zum Reinhalten von Molkerei-Gefäßen er seinen Bauern empfehlen soll. So hat, nach harter Kindheit und Jugend, dieser König fast ein halbes Jahrhundert regiert, seine Welt nach seinem Bilde formend. Vor innerer Vereinsamung schützte ihn die ernsthafte Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, und Erholung gewährte ihm außer der Flöte die nicht minder geliebte Feder.

Er hat wohl mehr geschrieben als irgendein anderer seines so schreiblustigen Zeitalters. Zweiunddreißig stattliche Bände füllt seine politische Korrespondenz, nicht minder umfangreich ist sein Briefwechsel mit den wenigen, die ihm menschlich nahe standen, und mit französischen Gelehrten und Dichtern. Dazu kommen seine Werke im engeren Sinne: die „Geschichte des Hauses Brandenburg", die „Geschichte meiner Zeit", die „Geschichte des siebenjährigen Krieges", Abhandlungen, Flugschriften und eine Fülle von Gedichten. Aus alledem wird hier eine geschlossene Auswahl geboten, ergänzt durch zeitgenössische Berichte über den König und charakteristische Anekdoten.

Gustav Mendelssohn Bartholdy

Literaturnachweis.

Bei der Verschiedenartigkeit und Fülle des Materials ist es unmöglich, im einzelnen alle Quellen anzuführen, aus denen die Briefe, Urkunden und sonstigen hier vereinigten Dokumente und Berichte stammen. Nur die wichtigsten seien bezeichnet, die zugleich einen Eindruck des ungeheuren Stoffes geben. / J. D. E. Preuß, der Historiograph von Brandenburg, ist als erster zu nennen. Er veröffentlichte 1832–1834 eine vierbändige „Lebensgeschichte Friedrichs des Großen", der ein „Urkundenbuch" in fünf Teilen beigegeben war. Er ist auch der Herausgeber der Oeuvres de Frédéric le Grand, die 1846–1857 in dreißig großen Bänden zum erstenmal in kritischer Gesamtausgabe erschienen. Im Jahre 1879 begann die Berliner Akademie ein weiteres Sammelwerk, die „Politische Korrespondenz Friedrichs des Großen", die bis jetzt zweiunddreißig Bände umfaßt. Eine neue große Serie folgte, die „Acta borussica", die das Material zur Geschichte der Beamtenorganisation und Wirtschaftspolitik des Königs enthalten. Einzelarbeiten über die verschiedenen Tätigkeiten des Königs und weitere Einzelveröffentlichungen sind in den „Publikationen aus den Kgl. Preußischen Staatsarchiven" niedergelegt, von Stadelmann, Lehmann u. a., auch von Reinhold Koser, dem neueren Biographen des Königs. Von ihm sind die bekannten Werke: Friedrich der Große als Kronprinz (Cotta, 2. Aufl. 1901 und in zwei Bänden: König Friedrich der Große (Cotta, 3. Aufl. 1904–05), von welchem Buch auch eine Volksausgabe zu 6 Mk. veranstaltet wurde. / Nach den genannten Quellenwerken und den glänzenden Arbeiten von Reinhold Koser verdankt das vorliegende Buch am meisten den 1888 bei Fr. Wilh. Grunow in Leipzig unter dem Titel „Friedrich der Große" erschienenen „Denkwürdigkeiten aus seinem Leben nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen... von Franz Eyssenhardt". Die zweite, neubearbeitete Auflage dieses Buches wurde 1910 von Georg Winter herausgegeben, der 1907 in der Sammlung „Geisteshelden" (Berlin, E. Hofmann & Co.) eine ausgezeichnete Biographie Friedrichs des Großen veröffentlichte / Der König schrieb alle seine Werke und die meisten seiner Briefe in französischer Sprache. Die Übersetzung beruht zum Teil auf älterer Vorlage, zum Teil ist sie neu.



„Ein frommer Christ, ein tüchtiger Soldat, ein sparsamer Haushalter" sollte nach väterlichem Willen aus dem sechsjährigen Kronprinzen Friedrich (geb. 24. Januar 1712) werden, für den der preußische König Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1718 Erzieher bestellt hatte, die zum Teil preußische Offiziere, zum Teil der Mode der Zeit gemäß Franzosen waren. Ein Grübler und Zweifler, ein Verächter des militärischen Berufes, ein Schuldenmacher, ein Bücherwurm und Musikmarr, ein Weichling, „der in seinem Gehen, Sprechen, Lachen allemal grimmassieret" — das war das Ergebnis einer zehnjährigen gutgemeinten aber gewalttätigen und der zarten und feinen Natur Friedrichs durchaus nicht angemessenen Erziehung geworden, deren Wirkung durch die tiefgehende Disharmonie der königlichen Eltern und das Leben an einem kleinlichen und ränkevollen Hofe noch gesteigert ward.

Das Vertrauen des Sohnes, dessen „brüderliche Liebe", ja „sozusagen dessen Gnade" hatte der Vater gewinnen wollen, als er die Erzieher anwies, dem Kronprinzen, wenn er Anlaß zur Unzufriedenheit gäbe, stets mit einer Klage bei der Königin zu drohen „und müssen sie ihn mit derselben allezeit schrecken, mit mir aber niemalen." „Scheue Furcht, knechtischen Respekt und Submission" brachte der Sechzehnjährige nun diesem Vater entgegen, den er haßte und nach Möglichkeit mied.

Friedrich Wilhelm I., als Mensch weichherzig aber jähzornig, wohlwollend aber einseitig und von höchst primitiven Anschauungen und Bedürfnissen, als König dagegen weitblickend und unermüdlich an der Macht seines Hauses und der Wohlfahrt seines Landes arbeitend, versuchte vergeblich, seinen Ältesten, dessen kompliziertes Wesen ihm stets fremd blieb, nach seinem Bilde umzugestalten. Die Königin Sophie Dorothea, die französisch erzogene Tochter des Kurfürsten von Hannover, der 1714 durch Erbfolge König von England geworden war (Georg I.), arbeitete seinem Erziehungswerk bewußt entgegen, indem sie die guten wie die weniger guten Neigungen des Sohnes ohne Unterschied begünstigte.

Bis zu welchem Grade das königliche Familienleben in Zorn, Haß, Angst, Verstellung und Lüge unterging, ist durch die leidenschaftlich und unbarmherzig aber mit Wahrheit geschriebenen Denkwürdigkeiten eines andern der Königskinder, der späteren Markgräfin von Bayreuth, bekannt geworden. Eine furchtbare Kindheit und Jugend durchlebte als Kronprinz der, den bald und mit zwangloser Selbstverständlichkeit schon die Zeitgenossen und selbst die Feinde den Großen nannten und der nicht nur für die Preußen schlechthin der König ist und bleibt.

Friedrich Wilhelm I. an das Geheimkollegium

als er, von seiner Gemahlin begleitet, gegen die Schweden zu Felde zog.

26. April 1715.

. . . Dieweil ich ein Mensch und kann sterben oder totgeschossen werden, so befehle ich sie alle mit einander vor Fritz zu sorgen, da ihnen Gott vor belohnen wird . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau

„Der alte Dessauer", geb. 1676, preußischer Generalfeldmarschall, durch seine Mutter, die eine Schwester der Gemahlin des Großen Kurfürsten war, dem königlichen Hause verwandt, ist der eigentliche Schöpfer der preußischen Infanterie, bei der er den Gleichschritt eingeführt hat. Am Berliner Hofe galt er für ebenso intrigant wie er tapfer war

Potsdam, 25. April 1728.

. . . Mein ältester Sohn ist sehr krank und wie eine Abzehrung. Sie können sich einbilden, wie mir zumute dazu ist. Ich will bis Montag abwarten; wo es dann nit besser wird, ein Konsilium aller Doctor halten; denn sie nit sagen können, wo es ihm sitzet, und er so mager als ein Schatten wird, doch nit hustet. Also Gott sei anbefohlen; dem müssen wir uns alle unterwerfen. Aber indessen gehet es sehr hart, da ich soll itzo von die Früchte genießen, da er anfenget, raisonnabel zu werden, und müßte ihn in seiner Blüte einbüßen. Enkin ist es Gottes Wille, der machet Alles recht; er hat es gegeben, er kann es nehmen, auch wiedergeben. Sein Will geschehe im Himmel als auf Erden. Meine beste Konsolation ist: wir müssen alle dahin, also einer frühe, der ander spät, da ist kein Kraut vor gewachsen. Ich wünsche Euer Liebden von Herzen, daß Sie der liebe Gott möge vor

alle Unglücke und solche Chagrin bewahren. Wenn die Kinder gesund sein, dann weiß man nit, daß man sie lieb hat . . .

Potsdam, 12. Mai 1728.

. . . Mein ältester Sohn ist besser; er tut seinen Dienst, aber ich finde ihn doch nit recht; denn er nits essen kann und so mager, als Sie sich was imaginiren konnen . . .

Der Kronprinz an den Leutnant von Borcke

einen der vier jungen Gardeoffiziere, die der König mit der besonderen kameradschaftlichen Erziehung seines Sohnes betraut hatte.

Wusterhausen, 3. September 1728.

. . . Der König ist beständig schlechter Laune, er brummt gegen jedermann, ist mit niemand, auch mit sich selbst nicht zufrieden, leider Gottes, wie konnte man ihn auch zufrieden stellen? er ist noch schrecklich aufgebracht gegen mich; es gibt gar keine Möglichkeit einer Aussohnung. Er hat alles mögliche mit mir vor, aber er schwankt zu sehr, so daß ich glaube, es wird alles beim alten bleiben. Wir sind weder vorwärts noch rückwärts gekommen, die ergreifendsten Dinge spielen sich hier ab; man lernt endlich durch die Länge der Zeit, sorglos zu werden; ich bin es jetzt trotz allem, was mir passieren kann, ich blase Flöte, ich lese und liebe immer meine Freunde mehr als mich selbst . . .

Der Kronprinz an seinen Vater

Wusterhausen, Sonnabend, 10. September 1728.

Mein lieber Papa, ich habe mich lange nicht unternehmen mögen zu meinem lieben Papa zu kommen, teils weil es mir abgeraten, vornehmlich aber weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinairen sollte vermuten sein; und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit meinem gegenwärtigen Bitten zu verdrießen, habe es lieber schriftlich tun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken, mein Gewissen mir nicht das mindeste

gezeiget hat, worin ich mir etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen getan, das meinen lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit untertänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem Seinen Tun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonst gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben, und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen

September 1728.

Sein eigensinniger, böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet; denn wenn man nun Alles tut, absonderlich seinen Vater liebet, so tut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht Alles sieht. Zum Andern weiß er wohl, daß ich keinen effeminirten Kerl leiden kann, der keine männliche Inclinationen hat, der sich nicht schämt, weder reiten noch schießen zu können, und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisiret und nicht verschneidet, und ich Alles dieses tausendmal repriman-diret, aber Alles umsonst und keine Besserung in Nichts ist. Zum Andern hoffärtig, recht bauernstolz ist, mit keinem Menschen spricht, als mit Welschen, und nicht populär und affable ist, und mit dem Gesichte Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen tut, als mit der Force angehalten; nichts aus Liebe, und er Alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten Alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort!

Der ſächſiſche Geſandte v. Suhm an ſeinen König Auguſt II. (den Starken) von Polen, Kurfürſten von Sachſen

Der Kronprinz, der das Leben unter dem Vater nicht mehr ertragen zu können glaubte, hatte den Geſandten gebeten, ihm durch Vermittelung ſeines Königs die Erlaubnis zu reiſen, gleichviel wohin, zu erwirken.

Berlin, 21. Oktober 1728.

. . . Endlich kam die St. Hubertusjagd. Die Etikette ſchreibt vor, daß der Kronprinz bei der Tafel dem Könige gegenüber ſitzt und den Wirt macht. Ich ſaß neben ihm und alſo der Königin gegenüber. Sämtliche Tiſchgenoſſen mußten gleichen Zug mit dem Könige im Trinken halten, nur mir ließ er etwas darin nach, weil ich dazu begnadigt worden war, als ich nach Beendigung der Jagd die Taufe erhalten hatte.

Der Kronprinz trank viel, aber nur mit Widerwillen, wie er mir gegenüber ausſprach. Er verſicherte dabei, er werde am nächſten Tage krank ſein. Plötzlich fing dann der Wein an bei ihm zu wirken. Er ſprach ziemlich laut von all den Gründen, die er habe, mit ſeinem Schickſale unzufrieden zu ſein. Die Königin winkte mir fortwährend zu, ihn zum Schweigen zu bringen, und ich ſagte alles mögliche, um dies zu erreichen. Ich bat ihn, das bißchen Vernunft, was ihm noch geblieben war, zu Rate zu nehmen.

Aber es half alles nichts: im Gegenteil, er wandte ſich ganz zu mir hin und ſprach alles aus, was ihm auf die Zunge kam. Und dabei wiederholte er ſtets am Ende jedes Satzes, indem er auf den König hinwies: „Und doch habe ich ihn lieb!“

Da die Tafel ſehr ſchmal war, ſo war ich überzeugt, daß ein Teil ſeiner Äußerungen völlig verſtändlich war, beſonders der ſtets wiederkehrende Schlußſatz.

Mit einem Male fragte mich der König: „Was ſagt er?“

Ich erwiderte, der Kronprinz ſei betrunken und könne ſich nicht mehr halten.

Der König antwortete: „O, er ſtellt ſich nur ſo. Aber was ſagt er denn?“

Ich erwiderte, er habe mich fortwährend in den Arm gekniffen und gesagt, obgleich ihn der König zwinge, zuviel zu trinken, habe er ihn doch lieb.

Der König wiederholte, der Kronprinz stelle sich nur betrunken. Ich entgegnete, ich könne dafür einstehen, daß er es wirklich sei: er habe mich so in den Arm gekniffen, daß ich ihn nicht mehr rühren könne.

Darauf wurde der Kronprinz plötzlich sehr ernst. Dann gewann wieder der Wein die Oberhand, und er fing von neuem an zu schwatzen. Die Königin war darüber sehr verlegen und verließ die Tafel. Alles stand auf, aber nur um sich wieder hinzusetzen. Der General Keppel und ich stellten dem Kronprinzen das Ansinnen, zu Bette zu gehen, da er wirklich nicht mehr imstande war, sich aufrecht zu halten.

Hierauf fing der Kronprinz an zu schreien, er wolle erst dem Könige die Hand küssen. Die andern riefen, das sei recht. Der König lachte, als er sah, in welchem Zustande der Kronprinz war, und reichte ihm die Hand über die Tafel herüber. Aber der Kronprinz wollte auch die andre haben, küßte dann beide abwechselnd, schwor, er liebe ihn von ganzem Herzen, und brachte den König dazu, sich herüber zu biegen, damit er ihn umarmen konnte.

Alle riefen: „Es lebe der Kronprinz!" Das regte den Kronprinzen noch mehr auf, er stand auf, ging um die Tafel herum, umarmte den König innig, ließ sich auf ein Knie nieder und verharrte lange in dieser Stellung, indem er fortwährend zum Könige sprach.

Seine Majestät war tief gerührt und antwortete fortwährend: „Nun, das ist schon gut, werde du nur ein ehrlicher Kerl, sei nur ehrlich" usw. Der ganze Vorgang war außerordentlich ergreifend und rührte die Mehrzahl der Anwesenden bis zu Tränen.

Endlich wurde der Prinz aufgerichtet. Der König hob die Tafel auf. Herr von Keppel, ich und mehrere Offiziere führten den Prinzen in sein Zimmer und brachten ihn ins Bett. Da er nicht in dem Tabakskollegium erschien und ich abends abreiste, habe ich ihn nicht wiedergesehen . . .

Der Familienüberlieferung gemäß dachte man den Kronprinzen mit einer (englischen) Prinzessin aus dem Hause Hannover zu vermählen, seine Schwester Wilhelmine mit dem künftigen englischen Thronfolger. Die Verhandlungen wegen dieser Doppelheirat unter den vier Enkeln Georgs I. von England zogen sich durch Jahre hin.

Der Wiener Hof suchte diese Verbindung zwischen Preußen und England zu verhindern. Der kaiserliche Feldzeugmeister Graf Seckendorf, einst der Waffengefährte Friedrich Wilhelms I., dessen Vertrauen er noch besaß, und ohne diplomatischen Rang oft als geheimer Gesandter des Kaisers in Berlin tätig, gewann mit österreichischem Gelde den General Grumbkow, den einflußreichen Vertrauten des Königs, gegen das von der Königin lebhaft begünstigte englische Heiratsprojekt.

Inzwischen verschlechterte sich das Verhältnis zwischen Vater und Sohn, nicht ohne Schuld der Mutter, immer mehr. Der König erwog sogar die Möglichkeit, den Kronprinzen von der Thronfolge auszuschließen, und in diesem reifte der Entschluß, sich dem unerträglichen Zwang, der unwürdigen Behandlung durch die Flucht zu entziehen. Er hatte sich deswegen schon mit dem ihm befreundeten Leutnant von Katte in Verbindung gesetzt. Eine Reise, die er mit seinem Vater an verschiedene deutsche Höfe machte, ermöglichte ihm den Versuch der verhängnisvoll mißglückte. Die Schwester des Kronprinzen, die spätere Markgrafin von Bayreuth, gibt in ihren Memoiren einen ausführlichen Bericht darüber.

Wilhelmine, Markgräfin von Bayreuth, über den Fluchtversuch des Kronprinzen

Als der Kronprinz in Ansbach ankam, beklagte er sich sogleich beim Markgrafen sehr bitter über die schlechte Behandlung des Königs. Nicht zufrieden, ihn im Innern des Familienkreises zu mißhandeln, hatte dieser ihn auch öffentlich beschimpft; er hatte ihm sogar mehrere Male wiederholt, was ich auch öfters gehört hatte: wäre mein Vater mit begegnet, wie ich dir, so wär ich tausendmal davongelaufen; aber du hast keinen Mut und bist ein bloßer Schurke. — Diese so oft wiederholten Worte brachten endlich den Prinzen zum Entschlusse. Er bat den Markgrafen, unter dem Vorwand eines Spazierritts ihm eines seiner besten Pferde zu geben; da dieser aber etwas von seinem Vorhaben ahnte, wich

er immer aus und verschob diesen Ritt bis zu des Königs Abreise. Da mein Bruder diesen Anschlag vernichtet sah, machte er sogleich einen andern. Einige Meilen vor Ansbach erhielt er die Stafette von Katt, deren ich schon erwähnt habe, den Inhalt der Briefe, welche sie ihm brachte, erfuhr ich aber nie; er antwortete auf der Stelle, daß er in zwei Tagen zu entfliehen gedächte, und daß er ein gleiches tun sollte. Im Haag wollten sie zusammentreffen; zugleich versicherte er ihm, daß seine Flucht gar nicht fehlschlagen könnte, und setzte man ihm nach, so böten ihm die Klöster auf seinem Wege eine Zuflucht dar. Er sandte die Antwort mit einer Stafette ab, vergaß aber unglücklicherweise die Aufschrift nach Berlin zu machen; ein Vetter von Katt stand zehn oder zwölf Meilen davon auf Werbung, und die Stafette, anstatt nach Berlin zu gehen, lieferte die Briefe diesem Katt aus.

Der König war indes bis in die Nähe von Frankfurt gereist, wo er in einem Dorfe übernachtete und genötigt war, mit seinem ganzen Gefolge sein Lager in Scheunen aufzuschlagen. Meinem Bruder ward auch eine zuteil, die er mit dem Obersten Rochow und seinem Kammerdiener teilen sollte. Der König hatte Keiths Bruder zum Pagen angenommen; da der junge Mensch sehr dumm war, hatte mein Bruder nicht für gut befunden, ihn von seinem Vorhaben zu unterrichten, wollte aber demungeachtet aus seiner Dummheit Vorteil ziehen; unter dem Vorwand, in einem benachbarten Dorfe auf verliebte Abenteuer auszugehen, befahl er ihm, ihn früh um vier Uhr aufzuwecken und ihm Pferde zu verschaffen, welches, weil den Tag gerade Pferdemarkt war, sehr leicht war. Der Knabe tat es, aber anstatt meinen Bruder zu wecken, verfehlte er das Bett und weckte den Kammerdiener. Dieser Mensch hatte die Geistesgegenwart, nicht zu tun, als ob er etwas merke und blieb ruhig liegen, um den Verfolg der Komödie abzuwarten. Mein Bruder sprang indes auf, kleidete sich selbst an und, statt seiner Uniform, zog er ein französisches Kleid an, worauf er ausging. Unverzüglich benachrichtigte der Kammerdiener Rochow von dem Vorgang.

der augenblicklich in der größten Bestürzung zu den Generalen in des Königs Gefolge lief: Bodenbrock, Waldow und Derschow; dieser letzte war der größte Spitzbube, den die Erde je trug, er hatte alle Verdienste des Satanas und war außer dem meines Bruders geschworener Feind. Sogleich gingen sie alle vier aus, um ihn zu suchen und nachdem sie den ganzen Flecken vergeblich durchstöbert hatten, fanden sie ihn auf dem Pferdemarkte an einem Wagen gelehnt. Seine französische Kleidung befremdete sie sogleich; anfangs fragten sie ihn sehr ehrerbietig, was er da mache? Mein Bruder hat mir oft gesagt, daß ihn damals Wut und Verzweiflung, sich entdeckt zu sehen, zu dem Äußersten hingerissen hätten; allein es fehlte ihm an Waffen. Er antwortete ihnen also sehr rauh. Rochow sagte ihm darauf: Gnädiger Herr, der König ist aufgewacht und will in einer halben Stunde abreisen, verändern Sie also, um Gottes willen! Ihre Kleidung, ehe er Sie sieht. Mein Bruder verweigerte es und sagte, er wolle spazierengehen, und ehe der König abreise, wieder zurückkehren. Sie stritten noch, als Keith mit den Pferden, die mein Bruder bestellt hatte, ankam; er wollte sich auf eines derselben werfen; allein die Herren umgaben ihn, führten ihn, mochte er wollen oder nicht, in die Scheune zurück und zwangen ihn, seine Uniform wieder anzulegen. Er war wie ein Rasender, mußte sich aber bemeistern lassen. Abends kamen sie nach Frankfurt und den Morgen darauf erhielt der König eine Stafette von Katts Vetter, die ihm die Briefe meines Bruders überbrachte. Der König berief sogleich Rochow und Waldow und teilte ihnen die empfangenen schönen Nachrichten mit. Wie man sagt, soll ihm der Kammerdiener damals schon den Vorgang des vergangenen Morgens gemeldet haben; er befahl den beiden Herren, auf meinen Bruder acht zu geben und mit ihren Köpfen für ihn zu stehen; dann gebot er, ihn unverzüglich in die Jacht zu bringen, auf welcher er den Weg von Frankfurt nach Wesel zu Wasser zurückzulegen gedachte. Seine Befehle wurden sogleich vollzogen — das war am elften August.

Graf Seckendorf an den Kaiser

„alleruntänigste, sehr geheime Relation wegen der vorgehabten Flucht des Königlichen Kronprinzen von Preußen."

Wesel, 14. August 1730.

. . . Es sind bereits von zwei Jahren her Ihro Königliche Majestät von Preußen in Furcht gestanden, daß dero Kronprinz eine heimliche Entfernung im Kopfe habe, weil auf keine Weise sein Humeur mit dem von dem Könige, seinem Herrn Vater, sich vereinbaren konnte. Diese Furcht mag auch wohl die Ursache sein, warum der König die von dem Kronprinzen so hastig gesuchte Reise in fremde Länder abgeschlagen und ihn beständig auf eine bei entstehenden Kriegen zu tuende Kampagne vertröstet. Um aber desto mehr von des Kronprinzen Person versichert zu sein, so ist allen denjenigen, so um Ihre Hoheit gewesen, und sonderlich dem Oberstlieutenant von Rochau anbefohlen worden, genaue Obacht auf ihn zu haben, damit derselbe nicht etwa heimlich entfliehen möchte, welches verursacht, daß sich der Kronprinz an Niemanden von seinen Domestiken vertrauet, im sächsischen Lager aber sonderliche Freundschaft mit dem bei den königlichen Gens d'Armes stehenden Lieutenant von Katte gemacht und mit selbigem sehr vertraulich umgegangen. Der Oberstlieutenant von Rochau, solches wahrnehmend, hat den von Katt, welches zwar ein junger, doch vernünftiger und verständiger Mensch, vor der allzu großen Familiarität mit dem Kronprinzen gewarnt, welche auch damals zum Schein ausgesetzet worden.

Als Ihre Königliche Majestät die Reise nach Anspach und anderen deutschen Höfen resolvirt hatten, standen sie lange an, ob Sie den Kronprinzen mit sich nehmen wollten, hielten aber doch aus vielen erheblichen Ursachen vor besser, denselben bei sich zu haben, als zurückzulassen. Jedoch um seiner Person desto mehr versichert zu sein, mußten in seiner Chaise nebst dem Oberstlieutenant von Rochau noch der Generalmajor von Bodenbruck und der Oberst von Waldau jederzeit mit dem Befehl fahren, daß beständig einer von diesen dreien um den Kronprinzen sein sollte. Man schrieb

es des Kronprinzen Curiosität zu, daß derselbe in Leipzig verschiedene Landcharten, sonderlich von rheinischen und den daran liegenden Gegenden, erkaufen ließ, und vornehmlich von dem Generaladjutanten und Oberst von Kröcher beständig zum Voraus wissen wollte, wie der König seine Marschroute einrichten und wo er allezeit über Nacht zu bleiben gedächte. Als man nach Augsburg kam, ließ der Kronprinz heimlich durch seinen Kammerdiener rotes Tuch zu einem Surtoutrocke kaufen und machte diesem weiß, daß er dieses Tuch zu einem andern Gebrauch destiniret. In Ludwigsburg bei dem Herzog von Württemberg wurde aus diesem Tuche in der Stille ohne jemandes Wissen der Surtoutrock verfertigt, und als man nach Mannheim reisete, so hatte der Kronprinz mit einem von des Königs Pagen, Keith genannt, die heimliche Abrede genommen, daß dieser des Nachts in Sinzheim, allwo der König zu bleiben versichert, Postpferde zum Reiten bestellen sollte, um sich mit selbigen über den Rhein nach Speyer zu begeben. Dieser Anschlag wäre vielleicht bewerkstelligt worden, wenn der König nicht par hazard des Nachts in einem Dorfe Steinfurth, so noch zwei Stunden vor Sinzheim gelegen, geblieben wäre. Doch hatte der Kronprinz in diesem Dorfe durch den genannten Pagen Keith Mittel gefunden, Pferde zu bestellen; weil ihn aber der Oberstlieutenant von Rochau nicht einen Moment quittirte, so mußte er wider seinen Willen sich zur Ruhe begeben und sein Vorhaben aussetzen. Tags darauf sehr frühe befahl der König, daß der Kronprinz vor ihm aufbrechen und seinen Weg nach Mannheim nehmen sollte, und als dessen ungeachtet der König wohl eine Stunde vor dem Kronprinzen nach Mannheim kam und selbigen unterweges nicht angetroffen hatte, so mutmaßte der König, es müßte der Kronprinz Mittel zu entfliehen gefunden haben. Des Königs Unruhe darüber war so groß, daß Ihre Kurfürstliche Durchlaucht von der Pfalz den Stallmeister dem Kronprinzen auf den Weg nach Heidelberg entgegen schickte, der den Kronprinzen auch auf der Route rencontrirte und glücklich nach Mannheim brachte. Mittler Zeit rührte die große Ungute-

tude des Königs des Pagen Keith (welcher dem Könige allezeit auf der Reise zu Pferde gefolgt war) sein Herz, daß er sich dem Könige zu Füßen warf und ihm entdeckte, wie er sich hätte bereden lassen, dem Kronprinzen, wie oben gemeldet, Pferde zu seiner Flucht zu bestellen. Der König ließ sich bei geschehener Ankunft des Kronprinzen nichts merken, daß er davon einige Nachricht erhalten; weil aber par hazard der Intendant, Kommandant und auch einige französische Obersten von Landau andern Tages in Mannheim angekommen (der König mutmaßte, daß solche um des Kronprinzen willen à dessein gekommen), so gab der König dem General Bodenbruck, Obersten Waldau und Oberstlieutenant Rochau nochmalige geschärfte Ordre, den Kronprinzen Tag und Nacht nicht aus dem Gesichte zu lassen.

Als man in Darmstadt Sonntags Abends den 7. August angekommen, sagte der König zu dem Kronprinzen: wie er sich wundere, ihn allhier zu sehen, indem er geglaubt, er wäre schon in Paris. Der Kronprinz antwortete (wie er an mich selbst nach der Hand gesagt), daß, wo er gewollt hätte, er sicherlich in Frankreich sein könnte. Der König gab an oft gemeldete Offiziere den Befehl, den Kronprinzen morgenden Tages bei seiner Arrivirung in Frankfurt nicht in die Stadt zu lassen, sondern sogleich in das zum Abfahren in Bereitschaft stehende Schiff zu bringen. Indessen war dem Könige auch in Frankfurt von andern Orten her Nachricht zugekommen, wie der Eingangs gemeldete Lieutenant Katt einen Diener auf der Post von Berlin abgeschickt, welcher den Weg über Erlangen nach Nürnberg genommen haben sollte. Als man nun zu Bonn, um des Kurfürsten von Köln Durchlaucht eine Visite zu geben, aussteigen wollte, befahl der König den so oft gemeldeten General und Offizieren in meiner Gegenwart, auf den Kronprinzen wohl Acht zu haben und ihn entweder lebendig oder todt wieder auf das Schiff zu bringen. Diese und noch mehr dergleichen harte Reden hörte der Kronprinz mit größter Geduld an, und obwohl ich überhaupt von der Sache informirt war, so wußte doch die bereits nun angeführten Particularitäten

nicht so genau, als ich solche nach der Hand teils durch Ihre Königliche Majestät, teils durch den Kronprinzen selbst erfahren. Denn dieser letztere eröffnete mir in Bonn, wie allerdings wahr, daß seine feste Entschließung gewesen, die Flucht zu nehmen. Die Ursache davon wäre, daß er als ein Prinz von achtzehn Jahren nicht mehr ausstehen könnte, daß ihn der König, wie auch erst im sächsischen Lager geschehen, mit Schlägen tractirte. Aller gehabten Obsicht ungeachtet hätte er sicherlich entfliehen wollen, wenn ihn nicht die Liebe vor die Königin und seine Prinzessin Schwester zurückgehalten hätte. Es gereuete ihn diese Resolution auch gar nicht, und wofern der König nicht unterlasse, ihn mit Schlägen zu tractiren, so würde er seine Resolution noch ins Werk setzen, es koste auch, was es wolle. An Verlust seines Lebens wäre ihm wenig gelegen; nur bedauerte er, daß diejenigen Offiziere, so von der Sache Wissenschaft gehabt hätten, durch ihn sollten unglücklich werden, die doch keine Schuld daran hätten, sondern sich von ihm bereden lassen. Wo der König ihm Pardon für diese Leute versprechen würde, wollte er ihm alles klar entdecken, wo aber nicht, so mochte man ihm den Kopf abschlagen, wollte er doch Niemanden verraten. Die Königin und der Oberst Kalkstein wußten nicht davon, aber vor dem Katte wäre es ihm leid; doch hoffte er, er solle sich salviret haben. Seine geheimen Briefschaften hatte er dem Katte anvertraut und ihm anbefohlen, wenn etwas sollte offenbar werden, selbige zu verbrennen oder ins Wasser zu werfen. Tausend Taler Gold hatte er ihm auch gegeben. Er bäte mich, mit dem Könige von der Sache zu sprechen, und konnte ich ihm keine größere Freundschaft tun, so er lebenslang erkennen würde, als wenn ihm aus diesem Labyrinth hulfe. Nachdem andern Tages daraus in Meurs Gelegenheit gefunden, Ihro Königliche Majestät zu sprechen, so sagte ihm in generalibus von des Kronprinzen Reue, und wie er bereit wäre, alles zu entdecken, wofern der König diejenigen pardonniren wollte, so von der Sache gewußt hätten. Der König versicherte, wo der Kronprinz offenherzig und ohne Falsch, daran er doch sehr zweifelte, alles entdeckte,

wolle er gegen ihn und diejenigen, so daran Teil hätten, Gnade für Recht ergehen lassen. Bei des Konigs Ankunft in Geldern erfuhr man, daß des Pagen Keith sein Bruder, welcher ehedessen bei dem Könige auch Page gewesen, und eben um der Ursache willen, weil er mit dem Kronprinzen allzu große Vertraulichkeit gehabt, zu einem Regiment in Wesel als Lieutenant ungefähr vor einem Jahre geschickt worden, die Flucht aus Wesel bereits vor etlichen Tagen genommen, und weil vermutlich keine andre Ursache sein könnte, als daß er an des Kronprinzen Vorhaben Teil mit gehabt, so wurde der König von Neuem dergestalt entrüstet, daß er den Kronprinzen mit seinen bei sich habenden Offizieren voraus nach Wesel mit Ordre schickte, an dem Rhein seiner Ankunft zu erwarten, woraus man mutmaßte, daß allerdings der König etwas Hartes gegen den Kronprinzen vorzunehmen resolvirt sein möchte, welches auch erfolgte, indem gleich nach Ihro Majestät Ankunft allhier in Wesel der Kronprinz vor dem Könige erscheinen mußte, und als er nicht so offenherzig in der Bekenntnis herausgehen wollen, als der König gehofft, so ist er durch den hiesigen Gouverneur, General Mosel, in dem Kommandantenhause, wo der König auch logirt, in ein apartes Zimmer geführt und mit zwei Schildwachen mit bloßen aufgestoßenen Bajonetten bis nun zu verwahret worden. Der Oberst Derschau hat ihn gestern auf Artikel, so der König selbst aufgesetzt, examiniren müssen. Der Kronprinz hat aber, so viel ich noch zur Zeit erfahren können, nichts weiter gestanden, als daß sein Vorhaben gewesen, über den Rhein nach Landau zu gehen, sich Niemandem zu erkennen zu geben, sondern sofort seine Reise über Straßburg nach Paris zu nehmen, allda incognito Kriegesdienste anzunehmen, mit dem Transport nach Italien zu gehen, sich allda zu signalisiren und folglich hierdurch des Königs Gnade wieder zu erwerben. Wo er das Geld, so er an Katte und Keith gegeben, hergenommen, will er nicht gestehen; so viel aber hat er gesagt: er hätte die Diamanten von dem polnischen Orden, welchen er vom Könige von Polen vor zwei Jahren erhalten, verkauft; soll übrigens am

meiſten bekümmert ſein, daß man den Keith und Katt attrapiren möchte. Von letzterem weiß man gar nichts, wo er ſei, der erſte aber hat ſeinen Weg auf Nimwegen genommen; der Oberſt du Moulin iſt dieſem nachgeſchickt und ſoll trachten, ihn womöglich auszukundſchaften und zu arretiren. Ob Ihre Königliche Majeſtät bei dero in wenigen Tagen erfolgenden Abreiſe den Kronprinzen verwahrt hier laſſen oder mitnehmen werden, weiß man noch nicht. Ich vermute das erſtere, weil man nach Berlin nicht recht kommen kann, ohne das Braunſchweigiſche oder heſſiſche zu berühren, da der König vielleicht fürchtet, man dürfte ihm allda Hülfe leiſten. Was weiter erfolgt, berichte ſobald möglich allerunterthänigſt . . .

Friedrich Wilhelm I. an die Oberhofmeiſterin Frau von Kamecke

Weſel, 13. Auguſt 1730.

Meine liebe Madame de Kamte, ich habe leider das Unglück, daß mein ſohn hat deſertiren wollen mit den pagen Keut, ich habe ihn aretiren laſſen, ich habe meine Frau geſchrieben, ſie mus es ihr von weiten vohrbringen, wan es auch ein paar tage tauern ſolte, das ſie nicht krank wird, der ich ſtehts ihr ergebener Freund bin Fr. Wilhelm.

Der Kronprinz an ſeinen Vater

Weſel, 19. Auguſt 1730.

Ich nehme mir nochmahlen die Freiheit, meinem lieben Papa zu ſchreiben und Ihn hierbei allerunterthänigſt um Erlaſſung meines Arreſts zu bitten, verſichernde, daß Alle was ich meinem lieben Papa geſaget oder ſagen laſſen, wahr ſei. Wor ferner noch Soupçons gegen mich ſeien, ſo wird die Zeit weiſen, daß ſolche nicht gegründet ſeien, und verſichere, daß ich eine ſolche böſe Intention, wie gemeint wird, nimmer gehabt habe. Ich bitte alſo meinen lieben Papa um ſeine Gnade und verbleibe zeitlebens mit unterthänigſtem Reſpect . . .

Von Wesel, wo der brave General Mosel den wütenden König davor bewahrte, am eigenen Sohn persönlich zum Mörder zu werden, wurde der Kronprinz nach Küstrin überführt und, wie auch sein Freund Katte, gefangen gehalten, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Dieses lehnte als nicht zuständig die Verurteilung des Kronprinzen ab und erkannte gegen Katte auf lebenslängliche Einkerkerung. Der König, hiermit nicht zufrieden, bestand auf Todesstrafe Kattes und ließ diesen am 6. November vor dem Fenster des Kronprinzen hinrichten, der das Furchtbare dieses Erlebnisses nie verwunden hat.

Friedrich Wilhelm I. an den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau

11. September 1730.

. . . Was die Inquisition anlangt, die gehet fort. Katte ist fertig; des bösen Friderich seine müssen sie noch nach Küstrin hin zu verhören, alsdann über gesprochen werden kann. Indessen ist gewiß, daß England von Allem gewußt, aber die Desertion abgeraten. Der böse Mensch hat an König von England geschrieben, sich über mir beschweret, daß er so übel und nit [nach] seinem Karakter gehalten würde, und würfe sich ins Königs Protection, er möchte ihn auf- und annehmen. Mit dem Brief hat er den englischen Residenten aus dem sächsischen Lager gesandt nach London, und der auch wiedergekommen, bevor ich nach das Reich verreiset. Der König hat ihm abgeraten, nit zu desertieren. Der böse Mensch hat zu dem Resident gebeten, an König zu bitten, er möchte ihm 17000 Taler geben, seine Schulden zu bezahlen, die sich nur auf 9000 Taler belaufen. Inquisit darauf geantwortet hätte, daß er mehr gefordert hätte, daß er noch was übrig hätte; also man sein treffliches Gemüte erkennen kann. Gott bewahre alle ehrlichen Leute vor ungeratene Kinder. Es ist ein groß chagrin, doch ich habe vor Gott und der Welt ein reines Gewissen . . .

Das Urteil des Kriegsgerichts

Cöpenick, 28. Octbr. 1730.

In Sachen der von S. K. H. dem Kron-Printzen in Preußen mit denen gewesenen Lieutenants von Katte und von Kait verabredete, aber nicht zu Stande gebrachte Flucht betreffend; haben von S. K. M. in Preußen zu dem in Cöpenick darüber zu haltenden Kriegs-Gericht wir allergnadigst commandirte und vereidigte Praeses und Assessores nach Vorlesung derer desfals ergangenen Acten alles reiflich erwogen. Und da S. K. M. in Dero unterm dato Wusterhausen den 22. October 1730 wegen dieses Kriegs-Gerichts ergangenen und uns publicirten Ordre allergnädigst befohlen, solches auch über obgedachten Dero Cron-Printz zu halten, so finden wir zwar nicht allein vor uns selbst aus denen Acten, sondern auch aus des Cron-Printzen zu unterschiedenen Malen und insonderheit fol. 276 des zweiten Voluminis derer in dieser Sache ergangenen Acten und Protocollum bestehenen Bekenntnis und demütigen Erkenntnis gegen S. K. M., daß Er unrecht getan und dieselbe beleidiget, aber auch nunmehro mit der allerdemütigsten Submission gegen S. K. M. geheiligte Person durch erwehnte ad acta beschehene Declaration und Abbitte solche Beleidigung in dem Arrest sehr bereuet und S. K. M. als Königs und Vaters Beahndung und Willen sich in allen ergiebt, auch da er als ein junger Printz Anfangs sich übereilet und nachher von bösen Menschen durch ihren Beifall, gegebenen Ratschlägen und Versicherung ihrer Hilfe und Mitflucht in solchen dessein unterhalten worden, dieses seines begangenen Unrechts Vergebung und Gnade bittet; übrigens die von dem Cron-Printz intendirte, aber nicht exequirte Flucht, und was S. K. M. Dero Cron-Printzen wegen bisherigen Ungehorsams und sonst insbesondre vorhalten lassen, als eine Staats- und Familien-Sache anzusehen, so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Protestat über seinen Sohn betrifft, und welche einzusehen und zu beurteilen ein Kriegs-Gericht sich nicht erkühnen darf, als finden wir uns zu schwach und unvermögend, darüber

ein Decisum oder Sentenz abzufassen, und müssen wir vielmehr alles S. K. M. höchsten und väterlichen Gnade überlassen.

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

die spätere Markgräfin von Bayreuth, die ihm unter allen Geschwistern am nächsten stand. Auch durch die leidenschaftliche Liebe zur Musik waren beide verbunden, und nach der poetischen Phantasie der beiden Virtuosen verkörperten sich die Instrumente zu märchenhaften Wesen: der verwunschene Prinz (Wilhelminens Saitenspiel) huldigte der Principessa des Kronprinzen, seiner sanften Flöte.

Küstrin, 1. November 1730.

Meine liebe Schwester, das Kriegsgericht, welches jetzt zusammentritt, wird mich für einen Ketzer erklären: wenn man nicht in allen Punkten der Meinung des Herren ist, so ist man eben ein Erzketzer. Sie können sich die niedliche Behandlung, die mir bevorsteht, leicht denken. Ich selbst kümmere mich herzlich wenig um die Flüche, die gegen mich geschleudert werden sollen, wenn ich nur weiß, daß meine liebenswürdige Schwester auf meiner Seite steht. Wie werde ich mich freuen, wenn weder Riegel noch Gitter mich weiter hindern, Ihnen meine herzliche Freundschaft auszusprechen! . . .

Glauben Sie, liebe Schwester, wenn ich nur weiß, daß Sie glücklich sind, so wird mir der Kerker ein glücklicher und angenehmer Aufenthalt. Wer Zeit gewinnt, lebt, sagen die Italiener, und damit wollen wir uns trösten.

Aus Herzensgrunde wünschte ich, nicht brieflich mit Ihnen reden zu müssen und die seligen Tage wieder zu erleben, welche Ihren Principe und meine Principessa Küsse austauschen sehen, oder um es einfacher auszudrücken, an welchen ich das Vergnügen haben werde, mit Ihnen sprechen und Ihnen die Versicherung geben zu können, daß nichts auf Erden meine Liebe für Sie schwächen kann. Leben Sie wohl. Der Gefangene.

Friedrich Wilhelm I. an den Feldprediger J. E. Müller

Wusterhausen, 3. November 1730.

Würdiger, lieber Getreuer, Ich kenne Euch zwar nicht, aber Ich habe von Euch viel Gutes gehört, daß Ihr ein frommer rechtschaffener Prediger und Diener des Wortes Gottes seid. Also da Ihr bei Occasion der Execution des Lieutenant Katt nach Cüstrin kommet, so befehle ich Euch nach der Execution oben bei den Cron Prinz zu gehen, mit Ihm zu raisonniren und Ihm vorzustellen, daß, wer Gott verließe, der würde von Ihm wieder verlassen, und wenn Gott einen verließe und seinen Segen abzöge, der Mensch nichts gutes, sondern lauter böses täte. Er möchte in sich gehen, Gott recht von Herzen um Vergebung bitten vor die schwere Sünde, so er begangen und Leute mit verführet, davon einer letzo sein Leib und Leben hätte müssen einbüßen.

Woferne Ihr nun den Cron-Prinz zerknirscht findet, sollet Ihr Ihn animiren, auf die Knie mit Euch zu fallen, und auch die Officiers, die bei Ihm sein, und Gott mit tranenden Hertzen um Vergebung bitten.

Ihr müsset aber alles mit guter Art und Vorsicht tun, denn Er ein verschlagener Kopf ist, und müßet Ihr wohl acht geben, ob alles auch mit einer wahren Reue und gebrochenen Hertzen geschehe . . .

Nachricht von des Herrn Lieutenandts von Kattens Todt den 9. November 1730

Aus einer 1731 zu Cöln erschienenen Flugschrift

Nachdem der Executions-Tag des Lieutenants von Katten den 9. November feste gestellet war, wurde das Traurige Anschauen zu Cüstrin auf dem Schlosse gemacht und zwar gerade gegen des Konigs Cron-Printzen Zimmer über, früh Morgens um 5 Uhr, auch ihme, dem Cron-Prinz durch zwei Capitains die vollziehende Execution wissend gemacht, und sagten Ihm, wie daß sie Ordre hatten Ihm mit Gewalt darzu anzuhalten

diese Execution mit anzusehen, dafern er aber nicht gehen könte, man Ihm darzu führen solte.

Morgens gegen 10 Uhr wurde der Lieutenandt mit einer Mannschaft Soldaten, welche man von der Armee genommen und den Gefangenen zu Cüstrin Convoyirten biß zu dem Creyß geführet, welcher von der Garnison geschlossen war; So bald Er in den Creyß getreten, so erschien der Cron-Printz in dem Fenster, von zwei Capitains begleitet, und nach dem Er seine Augen starck auf den Lieutenant geworffen, die gleichsam in Tränen schwumen, so schrie er auf Frantzösisch hart, mit einer beweglichen Stimme: Also zu mein lieber Katte, ich bitte dich um Vergebung, daß ich dich in das Unglück worinnen Du jetzo steckest, gestürtzet habe; hierauf versetzte der Lieutenant aufs beweglichste: Mein gnädigster Cron-Printz, sie haben nicht Ursach mich um Verzeihung zu bitten, wenn ich zehen Leben zu verliehren hätte so wolte ich sie gern darum geben, wann nur Eure Königliche Hoheit mit Dero Herrn Vater dem König dadurch könnten versöhnet werden. Hierauf überreichete man ihm den Inhalt seines Todes-Urthels, und im Durchlesen desselben verwandte er auch kein Auge von dem gegen überstehenden Cron-Printzen; als er sich nun dem wegen dieser Execution hierher gebrachten Hauffen Sandes näherte, so kleidet er sich gantz gelassen und getrost aus, fiel nieder auf die Knie und nach dem er dem Cron-Printzen mit der einen Hand zum Zeichen seines letzten Abschieds noch einen Demuths-vollen Hand-Kuß zugeworffen, so nahm er mit der andern Hand seine Schlaf-Mütze vom Haupt herab, hielte sie vor die Augen, indem wurde ihm der Kopff abgeschlagen, bey dessen Erblickung der Cron-Printz gantz ohnmächtig zurücksanck und nicht mehr gesehen wurde. Der Cörper blieb biß Nachmittage um 2 Uhr in seinem Blute auf dem fatalen Platz dieses nie erhörten Trauer-spiels liegen; Nach diesen kamen etliche gemeine Bürger, und legten den traurigen Rest dieses unglücklichen Officiers in einen Sarg von vier Dielen und trugen denselben auf den Soldaten GOttes-Acker, um der Erden einzuverleiben.

Mitte November sandte der König eine Kommission unter dem General von Grumbkow nach Küstrin, vor welcher der Kronprinz den Eid ablegte, dem Willen des Königs „strikte und gehorsamlich nachzuleben, und in allen Stücken zu tun, was einem getreuen Diener, Untertan und Sohn gehöret und gebühret. Woferne er aber wieder umschlagen und auf die alten Sprünge kommen würde, sollte er der Kron und Kur bei der Succession verlustig gehen".

Nun wurde ein strenger Stundenplan festgesetzt, nach dem der Kronprinz als „wirklicher Rat" in Finanz und Polizeisachen bei der Kammer in Küstrin zu arbeiten hatte. Der Vater wünschte, er solle sich überzeugen, „daß kein Staat bestehen könne sonder Wirtschaft und gute Verfassung, und daß ohnstreitig das Wohl des Landes davon dependiere, daß der Landesherr alles selbst verstehet und ein Wirt und Ökonomus ist: sonsten, wann dieses nicht geschiehet, das Land den Favoriten und Premierministern zur Disposition bleibet, welche den Vorteil davon haben und alles in Konfusion setzen". Die ganze Tätigkeit des Sohnes aber wollte der Vater nach dem Grundsatz geregelt wissen: „Fritz soll nicht bloß unterschreiben, er soll selbst arbeiten."

Noch verlangte der Vater, daß der Kronprinz den calvinistischen Lehrsatz von der göttlichen Gnadenwahl aufgebe, den dieser gegen den Feldprediger Müller mit theologischem Scharfsinn verteidigte. An den Rand der Meldung einer schweren Erkrankung des Kronprinzen schreibt Friedrich Wilhelm höhnisch und zornig: „Wie er prädestiniret ist, wird alles gehen, wo was Gutes an ihm wäre, würde er sterben, aber davon bin ich gewiß, daß er davon nit stirbet, denn Unkraut vergehet nit." Nach langem Widerstreben trat der Kronprinz der Ansicht seines Vorgesetzten, des Kammerdirektors Hille, daß es sich schließlich bei der Verteidigung der Prädestinationslehre doch nur um ein Spiel mit Worten handle, bei und gab dem Vater in diesem Sinne den geforderten Widerruf ab.

Der Kronprinz an seinen Vater

Küstrin, 28. November 1730

Allerdurchlauchtigster König und Vater. Ich erkenne mit aller Submission die Gnade, so Sie mir erwiesen, und will öfters erlauben, an Sie zu schreiben und meinen untertänigsten Respect und Treue zu versichern, und versichere hierbei allerunterthänigst, daß Sie aus meiner ganzen

dulte erſehen werden, daß ich aus Submiſſion und Gehorſam Alles tun werde, Dero Befehl Genüge zu tun.

Ich kann ſonſt nicht genugſam Gottes Wege hier, auch in Führung meines Unglücks erkennen, da er mich zwar durch manchen ſauern und rauhen Tritt geführet, aber auch gewiß ſich einen guten Zweck vorbehält, und bin verſichert, daß er es ſo ausführen wird zu ſeiner Ehre und ſo, daß Sie dabei vollkommen von meiner Submiſſion verſichert werden können, ſo daß, wo Sie Urſach zu glauben gehabt, ich wäre Ihnen ungehorſam, Sie ſich jetzo vollkommen des Gegenteils verſichern können: wo Sie geglaubet, ich wäre Ihnen untreu, Sie ſich jetzo gewiß meiner vollkommenen Treue zu verſichern haben; wo Sie auch in übrigen Stücken einige üble Opinion von mir gehabt, Sie in allen Stücken ſehen werden, daß ich, ſoviel möglich, redreſſiren werde.

Geruhen Sie denn jetzo, dieſe Zeilen von dem Ihnen nunmehro gehorſamen Sohn mit einem gnädigen Anblick zu ſehen, und erlauben Sie mir, daß ich mir verſichern darf, daß der Gott, der die Herzen der Könige regieret wie die Waſſerbäche, Ihres, o mein Vater, alſo regieren wird, daß, nach ſo lange wohlverdienter Entziehung Ihrer Gnade, ich mich inskünftige ſo viel von Dero Gnade werde zu rühmen haben, als wie ich bishero über Ihre väterliche Züchtigungen habe klagen können . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen.

Potsdam, den 3. Mai 1731.

Ich habe Euren Brief wohl erhalten, darin Ihr mir danket wegen der geiſtlichen Bücher, die Ich Euch geſchicket habe. Wollte Gott, Ihr hättet Meinem väterlichen Rat und Willen von Jugend auf gefolget, ſo wäret Ihr nicht in ſolch Unglück verfallen; denn die verfluchten Leute, die Euch inſpiriret haben, durch die weltlichen Bücher klug und weiſe zu werden, haben Euch die Probe gemachet, daß alle Eure Klugheit und Weisheit iſt zu nichts und zu Quark geworden. Hättet Ihr des Vaters treuen Vermahnungen Euch wollen

untergeben, ware es Euch gewiß gut gegangen; und wenn Euch der liebe Gott das Leben giebet und Euch bekehret, oder, wenn Ihr Euch gleich nicht bekehret, nur wenn Ihr zu Eurem völligen Alter kommet, Ihr möget es wollen oder nicht wollen, Euer Gewissen Euch immer überzeugen wird, daß alle meine Vermahnungen, die Ich Euch von der kleinsten Kindheit bis jetzt getan habe, Euch an der Seele, vor der coquetten Welt, für meine Armee, Länder und Leute heilsam gewesen sind. Da Ihr aber in allen Occasionen schnurgerade dawider gehandelt, könnet Ihr die bösen Leute, die wider Euer eignes Bestes geredet und Euch meine Verfassung sowohl, als Meine Person jederzeit odieux gemachet, jetzt am Besten erkennen, ob dieselben redlich mit Euch umgegangen oder nicht; denn Ihr sollet persuadiret sein, auf alle Chapitres, was passiret, daß Ich mehr weiß, als was Ihr habet bei der Commission ausgesaget; also sollet Ihr hier wieder eine Probe haben, daß alle Falschheit in der Welt nichts hilft und nichts so klein gesponnen, es kommt Alles wieder an die Sonnen. Also hättet Ihr besser getan, wenn Ihr hübsch die Wahrheit ausgesaget, wie Alles gewesen; dadurch hatte Ich noch gesehen ein aufrichtiges Herz. Gott gebe aber, daß Euer falsches Herz durch Euern Arrest möge vollkommen gebessert werden, und daß Ihr Gott möget vor Augen haben, alle die verdammten prädestinatischen Sentiments aus Eurem bösen Herzen mit Christi Blut abwaschen. Das gebe der allmächtige Gott der Vater, Gott Sohn, Gott heiliger Geist, um Jesu Christi willen. Amen. Alle frommen Untertanen und Leute sprechen hiermit von Herzen Amen.

Friedrich Wilhelm I. an den kronprinzlichen Hofmarschall von Wolden zu Kustrin

25. Mai 1731.

... Er soll nur meinen Willen tun, das französische und englische Wesen aus dem Kopf schlagen, und nicht als preußische, seinem Herrn und Vater getreu sein, und ein deutsches Herz haben, alle Petitmaitre-, französische, poli-

tische und verdammliche Falschheit aus dem Herzen lassen und hingegen Gott fleißig anrufen um seine Gnade, denselben nicht aus den Augen setzen, so wird Gott alles so wenden, wie es ihm zeitlich und ewig nützlich sein wird...

Der Kaiserliche Feldzeugmeister Graf Seckendorf an den Prinzen Eugen

Berlin, 19. Juni 1731.

Grumbkow berichtet aus Küstrin, daß er bei seiner Durchreise allda den Hille zu sich kommen lassen und gemacht, daß der Kronprinz an den König geschrieben und um Erlaubnis bitten werde, ihm en passant die Hände zu küssen. Geben Sie dem Prinzen von Bevern Nachricht, damit er Acht gibt, ob der Brief Eindruck macht. Dem Kronprinzen habe drei Prinzessinnen zur Heirat vorschlagen lassen: die Gothaische, Eisenachsche und Bevernsche. Er ist resolvirt zu heiraten, indem er sieht, daß ehender keine gänzliche Befreiung zu hoffen. Er hat sich resolvirt vor die Bevernsche, unter der Bedingung, daß sie nicht dumm oder unangenehm ist, fürchtet aber, der König werde ihm so wenig geben, daß er davon nicht leben könnte.

Übrigens sagte er mir, er wäre ein großer Poet geworden, er könnte in zwei Stunden hundert Verse machen, er sei Musiker, Moralphilosoph, Physiker und Mechaniker. Er will weder General sein noch Krieg führen und sich um keine Einzelheiten der Verwaltung kümmern, sondern sein Volk glücklich machen, gute Minister auswählen und sie schalten lassen ...

General von Grumbkow an den Grafen Seckendorf

Protokoll über die Zusammenkunft des Königs mit dem Kronprinzen.

15. August 1731.

Nachdem Seine Königliche Majestät gestern in Küstrin angelangt, begaben Sie sich sofort ins Gouvernement unter Begleitung vieler hundert Menschen. Nachdem Sie in einer Kammer abgetreten, beorderten Sie den Generalmajor von

Lepel, Obersten von Derschau und mich hereinzugehen. Der König befahl hierauf dem Geheimen Rat von Wolden, den Kronprinzen aus seinem Hause nach dem Gouvernement zu bringen, welcher denn auch in wenig Minuten in Gesellschaft des von Rowedel und von Natzmer in das Zimmer hereintrat, worin Seine Königliche Majestät waren.

Sobald Seine Königliche Majestät sich nach dem Kronprinzen umwandten, fiel derselbe Sie zu Füßen. Nachdem Seine Königliche Majestät ihm befohlen aufzustehen, sagten Seine Königliche Majestät mit sehr ernsthafter Miene:

Ihr werdet Euch zu besinnen wissen, was nunmehro vor Jahr und Tag passiret ist, und wie schändlich Ihr Euch aufgeführet, auch was vor ein gottloses Vornehmen Ihr gehabt. Da ich Euch nun von Jugend auf bei mir gehabt und Euch also wohl kennen müssen, habe ich alles in der Welt getan mit Guten und Bösen, um Euch zum ehrlichen Manne zu machen, und da ich Euer böses Vornehmen schon einigermaßen soupçonniret, habe ich Euch aufs aller rudeste und härteste im sächsischen Lager tractiret, in Hoffnung, Ihr würdet in Euch gehn und eine andre Conduite annehmen, mir Eure Fauten offenbaren und um Vergebung bitten, aber alles umsonst, und seid Ihr immer verstockter geworden.

Wenn ein junger Mensch Sottisen tut in Courtoisiren, liederliche Händel anfängt und dergleichen, solches kann man noch als Jugendfehler pardonnieren, aber mit Vorsatz Lachetéen und dergleichen garstige Action zu tun, ist impardonnable.

Ihr habt gemeint, mit Eurem Eigensinne durchzukommen, aber höre, mein Kerl, wenn Du auch 60 und 70 Jahre alt wärst, so sollst Du mir nichts vorschreiben. Und da ich mich bis Dato gegen Jedermann souteniret, wird es mir an Mitteln auch nicht fehlen, Dich zur Raison zu bringen.

Wie habe ich es nicht in allen Occasionen ehrlich mit Euch gemeint: wie ich das letzte Mal Nachricht kriegte von Euren Schulden, wie hab ich Euch väterlich vermahnt, mir Alles zu entdecken. Ich wollte Alles bezahlen, Ihr solltet mir nur die Wahrheit sagen. Worauf Ihr mir gesaget, Ihr

wäret über die benannte Summe noch 200 Taler schuldig, welche ich denn bezahlet und meinen Frieden mit Euch gemacht. Nachhero hat es sich aber gefunden, daß Ihr überdem noch viele Tausende schuldig gewesen, und da Ihr nun gewußt, daß Ihr es nicht bezahlen können, so war es so gut, als wäre das Geld gestohlen worden . . .

Seine Königliche Majestät frugen ihn hernach, ob seine Intention nicht wäre gewesen, nach England zu gehn? So er mit Ja beantwortete, worauf Seine Königliche Majestät sagten: Nun höret die Suiten an! Eure Mutter würde in das größte Unglück geraten sein, weil ich sie naturellement soupçonnirt haben würde, als wenn sie mit von der Sache gewußt; Eure Schwester hätte ich lebenslang an einen Ort gesetzet, wo sie weder Sonne noch Mond beschienen hätten. In das Hannöversche wäre ich mit meiner Armee gezogen und hätte alles brennen und sengen lassen, sollte ich auch mein Leben, Land und Leute sacrificiret haben. Seht, das sind die Früchte Eures unbesonnenen und gottlosen Verfahrens. Und da ich Euch sonsten in allerhand Krieges- und Civil-Commissionen wollen employiren, wie dürft Ihr Euch nun nach einer solchen Action vor meinen Officieren und übrigen Bedienten zeigen? Das Einzige, was dieses repariren kann, ist, daß Ihr mit Hintersetzung Eures Blutes suchet, diese Faute zu repariren.

Worauf der Kronprinz sich wehmütig zu Seiner Königlichen Majestät Füßen warf, bittend, ihn auf die härtesten Proben zu stellen, und wollte er alles ausstehen, Seiner Königlichen Majestät Gnade und Estime wiederzugewinnen; darauf Ihro Königliche Majestät ihn frugen: Hast Du Katten verführt oder hat Katte Dich verführt? Worauf der Kronprinz ohne hästitiren antwortete: Ich habe ihn verführt.

Worauf Seine Königliche Majestät replicirten: Es ist mir lieb, daß Ihr einmal die Wahrheit gesagt.

Sie continuirten ferner: Wie ihm das Leben von Cüstrin gefiele? Ob er noch so eine Aversion vor Wusterhausen und seinen Sterbekittel, wie er ihn genannt, zu tragen? Es könnte

sein, daß ihm des Königs Compagnie nicht anstünde; es wäre wahr, er, der König, hätte keine französischen Manieren, könnte auch keine Bonmots auf die Petitmaitres-Manier hervorbringen, welches er für die größten Bärenheutereien hielte. Er wäre ein deutscher Fürst, und würde als solcher leben und sterben. Er möchte nun sagen, was er mit seinen Caprizen und opinatren Herzen gewonnen, da er alles das gehaßt, was Er geliebt, und wenn Er, der König, einen distinguiret, so hätte er ihn mepriſiret. Wenn ein Officier wäre in Arrest gekommen, hätte er ihn beklaget und sich seiner angenommen. Seine rechten Freunde, und die es ehrlich mit ihm meinten, hätte er gehaßt und verläumdet, diejenigen, so ihn flattiret und in seinem bösen Vorhaben gestärkt, hätte er caressirt. Er sähe nun die Früchte davon, indem seit etlicher Zeit in Preußen und in Berlin keiner nach ihm gefragt, ob er in der Welt wäre oder nicht, und wenn nicht einer oder der andre aus Custrin gekommen wäre und erzählt hätte, daß er mit den Ballons spielte und französische Haarbeutels trüge, so hätte man nicht gewußt, ob er lebte oder todt wäre.

Hernach kamen Seine Majestat auf seine Principia in der Religion, und zeigten ihm aufs allerbundigste, was für horrible Suiten aus dem absoluto decreto, darinnen man Gott für einen Urheber der Sünde machet, daß Christus nicht für alle Menschen gestorben wäre, entspringen.

Worauf denn der Kronprinz hoch und teuer versicherte, daß er nunmehr ganz Seiner Majestat christlichen und orthodoxen Meinung beistimme.

Worauf Ihro Königliche Majestat ihn väterlich und zartlich vermahnten, daß, wenn bei ihm Gottlose sich gegen seine Pflichten, gegen Gott, den König und das Vaterland äußerten, sollte er alsobald auf seine Knie fallen und Jesum Christum inbrünstig bitten, ihn durch Hülfe des heiligen Geistes von solchen bösen Vornehmen zu entledigen und auf bessere Wege zu bringen. Und wenn es ihm von Herzen ginge, würde Jesus, der alle Menschen selig haben wolle, ihn nicht unerhört lassen

Worauf Seine Königliche Majestät ihm das Vergangene, in Hoffnung auf bessere Aufführung, gänzlich vergaben, welches der Kronprinz mit der größten Gemütsbewegung annahm, des Königs Füße küßte und viele Tränen vergoß.

Und da Seine Königliche Majestät in eine andere Kammer gingen, folgte ihm der Kronprinz, und da es die Gelegenheit gab, von Seiner Königlichen Majestät Geburtstag zu reden, so ließ der Kronprinz solche innerliche Freude merken, sich zu des Königs Füßen werfend, daß ihn Seine Königliche Majestät zuletzt umarmten, und da Seine Königliche Majestät sich in den Wagen setzten, küßte der Kronprinz Seiner Königlichen Majestät in Presence vieler hundert Menschen die Füße, und Seine Königliche Majestät umarmten ihn und sagten, daß, weil Sie glaubten, daß seine Reue aufrichtig wäre, wollten Sie nun auch weiter für ihn sorgen, welches denn in dem Kronprinzen solche Freude setzte, die man mit keiner Feder exprimiren kann; worauf Seine Königliche Majestät wegfuhren und sich zu Wasser nach Sonnenburg begaben . . .

Aus der Neuen Instruktion für den Geheimen Rat von Wolden,

Hofmarschall des Kronprinzen in Küstrin, auch für die Kammerjunker des Kronprinzen von Natzmer und von Rohwedel.

Potsdam 21. August 1731.

. . . Des Morgens soll der Kronprinz wöchentlich drei Mal auf die Krieges- und Domänenkammer gehen, der Nachmittag aber soll vor Ihn sein zu reiten und zu fahren, zu dem Ende Seine Majestät ihm Pferde und Wagen schicken werden. Der von Wolden soll ihm auch zuweilen des Nachmittags ein plaisir machen, auf dem Wasser zu fahren, Enten zu schießen und solche Lust machen, die permittiret ist. Es soll aber jederzeit, wo der Kronprinz hingehet, reitet oder fährt, einer von Sie drei bei Ihm sein, daß er niemals allein ist, auch mit niemanden allein sprechen kann und derjenige soll sodann davor reponsable sein, daß er bei kein Mädgen oder Frauensmenschе kommt und soll derselbe auch jederzeit bei ihm

ſchlafen. Der Kronprinz ſoll mit keinem korreſpondiren als mit des Königs und der Königin Majeſtäten, an welche Er ſchreiben kann ohne daß die Briefe geöffnet werden. Sonſt wird dem Kronprinzen permittiret, alle Mahlzeiten zwei Gäſte zu bitten, wehm Er will, auch alle Wochen zweimal zu Gaſte zu gehen. Es muß aber der von Wolden verhüten, daß kein Frauenzimmer mit dabei zugegen iſt, ſondern lauter Mannsperſonen. Franzöſiſche Bücher, auch deutſche weltliche Bücher und Muſik bleibet ſo ſcharf verboten, wie jemals geweſen; ingleichen Spielen und Tanzen und ſoll bei Leib und Leben von alle Dehm, ſo hierin verboten, nichts ſtatuiret werden und ſoll der von Wolden den Kronprinz jederzeit auf ſolide Sachen führen . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen.

Potsdam, den 28. Auguſt 1731.

Mein lieber Sohn, Ich habe Deinen Brief wohl erhalten und mit Freuden erſehen, daß Du Dich itzo zur Practique der haushaltung appliciren wolleſt, nachdem Du die Theorie ziemlich ſollſt gelernt haben; daher es itzo freilich auf die Übung und Practique in der Ökonomie ankommt.

Du ſchreibſt mir auch, daß Du itzund lieber ein Soldat ſein wolleſt. Doch glaube Ich, daß Dir dieſes nicht recht von Herzen gehe und Du mir nur flattiren wolleſt, da Du doch weiſſeſt, was ich vom Flattiren halte. Denn Ich Dich von Jugend auf wohl habe kennen lernen, auch Alles angewandt habe, Dir eine rechtmäßige Ambition, Luſt und Inclination zum Soldatenhandwerk zu inſpiriren. Ich habe aber nicht reuſſiret, weil Du die Ambition in hoffart verkehrt haſt, und, anſtatt einer rechten Luſt, Liebe und Application zum handwerk, einen rechten Widerwillen dagegen getragen, daß es alle Leute obſerviren konnen, daß es Dir kein Plaiſir, ſondern eine rechte Laſt ſei. Wie Du denn auch Dich gegen Fremde und Einheimiſche darüber beklaget haſt, und ein Soldat, der Ambition und rechtſchaffene Luſt dazu hat, wie ich Dir tauſendmal geſaget habe, auch eine Inclination haben muß zu allem

dem, was männlich ist, und nicht zu dem, was weibisch ist; daß er sich selbst nicht schonen, sondern sich sogleich exponiren und einfinden muß, wenn es Occasionen gibt, sich zu zeigen; der ferner nach keiner Kälte noch Hitze was fraget, noch nach Hunger und Durst, und die stärksten Fatiguen, die da sein können, gerne ausstehet.

Du hast aber in allen Stücken gegen Mich einen Abscheu davor gezeiget, und wenn es auf Jagden, Reisen und andere Occasionen angekommen, hast Du allezeit gesuchet, Dich zu schonen, und lieber ein französisches Buch, des bons mots oder ein Komödien-Buch, oder das Flötenspiel gesuchet, als den Dienst oder Fatiguen.

Du hast ferner eine Compagnie gehabt, die gewiß schön, gut und tüchtig war, und doch habet Ihr Euch gar nicht darum bekümmert, daher Ich glaube, wenn ich Dich ja wieder zum Soldaten machte, daß es Dir doch nicht von Herzen gehen werde. Aber was gilt es, wenn ich Dir recht Dein Herz kitzelte, wenn ich aus Paris einen maitre de klüte mit etlichen zwölf Pfeifen und Musique-Büchern, imgleichen eine ganze Bande Komödianten und ein großes Orchester kommen ließe, wenn Ich lauter Franzosen und Französinnen, auch ein paar Dutzend Tanzmeister nebst einem Dutzend petits-maîtres verschriebe, und ein großes Theater bauen ließe; so würde Dir dieses gewiß besser gefallen als eine Compagnie Grenadiers; denn die Grenadiers sind doch, nach Deiner Meinung, nur Canailles, aber ein petit-maître ein Französchen, ein bon mot, ein Musiquechen und Komödiantchen, das scheinet was Nobleres, das ist was Königlicheres, das ist digne d'un prince.

Dieses sind Deine Sentiments, wenn Du Dich recht prüfen willst; zum wenigsten ist Dir dieses von Jugend auf von Schelmen und Huren eingeflößet worden, und hast Du diese Sentiments gehabt bis in Cüstrin. Nun weiß ich nicht, wie Deine jetzigen Inclinationes sind, also Ich auch Deine weitere Aufführung sehen muß, ob es Dein aufrichtiger Ernst sei, Dich mehr und mehr zur Wirtschaft zu appliciren, und Mir, Deinem Vater und Herrn, Deinen kindlichen und unter-

tänigen Gehorsam zu erzeigen, höflich und obligeant gegen alle Leute zu sein und eine veritable Ambition zu haben. Denn die Ambition, die moderiret ist, ist recht und löblich, hingegen die Hoffart stinkend, und ist gegen Gottes Willen und ein Abscheu der Menschen.

Also werde Ich erst zusehen, ob Du ein guter Wirt werden willst, und ob Du mit Deinem eigenen Gelde nicht mehr so liederlich umgehen wirst, als Du vordem getan; denn ein Soldat, der kein Wirt ist, und mit dem Gelde nicht auskommen kann, sondern nichts sparet und Schulden machet, dieses ist ein recht unnützer Soldat . . .

Also vermahne Ich Dich, daß Du Dich recht auf Deine eigene Menage und Haushaltung befleißigest, Dein Geld wohl handtierest, fleißig Acht gibest, wie man einen Umschlag machen und die Sachen, die nötig sind, wohlfeiler kaufen und also jedesmal etwas ersparen konne; und daß Du Dein Geld nicht für Döschen, Etuichens, bernsteinerne und andere Bagatellen verschwendest. Alsdann wenn Ich sehen werde, daß Du ein guter Wirt wirst und selbst mit Deinen Sachen vernünftig haushalten lernest und dabei eine gute Conduite und schuldigsten Respect und Gehorsam gegen mich haben wirst, Ich auch bei Dir eine ernstliche Inclination zum Soldatenwesen verspüre, so werde ich Dich wieder zum Soldaten machen.

Ich bin übrigens mit väterlicher Liebe Dein getreuer Vater bis in Tod Fr. Wilhelm.

Der Kronprinz an Frau Oberst von Wreech

Am 27. August hatte der Kronprinz den Oberst von Wreech [illegible] von Küstrin, besucht und sich in die junge Schloßfrau verliebt, [illegible] machte. Sie erlaubte ihm, sie als Cousine anzureden, wußte aber [illegible] Verhältnis in den Grenzen der Freundschaft zu halten. Frau von [illegible] ihn, halb scherzhaft halb prophetisch, den großen [illegible]

Küstrin, 20. September 1731

Meine liebe, vortreffliche Cousine, Da ich glaube, daß Sie eine meiner besten Freundinnen in der ganzen Umgegend sind, so will ich es nicht unterlassen Ihnen mitzuteilen, daß gegenwärtig die Art und Weise festgesetzt wird,

in welcher ich meinen Einzug in Berlin halten soll. Die Sache verhält sich ungefähr so, wie ich die Ehre habe Ihnen auseinanderzusetzen.

Erstens soll eine Herde Schweine vor mir hergehen und dabei aus Leibeskräften nach Schweineart quieken. Treiben soll sie einer meiner Lakaien, der sich auf dem Marsche ihrer Erziehung annehmen wird.

Dann kommt eine Herde Hammel und Schafe ebenfalls unter Führung eines meiner Bedienten, hierauf ein Trupp Podolischer Ochsen, welcher unmittelbar vor mir verwandelt. Für mich selbst ist folgender Aufzug in Aussicht genommen:

Ich sitze auf einem großen, möglichst einfach aufgezäumten Esel. Statt der Pistolen habe ich zwei Säcke mit verschiedenen Sämereien an den Seiten hängen. Statt auf Sattel und Schabracke sitzt meine edle Gestalt auf einem Mehlsacke, statt der Reitpeitsche einen Knüttel in der Hand und statt des Helmes einen Strohhut auf dem Korfe. Dem Esel zur Seite schreiten statt der Lakaien ein halbes Dutzend Bauern mit Sensen, Pflügen und andern Ackerwerkzeugen. Selbstverständlich gehen sie nach dem Takte und mit der nötigen Würde einher . . .

General Graf Schulenburg, Kommandeur der Grenadiere in Landsberg, an General von Grumbkow

4. Oktober 1731.

Ich bedaure lebhaft, daß es mir nicht möglich war, das Vergnügen zu haben, Euer Excellenz vor meiner Abreise zu sehen. Ich reiste morgens zwischen sieben und acht ab und langte abends vor sieben Uhr in Küstrin an . . .

Gleich nach dem Diner ging der Kronprinz in eine Fensternische und rief mich. Er sagte: Haben Sie nichts darüber gehört, was aus mir werden soll?

Ich erwiderte: Es wird behauptet, Eure Königliche Hoheit sollten zur Hochzeit nach Berlin zurückkommen. Von der weiteren Zukunft habe ich aber nichts gehört. Da Sie jedoch Freunde haben, so werden dieselben nicht verfehlen,

für Sie zu wirken. Herr von Grumbkow hat mir mitgeteilt, er wolle versuchen, den König dazu zu bewegen, Ihnen ein Regiment zu geben, damit Sie eine Beschäftigung hätten.

Diese Nachricht schien ihm Freude zu machen.

Sogleich nahm ich mir die Freiheit, zu ihm zu sagen: Gnädiger Herr, augenblicklich liegt es in Ihrer eigenen Hand, an Ihrem Glück oder Ihrem Unglück zu arbeiten. Inwiefern? Führen Sie sich gut auf, so gewährt der König Ihre Wünsche: damit müssen Sie absolut anfangen.

Ich tue nichts, was dem Könige mißfallen könnte. — Das wäre jetzt wahrlich auch zu früh. Ich spreche vielmehr von der Zukunft. Das erste, was ich Ihnen empfehle, ist Gottesfurcht. Gibt sich der Mensch erst Mühe, ein Christ zu werden, so kann er alle Leiden ertragen und wird Herr über seine Leidenschaften. Es ist nur eine Stimme darüber, daß Sie die Gesinnungen eines Ehrenmannes haben: das ist ein guter Anfang, aber ohne Gottesfurcht erstickt die Leidenschaft selbst die besten Gesinnungen. Sie müssen darnach streben, der Welt ein fleckenloses Leben zu zeigen, und sich vor allem davor in acht nehmen, sich den Frauen hinzugeben. Vermeiden Sie diesen Fehler nicht, so wird Ihnen das bißchen Vergnügen tausendfachen Ärger bereiten . . .

Der Kronprinz erwiderte, er sei jung und könne sich in diesem Punkte nicht beherrschen. Gott sei gut, und das seien nur kleine Sünden. Um den König brauche er sich nicht zu kümmern, sobald er nur nichts gegen ihn oder den Staat tue . . .

Darauf sprach der Kronprinz von der Prinzessin von Mecklenburg und fragte mich, ob ich etwas über sie gehört hätte.

Ich erwiderte, man habe im Publikum in Wien darüber gesprochen, ich hätte aber die ganze Sache für ein Hirngespinst angesehen, da sich ganz Europa der Vereinigung zweier so gewaltiger Reiche widersetzen würde. Außerdem schiene mir das Projekt noch in weitem Felde zu sein, da die Kaiserin noch sehr jung und es im Falle ihres Todes doch

noch nicht ausgemacht sei, ob sie die Prinzessin zu ihrer Nachfolgerin ernennen würde. Ja selbst wenn dieser letztere Punkt sicher sei, so könne man immer noch nicht wissen, ob das Volk damit einverstanden sein würde. Zum Schlusse fragte ich: Möchten Eure Königliche Hoheit wohl zu einem andern Glauben übertreten?

„Nein, das würde ich nicht tun!" — Oder würden Sie darauf verzichten, den preußischen Thron zu besteigen? „Nein; da wäre ich ein schöner Narr." — Nach einer Pause fuhr er fort: Ist der Kaiser so günstig für uns gestimmt, so kann er mir ja seine zweite Tochter geben.

Eure Königliche Hoheit sprechen nicht im Ernst.

Wieso? Er kann ihr ja ein paar Herzogtümer als Mitgift geben.

Das wird er niemals tun; gäbe er der einen Tochter eine solche Mitgift, so bräche er mit der Pragmatischen Sanktion und spielte dem Könige von Polen und dem Kurfürsten von Bayern in die Hände. Außerdem müßten Sie auch in diesem Falle eine andre Religion annehmen.

Das werde ich niemals tun.

Da Eure Königliche Hoheit so viel vom Heiraten sprechen, so nehme ich an, daß Sie wünschen, sich zu verehelichen.

Das nicht, aber der König besteht darauf. Ich bin bereit, ihm zu gehorchen. Nachher lasse ich meine Frau ihrer Wege gehen und lebe, wie es mir gefällt . . .

Bald darauf machte der Kronprinz dem Grafen Schulenburg einen Gegenbesuch in Landsberg, worüber dieser u. a. an Grumbkow schreibt: „Tugend und Gottesfurcht ist nicht in ihm. Ich stellte ihm die Offiziere meines Regiments vor. Er empfing sie wie ein König. Es ist kein Zweifel, daß er fühlt, wer er ist, und wenn er dies werden sollte, wird er es geltend zu machen wissen."

Am 21. November 1731 fand in Berlin die Vermählung der Prinzessin Wilhelmine, der Lieblingsschwester des Kronprinzen, mit dem Markgrafen von Bayreuth statt. Der Kronprinz hatte die Erlaubnis erhalten, an den Feierlichkeiten teilzunehmen, erschien aber erst zwei Tage nach der Hochzeit auf einem großen Ball, den der König gab. Dieser empfing ihn sehr herzlich. Am nächsten Tage fand seine Wiederaufnahme in die Armee statt. Der Vater bestand aber darauf, daß der Kronprinz den

Winter noch in Küstrin zubringen sollte, um seine kameralistischen Studien zu beenden. Nach seiner Rückkehr dorthin schrieb der Kronprinz an den König: „Ich erkenne die Gnade, die mir mein allergnädigster Vater getan, mir wieder zum Offizier zu machen. Finden Sie eine falsche Ader an mir, die Ihnen nicht ganz ergeben, so tun Sie mit mir nach Ihrem Willen."

Der Kronprinz an seinen Vater

Küstrin, 22. Dezember 1731.

Allergnädigster König und Vater,

Ich übersende meinem allergnädigsten Vater hierbei in aller Unterthänigkeit einen Brief, so ich vom Herzog von Würtemberg mit heutiger Post bekommen habe, und erwarte meines allergnädigsten Vaters Befehl, wie, oder ob ich nicht darauf zu antworten habe. Mittwoch bin ich nach Soldin gewesen, und habe bei dem Markgrafen Carl gespeiset, und bin von dar nach Tarzig gegangen, wo das neue Vorwerk künftig Frühjahr fertig wird gebaut werden. Von da bin ich Donnerstag nach Marienwalde gereiset, von wo der neue Pachtanschlag gemacht wird; es wird ein Plus von sechs hundert vierzig und einigen Thalern herauskommen; außerdem wird ein unnützes Holz dabei gerodet, wovon der Ackerbau meinem allergnädigsten Vater gewiß zwei hundert Thaler einbringen wird. Der Landmesser, habe ich gefunden, daß er sich versehen hatte im Brachlande, und habe es alsofort nochmals vermessen lassen; auch habe ich zu erinnern gefunden, daß die Bauern alle Tage mit einem Pferde hofedienste tun müssen, welches ihr größter Ruin ist, und habe dem Departements-Rat gesaget, ob es nicht anginge, daß sie die Woche dreimal mit zwei Pferden die Dienste täten. Er findet solches auch, gleich wie ich; der Amtmann ist auch sehr wohl damit zufrieden, dieweil er nicht täglich die Dienste nötig hat, und wenn er sie gebrauchet, zwei Pferde ihm besser warten können; er will auch vierzig Stuk Ochsen sich anschaffen, und ist Weide genug, um sie zu ernähren. Die Bauern sind mit diesem nicht gänzlich zufrieden, es ist aber gewiß ihr

eigener Vortel, und wenn man es ihnen wird haben begriffen machen, so werden sie gewiß damit content sein. Übrigens ist die Wirtschaft in einem recht guten Stande; der Amtmann ist ein tüchtiger Mensch und macht seine Sachen recht gut. Von da bin ich eine Nacht zu Cranzin bei Rohwedell gewesen, woselbst Markgraf Carl, der Oberst Haßler und der Rittmeister Goltz auch hinkamen. Gestern bin ich wieder zurückgekommen und heute und morgen werde meine Andacht haben. Mittwoch werde nach Crossen reisen. Weilen mein gnädigster Vater mir erlaubt, mir eine Gnade bei ihm auszubitten, so bitte, Er seie so gnädig und schicke mir das Reglement, wovor ich jederzeit unterthänigst Dank sagen werde . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen

Berlin, 23. Dezember 1731.

Mein lieber Sohn, Ich habe Euer Schreiben wohl erhalten, und bin Ich mit demjenigen, was Ihr mir berichtet habt, sehr content; wenn Ihr dasjenige, was Ihr wegen der Bauern ihrer Dienste angeführet, vor Euch alleine beobachtet und ausfindig gemacht habt, seid Ihr schon weit in der Wirtschaft gekommen; denn das ist ein sehr nötiger Punkt, daß die Dienste auf einen solchen Fuß, wie Ihr vorgeschlagen habet, geführet werden; daher approbiere Ich denselben vollkommen, und wenn Ihr dergleichen in andern Ämtern mehr observiret, wird Mir lieb sein, wenn Ihr eine bessere Einrichtung zu machen suchtet . . . Ich werde Euch auch das Reglement überschicken, sobald ich nach Potsdam komme. Ich habe nur hier noch etwas zu thun, dann gehe ich nach Potsdam; sodann sollet Ihr auch das versprochene Pferd haben, denn Ich wollte Euch gerne ein recht gut Pferd schicken; Ihr müsset Euch nur noch so lange gedulden. Betreffend den Brief an den Herzog von Würtemberg, denselben müsset Ihr wieder beantworten.

Gegen Ende seiner Küstriner Zeit überreichte der Kronprinz dem Vater eine Arbeit: „Plan wegen des Commerzii nach Schle-

sien." Damals schrieb er: „Ich sitze bis über die Ohren in meinem schlesischen Handel und er macht mich so zerstreut, daß, wenn man mich fragt, ob ich zum Rindfleisch Senf haben will, ich im Stande bin zu antworten: ‚Sehen Sie in der neuen Zollrolle nach!' Ja, das hat etwas auf sich. Ich kann mich einer Sache nicht halb ergeben. Ich muß immer kopfüber hinein."

über die Vorliebe des Kronprinzen für die Franzosen schreibt der Kammerdirektor Hille: „Die Deutschen kennt er so gut wie garnicht. Sein früherer Potsdamer Umgangskreis hat dem Ideal geistreichen Wesens und feiner Form, das er sich durch die Lektüre französischer Bücher gebildet hat, nicht entsprochen. Daher die seltsame Vorliebe für die Franzosen: er glaubt, daß sie so sind, wie sie in ihren Büchern sich selbst schildern. Die Franzosen, die er zu sehen bekommen hat, bringen ihn von diesem irrigen Vorurteil nicht zurück. Denn entweder, sagt er, sie sind durch den Umgang mit Deutschen etwas verdorben, oder er entdeckt Verdienste an ihnen, die ihnen selbst unbekannt geblieben sind . . . Außerdem tut er sich auf eine überaus peinliche Höflichkeit zu Gute, selbst Leuten gegenüber, die tief unter ihm stehen. Im Allgemeinen ist seine Gesinnung edel und hilfbereit, viel eher wird ihn unangebrachtes Mitleid ablieren lassen als der entgegengesetzte Fehler . . . Ich wünsche sehnlich, daß dieser Prinz alle anderen übertreffen möge zum Wohl des kommenden Geschlechts. Und dazu bedarf es nur noch eines Geringen."

Indessen drohten neue Heiratspläne die Versöhnung zwischen Vater und Sohn wieder in Frage zu stellen. Dieser erklärte: „Ich werde niemals eine Frau nehmen, es sei denn aus den Händen der Frau Markgrafin von Baireuth."

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Ende Dezember 1731.

. . . Was das Gespräch der Kaiserin betrifft, so gestehe ich, daß sie mir mehr Vergnügen machen würde, mir eine ihrer Töchter anstatt eine ihrer Nichten zu geben. Jedenfalls entschließe ich mich noch zu nichts, und solange mein mich Junggeselle bleiben läßt, werde ich Gott danken, es zu sein; und wenn ich mich verheirate, werde ich gewiß ein sehr schlechter Ehemann sein, denn ich fühle in mir weder genug Beständigkeit noch genug Liebe zum weiblichen Geschlecht, um glauben zu können, ich würde sie in der Ehe in mich aufnehmen, und der bloße Gedanke an

meine Frau ist mir eine so verhaßte Sache, daß ich nicht ohne Abneigung daran denken kann. Trotzdem würde ich immer alles aus Gehorsam tun, aber niemals in guter Ehe leben . . .

19. Januar 1732.

. . . Was Ihre oder vielmehr Degenfelds[1]) Nachricht über die Prinzessin von Mecklenburg[2]) betrifft, konnte ich sie nicht vielleicht heiraten, wenn sie in dieses Land kommt und Rußland vergißt? Sie würde eine Mitgift von zwei oder drei Millionen Rubel erhalten, und stellen Sie Sich vor, wie ich damit leben würde. Ich glaube, das könnte gelingen. Die Prinzessin ist lutherisch, vielleicht wird sie auch nicht zur griechischen Religion übertreten wollen. Madame Adercast, die ihre Erzieherin ist, wird sie auch ermuntern, darein zu willigen, und um so mehr, als sie keine Sicherheit auf Nachfolge hat. Keinen dieser Vorteile finde ich bei dieser Prinzessin von Bevern[3]), die nach dem, was viele Leute, selbst vom Hofe des Herzogs, sagen, keineswegs schön ist, wenig spricht und ein Klotz ist. Die gute Kaiserin hat auch selbst so wenig, daß die Summe, die sie ihrer Nichte geben würde, sehr mäßig sein würde . . .

26. Januar 1732.

. . . Was die Prinzessin von Bevern angeht, so kann man darauf rechnen, daß sie, wenn man mich zwingt, sie zu nehmen, verstoßen werden wird, sobald ich Herr sein werde, und ich glaube, daß die Kaiserin davon nicht sehr erbaut sein würde. Ich will nicht, daß meine Frau ein Dummkopf ist; ich muß mit ihr vernünftig reden können, sonst ist es nicht mein Fall . . .

1) preußischer Gesandter in London. 2) Anna, Enkelin des Zaren Iwan. 3) Elisabeth Christine, geb. 1715, Nichte der Kaiserin Elisabeth Christine, der Gemahlin Karls VI., die eine Prinzessin von Braunschweig-Blankenburg war.

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen

Potsdam, den 4. Februar 1732.

Mein lieber Sohn Fritz, Es freuet Mich sehr, daß Ihr keine Arznei mehr brauchet. Ihr müßt Euch noch etliche Tage schonen vor der großen Kälte, denn Ich und alle Menschen schrecklich von Flüssen incommodiret sind; also nehmt Euch hübsch in acht. Ihr wißt, Mein lieber Sohn, daß, wenn Meine Kinder gehorsam sind, Ich sie sehr lieb habe, so, wie Ihr zu Berlin gewesen, Ich Euch alles von Herzen vergeben habe und von der Berliner Zeit, daß Ich Euch nicht gesehen, auf nichts gedacht, als auf Euer Wohlsein und Euch zu etabliren, sowohl bei der Armee als auch mit einer ordentlichen Schwiegertochter, und Euch suchen, bei Meinem Leben noch zu verheiraten.

Ihr könnt wohl persuadiret sein, daß Ich habe die Prinzessinnen des Landes durch andere, so viel als möglich ist, examiniren lassen, was sie vor Conduite und Education; da sich denn die Prinzessin, die älteste von Bevern, gefunden, die da wohl aufgezogen ist, modeste und eingezogen, so müssen die Frauen sein.

Ihr sollt mir ehe Euer Sentiment schreiben. Ich habe das haus von Katsch gekauft, das bekommt der Feldmarschall als Gouverneur, und das Gouvernementshaus werde lassen zurecht bauen und alles meubliren, und Euch soviel geben, daß Ihr allein wirthschaften könnt, und will Euch bei der Armee im April commandiren.

Die Prinzessin ist nicht häßlich, auch nicht schön. Ihr sollt keinem Menschen was davon sagen, wohl aber der Mama schreiben, daß ich Euch geschrieben habe. Und wenn Ihr einen Sohn haben werdet, da will Ich Euch lassen reisen; die hochzeit aber vor zu kommendem Winter nicht sein kann. Indessen werde sehen Gelegenheit zu machen, daß Ihr Euch etliche mal sehet in allem honneur, doch damit Ihr sie noch lernet kennen. Sie ist ein gottesfürchtiges Mensch, und dieses ist alles, und comportable sowohl mit Euch als mit den Schwiegereltern . . .

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

5. Februar 1732.

... Der Brief des Königs war sehr gnädig, aber er erhielt den Punkt von der verfluchten Prinzessin von Bevern. Ich habe mit aller Unterwürfigkeit geantwortet, und habe gesagt, daß der König in allem meinen Gehorsam erkennen solle, und daß er, da er es für angemessen halte, daß ich diese häßliche Kreatur sehe, er ja dann selber urteilen könnte, ob sie mir paßt oder nicht, und daß ich im übrigen nicht verfehlen würde, seinen Befehlen zu gehorchen. Ich habe mich immer mit dem Degen auszeichnen und keine Gunst des Königs erlangen wollen als durch dieses Mittel ... Ich beklage diese arme Person; denn das wird eine unglückliche Prinzessin mehr in der Welt sein ...

Küstrin, 11. Februar 1732.

... Nur eine Bedingung muß ich dem Herzog von Bevern stellen, daß nämlich das corpus delicti bei ihrer Großmutter erzogen wird. Lieber will ich Hahnrei oder der gehorsame Knecht meiner Zukünftigen werden als eine Närrin heiraten, die mich durch ihre Albernheiten ärgert, und die ich mich schämen muß, andre Leute sehen zu lassen. Ich bitte Sie, sich in diesem Sinne zu bemühen, denn wenn man so wie ich die Romanheldinnen verabscheut, so fürchtet man die spröde Tugend: die schlechteste Berliner Hure wäre mir lieber als eine Heilige, der ein halbes Dutzend Frömmler an der Schürze hängen. Wenn es nur noch möglich ist, ihr etwas Bildung zu geben! Ich bezweifle es. In jedem Falle muß ich darauf bestehen, daß sie bei ihrer Großmutter erzogen wird. Ich bin überzeugt, lieber Freund, daß Sie, was Sie nur können, zur Erreichung dieses Zieles beitragen werden.

Es hat mich etwas bekümmert, daß der König über mich im Zweifel ist, obgleich ich ihm bei einer Sache meinen Gehorsam gezeigt habe, welche meinen Anschauungen diametral widerspricht. Wie kann ich ihm denn einen noch vollgültigeren

Beweis liefern, wenn er seine Zweifel nicht aufgeben will? Und wenn ich mich auch dem Teufel verschreiben wollte, es würde doch immer die alte Leier sein.

Glauben Sie aber deshalb nicht, daß ich den Herzog, die Herzogin oder ihre Tochter irgendwie rücksichtslos behandeln will. Ich weiß zu genau, was ich ihnen schuldig bin, und achte ihre guten Eigenschaften zu hoch, als daß ich mich nicht in den Grenzen des strengsten Anstandes halten würde, selbst wenn ich sie und ihre Nachkommenschaft wie die Pest haßte . . .

Küstrin, 18. Februar 1732.

. . . Noch einmal, mein Herr: wenn die Prinzessin nicht angenehm ist, und wenn sie dumm ist, so werde ich sie niemals nehmen. Und wenn man sich auf den Kopf stellt, so wird man doch nicht zum Ziele kommen. Denn ich will mich nicht für immer unglücklich machen. Ich verweigere nicht die Heirat an sich; aber könnte ich doch wenigstens die Prinzessin von Eisenach oder die Schwester von der nehmen, die man mir aufladen will. Meiner Schwester hat man in ihrem Arrest die Wahl zwischen drei Prinzen gelassen und mich will man zu einer bestimmten Prinzessin zwingen: Ein solches Vorgehen wird immer getadelt werden. Ich bitte Sie um der Wunden Jesu Christi willen, sorgen Sie doch dafür, daß man mich nicht zu einer Person zwingt; aber wenn man mich denn verheiraten will, werde ich heute noch der Prinzessin von Eisenach, Christiane, die Hand bieten. Ein Vater kann wohl zu seinem Sohne sagen: „Ich will nicht, daß du die und die hast", aber er kann ihn nicht zu einer bestimmten Person zwingen . . .

Der Kronprinz an seinen Vater

Cüstrin, den 19. Februar 1732

Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Brief zu empfangen, und ist mir lieb, daß mein allergnädigster Vater von der Prinzessin zufrieden

ist. Sie mag sein, wie sie will, so werde jederzeit meines allergnädigsten Vaters Befehle nachleben; und mir nichts Lieberes geschehen kann, als wenn ich Gelegenheit habe, meinem allergnädigsten Vater meinen blinden Gehorsam zu bezeigen, und erwarte in alleruntertänigster Submission meines allergnädigsten Vaters weitere Ordre . . .

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Küstrin, 19. Februar 1732.

Teuerster Freund. Urteilen Sie selbst, lieber General, ob ich Grund habe, sehr entzückt von der Beschreibung zu sein, welche Sie von dem abscheulichen Gegenstande meiner Wünsche entwerfen. Um Gottes willen, klären Sie den König über die Sache auf, und bringen Sie ihn dazu, sich zu erinnern, daß die Dummen gewöhnlich die allereigensinnigsten Menschen sind . . .

Wenn der König nur bedenken wollte, daß er mich für mich und nicht für sich verheiratet. Er selbst wird ja tausendfachen Ärger davon haben, wenn er zwei Leute zusammen sieht, die sich hassen, Zeuge von der unglücklichsten Ehe der Welt ist und die gegenseitigen Klagen anhört, deren jede ein Vorwurf für ihn sein müßte, der uns unser Joch auferlegt hat. Als guter Christ möge er darüber nachdenken, ob es gut getan ist, zwei Menschen zwingen zu wollen, den Grund zu einer Scheidung zu legen und den Anlaß zu all den Sünden zu geben, die aus einer unglücklichen Ehe entstehen . . .

Es bleibt mir immer noch ein Ausweg. Eine Pistolenkugel kann mich von meinem kummervollen Leben befreien. Ich glaube nicht, daß der liebe Gott mich deshalb verdammen wird; im Gegenteil, er würde Mitleid mit mir haben und mir statt eines jammervollen Lebens die Seligkeit bescheren.

Sehen Sie, auf solche Gedanken kann die Verzweiflung einen jungen Menschen bringen, dessen Blut nicht so langsam rollt wie das eines siebzigjährigen Mannes . . .

Der General von Grumbkow an den Kronprinzen

20. Februar 1732.

Vorgestern hat der König endlich mit mir gesprochen. Er nahm mich auf seinem Spaziergange in den Park mit und setzte mir alle seine Gründe rücksichtlich der fraglichen Heirat auseinander. Seine Erwägungen waren so ernst und wohl begründet, daß ich ihm nur beistimmen konnte, um so mehr, als er mir mitteilte, Eure Königliche Hoheit sei bereit zu gehorchen und verlange nur, die fragliche Person zu sehen — ein Punkt, den ich auch meinerseits stark betonte.

Es würde zu weit führen, die ganze Unterhaltung wiederzugeben, da dieselbe mehrere Seiten füllen dürfte. Ich hob besonders fünferlei hervor: Erstens Sie nicht gleich zu einem formellen Versprechen zu veranlassen, sondern Ihnen Zeit zu geben, das junge Mädchen kennen zu lernen. Dies gab der König zu.

Zweitens die Heirat nicht zu beeilen. Auch dies wurde zugestanden.

Drittens: der König möge Ihnen sein ganzes Vertrauen schenken und Sie nicht allein als seinen Sohn, sondern auch als seinen Freund ansehen.

Der König erwiderte: Ist er so, wie Sie ihn schildern, so wird es gewiß dazu kommen. Ich fürchte nur, es ist nicht von Dauer. „Ich sehe ja ein," fuhr er fort, „wir dürfen nicht immer zusammen sein. Deshalb soll er seine eigene Häuslichkeit haben; sehen wir uns dann, so wird es etwas Neues für uns beide sein."

Viertens bat ich den König, Eure Königliche Hoheit zu schonen und alles mit Milde zu tun. Mit Milde und durch Überredung könne man, sagte ich, alles bei Ihnen erreichen. Auch damit war der König einverstanden.

Fünftens sprach ich den Wunsch aus, der König möge Sie beschäftigen und Ihnen die Möglichkeit gewähren, zu reisen und die Welt zu sehen. Der König antwortete, daß

werde von dem Benehmen Eurer Königlichen Hoheit abhängen.

Tausend andere Einzelheiten spare ich für eine mündliche Mitteilung auf.

Mittags, ehe wir zu Tische gingen, sagte der König zu mir: „Nehmen und lesen Sie." Dabei übergab er mir einen Brief Eurer Königlichen Hoheit, worin Sie sich ohne Einschränkung zu allem bereit erklären.

Der König fragte: „Was meinen Sie dazu?" Ich erwiderte: „Nun, was sagen Majestät zu einem so gehorsamen Sohne? Was können Sie noch weiter verlangen?"

Er erwiderte mit Tränen in den Augen: „Heute ist der glücklichste Tag meines Lebens!" Darauf ging er mit dem Herzoge von Bevern in das Nebenzimmer, wo beide sich mehrere Male küßten. Niemals habe ich den König so glücklich gesehen . . .

Potsdam, 21. Februar 1732.

Beim Erwachen erhalte ich den schönen Brief Eurer Königlichen Hoheit, über den ich außer mir bin. Was! Während Eure Königliche Hoheit dem Könige alles zugestehet, reden Sie als Verzweifelter und wollen, daß ich mich auf eine Sache einlasse, die mir den Kopf kosten kann! Nein, gnädiger Herr, das Hemde sitzt mir näher als die Jacke . . . Ich bin zu gottesfürchtig, um mich einem Prinzen anzuschließen, der sich ohne jeden Grund den Tod geben will. Was wollen Sie erst tun, wenn der liebe Gott Sie durch wirkliches und fühlbares Unglück niederbeugt? Kurz, gnädiger Herr, Sie mögen der geistvollste Mann auf Erden sein, aber Sie denken nicht so, wie ein Ehrenmann und ein Christ denken muß, und wer nicht so denkt, für den gibt es keine Rettung.

Ich rate Eurer Königlichen Hoheit nichts weiter als sich zu beruhigen. Der Herzog und die Herzogin sind zu vernünftig, um Ihnen die Prinzessin aufzuzwingen. Übrigens habe ich dieselbe nicht so beschrieben, wie sie wirklich ist; denn sobald der eine sagt: „das ist eine Schönheit", findet

der andere tausend Fehler an ihr. Ich sage Ihnen, die Prinzessin hat keine Ahnung von dem, was über sie beschlossen ist. Ich glaube, sie würde, ohne sich zu grämen, abreisen, wie sie angekommen ist . . .

Nie werde ich vergessen, was mir der König in Wusterhausen sagte, als ich, während Eure Königliche Hoheit noch auf der Festung in Kustrin war, Ihre Partei nehmen wollte. „Nein, Grumbkow, denket an diese Stelle, Gott gebe, daß ich nicht wahr rede, aber mein Sohn stirbt nicht eines natürlichen Todes, und Gott gebe, daß er nicht unter Henkers Hände komme!" Ich zitterte bei diesen Worten, denn der König wiederholte sie zwei Male: das ist die Wahrheit, oder ich will nie Gottes Angesicht sehen und keinen Teil an dem Verdienste unsers Herrn haben.

Ich sehe ein, daß ich nach allem, was ich schreibe, die Gnade Eurer Königlichen Hoheit verlieren muß, aber ich bin völlig darauf vorbereitet. Eure Königliche Hoheit wollen mir gestatten, mich von jedem Einfluß auf Ihre Angelegenheiten zurückzuziehen . . .

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Kustrin, 22. Februar 1732

. . . Was habe ich denn gesagt, das verdiente, daß man auf eine so plötzliche Art mit mir bricht? Vielleicht weil ich mich nicht zu einer Heirat zwingen lassen wollte, die, nach Ihrer eigenen Beschreibung, mir zuwider ist? Gibt es etwas Unvernünftigeres als das? Aber man hält mir entgegen, ich hatte mich dem Könige gegenüber verpflichtet. Ich appelliere darüber an Sie, mein Herr, ob das sich verpflichten heißt, wenn ich schreibe, daß ich mein ganzes Leben den untertänigen Gehorsam, den ich den Befehlen des Königs schulde, an den Tag legen würde, daß ich ihm in jeder Sache meine blinde Unterwerfung zeigen würde aber daß ich sein Gegenstand sehen müßte. Was wollen Sie denn, daß ich sage? Sind das nicht Dinge die ich ihm immer sage? Soll ich mich dem Willen des Königs widersetzen, ohne die Person

gesehen zu haben? Das würde unvernünftig sein. Aber wenn sie mir gar nicht gefällt, so werde ich diesen Knäuel mit dem Könige entwirren, und er ist zu gerecht, um mich für immer unglücklich zu machen. Gott verzeihe es denen, die diese Verwirrung angerichtet haben, denn alles Übel, was daraus hervorgehen kann, wird auf ihr Gewissen kommen. Ich kenne, mein Herr, zwischen dem König und mir keine verschiedenen Interessen; wir haben dieselben, und wer dem Könige dient, dient mir, und wer mir dient, dient dem Könige . . .

Am 26. Februar 1732 verließ der zwanzigjährige Kronprinz Küstrin. Als er sich vom Präsidenten von Münchow verabschiedete, fragte ihn dieser, was wohl dereinst nach der Thronbesteigung diejenigen von ihm zu erwarten hätten, die in den jetzt beendeten Zeiten des Zwiespaltes mit dem Vater gegen ihn Partei ergriffen. „Ich werde feurige Kohlen auf ihr Haupt sammeln," antwortete der Kronprinz. Am Tage nach seiner Ankunft in Berlin hielt der König für ihn bei dem dort anwesenden Herzog von Braunschweig-Bevern um dessen Tochter Elisabeth Christine, eine Nichte der Kaiserin, an. Am 10. März fand in Gegenwart von dreihundert Zeugen die feierliche Verlobung statt. War schon vorher des Kronprinzen gedrücktes Wesen aufgefallen, so verrieten seine Tränen beim Wechseln der Ringe vollends, wie es um ihn stand. Aber die Höflinge beglückwunschten den König zu den Freudentränen seines Sohnes . . .

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Berlin, 6. März 1732.

Teuerste Schwester. Am nächsten Montag findet meine Verlobung in derselben Weise statt wie die Ihrige. Die Braut ist weder hübsch noch häßlich, nicht ohne Verstand, aber sehr schlecht erzogen, schüchtern und ohne irgendwelche rechte Lebensart: dies ist ihr leibhaftiges Bildnis. Darnach können Sie beurteilen, liebste Schwester, ob sie mir gefällt oder nicht. Ihr größtes Verdienst ist der Umstand, daß sie mir die Möglichkeit verschafft hat, Ihnen zu schreiben, was meine einzige Erholung während Ihrer Abwesenheit ist . . .

Noch vor seiner Verlobung war der Kronprinz zum Obersten des Goltzschen Regiments, das in Ruppin stand, ernannt worden. Er sollte vor allem dafür sorgen, „daß sein Regiment kein Salatregiment wäre". Der junge Oberst sprach mit wenig Ehrerbietung von dem „Exerzierteufel" im preußischen Dienste und nicht ohne Ironie von seiner eigenen militärischen Ambition, doch begann er langsam am Soldatenwesen einigen Gefallen zu finden.

Graf Seckendorf an den Kronprinzen

6. April 1732.

Gnädiger Herr, einem wahren und sehr eifrigen Diener Eurer Königlichen Hoheit liegt das glücklicherweise wiederhergestellte gute Einvernehmen in der königlichen Familie so sehr am Herzen, daß er nicht umhin kann, Eure Königliche Hoheit darauf aufmerksam zu machen, wie alle unsre Sorge darauf gerichtet sein muß, dasselbe zu erhalten, und wie die Furcht besteht, daß während Ihres Aufenthalts in Küstrin notwendigerweise einige Schulden gemacht worden sind, die jetzt durchaus bezahlt werden müssen, ohne daß die Sache zur Kenntnis des Königs kommen darf, der, wenn er davon Wind bekommt, möglicherweise glauben könnte, das Geld sei übel angewandt worden.

Zuerst werden Eurer Königlichen Hoheit fünfhundert Dukaten übergeben werden, um damit die Schulden zu bezahlen. Da jedoch die einmalige Bezahlung der gesamten Schulden Verwunderung erregen könnte, so wird es klug sein, monatliche Abzahlungen zu leisten und selbst die vertrautesten Freunde glauben zu lassen, daß jene Zahlungen aus den Ersparnissen der königlichen Monatsgelder sowie den Einnahmen aus dem Regimente erfolgen . . .

Der Kronprinz an seinen Vater

der ihm vorwarf, daß er seiner Braut nicht oft genug [illegible]

Ruppin, den 4. September 1732.

Ich habe die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters Schreiben zu erbrechen, und antworte meinem allergnädigsten

Vater in aller Untertänigkeit, daß den letzten Brief, so ich von der Prinzessin bekommen, kurz vorher gewesen ist, als ich nach Potsdam gegangen, und ich auf solchen heute vor acht Tagen schon geantwortet habe, und seitdem keinen Brief nicht von ihr gekrieget. Morgen mit der Post hatte ohnedem auch schreiben wollen; die Briefe kommen aber alle und gehen sehr langsam von hier weg; denn sie müssen alle von Fehrbellin, wo die Post-Station ist, über Berlin gehen, und von dar erst nach ihren Adressen. Dieses mag wohl die Ursache sein, welche die Briefe so lange aufhält; sonst habe doch alle Woche einmal gewiß hingeschrieben.

Es ist vorgestern ein Unter-Officier von Grazes Compagnie von Nauen desertiert; nun ist demselben nachgeschickt worden, weiß aber nicht, ob sie ihn kriegen werden; sonst ist, Gottlob, noch alles beim Regiment richtig . . .

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Ruppin, 4. September 1732.

Teuerster General, heute früh habe ich einen Brief des Königs bekommen, der mich beinahe ganz niedergeschmettert hat. Es handelt sich wieder um einen angenehmen Gegenstand, nämlich um meine Dulcinea. Ich soll durchaus verliebt werden, wenn es auch durch Prügel erreicht wird. Nun habe ich aber doch unglücklicherweise nicht das Temperament eines Esels, und so fürchte ich denn lebhaft, daß der gewünschte Zweck nicht erreicht werden wird. Der König schreibt etwa folgendermaßen: ich habe gehört, daß Sie nicht eifrig genug an Ihre Prinzessin schreiben. Ich will, daß Sie mir den Grund dieses Schweigens mitteilen, und daß Sie ihr häufiger schreiben usw. Ich erwiderte, sie habe mir seit vierzehn Tagen nicht geschrieben, während mein letzter Brief vor acht Tagen abgegangen sei, und daß ich selbst außerstande sei, einen Grund dafür anzugeben.

Der wahre Grund ist, daß ich keinen Stoff habe und oft genug nicht weiß, womit ich eine Seite füllen soll. Mein Gott, wenn der König doch nur einen Augenblick daran den-

ken wollte, daß mir diese Heirat nolens volens entgegengebracht wurde, und daß der Preis, den ich dafür empfangen sollte, die Freiheit war. Aber ich glaube, das dicke Hökerweib, die edle Frau Herzogin, spielt mir diesen Streich und bildet sich ein, mich dadurch beizeiten zum Gehorsam bringen zu können; aus dem Grunde meines Herzens wünsche ich, daß der Teufel sie und ihre stolze Haube hole. Ich hoffe, der König wird sich, bin ich einmal erst verheiratet, nicht in meine Angelegenheiten mischen; denn dann, fürchte ich, würde die Sache übel ablaufen, und die Frau Prinzessin dürfte dabei schlecht wegkommen: die Heirat macht mündig, und sobald ich mündig bin, bin ich Herr im Hause. Meine Frau hat nichts darin zu sagen: nur kein Weiberregiment in irgend etwas auf Erden! Ich glaube, daß ein Mann, der sich von Weibern regieren läßt, der größte Kujon ist, den man sich denken kann und überhaupt nicht verdient, ein Mann genannt zu werden . . .

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Ruppin, 5. September 1732.

Sie trugen mir auf, liebe Schwester, Sie vom Stand meiner Angelegenheiten zu unterrichten; und da ich keinen besseren Freund auf der Welt habe als Sie, so können Sie darauf rechnen, daß ich Ihnen mein ganzes Herz so öffne wie Gott. Der König verfolgt mich mit seiner Verheiratung. Ich liebe die Prinzessin durchaus nicht; im Gegenteil, ich habe vielmehr einen Widerwillen gegen sie, und unsre Ehe wird nicht viel wert sein, da weder Freundschaft noch Harmonie zwischen uns bestehen kann. Im übrigen behandelt mich der König nicht schlecht, aber er mißtraut mir, und diese verfluchte Heirat ist die einzige Ursache meines Ärgers.

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Ruppin, 11. September 1732.

... Wir sind hier in einem tiefen Frieden, und ich möchte mein ganzes Leben nicht glücklicher und nicht weniger glücklich sein. Ich würde mich gern mit meinem Schicksal zufrieden geben, wenn nur der Friede es begleitet, und wenn ich mich meines Lebens in Ruhe und ohne Störung erfreuen könnte. Wie wenig würde ich die Torheiten schätzen, auf welche die Welt ihre Eitelkeit gründet! und welches Unrecht tut man, sich nicht mit der richtigen Mitte zu begnügen, die nach meiner Ansicht der glücklichste Zustand ist! Denn zu viel Größe ist nur lästig und ermüdet ohne Ende, und der Mangel drückt eine gewisse Vornehmheit zu sehr nieder, die gewöhnlich die Grundlage unseres Charakters bildet. Aber ich achte mich glücklich in der Lage, in die mich der gütige Himmel versetzt hat; ich finde, daß ich mehr habe, als ich verdiene, und ich setze mein höchstes Glück darein, zu wissen, daß es so ist.

Ich rege mich sozusagen kaum; ich vergnüge mich hier mit den Toten, und meine stumme Unterhaltung ist mir nützlicher als alle die, welche ich mit den Lebenden haben kann. Ferner erfreue ich mich an der Musik, und bald nehme ich meine Zuflucht zu der süßen Leier, mit der Apollo mich zu begeistern geruht; aber, verschwiegen in meiner Begeisterung, behalte ich alles bei mir und opfere die Erzeugnisse Apollos dem Vulkan, der sie vernichtet. Das ist mein Leben, das sind die Beschäftigungen, die es mir wechselvoll gestalten ...

Ruppin, 23. Oktober 1732.

Teuerster Freund, Ich erfahre, daß man dem Könige schlechte Eindrücke über mich verschafft und mich ihm als einen Atheisten geschildert hat. Ich bin in Verzweiflung das zu hören und bitte Sie, da es nichts Irrigeres auf der Welt gibt, mir zu sagen, welches Mittels ich mich bedienen muß, um ihm diesen Irrtum zu nehmen und diese Gerüchte zum

Schweigen zu bringen. Das Beste ist, daß ich weit entfernt bin, solche Gesinnungen, wie man mir sie andichtet, zu haben, und daß ich nicht einmal weiß, woher solche Gerüchte stammen können; denn ich glaube, daß man an keinem Orte der Welt weniger über religiöse Dinge redet als bei mir. Aber ich glaube, daß sich alles auf das gründet, was ich Ihnen kürzlich schrieb, und daß es sich nur um die Erbitterung von Priestern handelt. Kaum habe ich eine Schwierigkeit überwunden, so zeigt sich schon wieder eine neue, schließlich möchte ich glauben, daß ich das Haupt der Meduſa oder vielmehr das hundertköpfige des Cerberus zu bekämpfen habe. Ich bitte Sie, auch weiterhin mein Sekundant zu sein, und ich werde guten Mut haben.

Ruppin, 23. Oktober 1732.

Mein teuerster Freund. In diesem Augenblick erhalte ich Ihren Brief vom 22., für den ich Ihnen sehr verbunden bin . .

Ich hoffe, Sie werden einen Brief von mir erhalten, den ich heute schrieb, als ich benachrichtigt wurde, welche schlechten Dienste man mir erwiesen hat. Gott weiß es, daß ich hier gegenwärtig so zurückgezogen wie möglich lebe. Ich bin eifrig mit den Angelegenheiten des Regiments und viel mit Exerzieren beschäftigt, dann beanspruchen mich die wirtschaftlichen Aufträge, die mir der König gegeben hat, dann folgt die Essenszeit, dann die Parole; endlich vergnüge ich mich, wenn ich nicht irgend ein Dorf besichtige, mit Lektüre oder Musik. Gegen 7 Uhr begebe ich mich in die Gesellschaft der Offiziere, die sich entweder bei den Hauptleuten oder bei Buddenbrock[1]) oder anderen versammeln. Ich spiele mit ihnen. Um 8 Uhr speise ich, um 9 ziehe ich mich zurück, und so geht ein Tag wie der andere hin, außer wenn die Post von Hamburg kommt. Dann habe ich eine Gesellschaft von drei oder vier Personen bei mir, und wir soupieren allein, weil mein Etat nicht ausreicht, um

1) Leutnant im Regiment des Kronprinzen

zehn Personen mit so teurem Futter zu sättigen. Meine einzige Zerstreuung ist eine Wasserfahrt oder ein kleines Raketen-Feuerwerk in einem Garten vor der Stadt. Das ist alles, was hier passiert, und ich wüßte auch nicht, wie man an einem so ruhigen Ort seine Zeit anders verbringen sollte. Ich wünschte aber von ganzem Herzen, daß ich den König über all das eines Besseren belehren könnte. Nach meiner Meinung gibt es nichts Unschuldigeres, und ich sehe keine Möglichkeit, noch zurückgezogener zu leben. Unter uns gesagt, man hat der Königin in den Kopf gesetzt, daß ich hier die größten Ausschweifungen beginge, und sie scheint es zu glauben. Ich weiß nicht, wie es kommt, daß jedermann in dieser Beziehung von mir spricht; denn ich gebe ja zu, man hat Fleisch, und ich leugne nicht, daß es zuweilen schwach ist; aber wegen irgend einer kleinen Sünde braucht man nicht gleich für den ausschweifendsten Menschen von der Welt gehalten zu werden. Ich kenne keinen, der's nicht ebenso macht, und viele treibens schlimmer, und ich weiß nicht woher es kommt, daß niemand von diesen spricht. Ich gestehe, daß mich das ärgert, und daß ich, wenn ich es könnte, sehr böse auf die Galgenstricke sein würde, die solche Neuigkeiten, natürlich unter der Hand, verbreiten. Sie sehen, mein Freund, daß ich sehr aufrichtig bin; denn ich sage Ihnen alles, wie ich es denke und wie es ist, ohne etwas zu verheimlichen. Ich weiß, daß Sie Mitleid mit meinen Schwächen haben, und daß Sie wohl wissen oder wenigstens hoffen, daß die Zeit mich weise machen wird. Ich tue alles mögliche, um es zu werden, aber ich glaube nicht, daß Cato Cato war, als er jung war. Bewahren Sie mir unterdessen, ich bitte Sie inständig, mein teurer und großmütiger Freund, Ihre wertvolle Freundschaft und Ihren Beistand, fahren Sie fort mir in meiner Not zu helfen, wie Sie es so würdig begonnen haben, und rechnen Sie auf die ganze Achtung und Erkenntlichkeit, die ein ehrlicher Mensch Ihnen schuldet, den Sie aus so vielen Schwierigkeiten befreit haben.

Der Kronprinz an Duhan de Jandun

seinen einstigen Erzieher, den Friedrich Wilhelm I. in Strafe genommen, weil er ihm die Schuld an den irreligiösen Ansichten des Kronprinzen zuschob. Nachdem der Kronprinz seine Befreiung durchgesetzt, erhielt er durch Seckendorfs Vermittelung eine Bibliothekarstelle in Blankenburg beim Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel.

Berlin, April 1733.

Teuerster Freund. Wenn ich jemals betrübt gewesen bin, so war es sicher, als ich von Ihrem unglücklichen Schicksal erfuhr. Ich glaube Sie kennen mich hinreichend, um mir die Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, daß ich an Ihrem Unglück unschuldig bin; ich bin es in der Tat. Ich habe sehr viele, größtenteils unnütze Versuche gemacht, Sie aus Ihrer traurigen Lage zu befreien und jetzt habe ich die Freude Ihnen zu sagen, daß der gute Gott meine Bemühungen gesegnet hat und daß Sie binnen höchstens drei Wochen nicht nur Ihr Gefängnis verlassen werden, sondern daß ich Ihnen auch eine Pension von vierhundert Talern jährlich verschafft habe. Ich werde nicht dabei stehen bleiben und so lange ich lebe werde ich mit meinem ganzen Einfluß und meiner ganzen Macht mich ins Mittel legen, um Sie glücklich zu machen. Denn ich bleibe Ihnen gegenüber stets derselbe und hoffe eines Tages meinem lieben Jandun zu zeigen, daß ich sein Freund nicht weniger in Taten als in Worten bin. Leben Sie wohl. Auf Wiedersehen

Friedrich

Ich sende Ihnen eine Kleinigkeit für Ihren Unterhalt die ich Sie bitte anzunehmen. Ein ander Mal, wenn ich in besserer Lage bin, werde ich mehr tun. Haben Sie mich immer lieb.

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Salzdahlum um 12 Uhr nachts, 12 Juni 1733

Meine teuerste Schwester, jetzt in diesem Augenblick meine teuerste Schwester, ist die ganze Zeremonie beendet. Und Gott sei gelobt, daß alles vorbei ist. Ich hoffe, daß

Sie es als einen Beweis meiner Freundschaft aufnehmen werden, daß ich Ihnen die erste Nachricht davon gebe . . .

Am 12. Juni 1733 fand in dem Lustschlosse des Großvaters der Braut, Herzogs von Braunschweig-Wolfenbüttel, Salzdahlum bei Wolfenbüttel, die Trauung des Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth Christine von Braunschweig-Bevern statt. Der König schenkte seiner Schwiegertochter das Lustschloß Schönhausen; der Kronprinz kehrte wenige Wochen später einsam, wie er es sich gewünscht hatte, nach Ruppin in seine „geliebte Garnison" zurück. Sein Vater aber stellte ihm einen bewährten älteren Offizier zur Seite, den Oberstleutnant von Bredow, und begründete dies mit den Worten „ich finde ihn noch nicht im Stande, daß ich ihn so allein gehen lassen könnte". Bredow hatte den Auftrag, auf Ordnung und Haushaltung zu achten und dem Kronprinzen „durch vernünftige Vorstellung und ein gutes Exempel gute Sentiments beizubringen". Auch sollte Bredows Gegenwart bewirken, „daß die jungen Offiziers in Sprechen und Umgang so viel mehr Menagement gebrauchen, denn Ihr werdet Euch schon als ein alter erfahrener Oberstleutnant den nötigen Respect verschaffen". Der Kronprinz war über diesen „militärischen Mentor" wenig erfreut und nannte ihn wegen seiner häufigen Berichte an den König einen „Argus und Zeitungsschreiber".

Bald aber ward die eintönige Friedenszeit unterbrochen. Die Franzosen hatten im Herbst 1733 den Rhein überschritten und Kehl genommen, um so durch Zersplitterung der kaiserlichen Streitkräfte die Durchsetzung der Wahl Leszynskis, des Schwiegervaters Ludwigs XV., zum König von Polen gegen den Willen der Höfe von Wien, Petersburg und Dresden zu erleichtern. Im Frühjahr 1734 stieß ein Hilfskorps von 10000 Preußen zu den kaiserlichen Truppen am Neckar. Am 30. Juni ging der Kronprinz aus Berlin „als Volontär" in das Hauptquartier ab, in der Hoffnung, unter Prinz Eugen, dem größten Feldherrn seiner Zeit, kriegerische Lorbeeren zu pflücken, wozu sich freilich in dem auf beiden Seiten matt geführten Feldzuge keine Gelegenheit fand. Immerhin war dieser ihm „eine Schule, in der man aus der Verwirrung und Unordnung, die in dieser (Prinz Eugens) Armee herrscht, eine Lehre ziehen kann". Auch wußte er nun, „wie die Schuhe der Musketiere sein sollen wie lange ein Soldat solche tragen kann und wie lange er in einer Campagne damit auskommen muß, desgleichen von allen Kleinigkeiten, so zu den Soldaten gehören und so ferner bis zur hundertpfündigen Kanone, auch endlich bis zu dem großen Dienst und bis zu des Generalissimi Dispositions".

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Lager von Weinsheim, 4. August 1734.

Meine teuerste Schwester, wir haben soeben den Neckar überschritten und kampieren eine Stunde von Mannheim, um den Kurfürsten in Respekt zu halten. Gestern war ich in Heidelberg, wo ich eine Stadt gesehen habe, die früher ganz zu unserer Religion gehörte, jetzt aber voll von Jesuitenseminaren und katholischen Klöstern ist. Das Herz hat mir darüber geblutet, und ich hatte mehr als einmal den Wunsch, diese Verräter niederzumachen, welche die Unschuldigen verfolgen . . . Adieu, liebste Schwester. Sie kennen mich und zweifeln, wie ich hoffe, nicht daran, daß mein Herz und mein Leben Ihnen innig ergeben sind.

Heidelberg, 2. September 1734.

. . . . Wir bleiben in unsrer gewohnlichen Untatigkeit und zerstreuen uns, so gut es geht. Vor zwei Tagen kam ein Eilbote aus Wesel, der den Doktor Eller holen sollte, weil der König sich infolge eines Lungenstickflusses sehr schlecht befindet. Man stellt seiner Gesundheit eine sehr schlechte Prognose; der holländische Arzt, den er hat kommen lassen, glaubt, er sei wassersuchtig. Freitag werden wir weitere Nachrichten empfangen, die ich Ihnen mitzuteilen nicht verfehlen werde . . .

Heidelberg, 9. September 1734.

. . . Die Nachrichten vom Könige sind sehr schlecht er ist in einem traurigen Zustande, und man sagt ihm kein langes Leben mehr voraus. Nun, ich habe den Entschluß gefaßt, mich über alles, was kommen wird, zu trosten, denn am Ende meiner Erwägungen habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß ich, solange er lebt, kaum je gute Zeit haben werde, und ich glaube, daß ich hundert Gründe für einen finden werde, die es Sie sehr schnell vergessen lassen werden, denn das, was Sie gegen ihn weich macht,

das ist, meine liebste Schwester, daß Sie ihn lange nicht mehr gesehen haben; aber wenn Sie ihn wiedersähen, würden Sie ihn, glaube ich, gern und ohne Ärger in Frieden ruhen lassen . . .

Heidelberg, 24. September 1734.

Meine liebe Schwester,

ich weiß in aller Welt nicht, was mit der Post los ist, denn ich erhielt erst heute den Brief vom 12. dieses Monats, liebste Schwester, den Sie so freundlich waren mir zu schreiben. Ich sage Ihnen tausendmal Dank; ich bin lange nicht mehr so erfreut worden wie durch diesen Brief.

Da ich glaube, daß Sie wohl begierig sein werden, zu erfahren, wie es in Berlin steht, so sage ich Ihnen offen, daß nach den eingegangenen Nachrichten, die alle gleichlauten, der König sich seinem Ende nähert, und daß er kaum noch den Schluß des Jahres erleben wird, da er Wasser auf der Brust hat, da er keine rechte Atmung, keinen Schlaf, keinen Appetit hat und seine Beine bis über das Knie hinaus geschwollen und rot sind, ohne daß er Schmerzen hat. Man muß sich, liebste Schwester, darauf vorbereiten, und obwohl mein Herz in mancher Hinsicht leidet, bin ich dennoch auf der andern Seite froh, mich dann in der Lage zu befinden, Ihnen zu dienen und Ihnen wirklichere und wirksamere Beweise meines guten Willens und meiner Achtung zu geben . . .

Der Kronprinz an seinen Vater

Lager bei Heidelberg, 25. September 1734.

Ich habe meines allergnädigsten Vaters Schreiben vom 15. und 17. heute zugleich erhalten und habe daraus ersehen, daß mein allergnädigster Vater mit Seiner Gesundheit, Gott Lob, besser wäre. Ich wünsche von Herzen, daß ich meine Tage keine andre als gute Zeitung von meinem allergnädigsten Vater bekommen werde . . .

Lager bei Weinheim, 29. September 1734.

Ich habe heute die Gnade gehabt, meines allergnädigsten Vaters gnädiges Schreiben vom 21. zu erhalten, wofür ich mich ganz untertänigst bedanke; nur tut mir leid, daß mein allergnädigster Vater keine bessere Zeitung von Seiner Gesundheit geben kann. Unser Herrgott gebe doch, daß es sich bald zur Wiedergenesung andere, und daß mein allergnädigster Vater noch lange Jahre zu unserm Troste lebe.

... heute frühe sind wir ausmarschiert, und sind mit Schiffen die Infanterie, und die Cavallerie durch den Neckar geritten, passiert, und sind in Weinheim marschiert. Morgen marschieren wir nach Zwingenberg, und den 2. werden wir wohl über den Main gehen, allwo wir zu cantonnieren anfangen werden ...

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Markgrafin von Bayreuth

Ruppin, 23. Oktober 1734.

... Denken Sie sich den Einfall des Königs, mich hierher zu schicken, während er im Sterben liegt. Alle Ärzte geben ihm nur noch vierzehn Tage zu leben. Ich kehre morgen zurück und suche mich nach Kräften auf dies traurige Ereignis vorzubereiten; denn ich bin bis auf den Grund der Seele davon getroffen ...

Der Kronprinz an seinen Vater

Ruppin, 30. November 1734

Ich wünsche nur, daß wir einmal möchten gute Zeitungen von meines allergnädigsten Vaters Krankheit hören, es werden ja so vieler Leute inbrünstige Gebet und Wünsche bei unserm Herrgott was ausrichten. Wollte Gott, ich könnte meinem allergnädigsten Vater helfen, ich wollte gern mein Leben für ihn lassen ...

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine
Markgräfin von Bayreuth

Potsdam, 10. Januar 1735.

. . . Was den König betrifft, so muß ich Ihnen mit dem größten Erstaunen mitteilen, daß er sich vollkommen erholt, daß er zu gehen beginnt, und daß er sich besser befindet als ich. Ich habe gestern mit ihm gespeist, und ich kann Sie versichern, daß er für vier ißt und trinkt. Er wird in acht Tagen nach Berlin gehen, und ich glaube bestimmt, daß er in vierzehn Tagen reiten wird. Das ist ein so außerordentliches Wunder, wie es je eins gegeben hat . . .

Der Kronprinz an seinen Vater

Ruppin, 10. Mai 1735.

. . . Man höret von allen Seiten schreiben, daß der Prinz Eugène von Wien den 2. dieses Monats abgegangen wäre und nun wohl bei der Armee sein möge; man schreibet auch, daß die Armee Ordre habe, sich zusammenzuziehen und bei Bruchsal das erste Lager zu formieren, und soll also an keinen Stillstand zu gedenken sein; hiergegen soll der Prinz Eugène gewiß Ordre vom Kaiser haben, den Feind zu attaquieren. Bei diesen Umständen befindet sich noch, daß alles, was junge Leute sind, so Ambition haben, willens sind, nach der Armee zu reisen, da der Prinz Karl und der Prinz von Oranien auch hingehen werden. Meinem allergnädigsten Vater ist es bewußt, besser als ich es sagen kann, was vorjährige Campagne für eine schlechte Campagne gewesen ist, und kann mein allergnädigster Vater leichte schließen, was daher für Raisonnements über mich würden gemacht werden, wenn ich zu Hause bliebe. Kein Mensch würde glauben, daß es meines allergnädigsten Vaters Sein Wille wäre; denn die Welt ist genugsam informiret, daß mein allergnädigster Vater Seine Kinder zum Soldatenleben und zu brave Leute zu werden erziehet; so wird gewiß ein jeder sagen, daß ich nicht darum angehalten hätte und die faulen Tage zu Hause lieber genießen möchte, als die Fatiguen einer Campagne,

dar man auch dabei exponiret wäre, zu ertragen. Mein allergnädigster Vater, den, wenn ich es sagen darf, für den besten und getreuesten Freund halte, so ich auf Erden habe, sei so gnädig und bedenke, um Gottes willen, wie mir bei solchen Raisonnements wird zumute werden; ja Er seie so gnädig und erinnere sich Seiner Jugend und, wie Er mir die Gnade gehabt hat selber zu erzählen, wie Er sich vor diesem Mühe gegeben hat, um von Seinem Herrn Vater die Permission zu erhalten, in Campagne zu gehen. Meine Ursache, die mich hierzu beweget, ist dieselbe, die mein allergnädigster Vater gehabt hat, die Ambition und die Begierde, durch Beiwohnung der Campagne mich capabler zu machen, als ich anjetzo bin, meinem allergnädigsten Vater zu dienen; ja, ich wäre nicht wert, daß ich die Gnade hätte, meines allergnädigsten Vaters Sohn zu sein, wenn ich keine Ambition hätte; ich wäre auch versichert, mein allergnädigster Vater würde es mir zum meisten verdenken, wenn ich mich nicht bei Ihm derentwegen meldete, zudem ich anjetzo in den besten Jahren bin, da mir meine Leibes-Konstitution in keinen Fatiguen versaget. Jedoch bescheide ich mich alles, was mein allergnädigster Vater mir befiehlet, und weiß sehr wohl den Gehorsam und die Submission, so ich Ihm schuldig bin, und daß ich Ihm nichts vorzuschreiben . . .

Auf diese Wünsche ging der König nicht ein. Er wollte nicht, daß die Gelder unnötig verschwendet würden, nur [illegible] sein Sohn wie voriges Jahr „Zeuge der kaiserlichen Inaktion" sei, „welches eben nicht glorieux für einen Kronprinzen von Preußen sein kann". Statt dessen beauftragte er ihn mit einer Inspektionsreise durch Preußen.

Der Kronprinz an seinen Vater

Marienwerder, 27. September 1733

Gestern bin ich hier nach Marienwerder angekommen und habe heute die zwei hiesigen Kompagnien besehen, zu sagen des Oberst-Lieutenants Meier und Rittmeisters Haas; sie sind alle beide recht hübsch, und ohngeachtet sie von

Mannschaft und Pferden nicht extraordinair groß sind, so sind es schöne, wohl dressirte Kerls und ein schöner Schlag von gedrungenen Pferden. Die Kerls reiten wie die Puppen, und habe ich sie sehen die Schwenkungen machen.

Der Oberst-Lieutenant Meier hat schöne Recruten, zwei Flügelmänner, davon der eine, welcher ein Pole ist, wohl nicht weit von sechs Fuß haben wird; des Rittmeisters Hans Compagnie hat auch hübsche Recruten, auch einen Flügelmann, welcher hier in Preußen zu Hause geboret und ist ein junger Kerl, welcher aber wohl nicht viel uber elf Zoll hat. Ich habe ihre jungen Pferde auch gesehen, welche recht schön und gut bei Leibe sind; einige Leute sehen was blaß aus, und kommt es daher, daß die rote Ruhr hier grassieret hat.

Übrigens kann ich meinem allergnädigsten Vater allerunterthänigst versichern, daß bei guter Ordnung und Propreté bei dem Regiment nichts fehlet, und daß sie keine Ursache haben, sich vor künftiger Revue zu fürchten.

In dem polnischen Preußen siehet es grausam wüste aus; man siehet nichts als Weiber und einige Kinder, und sollen die Leute sehr flüchten.

Ein Detachement von fünf und zwanzig Dragonern von dem sächsischen Arnstedtischen Regimente ist mir begegnet, welches auf Execution nach Danzig marschierte; die Pferde waren in ziemlichem Stande, aber sie haben Schecken, Füchse und Braune dabei, und sehen die Leute nicht gut aus. Morgen werde von hier nach Mohrungen über Riesenburg gehen und meinen Rapport aus Jurgaitschen an meinen allergnädigsten Vater in aller Unterthänigkeit abstatten . . .

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Königsberg, 9. Oktober 1735.

. . . Was meine Reise betrifft, will ich Ihnen in wenig Worten sagen, daß ich ganz Preußen durchreist habe und daß ich sein Gutes und auf der andern Seite sein ganzes nacktes

Elend gesehen habe. Wenn sich der König nicht entschließt, die Magazine auf Neujahr zu öffnen, so können Sie darauf rechnen, daß die Hälfte dieses Volkes Hungers sterben wird; so schlecht ist die Ernte der letzten beiden Jahre gewesen. In meinen ersten Briefen an den König habe ich nur eine oberflächliche Schilderung entworfen, aber nachdem ich die Reise beendigt habe und ringsherum gekommen bin, habe ich ihm meine Meinung ganz natürlich und so, wie ich sie im Angesicht Gottes sagen würde, geschrieben. Man gibt mir einen Auftrag, man will, daß ich die Dinge prüfe, daß ich Bericht darüber erstatte; würde ich denn nicht den König, das Land, mein Gewissen und meine Ehre verraten, wenn ich nicht mein Herz erleichterte und alle Dinge so schilderte, wie sie mir erschienen sind? Das habe ich mit der verlangten Unterwürfigkeit getan und dem Könige am Schlusse meines Briefes versichert, daß, wenn ich schlecht unterrichtet oder getäuscht worden wäre, ich mir nichts anderes wünschte, als von ihm eines Bessern belehrt zu werden. Ich konnte nur nicht anders raten und helfen. Schließlich wird man ich nicht beklagen können, daß ich nicht naturgemäß handelte, mag es nun gefallen oder nicht; ich bin darüber völlig ruhig und gründe meine Sorglosigkeit auf meine redlichen Absichten.

Soweit über das Wirtschaftliche. Aber da ich weiß, Sie werden begierig sein, Neuigkeiten über das, was hier passiert, zu erfahren, will ich Ihnen mitteilen, was mir bisher am interessantesten erschienen ist. Ich bin gestern abend ziemlich spät angekommen und zur Ruhe gegangen. Heute war ich in der Schloßkirche, die von Menschen wimmelte; von da bei der Parade, wohin man mich getragen hat, denn ich glaube nicht, einen Fuß auf die Erde gesetzt zu haben. Auf der Rückkehr nach Hause begegnete ich einigen hundert Berittenen, lauter Polen, die ihre Pferde tummelten ließen, lauter aufgeputzte Kerlen, geritten von den größten Schmutzfinken der Welt, kurz darauf folgte der König Stanislaus, in dem Wagen Katts, von der Jagd zurückkommend. Wir haben uns tief begrüßt, dann verfolgte jeder seinen Weg. Sein Wagen war von einem Dutzend

andrer gefolgt, in denen polnische Herren und Damen saßen, häßliche Affen und häßliche Detteln. Heute mittag ließ er mich durch den Grafen Oginski und den Abt Langlois begrüßen. Es wäre gegen alle Regeln gewesen, wenn ich sie nicht zu Mittag bei mir behalten hätte, was ich denn auch tat. Am Nachmittag kam der Graf Carlo (nicht der, den Sie kennen, sondern sein Neffe), Marschall der Konföderation, mit der ganzen Konföderation, um mir einen Bückling zu machen. Das sind nicht Leute wie die, die Sie in Dresden gesehen haben; diese verstehen mit wenigen Ausnahmen nur polnisch, sind zum fürchten schmutzig und schmierig. Ich ermangelte nicht, sie möglichst oft anzureden und versicherte ihnen, daß der König, mein Vater, sehr für ihre Freiheit eingenommen sei und nichts mehr wünsche, als daß sie während ihres Aufenthaltes in seinen Staaten sich zufrieden fühlen (so weit zu gehen, war ich wenigstens ermächtigt), und es ist ja nur ein Kompliment . . .

Ruppin, 16. November 1735.

. . . Sie sagen, daß Weltgewandtheit und Erfahrung Sie gelehrt hat, unerwartete Ereignisse, die ein wenig an Betrug erinnern, ruhig anzusehen; nun gut, um eine lange Weltgewandtheit und eine vollendete Erfahrung zu besitzen, muß man bejahrt sein, und gerade dafür bin ich Gott sehr dankbar, daß ich mich noch nicht so nahe an meinem letzten Ziele sehe, um fürchten zu müssen, meine Tage in diesem unglücklichen Zeitalter zu schließen. Ich verspreche Ihnen, mein Herr, daß ich, wenn Gott mich noch dreißig Jahre leben läßt, dann alles, was sich begibt, mit einem stoischen und gleichgültigen Auge ansehen werde, und ich wünsche aus Liebe zu Ihnen und zu mir selbst, daß Sie mich lange wegen der Fehler tadeln können, welche von der Jugend kommen . . .

Der Kronprinz an den Oberst von Camas

der ihm freundschaftlich nahestand.

Ruppin, 13. Dezember 1735.

. . . Sie wissen, daß meine Beschäftigungen einzig und allein auf drei Gegenstände gerichtet sind, nämlich auf den Dienst, die Lektüre und die Musik . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen

Potsdam, 6. Februar 1736.

. . . Daß das Verbot der Werbung in denen Erblanden dem Regiment nicht vorteilhaft sei, bin Ich selbst versichert. Das ist der Dank für die gestellten zehn tausend Mann und alle Deference, so ich für den Kaiser gehabt, und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts helfe, wenn man sich für denselben auch sacrificirete. So lange man uns nötig hat, so lange flattiret man; so bald man aber glaubet, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so ziehet man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen müssen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten . . .

Die Lumpen! Zwei Monate Winterquartiergelder werden auch nicht gezahlet.

Der Kronprinz an den Grafen Manteuffel

ehemals sächsischer Minister, jetzt als geheimer Berichterstatter und Kundschafter am preußischen Hofe. Er war mit dem Kronprinzen nah befreundet.

18. April 1736.

. . Es genügt mir, daß ich von der Unsterblichkeit meiner Seele überzeugt bin, daß ich an Gott glaube und an den, welchen er gesandt hat, die Welt aufzuklären und zu erlösen, daß ich mich tugendhaft zu machen bestrebe soviel als ich durch meine Kräfte wirken kann, daß ich die Dienste der Anbetung verrichte, welche das Geschöpf seinem Schöpfer schuldet und die Pflichten erfülle, die ich als guter Bürger gegen meinesgleichen, die Menschen habe. Dann kann ich

sicher sein, daß die Zukunft mir nicht verderblich sein wird; nicht als ob ich glaubte, den Himmel durch meine guten Werke zu verdienen, was widersinnig und der Gipfel der Lächerlichkeit sein würde, sondern in meiner festen Überzeugung, daß Gott ein Geschöpf nicht ewig unglücklich machen wird, das ihn mit all der Erkenntlichkeit liebt, welche die Wohltat, von Gott geschaffen zu sein, verdient, ein Geschöpf voll Fehler und Sünden, deren Ursache aber in seinem Temperament und nicht in seinem Herzen liegt . . .

Der Kronprinz an den General von Grumbkow

Ruppin, 28. April 1736.

Sie schreiben mir einen ganzen Abschnitt die Heilige Schrift betreffend, als ob ich sie nie gelesen hätte . . .

Ich kenne Gott durch das Licht der Vernunft, sein Gesetz ist in mein Herz gegraben: es ist das der Natur, das einzig wahre und das allein seine Reinheit bewahrt hat; es ist das, welches mich meine Pflichten lehrt. Damit verbinde ich die christliche Moral, und das genügt mir. Wenn ich Kummer habe, den ich mir selbst zuzog, lerne ich dadurch weise sein; wenn ich einen habe, der mir ohne meine Schuld kommt, nehme ich ihn hin als vom Willen des höchsten Wesens kommend, das unser Geschick regelt, und das diese Widerwärtigkeiten mit der Rolle, die ich spiele, verbunden hat; den Tod aber fürchte ich nicht; denn ich weiß, daß mein Schöpfer ein Geschöpf, das er liebt, und das ihn mit der Verehrung, die ich für ihn hege, anbetet, nicht in den Abgrund stoßen wird. Es handelt sich nicht darum, in der Heiligen Schrift zu lesen, sondern es handelt sich darum, die Pflichten des seinem Schöpfer dankbaren Geschöpfes und des guten Bürgers gegen seinesgleichen auszuüben. Da haben Sie meinen ganzen Moralkursus, und ich bin völlig überzeugt, daß ich mit diesem Glauben mein Heil erreichen werde.

Gleicherweise bin ich meinen Freunden treu, und denjenigen dankbar, die sich mir verpflichten, und das ist der Grund,

aus dem ich mit so vieler Wertschätzung, mein lieber General, Ihr treu affektionierter Freund bin.

Friedrich.

Der Kronprinz an Voltaire

Voltaire, eigentlich François Marie Arouet, der bekannte französische Dichter, Philosoph und Geschichtschreiber, geb. 1694 zu Paris, gest. 1778 zu Paris.

Berlin, 8. August 1736.

. . . Obwohl ich nicht das Vergnügen habe, Sie persönlich zu kennen, sind Sie mir doch durch Ihre Werke nicht weniger bekannt. Diese sind, wenn ich so sagen darf, Schätze des Geistes, Schriften, die mit so viel Geist, Feinheit und Kunst gearbeitet sind, daß ihre Schönheiten jedesmal, wenn man sie liest, neu erscheinen. Ich glaube in ihnen den Charakter ihres genialen Verfassers erkannt zu haben, der unserer Zeit und dem menschlichen Geiste Ehre macht.

Die großen Männer unsrer Zeit werden Ihnen, und Ihnen allein, dafür zu danken haben, daß Sie, wenn der Streit aufs neue ausbrechen sollte, ob ihnen oder den Alten der Vorzug gebührt, die Wagschale zu ihren Gunsten zum Sinken bringen werden.

Sie verbinden mit der Eigenschaft eines ausgezeichneten Dichters eine Fülle andrer Kenntnisse, die zwar in der Tat einige Verwandtschaft mit der Poesie haben, aber ihr doch nur durch Ihre Feder ganz verbunden wurden. Hier als hat ein Dichter metaphysische Gedanken in Rhythmen gebracht, diese Ehre war Ihnen als dem ersten vorbehalten.

Die Milde und Forderung, die Sie allen denen erweisen, welche sich den Künsten und Wissenschaften widmen, läßt mich hoffen, daß Sie mich nicht aus der Zahl derer ausschließen werden, welche Sie Ihrer Unterweisungen würdig finden. So nenne ich den brieflichen Verkehr mit Ihnen, der jeden denkenden Wesen nur vorteilhaft sein kann. Ja, ich wage zu behaupten, ohne dem Verdienste eines andern Abbruch zu tun, daß es auf der ganzen Welt nicht einen Menschen gibt, dessen Lehrer Sie nicht sein könnten.

Jetzt beginnen die Jahre, die Friedrich der Große später als die glücklichsten seines Lebens bezeichnet hat, seine Studienzeit. Sein Vater hatte ihm die Herrschaft Rheinsberg bei Ruppin gekauft. Umbau und Einrichtung des alten Schlosses leitete der Kronprinz persönlich. Im August 1736 zog er mit seiner Gemahlin ein, die bis dahin für sich residiert hatte. Das gegenseitige Verhältnis blieb nicht ohne Herzlichkeit. Schon vor dem Einzug hatte er geäußert: „Ich müßte der niedrigste Mensch von der Welt sein, wenn ich meine Frau nicht aufrichtig hochschätzen sollte, denn sie ist das sanfteste Gemüt, so gelehrig wie sich nur denken läßt, und gefällig bis zum Äußersten, sodaß sie mir alles an den Augen absieht, womit sie glaubt, mir Freude machen zu können." Die gemeinsame Hofhaltung gab dem geselligen Leben neue Formen und neuen Inhalt. „Die Frauen breiten einen unbeschreiblichen Schimmer über den Alltag aus. Ganz abgesehen vom holden Minnedienst sind sie für die Gesellschaft durchaus unentbehrlich, ohne sie ist jede Unterhaltung matt." War der Kronprinz in Ruppin ausschließlich auf den Verkehr mit den Offizieren seines Regiments angewiesen gewesen, so ermöglichte ihm Rheinsberg, einen Kreis vertrauter Freunde nach freier Wahl dauernd an sich zu ziehen. „Ein Heiligtum der Freundschaft" sollte das Schloß werden: „ihr habe ich diese Stätte geweiht" sagt er selbst.

Der Kronprinz an General von Grumbkow

Rheinsberg, 25. September 1736.

. . . Ich bin Ihnen sehr verpflichtet für die Wünsche, die Sie mir für meine Fortpflanzung aussprechen, und wenn ich dieselbe Bestimmung habe wie die Hirsche — die gegenwärtig in der Brunstzeit sind —, so könnte jetzt in neun Monaten geschehen, was Sie mir wünschen.

Ich weiß nicht, ob es ein Glück oder ein Unglück für unsre Neffen und Großneffen sein würde; die Königreiche finden immer Nachfolger, und es ist ganz ohne Beispiel, daß ein Thron leer geblieben ist.

Der Leutnant v. Borcke an seinen Bruder

28. September 1736.

Ich komme von Rheinsberg zurück, wo ich gemeinsam mit dem Grafen Wartensleben einige Tage sehr angenehm

verbracht habe. Der Prinz hält dort einen kleinen Hof, wo es Konzerte, Bälle, Komödien, mit einem Worte alle Vergnügungen, die man sich vorstellen kann, gibt. Diejenigen, die daran teilnehmen, erfreuen sich voller Freiheit. Man kann nicht besser als der Kronprinz die Würde des Hauses vertreten.

Der Kronprinz an den sächsischen Gesandten von Suhm.

Rheinsberg, 23. Oktober 1736

. . . Ich glaube, daß Sie nicht böse sein werden, wenn ich Ihnen ein paar Worte über unsern ländlichen Zeitvertreib sage; denn mit Personen, die uns teuer sind, liebt man es, auf die kleinsten Einzelheiten einzugehen. Wir haben unsere Beschäftigungen in zwei Klassen geteilt, deren erste die nützlichen und deren zweite die angenehmen umfaßt. Unter die Zahl der nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Aufführung von Tragödien und Komödien, die Maskeraden und die Gastmahler, die wir geben. Die ernsten Beschäftigungen haben indessen stets den Vorzug vor den andern, und ich darf sagen, daß wir von den Vergnügungen nur einen vernünftigen Gebrauch machen, indem wir sie nur dazu benutzen, dem Geiste Erholung zu verschaffen und das mürrische Wesen des allzu strengen philosophischen Ernstes zu mildern, der sich nicht leicht die Stirn von den Grazien entrunzeln läßt.

Unsere unglückliche Lage als Menschen führt uns auf einem sehr engen Pfade, an dessen beiden Seiten sich zwei Abgründe giebt, welche man Mißbräuche nennt. Es giebt ein Übermaß von Weisheit und ein Übermaß von Torheit; das Lächerliche ist bei beiden ungefähr gleich; und um dem Irrenhaus zu entgehen, muß man darauf bedacht sein, in gleicher Weise beide Extreme zu vermeiden, indem man Scherz mit Ernst und heitere Freude mit strenger Tugend verbindet. . . .

Der Kronprinz an General von Grumbkow

Rheinsberg, 28. Januar 1737.

. . . . Kaltblütig schaue ich von meiner Zurückgezogenheit auf das, was in der Welt vorgeht; komme was will, mein guter Name und mein Ruhm werden nicht leiden. Demnach kann ich die Ereignisse besser beurteilen als die, welche sich zu sehr mit ihren eigenen Dingen beschäftigen, zu sehr auf ihre Kraft vertrauen und sich über das Unglück erhaben dünken. Ich liebe den König, sein Ruhm liegt mir am Herzen, und ich fühle eine wahrhafte Liebe zu meinem Vaterland; dies sind die einzigen Gründe, die mich verpflichten, mich für das Wohl des Staates zu interessieren. Das sind die Gefühle, die mich in Erregung halten und mich für die Zukunft fürchten lassen . . .

Das Jahrhundert in dem wir leben ist — unglücklicherweise für uns — mehr berühmt durch Verhandlungen als durch kriegerische Taten. Wir sind militärisch in guter Lage, aber unsere Verhandlungen haben keinen Nachdruck; es scheint, daß eine verderbliche Erschlaffung die auswärtigen Angelegenheiten eingeschläfert hat. Ich sage vielleicht zu viel; meine Absichten sind ganz rein, und wenn ich fehle, so geschieht es aus zu viel Liebe zum König. Dieser Fehler ist in bezug auf seinen Ursprung verzeihlich, und ich bin der Meinung, daß es immer besser ist, zu viel Eifer zu zeigen, als Kälte.

Der Kronprinz an Duhan de Jandun

seinen ehemaligen Erzieher.

Rheinsberg 13. März 1737.

. . . Wir sind ein Dutzend Freunde hier in der Zurückgezogenheit, wir kosten die Freuden der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe. Ich glaube, ich würde vollkommen glücklich sein, wenn Sie sich in unserer Einsamkeit mit uns vereinigen könnten. Wir kennen keine heftigen Leidenschaften und sind einzig und allein darauf bedacht, von dem Leben Gebrauch zu machen . . .

Der Kronprinz an Voltaire

Remusberg (Rheinsberg) 7. April 1737.

Mein Herr, selbst Ihre Art zu siegeln beweist mir die verpflichtende Aufmerksamkeit, die Sie gegen mich haben. Sie sprechen in einem außerordentlich schmeichelhaften Tone mit mir, überhäufen mich mit Lobsprüchen und geben mir Beinamen, die nur großen Männern zukommen, so daß ich unter dieser Last erliegen muß.

Mein Reich würde sehr klein sein, wenn es nur Untertanen von Ihrem Verdienste haben sollte. Sind Könige nötig, um Philosophen zu beherrschen? Ignoranten, um gelehrte Männer zu führen? mit einem Worte: Leute, die Sklaven ihrer Leidenschaften sind, um die, die sie zu Untertanen haben, nicht durch Furcht vor Bestrafungen, nicht durch kindische Besorgnis vor der Hölle und den Teufeln, sondern durch Liebe zur Tugend von Fehlern abzuhalten?

Ihre Führerin, Ihre Fürstin ist die Vernunft. Heinrich der Große[1]) ist Ihr Schutzheiliger, und fremder Beistand würde nur überflüssig für Sie sein. Wenn ich Ihnen indes die Wirkung meiner Gesinnungen gegen Sie im Verhältnisse meiner Stellung in der Welt zeigen konnte, so würden Sie an mir einen tätigen haben, der sich nie vergeblich anrufen ließe. Ich gebe Ihnen sogleich eine kleine Probe hiervon. Es kommt mir so vor, als wünschten Sie mein Porträt zu besitzen, und augenblicklich habe ich es bestellt.

Damit Sie sehen, wie sehr die Künste bei uns geehrt werden, muß ich Ihnen sagen, mein Herr, daß man eine jede bei uns zu veredeln sucht. Das Porträt ist von einem meiner Kammerherren, namens Knobelsdorff, der, außerdem daß er den Pinsel führen kann, noch mehr Talente besitzt. Er weiß, daß er für Sie arbeitet, und daß Sie ein Kenner sind, dieser Sporn war hinreichend, damit er sich selbst zu übertreffen suchte.

Einer meiner vertrautesten Freunde, der Baron von

1) Heinrich IV. von Navarra, der erste Bourbone, 1589–1610, der 1598 das Edikt von Nantes erlassen hatte, und dessen Verherrlichung Voltaires „Henriade“ gilt.

Kenserlingk, oder Cäsarion, soll Ihnen mein Bildnis zustellen. Gegen Ende des nächsten Monats ist er in Cirey[1]), und Sie werden dann selbst beurteilen können, ob er nicht von jedem rechtlichen Manne geachtet zu werden verdient. Seien Sie so gütig, mein Herr, sich ihm anzuvertrauen. Er hat den Auftrag, über die Pucelle, die Philosophie Newtons, die Geschichte Ludwigs XIV. und über alles in Sie zu dringen, was sich Ihnen abpressen läßt . . .

Wodurch hat mein Regiment Ihre Neugierde erregen können? Ich wünschte, es wäre durch seine Tapferkeit bekannt und nicht durch seine Schönheit. Ein Regiment muß sich nicht durch eiteln Pomp, durch Pracht und äußern Glanz auszeichnen. Die Truppen, mit denen sich Alexander Griechenland unterwarf und den größten Teil von Asien eroberte, waren ganz anders beschaffen. Ihr einziger Schmuck waren die Waffen; sie waren durch lange und mühselige Gewohnheit zu beschwerlichen Arbeiten abgehärtet und wußten Hunger, Durst und alle Leiden zu ertragen, die ein langer Krieg mit sich führt. Scharfe und strenge Disziplin vereinigte sie auf das innigste, ließ sie alle gemeinschaftlich zu Einem Zwecke wirken und machte sie geschickt, die größten Pläne ihrer Feldherren geschwind und tätig auszuführen.

Doch um zu den ältesten Zeiten der römischen Geschichte zurückzukehren, so sehe ich mich genötigt, ihre Glaubwürdigkeit zu verteidigen, und zwar aus einem Grunde, der Sie überraschen wird. Um ihn zu erklären, muß ich auf Einzelheiten eingehen; indes will ich versuchen, so kurz als möglich zu sein.

Vor einigen Jahren hat man im Vatikan eine Handschrift gefunden, in der die Geschichte des Romulus und Remus ganz anders als auf die gewöhnliche Art erzählt wird. Sie versichert nämlich, Remus sei den Verfolgungen seines Bruders entgangen, habe sich, um vor dessen wütender Eifersucht in Sicherheit zu kommen, nach dem nördlichen

1) Schloß und Dorf in der Haute-Marne, Voltaires Wohnsitz.

Teile von Deutschland in die Gegend der Elbe geflüchtet, hier an einem großen See eine Stadt angelegt, sie nach sich benannt und sei dann nach seinem Tode auf einer Insel begraben worden, die sich aus dem Wasser erhebe und mitten in dem See eine Art von Berg bilde.

Vor vier Jahren schickte der Papst zwei Mönche hierher, die den Ort, den Remus gegründet hat, entdecken sollten. Der Beschreibung zufolge, die ich Ihnen soeben gemacht habe, glaubten sie, es müsse Remusberg oder der Berg des Remus sein. Die guten Mönche ließen auf der Insel und auf allen Seiten graben, um die Asche des Remus zu entdecken. Mag sie nun entweder nicht sorgfältig genug aufbewahrt oder von der alles zerstörenden Zeit mit der Erde vermischt worden sein; genug, soviel ist gewiß, daß sie nichts fanden.

Einer andern Tradition zufolge, die aber um nichts zuverlässiger ist als diese, hat man vor hundert Jahren, als der Grund zu dem Schlosse gelegt wurde, zwei Steine gefunden, worauf der Vorfall mit den Geiern eingehauen war. Obgleich die Figuren schon ziemlich zerstört waren, so haben sich doch einige davon unterscheiden lassen. Unsere gotischen Ahnen waren leider sehr unwissend, bekümmerten sich wenig um Altertümer, bewahrten uns diese schätzbaren historischen Monumente nicht auf und ließen uns folglich in gänzlicher Ungewißheit über die Wahrheit oder Unwahrheit eines so wichtigen Umstandes. Vor noch nicht drei Monaten fand man, als im Garten gegraben wurde, eine Urne und römische Münzen, die so alt waren, daß man kaum noch das Gepräge erkennen konnte. Ich schickte sie Herrn la Croze, und er war der Meinung, sie konnten wohl siebzehn- oder achtzehnhundert Jahre alt sein . . .

Der Kronprinz an den sächsischen Gesandten von Suhm

der ihm besonders durch gemeinschaftliche philosophische Studien freundschaftlich verbunden war, aber auch in realen Nöten oft aushalf. Die Schätzen [illegible] schätzte der Kronprinz so sehr, daß er „Manns genug gewesen wäre, [illegible] zu lernen", wenn Suhm etwa auf den Einfall gekommen wäre, nur noch [illegible]

sprechen. Suhm übersetzte für den Kronprinzen ins Französische die Metaphysik des ehemaligen Hallenser Philosophen Wolff: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen."

Berlin, 22. Juni 1737.

Lieber Diaphane, es wäre überflüssig, Ihnen alles das aufzuzählen, was ich Ihnen schulde. Es genügt, wenn ich Ihnen sage, daß ich es ganz genau weiß, und daß ich mehr als zufrieden mit der Mühe bin, die Sie sich meinetwegen gegeben haben. Vierzehn Tage später wäre ich verloren gewesen.

Bredow fand Mittel, den König auf den Gedanken zu bringen, ich sei ein gottloser Mensch, Manteuffel und Sie hätten sehr viel dazu beigetragen, mich zu verführen, und Wolden sei mein Günstling und dazu ein Tor, der bei uns den Hausnarren spiele. Sie wissen ja, daß die Anklage der Gottlosigkeit die letzte Zuflucht der Verleumder ist, und daß, hat man diese Anklage vorgebracht, nichts weiter übrig bleibt.

Der König war erzürnt, ich verhielt mich still, mein Regiment tat Wunder: die Gewehrexerzitien, etwas Puder auf dem Kopfe der Soldaten, Leute, die über sechs Fuß groß waren, und viele Rekruten — das waren meine besten Vernunftgründe gegen meine Verleumder. Jetzt ist alles still, und kein Mensch spricht mehr von Religion, Wolden, meinen Verfolgern und meinem Regimente.

Ich reise am 25. nach meinem lieben Garten in Ruppin ab. Ich brenne vor Ungeduld, meinen Weinberg, meine Kirschen und Melonen wiederzusehen. Dort will ich ruhig und frei von allen überflüssigen Sorgen einzig und allein mir selber leben.

Täglich werde ich geiziger mit jeder Minute: von jedem Augenblicke lege ich mir selbst Rechenschaft ab und verliere nur höchst ungern einen einzigen.

Mein ganzer Sinn ist auf die Philosophie gerichtet. Sie leistet mir wunderbar gute Dienste, und ich bin ihr vielen Dank dafür schuldig. Ich bin glücklich, da ich viel ruhiger bin als früher. Meine Seele wird nicht mehr durch heftige und stürmische Aufregungen beunruhigt. Ich unter-

drücke den ersten Ausbruch meiner Leidenschaften und fasse erst dann einen Entschluß, wenn ich mir die Sache, um die es sich handelt, reiflich überlegt habe . . .

Wahrhaftig, die meisten Menschen denken überhaupt nicht. Sie beschäftigen sich nur mit der Gegenwart und sprechen nur von dem, was sie mit Augen sehen, ohne an die verborgenen Ursachen und den letzten Grund aller Dinge zu denken. Heute mittag hörte ich ein Gespräch mit an, das sich nur um die Unterschiede mehrerer Suppen und die beste Art drehte, eine gewisse Krankheit zu heilen. Gestern abend fand ein Disput über Frisuren, Reifröcke und Moden im allgemeinen statt. Und diese Menschen, die ganz voll von Kleinigkeiten stecken und stets von der Langeweile geplagt werden, lieben das Leben und fürchten den Tod!

Ich bemerke, daß ich Ihnen eine Epistel statt eines Briefes schreibe. Aber Sie wissen, wie schnell mir die Zeit vergeht, wenn ich an Sie denke oder Ihnen schreibe: damit wollen Sie mich entschuldigen . . .

Der Kronprinz an Voltaire

Ruppin, 6. Juli 1737.

Die Geschichte des Remus habe ich Ihnen nur für das gegeben, was sie wert ist. Der Ursprung der Völker ist größtenteils fabelhaft und beweist nur, wie alt die menschliche Gesellschaft ist. Lassen Sie uns denn die Erzählung vom Remus mit dem Märchen von der heiligen Ölflasche und mit Merlins Zaubereien in eine Klasse setzen.

Die Antiquare in der Mondskappe sollen niemals meine Geschichtschreiber oder meine Beichtväter werden. Wie sehr sind Sie durch Ihre Denkart von diesen Beförderern des Irrtums verschieden! Sie lieben die Wahrheit, jene den Aberglauben; Sie üben die christlichen Tugenden aus, jene lehren sie bloß; Sie verzeihen, jene verleumden. Wenn ich Katholik wäre, so wählte ich weder den heiligen Franziskus von Assisi noch den heiligen Bruno zu meinem Schutzpatron, sondern ginge geradewegs nach Trier und fände da Ein

genden und Talente, die in jeder Rücksicht weit größer sind, als man sie in einem härenen Gewande und unter einer Mönchskappe antreffen kann.

Die Könige ohne Freundschaft und Gegenliebe, von denen Sie reden, sind in meinen Augen dem Klotze gleich, den Jupiter den Fröschen zum Könige gab. Ich kenne die Undankbarkeit nur dadurch, daß sie mir Schaden zugefügt hat; ja ohne Gesinnungen erheucheln zu wollen, die nicht wirklich in meinem Herzen sind, kann ich doch versichern, daß ich auf alle Größe Verzicht tun würde, wenn ich glaubte, sie vertrüge sich nicht mit der Freundschaft. Sie haben ein großes Anrecht auf die meinige. Durch Ihren Freimut, Ihre Aufrichtigkeit und das edle Vertrauen, das Sie bei allen Gelegenheiten gegen mich bezeigen, verdienen Sie es vollkommen, daß ich Ihnen den Namen Freund gebe. Ich wollte, Sie wären der Lehrmeister der Fürsten, lehrten sie, Menschen zu sein und ein gefühlvolles Herz zu haben, und zeigten ihnen den wahren Wert der Größe sowie ihre Verpflichtung, zum Glücke der Menschen beizutragen . . .

. . . Von der Metaphysik glaube ich nicht, daß sie jemals irgendwo sonst ihr Glück machen wird als in England. Bei Ihnen gibt es Frömmlinge, und bei uns nicht minder. In Deutschland fehlt es nicht an abergläubischen und fanatischen Menschen, die hartnäckig auf ihren Vorurteilen bestehen, im höchsten Grade boshaft und um so weniger zu bessern sind, da sie bei ihrer Beschränktheit und Unwissenheit außer stande sind, philosophisch zu denken. Man hat in der Tat Ursache, in der Gesellschaft solcher Menschen behutsam zu sein. Jemand von dem man glaubt, er habe keine Religion, wird allgemein verschrien, mag er auch sonst der rechtschaffenste Mann von der Welt sein. Die Religion ist das Götzenbild der Volker. Wer es mit profaner Hand anzurühren wagt, zieht sich ihren wütenden Haß zu. Cicero liebe ich außerordentlich. Ich finde in seinen Tusculanen[1]) viele Gesinnungen, die den meinigen ganz ent-

1) Philosophische Schrift Ciceros die er nach seinem Landsitz in Tusculum nannte.

sprechen. Aber wenn er heutzutage lebte, so würde ich ihm nicht raten, zu sagen: schlimm mag das Sterben sein, der Tod selbst ist es nicht. Mit einem Worte: Sokrates wählte lieber den Giftbecher, als daß er seine Überzeugungen verschwieg; aber ich weiß nicht, ob es ein Vergnügen ist, ein Märtyrer für den Irrtum eines andern zu werden. Das Wesentlichste, was wir in der Welt besitzen, ist das Leben, und wie mich dünkt, sollte es jeder vernünftige Mensch zu erhalten suchen.

Ich verachte, wie ich Sie versichern kann, die Jesuiten zu sehr, als daß ich ihre Werke läse. Ihr schlechter Charakter verdunkelt alle Vorzüge des Geistes, die sie besitzen. Übrigens leben wir so kurze Zeit und haben meistenteils ein so schwaches Gedächtnis, daß wir uns nur in den auserlesensten Dingen unterrichten dürfen . . .

Sie erhalten mit dieser Post die Geschichte der heiligen Jungfrau zu Czenstochow von Herrn von Beausobre. Ich hoffe, daß Sie mit dem Stile des Aufsatzes zufrieden sein werden. So viel ich mich darauf verstehe, habe ich keine Fehler gegen die Reinheit der Sprache darin bemerkt. Die meisten Refugiés vernachlässigen sie freilich sehr; doch gibt es, wie ich glaube, einige unter ihnen, die von der Akademie nicht getadelt werden können. Unsre Universitäten und unsre Akademie befinden sich in einem traurigen Zustande, und es scheint, als wollten die Musen aus unsrer Gegend entfliehen.

König Friedrich I. von Preußen war ein Fürst von sehr beschränktem Verstande, dabei gut, aber schwach, er bewirkte die Blüte der Kunst unter seiner Regierung. Er liebte Prunk und Pracht und war freigebig, selbst bis zur Verschwendung. Die Lobsprüche, die man Ludwig XIV. reichlich erteilte, machten Eindruck auf ihn, und er glaubte, wenn er sich diesen König zum Muster wählte, so würde er auch seinerseits unfehlbar gepriesen werden. In kurzem wurde der Berliner Hof der Affe des Versailler, man ahmte alles nach, das Zeremoniell, die Staatsreden, die abgemessenen Schritte, die abgezählten Worte, die grands mousquetaires

chevauxlegers usw. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Langeweile erspare, die Ihnen das ganze Verzeichnis machen würde. Königin Charlotte, Friedrichs Gemahlin (eine Tochter des Herzogs von Lüneburg, der in der Folge Kurfürst von Hannover ward), hatte, bei allen Naturgaben, auch eine vortreffliche Erziehung bekommen und war an dem Hofe ihres Vaters mit Leibniz in vertrautem Umgange gewesen. Leibniz hatte sie die Grundsätze der Philosophie und besonders der Metaphysik gelehrt. Die Königin schätzte ihn sehr und unterhielt einen Briefwechsel mit ihm, was ihn zu häufigen Reisen nach Berlin veranlaßte. Der Philosoph liebte seiner ganzen Anlage nach alle Wissenschaften und verstand sie auch alle. Herr von Fontenelle sagt einmal sehr sinnreich von ihm: wenn man ihn zerlegte, würde man in ihm Stoff genug zur Bildung vieler andern Gelehrten finden. Bei seiner Anhänglichkeit an die Wissenschaften verlor Leibniz den Gedanken, ihnen einen festen Fuß zu verschaffen, nie aus den Augen; er entwarf daher den Plan, in Berlin eine Akademie nach dem französischen Muster zu stiften, doch so, daß einige geringe Abänderungen dabei stattfinden sollten. Er teilte der Königin seinen Gedanken mit. Sie war davon entzückt und versprach ihm, ihn mit ihrem ganzen Ansehen zu unterstützen.

Man ließ einige Worte von Ludwig XIV. fallen. Die Astronomen versicherten, sie würden eine unzählige Menge von Sternen entdecken, deren Pate der König werden könnte; die Botaniker und die Ärzte widmeten ihm ihre Talente. Wer hätte so vielen Überredungsmitteln widerstehen können? Auch sah man bald die Wirkung. In einem Augenblick war die Sternwarte gebaut und das anatomische Theater eröffnet. Als die Akademie ganz zustande gebracht war, bekam sie Leibniz zu ihrem Präsidenten. Solange die Königin lebte, erhielt sie sich noch ziemlich gut; aber nach ihrem Tode änderte sich die Sache. Der König, ihr Gemal., folgte ihr bald nach. Andre Zeiten, andre Neigungen. Gegenwärtig verfallen die Wissenschaften von Tage zu Tage, und ich sehe mit Tränen in den Augen, daß die Gelehrsamkeit

von uns flieht, und daß arrogante Unwissenheit und Barbarei der Sitten an ihre Stelle treten . . .

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, daß zwar nie ein Sternbild nach Friedrich I. benannt wurde, daß aber 1787, ein Jahr nach dem Tode Friedrichs des Großen, der Astronom Bode in Berlin einer Sterngruppe in der Andromeda den Namen „Friedrichsehre" beilegte.

Der Kronprinz an General von Grumbkow

Rheinsberg, 1. November 1737.

Sie haben mich hochherzig verteidigt, als mein Vater mit Ihnen über mich sprach. Niemals hatte ein Künstler eine so schlechte Meinung von seinem eigenen Werke wie der König von dem seinigen. Wenn es Bescheidenheit ist, so muß man gestehen, daß sie ein wenig weit getrieben hat. Ich wäre vielmehr geneigt, zu glauben, daß ein unglückliches, durch das Alter eingewurzeltes Vorurteil, das er immer gegen mich gehabt hat, ihn meinen Charakter so schlecht beurteilen läßt . . .

Gott weiß, daß ich dem Könige ein langes Leben wünsche, aber wenn der Erbfall nicht bei seinen Lebzeiten eintritt, so wird man sehen, daß man keinen Grund gehabt hat, mich anzuklagen, ich opferte meine Interessen andern Mächten; ich fürchte vielmehr, man wird mir zu viel Kühnheit und Lebhaftigkeit zum Vorwurf machen. Der Himmel scheint den König dafür bestimmt zu haben, alle Vorbereitungen zu treffen, welche Weisheit und Klugheit vor Beginn eines Krieges erfordern; wer weiß, ob die Vorsehung nicht für mich die Aufgabe ausersehen hat, ruhmlichen Gebrauch von diesen Vorbereitungen zu machen und sie zur Erfüllung der Absichten anzuwenden, für die sie der König mit weitem Blick vorausbestimmt hat! . . .

Der Kronprinz an Voltaire.

Rheinsberg, 13. November 1737.

Ich muß gestehen, daß nichts mehr täuscht, als wenn man die Menschen nach ihrem Rufe beurteilt. Die Ge-

ſchichte des Zaren[1]), welche ich Ihnen ſchicke, zwingt mich die Äußerungen zu widerrufen, zu denen die hohe Meinung, die ich von dieſem Fürſten hegte, mich veranlaßt hat. In dieſer Darſtellung wird er Ihnen ganz anders erſcheinen, wie er in Ihrer Vorſtellung lebt, und ſomit iſt, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, ein Mann weniger in der wirklichen Welt.

Ein Zuſammentreffen glücklicher Umſtände, günſtiger Ereigniſſe und die Unwiſſenheit der Ausländer haben aus dem Zaren ein heroiſches Phantom gemacht, an deſſen Größe zu zweifeln niemand ſich einfallen ließ. Ein verſtändiger Geſchichtsſchreiber, zum Teil Zeuge ſeines Lebens, hebt den trügeriſchen Schleier und läßt uns einen Fürſten ſehen mit allen menſchlichen Fehlern und wenig Tugenden. Nun iſt er nicht mehr der umfaſſende Geiſt, der alles verſteht und alles ergründen will; ſondern es iſt ein Mann, der von Phantaſien beherrſcht wird, die ſonderbar genug waren, um einen gewiſſen Glanz zu verbreiten und zu blenden. Nicht mehr iſt er der unerſchrockene Krieger, der keine Furcht und keine Gefahr kennt, ſondern ein feiger, furchtſamer Fürſt, den ſeine Brutalität in der Gefahr verläßt; grauſam im Frieden, ſchwach im Kriege, bewundert von den Ausländern, gehaßt von den eigenen Untertanen; kurz ein Mann, der den Despotismus ſo weit getrieben hat, wie ein Herrſcher ihn treiben kann, und bei dem das Glück den Mangel an Weisheit erſetzte. Übrigens war er ein großer Mechaniker, fleißig, betriebſam und bereit, alles ſeiner Neugierde zu opfern.

So wird Ihnen der Zar Peter I. in dieſen Denkwürdigkeiten erſcheinen; und wie ſehr man auch ſich zwingen muß, um eine unendliche Menge von Vorurteilen abzulegen, bevor man das Herz hat, ſich ihn ſo ſeiner großen Eigenſchaften beraubt vorzuſtellen, ſo iſt dennoch ſicher, daß der Verfaſſer nichts behauptet, das er nicht vollſtändig zu beweiſen imſtande iſt. Hieraus kann man abnehmen, daß man nicht genug auf ſeiner Hut ſein kann bei der Beurteilung großer

1) Peter I. der Große.

Männer. Wer in der römischen Geschichte den Pompejus mit Augen der Bewunderung betrachtet hat, findet ihn ganz anders, wenn er ihn aus Ciceros Briefen kennen lernt. Besonders von der Gunst der Geschichtschreiber hangt der Ruf der Fürsten ab. Einige in die Augen fallende große Taten haben die Schriftsteller dieses Jahrhunderts dem Zaren günstig gestimmt, und ihre Einbildungskraft hat die Großmut gehabt, seinem Bilde das hinzuzufügen, was ihrer Meinung nach etwa daran fehlen mochte.

Es ist möglich, daß Alexander der Große nur ein berüchtigter Straßenräuber war. Quintus Curtius hat jedoch, sei es, indem er die Leichtgläubigkeit der Völker mißbrauchte, sei es, indem er seinen glänzenden Stil leuchten ließ, das Mittel gefunden, ihn in der Vorstellung aller Zeitalter für einen der größten Menschen gelten zu lassen, welche jemals die Erde hervorgebracht hat. Wie viele Beispiele einer ausgesprochenen Vorliebe für den Ruhm gewisser Fürsten liefern uns nicht die Geschichtschreiber! Aber wenn sie solche Beispiele ihres Wohlwollens darbieten, so liefert uns die Geschichte auch Zeugnisse ihres hasses und ihrer Bosheit. Erinnern Sie sich der mannigfachen Eigenschaften, welche man dem Julian mit dem Beinamen Apostata beigelegt hat. Der Haß, der Groll, die Wut Ihrer heiligen Bischöfe haben ihn derart verunstaltet, daß seine Züge kaum kenntlich sind in dem Gemälde, das ihre Bosheit von ihm entworfen hat. Ganze Zeitalter haben diesen Fürsten verabscheut, so großen Eindruck hat das Zeugnis dieser Betrüger gemacht! Endlich kam ein Weiser, bemerkte die Kniffe der meisten Geschichtschreiber, gab dem Kaiser Julian seine Tugenden wieder und beschämte die Verleumdung der Väter Ihrer Kirche.

Alle Handlungen der Menschen sind verschiedener Auslegung unterworfen. Man kann Gift über die guten ausgießen und den schlechten eine Wendung geben, durch die sie entschuldbar und selbst lobenswert werden, die Parteilichkeit oder Unparteilichkeit des Geschichtschreibers entscheidet über das Urteil des Publikums und der Nachwelt.

Der Kronprinz an Frau von Rocoulle

ehemals seine und seiner Geschwister Gouvernante.

Rheinsberg, 23. November 1737.

Madame, mit dankbarer Rührung habe ich Ihren Brief und den beigefügten Geldbeutel empfangen. Sie vermehren, Madame, die Summe der Verbindlichkeiten, welche ich Ihnen schon schuldig bin, durch das Geschenk einer Arbeit, welche Sie für mich in Ihrem glücklichen Alter verfertigten. Ich versichere Sie, daß Sie mir eine große Freude gemacht haben. Sie ist mir ein Beweis Ihrer Gesundheit und Kraft, aber auch ein Beweis Ihrer Freundschaft für mich. Beides ist mir gleich angenehm, und so habe ich denn ein Gläschen auf die Gesundheit meiner lieben guten Mutter getrunken. Ich nenne Sie Mutter und hoffe, daß Sie mir diesen Namen erlauben werden. Er gehört Ihnen gewissermaßen, in Betracht der Sorgen und der Mühe, welche Sie auf die Bildung meiner jungen Jahre verwendet haben. Ich versichere Sie, daß ich es nie vergessen werde; denn Sie sind, nächst meinen Eltern, die Person, gegen welche ich die meiste Verpflichtung fühle . . .

„Aus den Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas"

Friedrichs erstes politisches Flugblatt, unter dem Pseudonym eines Engländers erschienen.

April 1738.

Wenn meine Erwägungen so glücklich sind, das Ohr einiger Fürsten zu erreichen, so werden diese Wahrheiten darin finden, die sie nie aus dem Munde ihrer Höflinge und ihrer Schmeichler hören; vielleicht erstaunen sie sogar, daß diese Wahrheiten ihren Platz neben ihnen auf dem Throne einnehmen. Mögen sie also lernen, daß ihre falschen Grundsätze die vergiftete Quelle des europäischen Unglücks sind. Der Irrtum der meisten Fürsten besteht in dem Glauben, Gott habe die Menge von Menschen, deren Wohlfahrt ihnen anvertraut ist, bloß aus ganz besonderer Sorge für ihre Größe, ihr Glück und ihren Stolz geschaffen,

und ihre Untertanen seien nur zu Werkzeugen und Dienern ihrer zügellosen Leidenschaften bestimmt.

Sobald der Grundsatz, von dem man ausgeht, falsch ist, können die Folgen nicht anders als bis ins unendliche fehlerhaft sein: daher der unmäßige Hang nach falschem Ruhm, daher die brennende Begierde, alles an sich zu reißen, daher die Trägheit der Fürsten, ihr Stolz, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle die Laster, welche die menschliche Natur herabwürdigen!

Wollten sich die Fürsten von diesen Irrtümern losmachen, wollten sie mit ihrem Nachdenken bis zu dem Zwecke ihrer Einsetzung hinaufsteigen, so würden sie sehen, daß ihr Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, und ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist, daß die Tausende von Menschen, die ihnen unterworfen sind, sich keineswegs zu Sklaven eines einzelnen hingegeben haben, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um Märtyrer seiner Launen und ein Spielball seiner Einfälle zu sein; sondern daß sie aus ihrer Mitte denjenigen ausgewählt haben, den sie für den Gerechtesten hielten, um sie zu regieren, für den Gutigsten, um ihnen ein Vater zu sein, für den Menschlichsten, um Mitleid bei ihrem Unglück zu fühlen und ihnen beizustehen, für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen, für den Weisesten, damit er sie nicht ohne Grund in verheerende und verderbliche Kriege verflechte: mit einem Worte, für den Mann, der am fähigsten wäre, den ganzen Staat zu repräsentieren, und bei dem die höchste Gewalt zu einer Stütze der Gesetze und der Gerechtigkeit und nicht zu einem Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und die Tyrannei zu begründen, dienen sollte.

Stünde dieser Grundsatz fest, so würden die Fürsten immer die beiden Klippen vermeiden, die zu allen Zeiten den Untergang der Reiche und die Verheerung der Welt verursacht haben: nämlich die ungemessene Ehrsucht und die schimpfliche Vernachlässigung der Geschäfte. Anstatt unaufhörlich Pläne zu Eroberungen zu machen, würden sie

diese Götter der Erde alle Mühe geben, das Glück ihres Volkes zu sichern, sie würden all ihren Fleiß anwenden, den Unglücklichen Erleichterung zu verschaffen und ihre Regierung milde und zur Wohlfahrt der Menschen zu führen; ihre edeln Taten müßten es wünschenswert machen, als ihr Untertan geboren zu sein; es müßte unter ihnen ein edler Wettstreit herrschen, es einander an Güte und Milde zuvorzutun. Mögen sie inne werden, daß der wahre Ruhm eines Fürsten nicht in der Unterdrückung seiner Nachbarn, nicht in der Vermehrung der Anzahl seiner Sklaven besteht, sondern darin, die Pflichten seines Amtes zu erfüllen und in allem den Absichten derer zu entsprechen, die ihn mit seiner Macht bekleidet haben, und von denen ihm die höchste Gewalt übertragen ist.

Solche Monarchen sollten bedenken, daß die Ehrsucht und eitle Ruhmbegierde Laster sind, die man an einem Privatmann mit Strenge ahndet, und die man immer an einem Fürsten verabscheut.

Auf der andern Seite würden die Fürsten, wenn sie immer ihre Pflicht vor Augen hätten und ihre Obliegenheiten nicht als ihrer Größe unwürdige Beschäftigungen vernachlässigten, nicht das Wohl ihrer Völker blindlings der Sorge eines Ministers anvertrauen, der bestochen werden kann, dem es vielleicht an Talenten fehlt, und dem fast nie das allgemeine Beste so am Herzen liegt als dem Herrn. Die Fürsten würden selbst über die Schritte ihrer Nachbarn wachen; sie würden die äußerste Sorgfalt anwenden, um in deren Pläne einzudringen und ihren Unternehmungen zuvorzukommen: sie würden sich durch gute Bündnisse gegen die Politik jener unruhigen Geister in Sicherheit setzen, die nicht aufhören, um sich zu greifen, und die, gleich dem Krebse, an allem nagen und alles verzehren, was sie berühren. Die Klugheit würde die Bande der Freundschaft und die Bündnisse, die dergleichen Fürsten schlossen, enger zusammenziehen: die Weisheit würde ihre Ratgeberin sein und die Pläne ihrer Feinde in der Geburt ersticken: sie würden ein tätiges Leben, das beständig die Wohlfahrt des

Ganzen zum Zweck hätte, dem trägen und wollüstigen Hofleben vorziehen . . .

Der Kronprinz an den Oberst von Camas

Berlin, 21. Dezember 1738.

. . . Ich habe einen auffallenden Wechsel in der Stimmung des Königs gefunden. Er ist sehr gnädig, milde, entgegenkommend und gerecht geworden. Er hat von den Wissenschaften als von lobenswerten Dingen gesprochen, und ich bin über das, was ich gesehen und gehört habe sehr erfreut und begeistert gewesen. Alles, was ich Löbliches sehe, gibt mir innere Genugtuung, die ich kaum verbergen kann. Ich fühle meine Empfindungen kindlicher Liebe sich verdoppeln, da ich so vernünftige und gerechte Ansichten bei dem Urheber meiner Tage sehe.

Ende Dezember 1738.

Mein lieber Camas, zu meinem großen Bedauern bin ich genötigt zu widerrufen. Alle diese schönen Anzeichen von Gnade, von Wohlwollen und Milde sind wie ein Traum entschwunden. Die Stimmung des Königs hat sich so sehr verschlimmert, und sein Haß gegen mich hat sich in so mannigfachen Formen offenbart, daß ich, wenn ich nicht wäre, der ich bin, schon längst meinen Abschied gefordert hätte. Ich würde tausendmal lieber mein Brot anderswo in allen Ehren erbetteln als mich von dem Ärger nähren, den ich hier hinunterschlucken muß. Der Ingrimm, den der König zeigt, um mich heimlich und öffentlich in üblen Ruf zu bringen, ist nicht mehr eine Sache, die man sich ins Ohr sagt; sie ist das Stadtgespräch, jedermann ist davon Zeuge und spricht davon. Und das Sonderbarste dabei ist, daß ich mein Verbrechen noch immer nicht kenne, wenn es nicht das ist, daß ich der Thronerbe bin. Zweifellos schüren boshafte Menschen das Feuer; nicht weniger tragen die Grillen der Gicht und das cholerische Temperament des Königs dazu bei. Ich lerne mich beherrschen . . .

Der Kronprinz an Voltaire

Berlin, 8. Januar 1739.

. . . Wie es scheint, bestärkt man sich in einer Gesinnung, wenn man alle die Gründe durchgeht, auf denen sie beruht. Dies hat mich auf den Gedanken gebracht, etwas über die Menschlichkeit zu schreiben. Sie ist, dünkt mich, die einzige Tugend und muß sich besonders bei den Menschen finden, die ihr Stand in der Welt auszeichnet. Ein Souverän, mag er nun groß oder klein sein, kann als ein Mann angesehen werden, der die Bestimmung hat, dem menschlichen Elende, soviel nur in seinen Kräften steht, abzuhelfen. Er ist wie ein Arzt und heilt die Not seiner Untertanen, wenn auch nicht ihre Krankheiten. Die Stimme der Unglücklichen, das Seufzen der Elenden und das Geschrei der Unterdrückten muß zu ihm gelangen. Entweder aus Mitleid gegen andre oder aus gewissen Betrachtungen über sich selbst muß er von der traurigen Lage derer gerührt sein, deren Elend er sieht; und so wenig auch sein Herz gefühlvoll sein mag, so werden die Unglücklichen doch stete Teilnahme bei ihm finden.

Ein Fürst verhält sich zu seinem Volke wie das Herz zu dem mechanischen Bau unsers Körpers. Das Herz bekommt das Blut aus allen Gliedern und treibt es wieder bis zu den äußern Teilen hin; der Fürst erhält von seinen Untertanen Treue und Gehorsam und gibt ihnen dafür Überfluß, Wohlstand, Ruhe und alles, was zum Besten und zur Beförderung der Gesellschaft beitragen kann.

Ich meine, diese Grundsätze müßten in den Herzen aller Menschen von selbst entstehen; man fühlt sie, sobald man nur denkt, und braucht nicht erst einen großen moralischen Kursus durchzumachen, um sie zu erlernen. Ich glaube, daß Mitleid und Begierde, den zu unterstützen, der Beistand bedarf, den meisten Menschen schon angeboren sind. Wir stellen uns unsre Schwachheiten und unser Elend vor, wenn wir andre in denselben Umständen sehen, und empfinden ebensoviel Bereitwilligkeit, ihnen zu helfen, als wir

uns von andern wünschen würden, wenn wir uns in ihrem Falle befänden . . .

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Der General von Grumbkow, auf dessen heimliche Umtriebe der Kronprinz die letzte Trübung seines Verhältnisses zum Vater schob, war am 14. März gestorben.

Lager von Wehlau, 27. Juli 1739.

Ich bin entzückt von Ihnen selbst zu hören, daß der Markgraf von seiner Reise nach Berlin befriedigt ist.

Seit Grumbkows Tode ist dort alles verändert. Sein Ableben hat bei uns den politischen wie den häuslichen Frieden wiederhergestellt. Dem Himmel sei Dank, mein Verhältnis zum Könige ist jetzt das beste von der Welt; er hat die Gnade gehabt, mir sein ganzes preußisches Gestüt zu schenken; das bringt mir mit der Zeit 18000 Taler Einkünfte . . .

Der Kronprinz an Voltaire

Insterburg, 27. Juli 1739

Teurer Freund, endlich sind wir nach einer dreiwöchigen Reise hier, in einem Lande angelangt, welches ich als das äußerste Ende der gebildeten Welt betrachte. Man kennt es in Europa wenig, obschon es besser bekannt zu werden verdient, da es als eine Schöpfung meines [illegible] Vaters angesehen werden kann.

Preußisch-Litauen ist ein Herzogtum von gut dreißig deutschen Meilen Länge und zwanzig Meilen Breite, wobei es allerdings nach Samogitien hin sich zuspitzt. Hier wütete im Anfange des Jahrhunderts die Pest, und noch als dreimalhunderttausend Menschen ginzen daran und an dem Elende, das die Krankheit im Gefolge hatte, zugrunde. Der Hof hatte über das Unglück der Bevölkerung keine rechte Nachricht erhalten und tat nichts, um drei reichen fruchtbaren, stark bevölkerten und äußerst produktiven Gegen Provinz aufzuheben. Die Pest raffte die Einwohner hin, die Felder blieben unbestellt, und Hungersnot kam an

darauf zu wachsen. Auch der Viehstand blieb nicht von dem gemeinen Unglücke verschont. Mit einem Worte, unsre blühendste Provinz wurde in die schrecklichste Wüste verwandelt.

Während dieser Vorgänge starb Friedrich I. und wurde in jener seiner falschen Größe beerdigt, die nach seinem Willen nur in eitelm Pomp und der prunkvollen Schaustellung leerer Zeremonien bestand.

Mein Vater war sein Nachfolger. Das allgemeine Elend ging ihm nahe. Er bereiste die Gegend und sah die weite Wüste mit eignen Augen, in der die Pest, die Teuerung und die schmutzige Habsucht der Minister ihre schrecklichen Spuren hinterlassen hatten. Zwölf bis fünfzehn entvölkerte Städte, vier- bis fünfhundert verlassene Dörfer mit unbestellten Feldern — das war der traurige Anblick, der sich ihm darbot. Weit davon entfernt, sich durch dieses schreckliche Schauspiel abschrecken zu lassen, fühlt er das lebhafteste Mitleid und faßte den Entschluß, die Dichtigkeit der Bevölkerung, den Überfluß und den Handel in diesen Gegenden, die gar nicht mehr wie ein zivilisiertes Land aussahen, wiederherzustellen.

Seit dieser Zeit hat der König keine Ausgabe gescheut, um seinen Willen zum Segen des Landes durchzusetzen. Zuerst erließ er weise Verordnungen, befahl die Häuser in den durch die Pest verödeten Ortschaften wieder aufzubauen und siedelte Tausende von Kolonistenfamilien aus allen Teilen Europas in dem Lande an. Die Äcker wurden wieder unter Kultur genommen, das Land bevölkerte sich von neuem, der Handel blühte wiederum auf, und augenblicklich herrscht in dem fruchtbaren Lande der Überfluß mehr als jemals.

Litauen hat jetzt mehr als eine halbe Million Einwohner, mehr Städte und einen großern Viehstand als früher und ist reicher und fruchtbarer als irgend ein Teil Deutschlands — und alles, was ich Ihnen hier aufzähle, hat man ganz allein dem Könige zu verdanken, der die Anordnungen nicht nur getroffen, sondern auch in ihrer Ausführung überwacht hat. Er hat den Plan gefaßt und ihn allein ausgeführt. Weder Sorge noch Mühe, noch un-

geheure Summen, noch Versprechungen noch Belohnungen hat er gespart, um Glück und Leben einer halben Million denkender Wesen zu sichern, die nun ihm allein ihre Wohlfahrt, ja ihre Existenz verdanken . . .

Mehr und mehr erkannte Friedrich Wilhelm I. auch seinerseits die Tüchtigkeit des Sohnes an. Die Zukunft der Finanzen wie die des Heeres hielt er für sichergestellt. „Mein Sohn," sagte er gelegentlich, „ist jetzt ein guter Wirt, und er wird noch gar manchen enttauschen, der da glaubt, daß der Nachfolger, wenn er erst im Reichtum sitzt, das Geld wegschmeißen wird." Und während seiner letzten Krankheit äußerte der König zu seiner Umgebung: „Es liegt mir nichts mehr am Leben, da ich meinen Sohn hinterlasse, der alle Fähigkeit hat, gut zu regieren; er hat mir versprochen, daß er die Armee beibehalten wird. Ich weiß, daß er die Truppen liebt und brav ist, ich weiß, daß er sein Wort halten wird, er hat Verstand und alles wird gut gehen." Seine „Parforcehunde" freilich schenkte er nicht ohne Wehmut dem alten Dessauer: „weil ich in dieser Welt ausgejagt habe und mein ältester Sohn doch kein Liebhaber der Jagd ist noch werden wird."

Aus einem Brief des Freiherrn von Bielefeld

der auf einer Reise durch Rheinsberg kam

Rheinsberg, den 30. Oktober 1739.

. . . Alle, die auf dem Schlosse wohnen, genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert, oder bei andern Festen, woran sie teilnehmen können. Die Zeit, die dem denkenden Menschen so kostbar, dem oberflächlichen so lang vorkommt, wird hier nicht mit Schlafen bis an den Mittag, nicht mit Frühstücken, nicht mit Besänftigung und leerer Vertröstung der Gläubiger, nicht in wichtiger und geheimnisvoller Konferenz mit Schneider und Putzmacherin, nicht mit Toilettemachen noch mit unnützem Geschwätz im Vorzimmer zugebracht. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergeht oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Alsdann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begibt sich in den Speisesaal.

Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verraten den Mann von Geist. Er bemüht sich jetzt, die gefährlichen politischen Träume des Machiavell zu widerlegen. Sein Gespräch bei Tafel ist unvergleichlich; er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Sein Witz gleicht dem nie verlöschenden Feuer der Vesta. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle anderer zutage zu fördern, indem er die Gelegenheit, ein sinniges Wort anzubringen, herbeiführt. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiderung übel aufzunehmen. Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß mich der Nimbus blendet, der den Kronprinzen umgibt. Nein, ich schwöre es Ihnen, selbst wenn er ein schlichter Privatmann wäre, würde ich mit Vergnügen meilenweit zu Fuß gehen, wenn mir seine Gesellschaft dadurch zu teil wurde . . . .

Die Abende sind der Musik gewidmet. Der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß. Eine solche Einladung ist immer eine besondere Gnadenbezeigung. Der Prinz spielt gewöhnlich die Flöte. Er behandelt das Instrument mit höchster Vollkommenheit; sein Ansatz sowie seine Fingergeläufigkeit und sein Vortrag sind einzig. Er hat mehrere Sonaten selbst gesetzt . . . .

Friedrich ist in allem ausgezeichnet. Er tanzt schön, mit Leichtigkeit und Grazie, und ist ein Freund jedes anständigen Vergnügens, mit Ausnahme der Jagd, die in seinen Augen geist- und zeittötend und, wie er sagt, nicht viel nützlicher ist als das Ausfegen eines Kamins.

Der Kronprinz an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Berlin, 20. Februar 1740.

Liebste Schwester, Ich hoffe, daß sich Ihre Gesundheit von Tag zu Tag wieder befestigen wird, und daß ich unaufhörlich die besten Nachrichten von Ihnen hören werde.

Ich kann Ihnen kaum gute von hier geben, und nach allem Anschein werden Sie den König niemals wiedersehen. Sein Krankheitszustand hat sich so rapid verschlimmert, daß ich zweifle, ob er die kommende Woche überleben wird. Er hat Ihnen seinen Segen gegeben und sehr gut von Ihnen gesprochen. Gegenwärtig ist sein Fieber so heftig, daß er kaum sprechen kann, und daß wir allen Grund haben, eine Unterleibsentzündung zu fürchten. Bleiben Sie ruhig, und grämen Sie sich nicht zu sehr, denn gegen etwas, das nun einmal so ist, gibt es kein Mittel . . .

Friedrich Wilhelm I. an den Kronprinzen

Das königliche Leben, durch Mühe und Arbeit, Tüchtigkeit und Treue ausgezeichnet, ging zur Neige. Am 27. April 1740 ließ Friedrich Wilhelm I. sich aus dem Berliner Schlosse nach seiner „geliebten" Soldatenstadt bringen: „Leb wohl, Berlin," rief er aus, als man ihn in den Wagen hob, „in Potsdam will ich sterben." Dem 26. Mai, dem Himmelfahrtstage, ist der letzte Brief an den Kronprinzen datiert.

Potsdam, 26. Mai 1740.

Mein geliebter Sohn, Ich habe Euer Schreiben vom 24. dieses wohl erhalten, daraus Euer herzliches Mitleid mit meinen elenden Umständen, auch Eure löbliche Entschließung, in allen Stücken Meinem väterlichen Rate zu folgen, ersehen. Ich bin sehr davon attendiret und habe nicht den geringsten Zweifel an dem Effect Eures Versprechens und Eurer guten Sentiments, wenn Gott über mein Leben gebieten sollte, wie es das Ansehen hat. Daß Ihr gegen Pfingsten anhero kommen wollet, solches ist Mir sehr lieb, und wird mir ein rechtes Vergnügen sein, Euch, so Gott will, noch zu embrassiren.

Die Nachrichten von dem Lande sind zwar noch schlecht, weil aber nun das warme Frühlingswetter eintritt, und das Vieh genugsam Gras kriegen wird, so hoffe, es werde noch erträglich sein . . .

Aus dem Protokoll der Regierungsübergabe.

Potsdam, 31. Mai 1740

. . . Se. Königl. Majestät hätten also ernstlich resolviret, Dero bisherige Regierung sogleich niederzulegen, und über-

geben demnach hiermit Dero ältestem Sohn als legitimen Erben Dero ganzes Land, Domänen, Städte und alles übrige, nichts ausgenommen, als blos diejenigen Güter, so sie für die drei übrigen Prinzen Wilhelm, Heinrich und Ferdinand, acquiriret haben, als welche der Kronprinz ihnen lassen soll, selbiges auch bereits Sr. Königl. Majestät versprochen haben

Sie wünschen Ihm also dazu und zu seiner Regierung alles ersinnliche Glück, Heil, Segen und gloire und recommandiren Ihm vor allen Dingen, daß Er jederzeit die Armee als die Base seiner zeitlichen Glückseligkeit in völligem guten Stande erhalten soll, weil darauf sowohl sein wahres Interesse als Sicherheit, auch gloire und Ansehen beruhet.

Dabei recommandiren Sie Denselben insonderheit Dero hiesiges Regiment und haben zu Ihm das sichere Vertrauen, Er werde dasselbe lieb haben und allezeit in gutem Stande erhalten.

Dero bisherigen Bedienten im Cabinet befehlen Sie, alle Briefschaften und was sonsten auf Dero Schreibtisch befindlich, dem Kronprinzen zu übergeben, ausgenommen den versiegelten Brief, welchen er erst zwei Tage nach des Königs Tode erhalten soll.

Sie befehlen auch allen und jeden, so gegenwärtig sind, nunmehr dem Kronprinzen alle untertänige Submission, Pflicht und Parition, auch Treue zu erweisen, eben als wenn der König bereits gestorben wäre.

Auf die Finanz- und Domänensachen wird sich der Kronprinz mit äußerster Application und Fleiß legen, weil darauf und deren sorgfältigste Beobachtung das größeste Teil seiner Wohlfahrt ankommt; und falls er solches noch nicht völlig inne hätte, so recommandiren Se. Königl. Majestät Ihm den Etats-Minister v. Boden, weil Sie denselben selbst dressiret, und dieser von allen völlige Wissenschaft hat.

Was das Ministerium der auswärtigen Affairen anlangt, so haben Se. Königl. Majestät zu demselben und insonderheit dem v. Podewils das Vertrauen, sie werden kunftighin gleichfalls vor des Königs und des ganzen Hauses Nutzen und Interesse eifrig sorgen und Dabei Dero Kron-

prinz getreulich raten, auch Ihm in allen Stücken mit der lauteren Wahrheit unter Augen gehen . . .

Am 31. Mai 1740 nach drei Uhr nachmittags hat Friedrich Wilhelm I. sein Leben im Beisein seines großen Sohnes beendet, der sein Nachfolger und Vollender werden sollte. Dieser bezeugt: „Er starb mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewundernswerte Geistesgegenwart bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, als Staatsmann seine Geschäfte ordnend, die Fortschritte seiner Krankheit verfolgend wie ein Arzt und über den Tod triumphierend als ein Held." Und später: „Wenn es wahr ist, daß wir den Schatten der Eiche, die uns umfängt, der Kraft der Eichel verdanken, die den Baum sprossen ließ, so wird der Erdkreis darin einstimmen, daß in dieses Fürsten Leben und in der Weisheit seines Waltens die Urquellen der Wohlfahrt zu erkennen sind, deren das Königshaus nach seinem Tode sich erfreut hat."

Aus dem „Antimachiavell" des Kronprinzen

Machiavelli, 1469–1527, florentinischer Staatsmann und Geschichtschreiber, hatte in seinem Werk „Principe" den Grundsatz vertreten, daß in der Politik die Moral auszuschalten sei. Der Kronprinz, durch Voltaires Henriade, eine Verherrlichung des Königs Heinrich IV. von Frankreich, angeregt, schrieb eine Widerlegung unter dem Titel „Antimachiavell". Diese Schrift richtete sich wie auch schon zum Teil die „Betrachtungen über den gegenwärtigen politischen Zustand Europas" gegen den Kardinal Fleury, den Leiter der äußeren Politik Frankreichs.

Ehe Machiavelli auf die verschiedenen Staatsformen näher einging, hätte er meines Erachtens den Ursprung der Fürsten untersuchen und die Gründe erwägen sollen, die freie Menschen veranlassen konnten, sich Herren zu geben.

Es war in einem Buche, in dem Verbrechen und Tyrannei zum Gesetz erhoben wurde, wohl nicht angängig, das zu erwähnen, was sie vernichten sollte; es hatte Machiavelli widerstrebt zu sagen, daß die Völker im Blick auf ihre Ruhe und ihren Fortbestand es für nötig fanden, Richter zu haben, um ihre Streitigkeiten zu schlichten, Beschützer, um sie gegen ihre Feinde im Besitz ihrer Güter zu erhalten, Herrscher, um alle ihre verschiedenen Interessen in ein einziges gemeinsames zusammenzuschließen; daß sie zuerst aus ihrer Mitte diejenigen auswählten, welche sie für die weisesten, gerechtesten, selbstlosesten, humansten,

tüchtigsten hielten, um sie zu regieren. Es ist also, müßte man sagen, die Gerechtigkeit die vornehmste Aufgabe des Herrschers; er muß das Wohl der Völker, die er regiert, jedem andern Interesse voranstellen. Was wird dann aus den Ideen des Eigennutzes, der Größe, des Ehrgeizes, des Despotismus? Es stellt sich heraus, daß der Herrscher, weit entfernt, der absolute Herr der Völker zu sein, die unter seiner Herrschaft stehen, selbst nichts andres ist als ihr erster Diener . . .

Was die Art und Weise betrifft, in welcher ein großer Fürst Krieg führen soll, so trete ich der Ansicht Machiavellis vollkommen bei. Gewiß muß ein großer Fürst die Führung seiner Truppen selbst übernehmen, im Heere wie in der Residenz die Leitung in der Hand haben; sein Interesse, seine Pflicht, sein Ruhm, alles verpflichtet ihn dazu. Wie er das Haupt der ausgleichenden Gerechtigkeit ist, so ist er gleicherweise der Beschützer und Verteidiger seiner Völker, er muß die Verteidigung seiner Untertanen als eine der wichtigsten Aufgaben seines Berufes ansehen, die er aus diesem Grunde nur sich selbst anvertrauen darf. Sein Interesse scheint notwendig zu verlangen, daß er sich persönlich bei seinem Heere befinde, weil dann alle Befehle von seiner Person ausgehen, und weil sich dann Plan und Ausführung mit größter Schnelligkeit folgen. Seine Gegenwart macht außerdem den Mißhelligkeiten der Generale ein Ende, die den Heeren so verderblich und den Interessen des Herrschers so nachteilig sind. Sie bringt mehr Ordnung in die Magazine, die Munition und die Kriegsvorräte, ohne die ein Cäsar an der Spitze von hunderttausend Soldaten nie etwas ausrichten wird. Wie es der Fürst ist, der die Schlachten schlagen läßt, so ist es offenbar auch seine Sache, ihren Gang zu leiten und durch seine Gegenwart seinen Truppen Mut und Vertrauen einzuflößen; er steht nur an ihrer Spitze, um ihnen das Beispiel zu geben . . . .

Das Heidentum stellte Janus mit zwei Gesichtern dar, was die vollkommene Kenntnis, die er von der Vergangenheit

und Zukunft hatte, bedeuten sollte. Das Bild dieses Gottes läßt sich, in allegorischem Sinne genommen, sehr gut auf die Fürsten anwenden. Sie müssen wie Janus hinter sich sehen in die Geschichte aller vergangenen Jahrhunderte, die ihnen heilsame Lehren für ihr Verhalten und ihre Pflicht geben; sie müssen wie Janus vorwärts in die Zukunft blicken mit der Schärfe ihres Geistes und ihres Urteils, das alle Beziehungen kombiniert und in den gegenwärtigen Verwicklungen die herauslieſt, die ihnen folgen müssen...

Es gibt zwei Arten von Fürsten in der Welt: solche, die alles mit ihren eignen Augen sehen und ihre Staaten selbst regieren; und solche, die sich auf ihre Minister verlassen und sich von denen leiten lassen, welche Einfluß auf ihren Geist gewonnen haben.

Die Herrscher der ersten Art sind wie die Seele ihrer Staaten: die Bürde ihrer Regierung ruht auf ihnen allein wie die Welt auf dem Rücken des Atlas; sie leiten die inneren wie äußeren Angelegenheiten; und sie erfüllen zugleich das Amt der obersten Reichsbehörde, des Generals der Heere, des Großschatzmeisters. Sie haben nach dem Beispiele Gottes, der eine den Menschen überlegene Einsicht hat, um seinen Willen auszuführen, einen eindringenden und arbeitsamen Geist, um ihre Pläne zur Durchführung zu bringen und im kleinen zu erfüllen, was sie im großen geplant haben; ihre Minister sind eigentlich nur Werkzeuge in den Händen eines weisen und geschulten Meisters.

Die Herrscher der zweiten Art sind durch einen Mangel der Begabung oder durch eine natürliche Indolenz gewissermaßen in eine lethargische Gleichgültigkeit versetzt. Wenn der Staat durch die Schwäche des Herrschers auf dem Wege ist, in Ohnmacht zu geraten, muß er durch die Weisheit und die Lebhaftigkeit eines Ministers aufrecht erhalten werden.

In diesem Falle ist der Herrscher nur eine Scheinfigur, aber eine notwendige Scheinfigur, denn er repräsentiert den Staat; alles was man wünschen kann, ist, daß er eine glückliche Wahl treffe . . .

Es gibt Interessenkriege, welche die Könige zu führen

genötigt sind, um sich selbst die Rechte aufrecht zu erhalten, die man ihnen streitig machen will; sie prozessieren, die Waffen in der Hand, und die Schlachten entscheiden über die Gültigkeit ihrer Rechte.

Es gibt Vorsichtskriege, welche die Fürsten aus Klugheit unternehmen. Es sind Angriffskriege, aber sie sind nicht minder gerecht. Wenn die übermäßige Größe einer Macht über alle Grenzen gehen will und das Universum zu verschlingen droht, empfiehlt es sich, ihr einen Damm zu setzen, den wilden Lauf eines Stromes aufzuhalten, solange man noch Herr darüber ist. Man sieht Wolken, die sich ansammeln, ein Gewitter, das sich bildet, die Blitze, die es ankündigen; und wenn der Fürst, den solche Gefahr bedroht, nicht allein den Sturm beschwören kann, wird er, wenn er klug ist, sich mit allen denen verbinden, welche die gleiche drohende Lage dieselben Interessen haben läßt . . .

. . . Es ist also besser, daß ein Fürst sich zu einem Angriffskriege entschließt, wenn er noch Herr darüber ist, zwischen dem Ölzweige und dem Lorbeerzweige zu wählen, als daß er bis zu der verzweifelten Zeit wartet, wo eine Kriegserklärung seine Knechtschaft und seinen Untergang nur für einige Augenblicke hinausschieben kann. Es ist besser, zuvorzukommen als sich zuvorkommen zu lassen . . .

Der junge König

Der achtundzwanzigjährige König in Preußen, Friedrich II., trat ein wertvolles Erbe an. Und der von Friedrich Wilhelm I. gut durchdachte und mit zäher Strenge in Gang gebrachte staatliche Apparat fand in dem an der väterlichen Harte gereiften und von den Idealen des Jahrhunderts erfüllten jungen König den umfassenden Geist, der ihn gleichzeitig als Ganzes und in den einzelnen Teilen zu übersehen und mit persönlichem Leben zu durchsetzen vermochte. Vom ersten Tage seiner Regierung an betätigte dieser König sich mit religiöser Hingabe an die Pflicht als der erste Diener dieses Staates. Er wußte, daß nicht der Staat für ihn, sondern daß er für den Staat da war und mit großartiger Selbstverständlichkeit zog er die praktischen Konsequenzen dieser Erkenntnis.

Der König an seine Gemahlin

Potsdam, 31. (Mai 1740).

Gnädige Frau, Gott hat den König heute nachmittag um dreiundeinhalb Uhr zu sich gerufen. Er hat an Sie gedacht und uns allen aufrichtige Mitleidstranen abgepreßt. Sie können sich keine Vorstellung davon machen, mit welcher Standhaftigkeit er gestorben ist. Kommen Sie gütigst am Mittwoch oder Donnerstag nach Berlin. Knobelsdorff soll sich gleich nach Berlin begeben. Wir wohnen in unserm alten Hause. Fangen Sie gleich nach Ihrer Ankunft damit an, der Königin Ihre Aufwartung zu machen, von da gehen Sie nach Charlottenburg, für den Fall, daß ich selbst dort bin. Ich habe keine Zeit, mehr zu schreiben. Adieu.

Der König an seine Schwester Wilhelmine
Markgräfin von Baireuth

Berlin, 1. Juni 1740.

Liebste Schwester, Der gute Gott hat gestern um drei Uhr unsern teuren Vater abgerufen. Er ist mit einer himmlischen Festigkeit und ohne viel zu leiden gestorben. Ich kann den Verlust, den Sie an ihm erlitten haben, nur durch die vollkommene Freundschaft und aufrichtige Zärtlichkeit ersetzen, mit der ich mein ganzes Leben bin Ihr treuester Bruder Friedrich.

Randbemerkung des Königs auf einen Überreit dienstbeflissenen Antrag der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer, für die Ausbesserung des Weges von Ruppin nach Rheinsberg 195 Thaler zu bewilligen:

Ich kenne den Weg und muß Mihr die Kammer vohr ein großes Beest halten.

Kabinettschreiben an den Minister von Cocceji

Charlottenburg, 3. Juni 1740.

S. K. M. in Preußen usw. haben aus bewegenden Ursachen resolviret, in Dero Landen bei denen Inquisitionen die Tortur gänzlich abzuschaffen, außer bei dem crimine laesae maiestatis und Landesverräterei, auch denen großen Mordtaten, wo viele Menschen ums Leben gebracht oder viele Delinquenten, deren Connexion herauszubringen nötig, impliciret sind. Hingegen sollen in allen übrigen Fällen, wenn die Delinquenten die stärksten und sonnenklare Indicia und Beweise durch viele unverdächtige Zeugen und dergleichen wider sich haben und doch aus hartnäckiger Bosheit nicht gestehen wollen, dieselben nach denen Gesetzen bestrafet werden . . .

Der König an den Konsistorialrat Reinbeck

Charlottenburg, 6. Juni 1740.

Würdiger, besonders lieber Getreuer, Ihr habet nochmals an den Regierungsrat Wolff zu schreiben, ob er sich

nunmehro nicht entschließen könne, in Meine Dienste zu gehen, und würde Ich ihm alle raisonnable Conditiones accordiren.

Ich bitte Ihn, sich um des Wolffen Mühe zu geben. Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und sie liebet, muß unter aller menschlichen Gesellschaft wert gehalten werden; und glaube Ich, daß er eine Conquete im Lande der Wahrheit gemacht hat, wenn Er den Wolff hierher persuadiret . . .

Christian Freiherr von Wolff, berühmter Philosoph, geb. 1679 zu Breslau, war 1707 Professor der Mathematik und Naturlehre an der Universität Halle geworden, 1723 aber von Friedrich Wilhelm I. einer philosophischen Ketzerei wegen seines Amtes entsetzt und unter Androhung des Stranges aus Preußen verwiesen worden. Jetzt kam er auf Wunsch des jungen Königs als Geheimrat, Vizekanzler der Universität und Professor des Natur- und Völkerrechts nach Halle zurück, wo er 1754 starb.

Der König an Maupertuis

Pierre Louis Moreau de Maupertuis, französischer Mathematiker, geb. 1698 zu St. Malo, hatte als Gelehrter in Paris, Basel und London gelebt, 1736 die Gradmessung in Lappland geleitet. Er folgte dem Rufe des Königs nach Berlin, wo er bis 1753 blieb. Er starb 1758 in Basel.

Juni 1740.

Mein Herz und meine Neigung erregten in mir seit dem Augenblicke meiner Thronbesteigung den Wunsch, Sie hier zu haben, damit Sie der Berliner Akademie die Gestalt geben, die nur Sie allein ihr geben können. Kommen Sie doch, pfropfen Sie auf diesen Wildling das Pfropfreis der Wissenschaften, damit er blühe. Sie haben der Welt die Gestalt der Erde gezeigt: zeigen Sie auch einem Könige, wie süß es ist, einen Mann wie Sie zu besitzen.

Randbemerkung des Königs auf den Vorschlag, die „Berlinischen Nachrichten von Staats- und gelehrten Sachen" des Buchhändlers Haude einer Zensur zu unterwerfen:

Gazetten, wenn sie interessant sein sollen, dürfen nicht genieret werden

Der König an Voltaire

Charlottenburg, 6. Juni 1740.

Mein teurer Freund, mein Los hat sich geändert und ich bin bei den letzten Stunden, dem Todeskampf und den

Sterben eines Königs zugegen gewesen. In der Tat brauchte ich bei meinem Regierungsantritt diese Lektion, um Ekel vor der Eitelkeit und der menschlichen Größe zu bekommen. — Halten Sie mich, ich bitte Sie, für weiter nichts als für einen eifrigen Patrioten und einen etwas skeptischen Philosophen, aber für einen wahrhaft treuen Freund. Um des Himmels Willen! schreiben Sie an mich wie an einen Menschen, und verachten Sie mit mir Titel, Namen und äußeren Glanz . . .

12. Juni 1740.

Ich hatte eine Epistel über die Mißbräuche der Mode und des Herkommens begonnen, als eben das Herkommen der Erstgeburt mich verpflichtete den Thron zu besteigen, und meine Epistel auf einige Zeit zu verlassen. Ich hatte gern meine Epistel in eine Satire gegen eben diesen Mißbrauch umgewandelt, wenn ich nicht wußte, daß die Satire nicht in den Mund des Fürsten gehört.

Geheime Instruktion für den Obersten von Camas

den der König nach Paris sandte, wo der sechsundachtzigjährige Kardinal Fleury die Politik Ludwigs XV. leitete.

Ruppin, 11. Juni 1740.

Der Vorwand Ihrer Reise an den französischen Hof ist der Auftrag, dem Könige als dem Verbündeten meines verstorbenen Vaters Ihre Aufwartung zu machen und ihm dessen Hinscheiden zugleich mit der Versicherung anzuzeigen, daß ich außerordentlich geneigt bin, ihm dieselben Gesinnungen entgegenzubringen wie mein Vater, vorausgesetzt, daß mein wahrer Vorteil damit übereinstimmt.

Ich schicke Truchseß nach Hannover, damit er der Politik des Kardinals Schach bietet. Sie müssen von Truchseß als von einem Manne sprechen, den ich hochschätze und der mein volles Vertrauen hat, damit mir von seiten Frankreichs, um mich nicht aus den Händen zu lassen, bessere Anerbietungen gemacht werden als meinem verstorbenen königlichen

Vater. England sucht mein Bündnis, das ist gewiß, und es werden mir sicherlich vorteilhafte Vorschläge gemacht werden. Je mehr mir die Engländer bieten, einen desto höheren Ton werde ich Ihnen befehlen in betreff der großen Erbfolgefrage anzuschlagen. Sie müssen die Franzosen zu dem Glauben bringen, daß ich ihnen eine große Gnade erweise, wenn ich ihnen zuliebe auf das Herzogtum Jülich verzichte und mich mit Berg begnüge.

Lassen Sie sich auf Verhandlungen ein, so müssen Sie auf der Schleifung der Festungswerke von Düsseldorf bestehen und energisch verlangen, daß die Stadt wieder in den Stand gesetzt wird, in welchem sie sich im Jahre 1730 befand. Sie können leicht beweisen, daß wir in dieser Angelegenheit nichts weiter getan haben, als fünf Schwadronen Marschorder zu geben, was sicherlich nicht mit all den Bewegungen der Kurpfälzischen zu vergleichen ist.

Spricht man Ihnen von dem geheimen Vertrage, so brauchen Sie sich nur hinter Artikel 4 zu verschanzen, der folgenden Inhalt hat: der König von Frankreich wird sich bemühen, den Kurfürsten von der Pfalz zur Annahme der zwischen Preußen und Frankreich vereinbarten Übereinkunft zu veranlassen. Dieser Artikel ist reich an Vorwänden, wenn man brechen will und sich dann zu rechtfertigen hat. Mit einem Worte, die Franzosen müssen zu der Überzeugung gebracht werden, daß, wenn sich Frankreich mit Preußen verbünden will, dies lediglich auf einer festen Grundlage geschehen kann, daß ich die unerschütterliche Absicht habe, meine Verpflichtungen in gewissenhafter Weise zu erfüllen, aber daß ich mich auf nichts einlasse, ohne vorher die nötige Vorsicht angewandt zu haben — mit einem Worte, daß ich nur dann gut französisch gesinnt bin, wenn mir Bedingungen gestellt werden, welche ich vernunftigerweise annehmen kann.

Versprechen Sie, um die Unterhandlungen zu erleichtern, und als machten Sie ein bedeutendes Zugeständnis, daß Düsseldorf niemals befestigt, niemals neue Rheinzölle eingeführt und die Ansprüche auf Jülich für immer aufgegeben werden sollen.

Die Vermehrung meiner Truppen, die während Ihres Aufenthaltes in Versailles ins Leben treten soll, wird Ihnen Gelegenheit geben, von meinem lebhaften und hitzigen Charakter zu sprechen. Sie können dabei äußern, es sei zu besorgen, daß diese Maßregel eine Flamme anfache, die ganz Europa in Brand setze, daß Unternehmungsgeist in der Sinnesart der Jugend liege, und daß Träume von Heldentum die Ruhe unzähliger Völker getrübt hätten und noch trübten. Sie können hinzufügen, ich liebte Frankreich meiner ganzen Sinnesart nach, vernachlässige man mich aber gegenwärtig, so sei die Sache für immer und hoffnungslos verloren; gewänne man mich dagegen jetzt, so würde ich imstande sein, der französischen Monarchie wichtigere Dienste zu leisten als jemals Gustav Adolf.

Seien Sie gegen den Kardinal außerordentlich freundlich und höflich. Bezahlen Sie schöne Worte mit schönen Worten und nur Tatsachen mit Tatsachen.

Suchen Sie die Pläne des Ministeriums zu ergründen. Ich bin der Ansicht, daß das Kabinett die Absicht hat, aus dem Tode des Kaisers Nutzen zu ziehen. Versuchen Sie darüber Gewißheit zu erlangen, ob ihnen die Frage der Erbfolge Grund zu einem Kriege geben wird, oder ob sie die Sache hinziehen und abwarten würden. Suchen Sie, soviel es Ihnen möglich ist, Neid gegen England zu erregen, holen Sie Maurepas, und wer etwa sonst noch Nachfolger des Kardinals werden könnte, möglichst geschickt aus, so daß Sie ihn auswendig kennen.

Das sind die Verhaltungsmaßregeln, die ich Ihnen gebe, lieber Camas. Ich hätte keinen ehrenhafteren und würdigeren Mann für den wichtigsten Auftrag aussuchen können, der von mir in der gegenwärtigen Lage überhaupt erteilt werden konnte. Ich verlasse mich auf Ihre Treue und Geschicklichkeit in der Ausführung meiner Befehle und bin Ihr treuer König Friedrich.

Der König an das Generaldirektorium

gelegentlich der Frage, ob ein Katholik in Frankfurt an der Oder das Bürgerrecht erwerben dürfe.

Juni 1740.

Alle Religionen seindt gleich und guht, wan nuhr die leute, so sie profesiren, Erlige leute seindt, und wen Türken und Heiden kähmen und wollten das Land popiren, so wollen wir sie Mosqueen und Kirchen bauen.

Geheime Instruktion für den Obersten Grafen Truchseß von Waldburg

den der König nach Hannover sandte, um seinem Oheim, Georg II., dem Könige von England, Kurfürsten von Hannover, als Zuwarten.

Charlottenburg, 18. Juni 1740.

Ich habe beschlossen, Sie nach Hannover zu schicken, um dem Könige von England in der üblichen Weise die höflichkeitsanzeige von dem Tode meines verstorbenen königlichen Vaters zukommen zu lassen. Sie werden unendliche persönliche Freundschaftsbezeugungen machen und vor den Ministern sowie den Kreaturen Frankreichs die größte herzlichkeit mit den englischen Ministern zur Schau tragen. Den Ministern müssen Sie die Wurmer aus der Nase ziehen, um hinter ihre wahren Absichten zu kommen. Spricht man Ihnen von dem Wohle Europas und vom Abschluß von Bündnissen, so sagen Sie, daß niemand Europas Wohl näher am herzen liege als eben mir, und daß mein sehnlichster Wunsch sei, ein Bündnis abzuschließen; nur müsse die Vereinigung der beiden Häuser auf gute Bedingungen und sichere Grundlagen hin in die Erscheinung treten.

Möglichst viel müssen Sie aus der Sendung Camas nach Frankreich machen. Sie sagen dabei mit einem Anscheine von Eifersucht, er gehöre zu meinem engeren Kreise, besitze mein Vertrauen und gehe nicht ohne gewichtige Gründe nach Frankreich. Fangen Sie an zu verhandeln, so sagen Sie stets, Sie hofften zum Abschlusse zu kommen, vorausgesetzt daß Ihnen Vorschläge gemacht werden, die annehmbarer sind als die französischen, kurz. Sie müssen immer auf Tatsach-

liches kommen, Jülich, Berg, Friesland und Mecklenburg. Kommen sie Ihnen mit der Vergrößerung Preußens, so erwidern Sie, ich würde deshalb nicht weniger gut mit meinen Nachbarn stehen, ich suche vielmehr meine Sicherheit als eine Verminderung ihrer Macht — mit einem Worte, suchen Sie ihre innersten Pläne und geheimsten Absichten zu ergründen, sprechen Sie viel von meiner Zuneigung, aber lassen Sie nichts Positives sehen: sie müssen alles hoffen und alles fürchten. Bewahren Sie das Geheimnis auf das strengste und sagen Sie ihnen, das Benehmen des Königs von England solle das Thermometer unsers Bundesverhältnisses sein.

Es ist mein ausdrücklicher Wille, daß Sie diese Instruktion Punkt für Punkt befolgen. Ihre Berichte gehen allein an mich. Ich habe Sie als einen Ehrenmann, in den ich volles Vertrauen setzen kann, ausgewählt, um meiner Sache ganz sicher zu sein. Ich bin von Ihrer Treue und Geschicklichkeit überzeugt und versichere Sie, daß ich dagegen bin Ihr wohlgeneigter König Friedrich.

Der König an das Geistliche Departement

gelegentlich der Frage, ob die römisch-katholischen Schulen bleiben sollten.

22. Juni 1740.

Die Religionen müssen alle tolleriret werden und mus der Fiscal nuhr das Auge darauf haben, daß keine der andern Abruch tuhe, den hier mus ein jeder nach seiner Fasson selich werden. Fr.

Der König an Voltaire

Charlottenburg, 27. Juni 1740.

. . . Ich kam Freitag abends nach Potsdam und fand den verstorbenen König in einem so traurigen Zustande, daß ich vermuten konnte, sein Ende sei nahe. Er gab mir tausend Beweise seiner Liebe, sprach über eine starke Stunde mit mir teils von einheimischen, teils von auswärtigen Angelegenheiten und zeigte dabei soviel richtiges Urteil und

so gesunden Verstand, als sich nur denken läßt. In derselben Weise sprach er am Sonnabend und Sonntag mit mir. Er war völlig ruhig und gefaßt und ertrug seine Leiden mit großer Standhaftigkeit. Am Morgen übergab er mir die Regierung, Dienstag früh um fünf nahm er von meinen Brüdern, von den höheren Offizieren und von mir selbst zärtlichen Abschied. Die Königin, meine Brüder und ich waren in seinen letzten Stunden zugegen und sahen ihn in seinen Qualen den Stoizismus eines Cato zeigen. Er starb mit der Neugier eines Naturforschers, der zu wissen wünschte, was in dem Augenblicke des Todes in ihm vorgeht, und mit dem Heroismus eines großen Mannes. Wir alle beklagen seinen Verlust aufrichtig, und sein standhafter Tod ist ein Beispiel, dem wir nachzueifern haben.

Die unendliche Arbeit, die mir nach seinem Tode zugefallen ist, hat mir kaum erlaubt, mich meinem gerechten Schmerze zu überlassen. Seit dem Tode meines Vaters glaube ich ganz meinem Lande zu gehören; in dieser Gesinnung habe ich nach all meinen Kräften gearbeitet, um so schleunig als möglich Anstalten zum allgemeinen Besten zu treffen.

Furs erste habe ich die Macht des Staates um 10 Bataillone, 5 Schwadronen Husaren und eine Schwadron Gardes du corps vermehrt und den Grund zu unsrer neuen Akademie[1]) gelegt. Wolfi, Maupertuis und Algarotti habe ich schon; von s'Gravesande, Vaucanson und Euler erwarte ich Antwort. Ich habe ein neues Handlungs- und Manufaktur-Departement eingerichtet und rufe Maler und Bildhauer her. Jetzt reise ich nach Preußen, um mir da ohne das heilige Ölflaschchen und ohne die unnützen und nichtigen Formlichkeiten huldigen zu lassen, welche Unwissenheit und Aberglaube eingeführt haben, und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden.

1) König Friedrich I. hatte einer Gesellschaft zu Berlin durch Leibniz eine „Gesellschaft der Wissenschaften" zu Berlin begründet. Sein Sohn Wilhelm I., ein Feind aller Gelehrsamkeit, verachtete diese Gesellschaft so sehr, daß er seinen Hofnarren zu ihrem Präsidenten machte, den sie aus ihrer Kasse bezahlen mußte. Friedrich II. aber erhob sie zu einer Akademie der Wissenschaften und interessierte sich aufs wärmste für ihr Gedeihen.

Meine Art zu leben ist für jetzt noch nicht recht im Gange; denn die Fakultät hat es für gut befunden, mir ex officio Pyrmonter Wasser zu verordnen. Ich stehe um vier Uhr auf, trinke Brunnen bis acht Uhr, schreibe bis zehn, lasse bis mittags exerzieren, schreibe bis fünf und erhole mich abends in guter Gesellschaft. Wenn die Reisen beendigt sind, soll meine Lebensart ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen laufenden Geschäfte zu erledigen und überdies noch neue Anordnungen zu treffen; bei dem allen muß ich noch viele unnütze Komplimente machen, Zirkulare ergehen lassen usw.

Die meiste Mühe habe ich von der Anlage neuer Magazine in allen Provinzen, die so beträchtlich sein sollen, daß sie auf anderthalb Jahre Getreide für das ganze Land enthalten . . .

Wesel, 2. September 1740.

Ich habe eben eine Reise beendet, bei welcher es allerhand sonderbare, manchmal unangenehme, oft lustige Abenteuer gab.

Sie wissen, daß ich nach Bayreuth gereist war, um meine geliebte und verehrte Schwester wiederzusehen. Unterwegs betrachteten Algarotti und ich die Karte, um die Route nach Wesel zu bestimmen. Es war von Frankfurt am Main die Rede, und da uns auf der Karte der Weg über Straßburg kein allzu großer Umweg zu sein schien, so wählten wir diesen.

Es wurde beschlossen, inkognito zu reisen, jeder nahm seinen Namen an, die ganze Geschichte wurde ausgedacht und überlegt, und nachdem endlich alles aufs beste eingerichtet war, glaubten wir in drei Tagen in Straßburg anlangen zu können.

Doch der Himmel wollt es anders: / magre Gäule, Rasse Rosinante, / grobe Bauern drauf als Postillone, / und der Wagen immer steckend bleibend — / so ging langsam unsre Reise vorwärts. / Zwischen Felsen schwebte unser Wagen, / und der Donner rollte tosend durch die Luft. / Wasserfluten strömten auf die Erde, / und der letzte Tag schien da zu sein. / So trotz

aller Ungeduld / taten Buße wir vier Tage, / die wir auf dem Weg verloren. /

Wäre die Langsamkeit des Vorwärtskommens das einzige Unglück gewesen, so hätten wir uns wohl in Geduld gefaßt, aber nach schändlichen Straßen fanden wir noch schändlichere Unterkunft.

Gauner waren unsre Wirte, / als vor Hunger uns vergehen / diese giergen Schufte sahen, / gab in Hütten scheußlich wie die Hölle / Gift man uns und stahl uns unsre Taler. Ach, Lucull, wie warst du einst so gut dran! /

Aber die Schlechtigkeit der Wege, des Essens und des Trinkens — das alles war noch nicht genug: wir hatten allerhand Fährlichkeiten zu bestehen.

Unser ganzer Aufzug muß einen höchst merkwürdigen Eindruck gemacht haben, denn an jedem Orte, durch den wir kamen, hielt man uns für etwas andres:

Bald hielt das Volk für Könge uns, / bald für gewitzte Schufte gar, / bald hieß es: Euch kennt längst man schon! / Oft stand die ganze Straße still, und jeder freche Gimpel sah zum Wagenschlage dreist herein / . .

So kamen wir allmählich weiter. Endlich gelangten wir in die Stadt,

wo die Besatzung war so schwach, / daß jammervoll sie sich ergab, / sobald der erste Schuß nur fiel aus Frankreichs donnerndem Geschoß. /

Hoffentlich ersehen Sie aus dieser Beschreibung, daß Kehl gemeint ist. In dieser schönen Festung, deren Breschen übrigens, beiläufig bemerkt, noch nicht wieder ausgebessert sind, fragte uns der Postmeister, vorsichtiger als wir selbst, ob wir auch Pässe hätten.

Nein, rief ich aus, wir waren nicht so dumm: zu Pässen will ich niemals mich bequemen. Man braucht sie in der Hölle wohl, wenn man von Pluto jemand holt, / doch reist von Deutschland man nach West ins schöne Frankreich, braucht man bloß / ein rotes Bachusgesicht: das ist der beste Reisepaß. /

„Nein, meine Herren," sagte der kluge Postmeister, „kein

Hell ohne Pässe." Da wir nun vor die Alternative gestellt waren, entweder selber Pässe zu machen oder Straßburg nicht zu betreten, so mußte ich mich zu dem ersteren entschließen. Dabei leistete mir das preußische Wappen auf meinem Petschaft ganz vorzügliche Dienste.

Wir kamen nach Straßburg, und die Räuber des Steuerpostens schienen mit unsern Dokumenten zufrieden zu sein.

Die abgefeimten Schufte lasen / mit einem Auge unsern Paß, / das andre schielt auf unsre Börse: / so mußte das Metall heraus, / das Jupiter zu Danae, / die er so heiß geliebt, einst brachte, / das Cäsar half das Glück der Welt / in seiner Herrschaft fest zu gründen, / das mächtger ist als Mars und Amor — / Gold führt uns abends in die Stadt.

Sie können sich denken, wie neugierig ich war, und wie lebhaft ich wünschte, die Franzosen in Frankreich selbst kennen zu lernen.

Dort sah den Franzmann endlich ich, / deß Ruhm Voltaire so schön besang, / den Albion verachtet stets, / weil Albion trauriger Verstand / und schwarze Galle bitter macht — / den Franzmann, den der Deutsche nur / für einen halben Narren hält, / den Franzmann, dessen Land regiert / stets nur die Liebe, die bei euch / zwei Tage nicht beständig bleibt. / O, wild galantes Narrenvolk, / du Sänger greulichen Gesangs, / so stolz im Glücke, so im Unglück klein, / Mitleid kennt euer Schwatzen nicht, / das euch das hohle Innre birgt, / in dem kein Wissen heimisch ist. Wie habt ihr Nichtigkeiten lieb! / Nie geht der Ernst euch in den Kopf. / Leichtsinnig, indiskret, unklug / reißt jeder Luftzug euch mit fort. Sprecht vom Jahrhundert Ludwigs ihr? / Ein schwaches Abbild ist es nur / von der Cäsaren großer Zeit: Rom schlägt Paris in jedem Punkt. / Doch du gehörst zu ihnen nicht: ein Denker bist, o, Voltaire, Du, / ein Franzmann denket schwerlich je. /

Lieber Voltaire, verzeihen Sie mir diese Definition der Franzosen: ich rede ja nur von denen in Straßburg.

Um Bekanntschaften zu machen, ließ ich gleich nach unsrer Ankunft einige Offiziere einladen, die ich allerdings gar nicht kannte.

Drei zusammen kamen gleich herein. / Froher, glücklicher
als Könige / sangen heiser sie verliebte Taten: / eine war der
andern gleich an Wert. /

Die Herren de la Crochardière und Malosa kamen von
einem Diner, bei welchem der Wein nicht gespart worden war.

Hoch flammte ihrer Freundschaft Feuer auf: / für alte
Freunde hätt man uns gehalten. / Der Abschied trennte un-
sern schönen Bund. / Als Spiel, Wein, Mahlzeit erst vorbei,
war auch / die Freundschaft aus, und keinem tat es leid. /

Am nächsten Tage wollte der Herr Gouverneur der Stadt
und Provinz, Marschall von Frankreich, Ritter der König-
lichen Orden usw. usw.,

der General, den stets man überrascht, / und den der
junge Ludwig einst / zu seinem Schmerze ohne Hosen sah
wie er vor groben deutschen Kriegern / in Italiens Gefilden /
eiligst lief, daß er das Leben rette, /
dieser General, sage ich, wollte gern wissen, wer der Graf
Du Four sei, ein Fremder, der, kaum angekommen, sich ein-
fallen ließ, eine Gesellschaft von Leuten einzuladen, die er
gar nicht kannte. Er nahm den armen Grafen für einen
Beutelschneider und riet vorsichtigerweise Herrn de la Cro-
chardière, sich von ihm nicht betrügen zu lassen. Unglück-
licherweise war der arme Marschall der Betrogene:

zur Überraschung war er ja geboren, / sein weißes Haar,
sein grauer Bart, / sie gaben ihm das Ansehn eines Weisen
Das Äußre trügt nur allzu oft, wer aus dem Einband schlie-
ßen will, / was in dem Buch der Autor sagt, / den wird oft
eine Seite schon / belehren, daß er sich geirrt.

Das konnte ich in diesem Falle sehen, denn die Weisheit
saß ihm nur in seinen grauen Haaren und seinem verfallnen
Aussehen. Gleich seine erste Anrede verriet ihn. Der Mar-
schall war schwerlich ein bedeutender Mann,

denn berauscht von seiner Größe sagt er Namen mir
und Titel / und wie unbeschränkt sein Amt. / Alles zählt er
eifrig auf dann, wo sein Name war zu lesen. / Und wie
war er erst geschwätzig, / als auf seine Macht er kam, /
seinen Mut und alle Gaben, / die zu Frankreichs Heil ge-

dient. / Welchen Ruhm drei Jahre früher seine Klugheit fand, vergaß er. /

Aber der Anblick des Marschalls genügte mir noch nicht, ich sah noch mit an, wie auf die Wachen zogen

des Frankenreiches ruhmesdurstige Krieger, / die jeden Tag vier bare Sous erhalten, / bei deren Anblick die Erinnerung erwacht / an Könige und Helden. Armes Volk, / das nach der Trommel Schlag der Hof regiert! /

Doch das war das mir vom Schicksal bestimmte Ende. Ein preußischer Deserteur sah, erkannte und verriet mich:

so ist das Schicksal aller Dinge. / Der unglückselge Galgenstrick / war schuld, daß alles aus nun war / ...

Der Marschall Broglie, der Gouverneur Straßburgs, war in Verlegenheit, wie er den als König von Preußen erkannten Fremden zu behandeln hätte. Dieser befreite ihn hieraus, indem er weiterreiste.

Der König erzählte diesen Straßburger Vorfall immer wieder mit Vergnügen. Sein späterer Vorleser de Catt hat ihn in seinen Memoiren wie folgt aufgezeichnet:

Der König über seinen Aufenthalt in Straßburg

Ich hatte den Namen eines reichen Böhmen angenommen und hieß Graf du Four. Mein einziger Begleiter war Algarotti. Die Reise war tragikomisch. Ich habe sie in einem Gedichte beschrieben, dem Voltaire seinen Beifall nicht versagt hat. Sie sehen also, daß ich gar kein so schlechter Dichter bin, wie Sie vielleicht glauben möchten.

Gleich am ersten Tage fragte ein Offizier, der an der Table d'hote neben mir saß, wer Algarotti sei. Ich antwortete: der Herr ist ein Italiener aus Italien.[1]) — Der Offizier nahm meine Antwort übel und sagte: „Sie wollen mich zum besten haben. Was ist das für eine Antwort?" Als Algarotti sah, daß die Sache eine unangenehme Wendung nehmen konnte, redete er den Offizier an, beschwichtigte den

1) Der König ahmt hier scherzhaft den bekannten Ausdruck „Romano di Roma" nach.

Unmut desselben durch seine Höflichkeit, und das Diner endete mit vielen Flaschen Champagner, die wir zusammen tranken.

Da ich manche Verbindungen in der Stadt angeknüpft hatte, so lud ich meine Bekannten zu Tisch ein. Der Herzog von Broglie hatte davon gehört und sagte zu mehreren meiner Gäste: „Meine Herren, nehmen Sie sich nur in acht, der Fremde hat Sie bloß eingeladen, um Ihnen Ihr Geld im Spiel abzugewinnen." — Als ich selbst eingeladen war, und man ein Spielchen vorschlug, sagte ich: Meine Herren, ich spiele nicht. Mein Vater hat mir die Erlaubnis zu reisen nur unter der strengen Bedingung gegeben, daß ich keine Karte anrühre, und ich bin ein zu guter Sohn, um nicht den Befehlen meines lieben Vaters Folge zu leisten. — Als der Herzog von Broglie dies hörte, sagte er: „Das ist nichts als eine Finte. Ich sage es Ihnen noch einmal: Nehmen Sie sich in acht."

Ein Satan von Tambour, der in Potsdam gestanden hatte, erkannte mich und sagte zu dem Herzoge: „Gnädiger Herr, der Fremde ist der König von Preußen." — „Du lügst, es ist nicht wahr." — „Es ist die reine Wahrheit, gnädiger Herr."

Der Herzog ließ mich ersuchen, den Abend in einem gewählten Kreise bei ihm zuzubringen. Als ich ankam, sah ich den Herzog mit dem Tambour in einer Ecke stehen. Er hielt ihn beim Arme und sagte so laut, daß ich es hören konnte: „Schuft, ist das wirklich der König von Preußen?" — „Gewiß, gnädiger Herr, er ist es ganz sicher."

Mit ernster Miene kam der Herzog auf mich zu und sagte: „Mein Herr, ich bin Feldmarschall, habe, wie Sie sehen, einen Orden und das Gouvernement der besten Provinz von Frankreich. Es wird behauptet, daß Sie der König von Preußen sind. Ist es wahr?"

„Ich König? Mein Herr, Sie erlauben sich einen Spaß mit mir. Ich bin ein harmloser Edelmann, dem sein Vater erlaubt hat, sich große Städte und große Männer, wie der Herr Marschall einer ist, anzusehen."

„Gut, dann sind Sie sein Bruder."

„Ich versichere Sie, es ist nicht wahr."

„Sie kennen ihn also wenigstens?"

„Nicht mehr als Sie."

„Frau Herzogin, da sehen Sie, wie man belogen wird," rief der Herzog aus, indem er den armen Tambour, der in seiner Ecke bleiben mußte, mit wütenden Blicken ansah.

Bald nachher ging ich fort und reiste sogleich ab. —

Der König kam auf dieser Reise nach Schloß Moyland bei Cleve, wo er zum ersten Mal persönlich mit Voltaire zusammentraf. Bald nach seiner Rückkehr in die Heimat sah er sich großen Aufgaben der äußeren Politik gegenüber.

Der König an den Kardinal Fleury

Wesel, 9. September 1740.

Herr Vetter, Camas brauchte nur einen Brief von Ihnen, um gut aufgenommen zu werden. Ich freue mich außerordentlich über Ihre Schreiben und lese sie mit der Genugtuung, welche sie notwendigerweise hervorrufen müssen, um so mehr, da ich sie als Beweis Ihrer guten Gesundheit ansehe, die ganz Europa am Herzen liegen muß.

Ich habe die Denkschrift gelesen, welche Sie mir übersenden. Obgleich nicht alle Gründe mit dem Nachdrucke hervorgehoben sind, der sich zu meinen Gunsten darauf legen ließe, so schmeichle ich mir doch mit der Hoffnung, daß die Zeit kommen wird, wo sie sich Ihnen in ihrer ganzen Klarheit darstellen werden. Es ist unmöglich, daß Sie nicht einen wesentlichen Unterschied zwischen dem Bündnisse mit dem Kurfürsten von der Pfalz und einem mit mir finden sollten. Die Interessen Frankreichs sind mit den meinigen gleichbedeutend, alles scheint auf unsre Vereinigung hinzuweisen, und nur etwas mehr guter Wille von seiten des Königs von Frankreich würde dieselbe für alle Zeiten befestigen. Ich bin fest überzeugt, daß es so kommen muß, besonders da Sie keinen zuverlässigeren und entschlosseneren Verbündeten finden dürften als mich. Gustav Adolf hat früher Frankreich Dienste geleistet, aber Schweden ist heute nicht mehr das, was es damals war, und, was noch schlimmer

ist, es gibt keine Männer mehr wie Gustav Adolf. Mit einem Worte, lieber Kardinal, ich hege festes Vertrauen zu der Freundschaft Ihres Königs, nehme die Versicherung, die Sie mir am Schlusse Ihrer Denkschrift betreffs seiner guten Absichten geben, als zuverlässig an und hoffe, daß dieselben noch sichtlich zu meinen Gunsten zunehmen werden.

Sie werden vielleicht meinen Brief lang und geschwätzig finden, aber ich schreibe Ihnen mit derselben Aufrichtigkeit, die in Ihrem Briefe herrscht: öffnet der eine sein Herz, so muß es der andre auch tun. Ich wünschte, Sie könnten im Grunde meines Herzens lesen: Sie würden darin die Gesinnungen der unbegrenzten Achtung und Verehrung finden, mit welchen ich bin, Herr Vetter, Ihr treuester Freund und Vetter.

Friedrich.

Zirkularorder an die Kriegs- und Domänenkammern

Berlin, 14. September 1740.

Demnach Wir die Anpflanzung von allerlei Obstbäumen im ganzen Lande, wo es nur immer practicable, aufs möglichste poussiret wissen wollen, als ergehet Unser Befehl hiermit an Euch, die Verfügung zu machen, daß künftighin nicht nur überall, nach jedes Orts Beschaffenheit, eine größere Quantität Obstbäume als bisher alljährlich zur rechten Pflanzzeit gesetzt, sondern auch vor deren Konservation und Fortbringung mit äußerstem Fleiße gesorgt werde, und habt Ihr nicht allein dieserhalb sämtliche Land- und Steuerräte gehörig zu instruiren, sondern auch selbst fleißig darauf acht zu haben, daß Unsere Intention hierunter erreichet werde

Der König an die Räte von Borcke und von Grävе in Wien

Berlin, 17 September 1740.

Sie wissen, mit welcher Geduld mein verstorbener königlicher Vater länger als zehn Jahre auf einen ihm günstigen

Entschluß des Wiener Hofes rücksichtlich seines Anteils an der Zahlung der beiden Jahresrenten von 80000 und 20000 Gulden aus dem Maaszolle gewartet hat, eine völlig klare und gerechte Schuld, da sie als solche, auch ohne unser Betreiben, durch den Grenzvertrag anerkannt worden ist.

Trotz alledem sind wir in unerhörter Weise und unter den nichtigsten Vorwänden von einer Gelegenheit auf die andre vertröstet worden, ohne daß ein Mittel ausfindig zu machen war, die Eröffnung der zu diesem Zwecke im Haag abzuhaltenden Beratungen durchzusetzen.

Der Wiener Hof hat in außerordentlich geschickter Weise die Schuld auf die Republik der Niederlande abzuwälzen verstanden, während die Republik wiederum Österreich die Schuld zuschob, so daß die ganze Sache wie ein abgekartetes Spiel aussah, um die Regelung der Geldfrage hinauszuschieben, bei der ich, wie man sehr wohl wußte, am Ende denn doch hätte müssen befriedigt werden.

Da es jedoch bei all der Achtung und Aufmerksamkeit, die ich dem Kaiser entgegenbringe, ein schreiendes Unrecht wäre, wenn man gesonnen sein sollte, dasselbe Spiel weiter zu treiben, so sollen Sie erklären, daß ich mit gutem Grunde von der Freundschaft und dem Billigkeitsgefühle Seiner Kaiserlichen Majestät erwarte, er werde mir bei meiner Thronbesteigung diesen Beweis von Zuvorkommenheit geben und befehlen, daß der Regelung der Sache ohne weitere Zögerung und sonstige Umschweife nähergetreten werde, da diese sonst wie eine Lawine stets weiter wachsen und sich, wenn die Bezahlung nun wieder vertagt wird, immer mehr um Summen vergrößern würde, die mir gerechterweise geschuldet werden — daß es früher oder später doch dazu kommen muß, da man mich unmöglich dauernd um einen so bedeutenden Anspruch bringen kann . . .

Der König an den Minister von Podewils

Magdeburg, 22. September 1740.

Ich habe Ihr Schreiben erhalten, durch das Sie mir Mitteilung von der Ebbe in den Kassen in Wien sowie von

der Entsendung des jüdischen Emmissars machen, der Geld bei uns suchen soll. Ich billige die Art, in der Sie seine Eröffnungen aufgenommen haben. Ohne gute Hypotheken und einen wirklichen Besitz, in den ich Besatzungen legen kann, ist nichts zu machen. Will mir aber der Kaiser einen an meine Staaten anstoßenden Distrikt Schlesiens als Sicherheit verpfänden, so könnten wir uns darüber verständigen ...

Der König an Jordan

Charles Etienne Jordan, 1700 in der französischen Kolonie zu Berlin geboren, hatte nach dem Tode seiner jungen Frau sein ucermärkisches Pfarramt niedergelegt und weite Reisen gemacht, bis der Kronprinz ihn als seinen Sekretär und literarischen Berater in seinen Rheinsberger Freundeskreis aufnahm. Er war ein lebhafter Mann von Geist und Gelehrsamkeit, sicherem Auftreten und großer Herzensgüte. Nach der Thronbesteigung Friedrichs wurde Jordan zum Geheimen Rat ernannt und mit der „Aufsicht über Hospitäler, Waisenhäuser, der Polizeipflege und der Gründung eines Arbeitshauses, um die übrigen Bettler zu beschäftigen" betraut.

Potsdam, 24. September 1740.

Sehr achtbarer Inspektor der Armen, Invaliden, Waisen, Wahnsinnigen und des Irrenhauses!

... Ich habe Voltaire gesehen, auf dessen Bekanntschaft ich so neugierig war; aber ich hatte gerade mein viertägiges Fieber, und mein Geist war ebenso ohne Spannung als mein Körper ohne Kraft. Wenn man Leute seiner Art spricht, so muß man nicht krank sein, sondern sich vielmehr sehr wohl und, womöglich, besser als gewöhnlich befinden. Er ist so beredt wie Cicero, so angenehm wie Plinius und so weise wie Agrippa; mit einem Worte: er vereinigt in sich alle Tugenden und Talente der drei größten Männer des Altertums. Sein Geist arbeitet unaufhörlich, und jeder Tropfen Tinte, der aus seiner Feder fließt, wird zu einer geistreichen Bemerkung. Er hat uns sein herrliches Trauerspiel Mahomet deklamiert; wir waren entzückt davon: ich konnte es bloß bewundern und schweigen. Die Marquise du Chatelet ist glücklich, daß sie ihn besitzt; denn aus den vortrefflichen Sachen, die ihm entfallen, könnte auch eine Person, die gar nicht zum Denken geschaffen ist und nur Gedächtnis hat, ein vortreffliches Werk zusammensetzen.

Ich erwarte morgen mein Fieber. Die Reise hat mich

ein wenig abgemattet; indes habe ich die Luft am Plaudern nicht verloren. Du wirft mich bei meiner Zurückkunft ſehr geſchwätzig finden; aber erinnere Dich, daß ich zwei Gegenſtände geſehen habe, die mir immer am Herzen lagen: Voltaire und franzöſiſche Truppen . . .

Geſchrieben im Augenblick meiner Ankunft. Freund, wiſſe es mir Dank; denn ich habe gearbeitet und will noch arbeiten wie ein Türke oder wie ein Jordan.

Der erſte Schleſiſche Krieg.

1740. Am 20. Oktober ſtirbt Kaiſer Karl VI., der letzte Habsburger. Gemäß der 1713 behufs Unteilbarkeit der öſterreichiſchen Lande von ihm durchgeſetzten „pragmatiſchen Sanktion" erbt, da er keinen Sohn hinterläßt, ſeine dreiundzwanzigjährige Tochter Maria Thereſia, die Gemahlin des unbedeutenden, allgemein unbeliebten Großherzogs von Toskana, Franz (von Lothringen), die habsburgiſchen Länder. Sie ernennt ihren Gemahl zum Mitregenten. Der König in Preußen fordert plötzlich für die Anerkennung der „pragmatiſchen Sanktion" die Abtretung Schleſiens, indem er alte, kaum noch berechtigte Erbanſprüche auf die Herzogtümer Jägerndorf, Liegnitz, Brieg und Wohlau geltend macht.

Die wirklichen Gründe waren ganz anderer Art. Das Bewußtſein der Kraft ſeines Staates, deſſen Mißachtung er ſchon als Kronprinz ſchwer empfunden hatte, trieb ihn dazu, jetzt Preußen den ihm gebührenden Platz zu verſchaffen. Urſprünglich wollte er ſich gegen Jülich-Berg wenden; bei dem plötzlichen Tode des Kaiſers bewog ihn die günſtige Lage — England und Frankreich im Kriege, Öſterreich auf Anerkennung der pragmatiſchen Sanktion bedacht — ſich auf Schleſien zu werfen. Dazu kam die Erinnerung all der Unbill, die Preußen ſeit einem Jahrhundert, und beſonders auch ſein Vater durch öſterreichiſche Ränke erfahren hatte.

Maria Thereſia aber lehnte ſeine Forderungen ab. So entſteht

der Erſte Schleſiſche Krieg 1740/1742.

Am 16. Dezember überſchreitet der König die Grenze. Breslau öffnet ſich ihm zu feſtlichem Einzuge.

1741. Am 10. April bleiben die Preußen dank der Energie und Umſicht des Feldmarſchalls Grafen Schwerin in der vom König ſchon verloren gegebenen Schlacht bei Mollwitz Sieger über die Öſterreicher unter Neipperg. Einige Wochen ſpäter nimmt der König die Feſtung Brieg. Der König bezieht ein großes Truppen-

übungslager bei Strehlen und bringt dort besonders Reiter und Pferde auf den Gipfel der Leistungsfähigkeit. Diplomatische Verhandlungen mit England und Frankreich, die jetzt, nach seinem Siege, seine Freundschaft suchen. Der König schließt mit Frankreich ein Bündnis: der Kurfürst Karl Albert von Bayern, der einen vor zweihundert Jahren zwischen den Häusern Habsburg und Wittelsbach abgeschlossenen Erbvertrag geltend macht, soll in seinen Erbansprüchen auf Böhmen gegen Maria Theresia unterstützt und ihm die Kaiserkrone zugewendet werden. England soll sich neutral, Schweden soll Rußland durch einen Krieg in Schach halten. Der König drängt, durch einen Marsch auf Wien den Feldzug zu beenden, bleibt aber selber auf Wunsch seiner Verbündeten vorläufig untätig. Mitte August marschieren die ersten französischen Regimenter über den Rhein, Mitte September setzen sich die Bayern und die Franzosen langsam nach Wien zu in Bewegung, Mitte Oktober biegen sie kurz vor Wien nach Prag zu ab. Vor Prag vereinigen sie sich mit einem sächsischen Heere, und Ende November nehmen sie Prag. Der Kurfürst Karl Albert von Bayern läßt sich als König von Böhmen huldigen. Inzwischen hat der König, den wirklichen Absichten seines französischen Bundesgenossen mit Recht mißtrauend, am 9. Oktober mit dem österreichischen Feldherrn Neipperg unter Assistenz des englischen Gesandten Lord Hyndford heimlich das verhängnisvolle Abkommen von Klein-Schnellendorf getroffen, das dem Könige ganz Niederschlesien und nach vierzehntägiger Scheinbelagerung die Festung Neiße, den österreichern aber die freie Verfügung über ihr einziges schlagbereites Feldheer einbringen sollte: „am 10. dieses Monats wird sich der Marschall Graf von Neipperg nach Mähren zurückziehen und von da, wohin er will". Nachdem Neipperg abgezogen war und Neiße sich ergeben hatte läßt der König seine Truppen Winterquartiere beziehen.

„Ich würde sehr wünschen", hatte Maria Theresia an Neipperg geschrieben, „daß Sie die Unterschrift des Königs hätten, ohne daß wir von unserer Seite etwas unterzeichneten, denn das möchte ich vermeiden, solange ich es konnte; ihm Niederschlesien abzutreten, das verursacht mir Übelkeiten". Es war ihr nur darum zu tun gewesen, ohne Schlacht über das Heer Neippergs verfügen zu können. Hätten die Österreicher Prag vor den Verbündeten erreicht, so hatte die lose Abrede vom 9. Oktober dem Könige keinerlei Sicherheit geboten. Jetzt nach der Einnahme Prags tritt er seinerseits unter dem Vorgeben daß die Vereinbarung nicht geheim gehalten worden sei, von ihr zurück und gibt einem Teil seiner schlesischen Truppen den Befehl zu den Verbündeten zu stoßen. Dem Lord Hyndford aber erklärt der König: Die Österreicher haben eine große Torheit begangen sich Prag vor

der Nase wegnehmen zu lassen, ohne eine Schlacht zu wagen, hätten sie Glück gehabt, ich weiß nicht, was ich getan haben würde."

1742. Inzwischen wird Bayern, das Stammland des neuen Böhmenkönigs, der am 24. Januar in Frankfurt am Main als Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt wird, von den magyarischen Reiterschwärmen Maria Theresias verheert. Im Januar nimmt der König den Feldzug wieder auf. Sächsische Truppen stoßen zu ihm. Neue Verhandlungen mit Österreich scheitern. Die Sachsen werden zurückgerufen. Aber am 17. Mai siegt der König mit dem Erbprinzen Leopold von Dessau bei Czaslau (Chotusitz) über die den Preußen an Zahl weit überlegenen Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen, dem Schwager Maria Theresias. Jetzt erreicht der König unter englischer Vermittelung im (Sonder-)Frieden zu Breslau, den er für sich mit Maria Theresia schließt, die Abtretung Schlesiens.

Aus der „Geschichte meiner Zeit"

geschrieben 1746

Ich richtete meine Blicke auf das Ableben des Kaisers, des letzten habsburgischen Fürsten; er hinterließ seiner Tochter eine strittige Nachfolge, der Thron der Cäsaren wurde frei. Dieses Ereignis konnte mir nur günstig sein: wegen der distinguierten Rolle, die ich in Deutschland spielen konnte, wegen der Streitigkeiten, die zwischen den verschiedenen Thronkandidaten entstanden, und wegen der Pläne, welche Sachsen, Bayern und selbst Frankreich nach dem Tode Karls VI. fassen mußte: die Provinzen des Hauses Österreich aufzuteilen.

Dieses Ereignis ließ nicht lange auf sich warten, der Kaiser starb in der Favorite am 20. Oktober 1740. Ich war krank, als ich es erfuhr, aber der Wunsch, gesund zu werden, gab mir die Gesundheit wieder. Ich faßte sofort den Entschluß, die Fürstentümer Schlesiens in Anspruch zu nehmen, auf welche mein Haus sehr begründete Rechte hatte, und ich ergriff Maßregeln, um meine Ansprüche auf dem Wege der Waffen zu verfolgen. Das war ein unfehlbares Mittel, die Macht meines Hauses zu vermehren und Ruhm zu erwerben, wenn das Glück meinen Unternehmungen zu Hilfe kam. Bevor ich meine Absichten sehen ließ, erwog ich auf der einen Seite die Zufälle, die zu riskieren, auf der

andern die Glücksumstände, die zu hoffen waren, und nach reiflicher Erwägung und Besprechung der Sachlage beschloß ich den Krieg.

Die Einwürfe, die ich mir machte, bezogen sich auf die Hilfsquellen des Hauses Österreich, die immer größer gewesen sind, als man erwarten konnte; die Tochter des Kaisers konnte keinen Mangel an Bundesgenossen haben: Der König von England, Holland und das Reich selbst hatten die Pragmatische Sanktion garantiert. Der Herzog von Kurland, welcher Rußland regierte, war dem Hause Österreich verkauft. Die junge Erzherzogin konnte Sachsen in ihre Interessen ziehen, indem sie ihm einige ihm gut gelegene Bezirke von Böhmen abtrat. In bezug auf die Einzelheiten des Unternehmens selbst hatte ich die Unfruchtbarkeit des Jahres gegen mich, welche die Verpflegung der Truppen schwierig machen mußte. Die Gefahren, die es zu wagen galt, waren groß sowohl in bezug auf die Zahl wie die Art der Feinde, die bekämpft werden mußten. Ich hatte keine Verbündeten, das wechselnde Waffenglück und das Unglück einer verlornen Schlacht konnte mich in die grausamsten Verlegenheiten bringen, und außerdem mußte man mehr als besonnen sein, um Truppen, die sozusagen aus der Schule der Theorie kamen, den alten Soldaten des Kaisers entgegenzustellen, die in der Waffenarbeit ergraut waren und eben erst den mit den Türken geführten Krieg beendigt hatten.

Andre Erwägungen aber ermutigten meine Hoffnungen. Die Lage, in der sich der Wiener Hof nach dem Tode des Kaisers befand, war nichtsdestoweniger schlecht durch die Unordnung seiner Finanzen, durch die Erschöpfung vieler Hilfsquellen und durch den Verfall des Heeres, dem 70000 Mann fehlten. Man stelle an die Spitze dieses Staates eine unerfahrene Frau, die neben sich von Intrigen erregte, von Mißhelligkeiten erfüllte Räte hatte, eine schwer zu verteidigende Nachfolge, und man wird zugestehen, daß diese Regierung schlecht gefestigt war. Auch ich konnte auf Verbündete rechnen. Die Rivalität Frankreichs und Englands sicherte mir eine dieser Mächte außerdem konnte ich erwarten

daß sich die Fürsten, die Ansprüche auf die österreichische Erbschaft hatten, aus eigenem Interesse mit mir vereinigen würden. Ich konnte mit meiner Stimme im Reichstage und mit meinen Ansprüchen auf das Herzogtum Berg entweder mit Österreich oder mit Frankreich feilschen, um einen Vertrag auszuwirken, und der Krieg, den ich in Schlesien unternehmen wollte, war die einzige Art der Offensive, welche die Lage meiner Staaten begünstigte, da meine Truppen sie deckten, und ich in Verbindung mit meinen Grenzgebieten stand, mit denen ich durch die Oder im Zusammenhang blieb.

Noch mehr ermutigte mich der Tod der Kaiserin von Rußland, der unmittelbar dem des Kaisers Karl VI. folgte, zu meinem Unternehmen. Dieser Tod brachte auf den russischen Thron den jungen Iwan, Sohn des Prinzen von Braunschweig und der Prinzessin von Mecklenburg. Das ließ mich glauben, daß während dieser Minderjährigkeit die Moskowiter mehr damit beschäftigt sein würden, ihr Reich ruhig zu halten als die Pragmatische Sanktion zu unterstützen, deretwegen Deutschland in Unruhe geraten war. Rechnet man zu allen diesen Beweggründen noch den Reiz eines zahlreichen und mobilen Heeres, die gute Ordnung der Finanzen, die großen Reichtümer, die den Schatz der Krone füllten, [und vielleicht die Begierde, mir einen Namen zu machen] so kennt man alle Gründe, die ich hatte, Maria Theresia, der Königin von Ungarn und Böhmen, den Krieg zu erklären.

Der König an Voltaire

Rheinsberg, 26. Oktober 1740.

Lieber Voltaire, für diesmal hindert mich der unvermutetste Vorfall von der Welt, Ihnen mein Herz wie gewöhnlich zu öffnen und so zu plaudern, wie ich gern möchte. Der Kaiser ist tot.

Privatmann war er erst, und ward / ein König, ward ein Kaiser dann. / Eugen erwarb ihm seinen Ruhm; doch leider! ist er nun befleckt. / Er macht im Tode Bankerott.

Dieser Todesfall zerstört alle meine friedlichen Gedanken.

Ich glaube, im Monat Juni wird es mehr auf Pulver, Soldaten und Trancheen ankommen als auf Schauspielerinnen, Balletts und Schauspiele; und so muß ich schon den Handel, den wir sonst geschlossen hätten, noch aussetzen. Meine Angelegenheit wegen Lüttich ist ganz beendet; aber die augenblickliche Frage hat vielleicht für ganz Europa sehr wichtige Folgen. Jetzt ist die Zeit da, wo das alte politische System eine gänzliche Änderung erleiden muß; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezars Bild von vier Metallen rollte und sie sämtlich zermalmte . . .

Der König an den Minister von Podewils

Rheinsberg, 1. November 1740.

Ich habe Sie schon wissen lassen, daß man um den Tod des Kaisers Trauer in der herkömmlichen Weise und ebensoviel Wochen tragen soll, wie in Wien bei dem Tode des Königs ruhmvollen Angedenkens, was Sie nicht verfehlen werden, sofort zu veröffentlichen.

. . . Ich gebe Ihnen ein Problem zu lösen. Wenn man im Vorteil ist, soll man ihn ausnutzen oder nicht? Ich bin mit meinen Truppen und allem bereit, wenn ich mich des Vorteils nicht bediene, halte ich ein Gut in Händen, dessen Gebrauch ich mißkenne; wenn ich den Vorteil benutze, so wird man sagen, daß ich so geschickt bin, mich der Überlegenheit zu bedienen, die ich über meine Nachbarn habe.

Der König an den Kanzler (der Universität Halle) von Ludewig

der seit vierzig Jahren die Belege für die preußischen Ansprüche auf Schlesien gesammelt hatte

Rheinsberg, 6. November 1740.

Weil Ich aus Eurem Schreiben vom 1. dieses ersehe, daß Ihr nutzliche Nachrichten von denen Pratensionen Meines Königlichen Hauses auf die vier benannte schlesische Fürstentümer gesammelt habet, so sollet Ihr davon einen kurzen und deutlichen Auszug und Entwurf zu Papier bringen und

Mir einsenden. Ihr müsset diese Arbeit ganz geheim halten und wohl menagiren, damit nichts davon transpiriren möge . . .

Aus der Schrift des Königs „Gedanken über die politischen Pläne in Bezug auf den Tod des Kaisers"

. . . Man muß sich vor dem Winter in den Besitz Schlesiens setzen, und im Winter verhandeln; dann wird man immer noch seinen Entschluß fassen können, und wir werden mit Erfolg verhandeln, wenn wir im Besitz sein werden, anstatt uns, wenn wir anders handeln, um unsere Vorteile zu bringen; und wir werden nie etwas durch eine bloße Verhandlung erreichen, oder aber man wird sehr lästige Bedingungen stellen, um uns Bagatellen zu gewähren.

Der König an den Minister von Podewils

Rheinsberg, 7. November 1740.

Die Rechtsfrage ist Sache der Minister, also die Ihrige; es ist Zeit, im Geheimen daran zu arbeiten, denn die Befehle an die Truppen sind gegeben.

Rheinsberg, 8. November 1740.

Lieber Podewils, ich habe den zum Marsche bestimmten Regimentern befohlen, Pferde anzukaufen und sich marschfertig zu halten. Gleichzeitig habe ich die Equipierungsgelder zur Zahlung angewiesen. Verbreiten Sie in Berlin, ich hätte die Nachricht erhalten, der Kurfürst von der Pfalz litte an Ohnmachten, und man fürchte für sein Leben. Ich bitte Sie, seien Sie mein Quacksalber und nehmen Sie die beste Latwerge und gutes Gold zur Vergoldung Ihrer Pillen.

Der König an den Geheimen Finanzrat von Borcke in Wien

Berlin, 12. November 1740.

Ich ersehe aus der zweiten Nachschrift Ihres Berichtes vom 2. dieses Monats, daß Sie wenig Aussicht haben, in

der gegenwärtigen Krisis eine günstige Wendung rücksichtlich der Zahlung aus den Maasgefällen eintreten zu sehen, und daß Sie es deshalb für angezeigt halten, die fragliche Angelegenheit auf eine andre Zeit zu verschieben.

Ich eröffne Ihnen hierauf, daß ich entgegengesetzter Meinung bin und die Überzeugung habe, daß sich in langer Zeit kein so günstiger Zeitpunkt wie der gegenwärtige finden wird, um den Wiener Hof zur Vernunft zu bringen. Sie werden also meinen Anspruch, der sich nun schon auf mehr als anderthalb Millionen Gulden beläuft, nicht aus den Augen verlieren, sondern sich im Gegenteil angelegen sein lassen, in lebhaftester Weise auf seine Erfüllung zu dringen. Sie können dabei den Ministern gelegentlich zu verstehen geben, daß ich die bisherige Hinzettelung der Sache satt habe und nicht gesonnen bin, mich länger an der Nase herumführen zu lassen: man werde sich entschließen müssen, auf die eine oder die andre Weise eine Forderung zu befriedigen, die ebenso klar als belangreich ist.

Der König an den Minister von Podewils

Rheinberg, 15. November 1740.

Lieber Podewils, Ich habe den Berliner Regimentern eine falsche, auf Halberstadt lautende Marschorder zugehen lassen. Ich hoffe, das wird die Kannegießer täuschen oder wenigstens auf eine falsche Fährte bringen.

Wir müssen alle möglichen Mittel anwenden, um die Leute ungewiß und ihre sämtlichen Vermutungen haltlos zu machen. Ich hoffe, daß mein Mittel wesentlich dazu beitragen wird. Unterdessen arbeiten wir hier eifrig, und ist uns der Himmel nicht absolut feindlich, so haben wir das schönste Spiel von der Welt. Legen Sie sich auch auf die Lauer, um alles zu erspähen, was möglicherweise in den Luchslopfen Ihrer Beobachter vorgeht. Meine heutige Marschorder wird hoffentlich viele Kuriere in Bewegung setzen.

Ich denke meinen Schlag am achten Dezember auszu-

führen und damit das kühnste, schnellste und größte Unternehmen zu beginnen, dessen sich ein Fürst meines Hauses jemals unterfangen hat . . .

Anekdote Die anfängliche Geheimhaltung der wirklichen Marschziele veranlaßte den General von Kalckreuth zu der neugierigen Frage: „Majestät, die Deichsel steht wohl nach Schlesien?" „Kann Er schweigen?" fragte der König. „Unbedingt!" erwiderte rasch der General. „Ich auch," meinte der König lakonisch.

Der König an den Fürsten Leopold von Dessau

den alten Generalfeldmarschall seines Vaters

Rheinsberg, 24. November 1740.

Ich habe Ihre Durchlaucht Ihren Brief gekriegt und gesehen, mit was vor Inquietude Sie den bevorstehenden Marsch meiner Truppen ansehen. Ich hoffe, daß Sie sich darüber beruhigen werden und erwarten mit Geduld, zu was ich Sie destinire. Ich habe meine Dispositions alle gemacht, und werden Ihre Durchlaucht schon zeitig genug erfahren, was ich befohlen habe, ohne Sich weiter darum zu inquietiren, indem nichts vergessen noch versäumt, und hoffe ich übrigens, daß Sie versichert sein werden, wie ich mit vieler Estime bin

Ew. Durchlaucht freundwilliger Vetter Friedrich.

Berlin, 2. December 1740.

Ihre Durchlaucht können versichert sein, daß ich Ihre Merite und Capacität ehre und venerire, als wie ein junger Officier einen alten ehren muß, der der Welt viele Proben von seiner Dexterität gegeben hat, und werde also Ihre Durchlaucht in keinen Gelegenheiten vorbeigehen, wo Sie mir guten Rat geben und an der Hand gehen können; alleine die Expedition, die ich anjetzo vorhabe, ist eine Bagatelle und eigentlich eine Prise de possession zu nennen.

Künftig Frühjahr aber möchte es zum Ernst kommen und alsdann mehr auf sich haben, und dar ich überdem

an Sachsen einen Nachbar habe, von dessen Intentionen ich nicht sicher bin, so kann ich in meiner Abwesenheit solchene importante Aufsicht und in allem Fall darauf folgende serieusere Expeditionen wie die jetzige keinem Besseren als Ihre Durchlaucht anvertrauen. Ich hoffe, Sie werden also daraus die Aufrichtigkeit meiner Sentiments ersehen und wie ich, weit entfernt Ihrer Gloire conträr zu sein, vielmehr auf eine ungezweifelte Art darzu anjetzo und alle Zeit contribuiren werde. Meine eigene Wohlfahrt ist dran gelegen, und werde ich gewiß niemalen so unsinnig sein und experimentirte Officiers in importanten Gelegenheiten negligiren; allein diese Expedition reservire ich mir alleine, auf daß die Welt nicht glaube, der König von Preußen marschire mit einem Hofmeister zu Felde . . .

Der König an die Offiziere der Berliner Garnison

„Meine Herren, ich unternehme einen Krieg, für welchen ich keine andern Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit, und keine andere Hilfsquelle als mein Glück Erinnern Sie sich stets des unsterblichen Ruhms, den Ihre Vorfahren auf den Gefilden von Warschau und Fehrbellin erworben haben, und verleugnen Sie nie den Ruf der brandenburgischen Truppen. Leben Sie wohl, brechen Sie auf zum Rendez-vous des Ruhms, wohin ich Ihnen ungesäumt folgen werde"

Das kleine preußische Heer, das nach der schlesischen Grenze zu, zwischen Frankfurt an der Oder und Krossen, sich zusammenzog, bestand aus sechzehntausend Mann Infanterie, fünftausend Mann Kavallerie und vierunddreißig Geschützen. Wie Cäsar glaubte der König an sein Glück, wußte es anscheinend warnende Vorzeichen schlagfertig in glückliche umzudeuten. „Das hohe wird erniedrigt werden" beruhigt er im Gedanken an den Feind seine erschrockene Umgebung, als in Krossen während des Ehrengeläutes bei seinem Einzug der Dachstuhl der alten Hauptkirche einstürzt.

Der König an den Minister von Podewils

Schweinitz, 16. Dezember 1740.

Lieber Podewils, Ich habe mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiele den Rubicon überschritten; meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und unsere Generale dürsten nach Ruhm. Alles wird nach unsern Wünschen gehen, und ich habe Ursache, alles mögliche Gute von diesem Unternehmen zu erwarten.

Schicken Sie mir Bülow [den sächsischen Gesandten in Berlin], sagen Sie ihm viel Liebes und lassen Sie ihn seines Herrn eigenen Vorteil sehen, kurz, benützen wir die Kenntnis des menschlichen Herzens, lassen wir zu unsern Gunsten das Interesse, den Ehrgeiz, die Liebe, den Ruhm und alle Triebfedern, welche die Seele bewegen können, wirken. Entweder will ich untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben; mein Herz sagt mir das Beste von der Welt voraus: wohl ein gewisser Instinkt, dessen Ursprung uns unbekannt ist, verkündigt mir Glück und Erfolg, und ich werde nicht in Berlin erscheinen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich entsprossen bin, und der tapferen Soldaten, die ich die Ehre habe zu befehligen. Adieu, ich empfehle Sie dem Schutze Gottes. Friedrich.

Jordan an den König

Berlin, 31. Dezember 1740.

Majestät, Berlin ist voll von der Einnahme Glogaus. Die Zeitungen sprechen davon, und die nähern Umstände sind so genau bekannt, daß behauptet wird, die Belagerung habe vier Stunden gedauert, und jede Stunde habe hundert Mann das Leben gekostet. Mein Barbier kam eiligst an, um mir diese Nachricht mitzuteilen; bei dem Worte Glogau besann er sich und kündigte mir mit der leidenschaftlichsten Freude an, der König von Preußen habe den Groß-Mogul gefangengenommen.

Werden wir Eure Majestät glauben, daß schon in dem

Kotterusschen, vor so langer Zeit veröffentlichten Buche Schlesien und Mähren Ihnen zugesprochen ist? Die Teilung, die dieser Schriftsteller mit den kaiserlichen Staaten vornimmt, ist so merkwürdig, daß sie gelesen zu werden verdient. Ich habe es mir angelegen sein lassen, die betreffenden Stellen abschreiben zu lassen; sie werden Eurer Majestät in der Übersetzung gewiß Vergnügen machen ...

Es werden hier viele Kanonen fortgeschafft. Dieser Nachschub gibt zu vielen Erwägungen Anlaß. Die Leute wundern sich darüber und verstehen nicht, wozu sie bestimmt sind, da Schlesien als bereits im Besitze Eurer Majestät angesehen wird.

Der König an den Minister von Podewils

Breslau, 4. Januar 1741.

Ich habe Breslau; morgen werde ich gegen den Feind vorgehen und hoffe ihn in Partien noch vor dem Beginn des kommenden Frühjahrs zugrunde zu richten.

Der König an Jordan.

Schweidnitz, 24. Februar 1741.

Freund Jordan, du wirst mir ein Vergnügen machen, wenn du mich mit Maupertuis zusammen besuchst, nimm den Weg nach Breslau und bleibe dort bis auf weitere Nachricht.

Ich bin jetzt auf unsere Sicherheit bedacht und bereite alles vor, um den nächsten Feldzug mit Erfolg führen zu können ... Ich liebe den Krieg um des Ruhmes willen, aber wenn ich nicht Fürst wäre, würde ich nur Philosoph sein. Schließlich muß in dieser Welt jeder sein Handwerk betreiben, und ich besitze die Grille, nicht halb thun zu wollen.

Ob tot oder lebendig, vergiß mich nicht und sei überzeugt, daß ich, obwohl aus einem Philosophen zum Krieger geworden, dich doch darum nicht weniger schätze im Grunde meines Herzens. Voltaire

Der König an den Minister von Podewils

Anfang März 1741.

. . . Beiläufig bemerkt, bin ich zweimal den Anschlägen der österreichischen Husaren entwischt. Sollte mir das Unglück begegnen, lebend gefangengenommen zu werden, so erteile ich Ihnen den gemessenen Befehl, für dessen Befolgung Sie mir mit Ihrem Kopfe einstehen, meine Befehle in meiner Abwesenheit nicht zu beachten, meinem Bruder mit Rat beizustehen und den Staat nichts Unwürdiges zur Erlangung meiner Freiheit vornehmen zu lassen. Im Gegenteile will und befehle ich, daß in diesem Falle lebhafter als jemals vorgegangen werde. Ich bin nur König, solange ich frei bin.

Falle ich, so soll meine Leiche nach römischer Art verbrannt und die Asche in einer Urne in Rheinsberg beigesetzt werden. In diesem Falle soll ferner Knobelsdorff ein Denkmal errichten wie das des Horaz in Tusculum.

Mollwitz, 5. März 1741.

Auf was für eine unanständige und impolie Art der Wienerische Hof und dessen an auswärtige Höfe gesandte Ministres sich gegen Mich in Reden und Schreiben betragen, ist Euch zur Genüge bekannt. Alles dieses aber hat Mich wegen gedachten Hofes Mir genugsam bekannter Hauteur so sehr nicht befremdet, als daß ich jüngsthin vernehme, wie einige von diesem Hofe ausgeschickte, von den Meinigen aber attrapirte Espions selbsten ausgesaget, wie sie in Commission gehabt hätten, sich an den Orten, wo Ich Mich befände, aufzuhalten, alle Meine Wege und Stege zu epiiren, und Mich sodann, wo es immer möglich, denen Österreichischen Truppen zu verraten, ja selbst einer von diesen Banditen sich freiwillig bekannt, daß er deshalb einen besonderen Eid in dem Hofkriegesrate, und welches jedoch kaum zu glauben stehet, in Gegenwart des Großherzogs von Toscana, ablegen müssen. Es werden diese unglückliche Menschen den Lohn, so sie meritiren, empfangen; inzwischen halte Ich

doch vor nötig, der Welt obgedachte indigne Proceduren des Wienerischen Hofes gelegentlich, ohnerachtet Ich Mich gegen solchen so modéré bezeiget und Meine Neigung zum Accommodement declariret habe, bekannt zu machen; dahero Ihr dann nicht nur Meinen Ministris am Russischen, Englischen, Holländischen und Französischen Hofe, auch wo es sonsten nötig sein wird, davon gehörige Kenntnis geben, sondern auch denen publiquen Zeitungen das Nötige davon mit behörigen Couleurs inseriren lassen sollet.

Schweidnitz, 17. März 1741.

Lieber Podewils, die Verräterei Rußlands ist haarsträubend. Die Bosheit und Eifersucht der Sachsen haben es ausgeheckt, und die Schwäche des Prinzen Anton hat es auskommen lassen. Wenn die weiteren Nachrichten denen entsprechen, die ich soeben empfangen habe, wird man so schnell als möglich mit Frankreich abschließen müssen, und nicht ich, sondern Rußland und England werden Europa umstürzen.

Man muß sich mit Festigkeit waffnen, als Held kämpfen, mit Klugheit siegen und den Widerwärtigkeiten mit stoischen Blicken entgegensehen. Ich habe für die öffentliche Ruhe getan, was ich konnte, und meine Neider sind es, die sie stören. Aber was auch kommen mag, ich werde wenigstens die Genugtuung haben, das Haus Österreich zu erschüttern und Sachsen zu begraben. Vielleicht wird sich die Konjunktur ändern, aber ich betrachte das Einverständnis meiner Feinde als sicher und gewiß. Das Feuer ist unter der Asche entstanden, und jetzt gewahren wir die ersten Funken.

Adieu, teurer Freund, verteidigen Sie mich mit der Feder, wie ich Sie mit dem Degen verteidigen werde, und alles wird unsern Neidern zum Trotz gut gehen.

Der König an den Prinzen August Wilhelm
seinen Bruder

Pogarell, 8. April 1741.

Teuerſter Bruder, der Feind iſt in Schleſien eingefallen, wir ſtehen nur eine Viertelmeile von ihm entfernt. Der nächſte Tag muß über unſer Schickſal entſcheiden.

Falle ich, ſo vergeſſen Sie den Bruder nicht, der Sie ſtets auf das innigſte geliebt hat. Wenn ich ſterbe, ſo empfehle ich Ihnen meine heißgeliebte Mutter, meine Diener und mein erſtes Bataillon . . .

Erinnern Sie ſich ſtets an mich, aber tröſten Sie ſich über meinen Verluſt. Der Ruhm der preußiſchen Waffen und die Ehre meines Hauſes haben meine Handlungsweiſe beſtimmt und ſollen ſie bis zum Tode beſtimmen.

Sie ſind mein einziger Erbe. Sterbend empfehle ich Ihnen die Männer, die ich lebend am meiſten geliebt habe, Keyſerlingk, Jordan, Wartensleben, Hacke, der ein ſehr ehrenwerter Mann iſt, Fredersdorf und Eichel, in den Sie Ihr ganzes Vertrauen ſetzen können.

Ich vermache meinen Dienern die achttauſend Taler, die ich bar bei mir habe. Alles, was ich beſitze, gehört im übrigen Ihnen. Machen Sie meinen Brüdern und Schweſtern ein Geſchenk in meinem Namen; tauſend Grüße an meine Schweſter von Bayreuth . . .

Der König an Jordan

Pogarell, 8. April 1741.

Lieber Jordan, morgen ſchlagen wir uns. Du kennſt das Los der Waffen. Das Leben eines Königs iſt nicht ſicherer als das eines Privatmannes. Ich weiß nicht, was aus mir werden wird. Iſt meine Laufbahn zu Ende, ſo erinnere Dich an einen Freund, der Dich ſtets zärtlich liebt. Verlängert der Himmel meine Tage, ſo ſchreibe ich Dir morgen, damit Du unſern Sieg erfährſt . . .

Der König an das Departement der auswärtigen Affairen

Hauptquartier Ohlau, 12. April 1741.

Da es Gott gefallen, Meine Waffen dergestalt zu segnen, daß ich den 10. auf dem Marsche nach Ohlau bei dem anderthalb Meilen davon gelegenen Dorfe Mollwitz nach einer vierstündigen hitzigen Bataille die Armee des Feldmarschalls v. Neipperg, ohnerachtet dieselbe an die 6000 Mann wenigstens stärker gewesen und fast dreimal soviel Cavallerie gehabt als die meinige, gänzlich in die Flucht zu schlagen, so daß sie sich mit Confusion und Hinterlassung von 4 Canonen, vieler Equipage der Cavallerie und des Champ de bataille nach der Gegend von Neiße retiriren müssen, so sollet Ihr von diesem glücklichen Evenement Meinen an denen auswärtigen Höfen subsistirenden Ministris Part geben, und werde ich Euch von dem ganzen Detail informieren . . .

Der König an den Minister von Podewils

Lager von Mollwitz, 23. April 1741

Ich habe aus Ihrem Berichte vom 22. dieses Monats ersehen, daß der Marschall von Belle Isle[1]) angekommen ist und ungeduldig darauf wartet, mich zu sehen. Machen Sie ihm in meinem Namen ein schönes Kompliment über seine glückliche Reise und meine Sehnsucht, mit ihm zu sprechen. Schützen Sie jedoch, um ihn noch zwei oder drei Tage in Breslau aufzuhalten, den Umstand vor, daß die Straßen vorläufig nicht allzusicher sind, und daß eine gute Eskorte notwendig sein dürfte, die ich übrigens nicht entbehren würde, ihm entgegenzuschicken. Sie müssen aber Schlauheit anwenden, damit er nichts merkt . .

1) Der französische Unterhändler, eifriger Förderer des französisch-preußischen Bündnisses.

Lager von Mollwitz, 24. April 1741.

Nach der Art, wie sich, Ihren Nachrichten zufolge, der Marschall von Belle-Isle in Köln, Mainz und Trier benommen hat, glaube ich, daß sein Charakter herrisch und geradezu ist.

Er wird mit Gewalt abschließen wollen, und ich möchte erst die Ankunft des englischen Marktschreiers abwarten, um mich zu entscheiden. In jedem Falle können wir versuchen, ob wir nicht die Sache dadurch, daß wir Herrn von Belle-Isle aufs äußerste schmeicheln und ihm den Glauben beibringen, wir hätten die größte Lust von der Welt, abzuschließen, bis zu dem Augenblicke hinhalten können, wo wir unsre Flöten mit den Engländern gestimmt haben . . .

Der französische Marschall Belle-Isle an den Staatssekretär Amelot zu Paris

Lager von Mollwitz, 27. 30. April 1741.

Der König verließ mich um ein Uhr nachmittags. Er führt nämlich das Kommando seiner Armee nicht nur in den Hauptsachen, wie es ein einfacher General tun würde, sondern er versieht auch die andern wichtigsten Obliegenheiten. Abgesehen davon, daß er in seinem Zelte mitten im Lager kampiert, erteilt er alle Befehle und geht in sämtliche Details ein, die bei uns Sache der Quartiermeister sind. Er bekümmert sich auch um die Zufuhr, die Artillerie und das Ingenieurwesen. So hat er auch den Plan des Angriffes auf Brieg entworfen.

Der König steht um vier Uhr morgens auf, steigt zu Pferde und reitet sämtliche Vorposten sowie die Umgebung des Lagers ab. Sämtlichen höhern und niedern Offizieren, die zu irgendwelchen Operationen detachiert werden, erteilt er selbst die Verhaltungsbefehle, anderseits gehen alle Berichte über derartige Anregungen an ihn persönlich. So werden auch die Deserteure, Spione und Kriegsgefangenen vor ihn gebracht und von ihm ausgefragt. Dies habe ich gestern abend und heute morgen selbst mit angehört. Der

König ist vom Aufstehen bis zum Schlafengehen vollständig angezogen und trägt eine blaue Uniform, die sich nur durch den Ordensstern und ein etwas reicheres Schulterstück von der seiner Adjutanten unterscheidet.

Der Bruder des Königs, Prinz Wilhelm, sowie alle andern Generale haben keine andre Kleidung als ihre sehr einfachen Uniformen. Der Uniformrock ist so kurz, daß er fast wie eine Jacke aussieht. Die Manneszucht, Subordination und Pünktlichkeit sind in einem Grade ausgebildet, von dem ich, trotzdem ich vorher davon gehört hatte, nur eine unvollkommene Vorstellung besaß. Der Herzog von Holstein, der der älteste Generalleutnant in der Armee ist, hat mir erzählt, daß er acht Monate im Jahre bei seinem Regimente zubringt und mit ihm von Königsberg nach Schlesien Tag für Tag wie ein einfacher Oberst marschiert ist. Eben habe ich einen andern Generalleutnant von der Kavallerie gesehen, der es mit seinem Regimente ebenso gemacht hat und an dessen Spitze in das Lager eingerückt ist. Von der Pünktlichkeit des Dienstes bei den niederen Offizieren kann man sich aus der der Generale, Prinzen und des eignen Bruders des Königs, der wie jeder andre Offizier dient, einen Begriff machen. Was die Soldaten anlangt, so ist ihre Ausbildung zu einer fast unglaublichen Höhe gebracht . . .

Der König an den Minister von Podewils

Lager bei Hermsdorf, 10. Juni 1741.

Sie fangen an, mir verdächtig zu werden, und ich muß, wenn Sie nicht meinen Befehlen Folge leisten und mit Valory[1]) abschließen, glauben, daß Sie von England bezahlt werden.

Sie haben sehr schlecht und abscheulich daran gehandelt, Valory nicht über die Unwahrheit der lächerlichen Gerüchte einer Übereinkunft mit Österreich aufzuklären.

Ich warne Sie; treiben Sie kein Spiel mit mir, sondern führen Sie meine Befehle buchstäblich aus, oder Ihr

1) Dem französischen Gesandten.

Kopf springt ohne weiteres. Gehen Sie zuerst zu Valory und beruhigen Sie ihn vollständig.

Machen Sie die Sache wieder gut; ich habe Grund, sehr unzufrieden mit Ihnen zu sein. Machen Sie Ihre groben Fehler nicht wieder gut, so sollen Sie wissen, daß es noch genug Festungen in meinen Staaten gibt, um die Minister darin unterzubringen, die gegen den Willen ihres Herrn handeln. Friedrich

Der König an den Kardinal Fleury

den Leiter der französischen Politik

Strehlen, 10. Juli 1741.

Herr Vetter, Ich ersehe aus einem langen Schreiben des Marschalls von Belle-Isle, daß er lebhaft in mich dringt, die Kaiserwahl zu beschleunigen, und daß er den Beginn des Kriegs in die Länge schiebt.

Sie müssen wissen, daß ich die Sache nicht so auffasse, und daß ich durchaus nicht die Absicht habe, dem Kurfürsten von Bayern meine Stimme eher zu geben als in dem Augenblicke, wo er handelnd vorgeht, und wo französische Truppen die deutsche Grenze überschreiten.

Erwarten Sie nichts von mir, ehe Sie nicht Ihrerseits handeln, und halten Sie sich überzeugt, daß ich, ehe ich mich an der Wahl des Kurfürsten beteilige, erst ganz sicher wissen muß, daß er seine Operationen begonnen hat, und daß Ihre Truppen ihm zu Hilfe eilen.

Darauf hin können Sie Ihre Maßregeln treffen.

Gleichzeitig teile ich Ihnen mit, daß Schweden nichts tut, und daß Sie bis jetzt auch nicht die kleinste Bedingung unsers Bündnisses erfüllt haben.

Der König an den Minister von Podewils

September 1741.

Lassen Sie den Schuft von Unterhändler abreisen. Ich kann ihn nicht ausstehen. Es wäre schändlich von mir,

wenn ich mich in Unterhandlungen mit Österreich und England einlassen wollte. Außerdem würde ich dabei große Gefahr laufen. Der Krieg, den ich jetzt führe, ist ein Kampf mit einem sehr starken Gegner, während der andre auch ein Krieg, aber mit einem schwachen Gegner, sein würde, ohne Sicherheit, ohne Ehre und mit der Aussicht für mich, meine westfälischen Provinzen zu verlieren.

Jagen Sie den Schuft von Robinson fort Bleibt er noch vierundzwanzig Stunden in Breslau, so verlassen Sie sich darauf, daß mich der Schlag rührt.

Schicken Sie mir einen Kurier, sobald Sie ihn los sind, damit ich weiß, wann er fort ist. Begegne ich ihm unterwegs, so kratze ich ihm die Augen aus. Seine .... von Königin von Ungarn und sein Narr von König von England sollen sich nur, die eine von ihrem Dunkel, der andre von seiner Dummheit betrügen lassen.

Leben Sie wohl. Führen Sie unverzüglich meine Befehle aus. Verlangt er noch eine Audienz, so schlagen Sie sie ihm rund ab

Aus der „Geschichte meiner Zeit"

Geschrieben 1746

... Der leitende Gedanke aller meiner Handlungen, der Zweck aller meiner Schritte, der Nerv aller meiner Verpflichtungen war die Eroberung Schlesiens; aber Frankreich und meine Verbündeten schauten nach ganz anderen Dingen aus. Diese Macht war der Überzeugung, daß das im Verfall befindliche Haus Österreich für immer zerstört zu werden im Begriffe sei und es wollte auf seinen Trümmern vier ganz gleiche Souveräne einsetzen, nämlich die Königin von Ungarn mit den Überresten der Monarchie ihres Vaters; den Kurfürsten von Bayern mit Böhmen, einem Teile von Österreich, dem Breisgau und Tirol; Preußen mit Niederschlesien und endlich Sachsen mit Oberschlesien und Mähren. Auf die gleichmäßige Verteilung der Macht zwischen diesen vier Souveränen stützte Frankreich sein Streben nach führender Schiedsrichterstellung

Dieser Plan war wie mit der deutschen Freiheit, so auch mit der Größe meines Hauses unvereinbar; den Plan des Kardinals Fleury sklavisch auszuführen, das hätte geheißen, für die Universalmonarchie Ludwigs XV. zu arbeiten, das Joch Österreichs abzuschütteln, um das der Bourbonen auf sich zu nehmen. Welch unverzeihlicher politischer Fehler eines jeden Fürsten wäre es, so seine eigenen Fesseln zu schmieden! Außerdem ließen der Haß und die Eifersucht, welche das Haus Sachsen jederzeit gegen das Haus Brandenburg gehabt hat, fürchten, daß jener Rival durch die Vergrößerung seiner Macht Preußen gefährlich werden könnte; man durfte also nicht darauf hinarbeiten, sie zu vergrößern, man durfte nicht Krieg führen, um ihm Oberschlesien und Mähren zu verschaffen. Ich gehe noch weiter und enthülle noch weiter meine geheimsten Gedanken. Wenn ich die Operationen der Franzosen zu lebhaft unterstützt hätte, so würde ihr Glück mich über meine Absichten hinaus an ihren Wagen gefesselt haben; ein gemäßigtes Verhalten, welches Frankreich und die Königin von Ungarn im Gleichgewicht hielt, war mir vorteilhafter, und das Unglück dieser Fürstin war groß genug, ihren Stolz dahin zu bringen, die Abtretung Schlesiens zu bewilligen. Deswegen stimmte ich dieser Einstellung der Feindseligkeiten zu, indem ich von vornherein voraussah, daß die Indiskretion der österreichischen Minister mir einen rechtmäßigen Vorwand geben würde, um diesen Waffenstillstand zu brechen, wenn ich es für zeitgemäß hielte . . .

Der König an den Kardinal von Sinzendorf, Bischof von Breslau

Hauptquartier Neuns, 29. Oktober 1741.

. . . Ich bin sehr erfreut über den Anteil, den Sie an dem glücklichen Erfolg meiner Waffen nehmen. Meine Absichten sind immer redlich gewesen, wenn ich meine gerechten Ansprüche an dieses Herzogtum verfolgte, in dessen Besitz ich jetzt bin. Ich habe mir vorgenommen, aus Schlesien die blühendste und glücklichste meiner Provinzen zu machen. Jetzt

ist es die Aufgabe der Ruhe, die Tränen zu trocknen, die das Kriegsschwert hat fließen lassen. Ich wünsche nichts brennender als das Glück meiner neuen Untertanen so groß zu machen, als es die Lage jedes Individuums gestattet. Da die Ruhe der freien Ausübung der Religion nach der Meinung der Menschen einen Teil ihres Glückes ausmacht, so werde ich niemals von dem festen Entschluß abgehen, den ich gefaßt habe, jede Religion in ihren Rechten und Freiheiten zu erhalten. Die Streitigkeiten der Priester gehören nicht zum Ressort der Fürsten, und frivole Dispute für nichtige Beweisgründe aber unwürdige Wortspiele denkender Köpfe werden mich niemals verführen, parteiisch unter den verschiedenen Parteien zu sein, die die meiste Zeit wütend gegeneinander sind aus Fanatismus und Torheit. Humanität muß die erste Tugend jedes ehrenwerten Menschen und, wie ich glaube, jedes Christen sein. Die Stimme der Natur, welche die Grundlage der Humanität ist, will, daß wir uns alle lieben, und daß wir wechselseitig unser Wohl fordern. Das ist meine Religion. Wie glücklich werde ich sein, wenn der Erfolg eines Tages der Redlichkeit meiner Zwecke und der Reinheit meiner Absichten entspricht!

Der König an Voltaire

(Nach dem Vertrag von Klein Schnellendorf hatte sich der König nach Berlin begeben.)

Berlin, 8. Januar 1742.

Lieber Voltaire, ich bin Ihnen zu meinem großen Bedauern zwei Briefe schuldig geblieben. Ich bin so lebhaft mit wichtigen Angelegenheiten — welche die Philosophen Kleinigkeiten nennen — beschäftigt, daß ich noch nicht an den Genuß, das einzige wahre Gut im Leben, denken kann.

Ich bilde mir ein, Gott hat die Esel, die dorischen Säulen und uns Könige dazu geschaffen, die Lasten dieser Welt zu tragen, in der so viele andre Wesen leben, die nur das Gute genießen, was sie hervorbringt.

Augenblicklich bin ich damit beschäftigt, mich mit [illegible] mehr oder weniger gefährlichen Machiavells herumzuraufen

Die liebenswürdige Dichtkunst wartet an der Tür, ohne Einlaß zu finden. Der eine spricht mir von Grenzen, der andre von Rechten, noch einer von Schadloshaltung, der vierte von Bundesgenossen, Heiratsverträgen, zu bezahlenden Schulden, anzuzettelnden Intrigen, Empfehlungen, Anordnungen usw. . . .

Übermorgen reise ich nach Remusberg ab, um wieder den Hirtenstab und die Leier zu ergreifen. Ach, wenn ich sie doch niemals wieder abzulegen brauchte! Aus dieser entzückenden Einsamkeit werde ich Ihnen mit ruhigerem Geiste schreiben können. Vielleicht begeistert mich Kalliope noch einmal.

Der König an den Kardinal von Sinzendorf, Bischof von Breslau

Olmütz, 2. Februar 1742.

. . . In betreff der von mir in Breslau und Glogau eingesetzten Konsistorien können Sie sich darauf verlassen, daß ich keineswegs die Absicht habe, durch dieselben die Gewissensruhe meiner katholischen Untertanen in Schlesien zu stören oder Ihnen die Leitung derselben zu entziehen.

Sie müssen mich genügend kennen, um überzeugt zu sein, daß ich, wie ich einerseits jeden Gewissenszwang vollständig zurückweise und nichts wünsche, als daß jeder meiner Untertanen dem lieben Gott auf die Art diene, die er für die seinem Seelenheile angemessenste erachtet — doch auf der andern Seite zu viel Hochachtung für Ihre Person empfinde, als daß ich Ihnen die Rechte und Privilegien rauben wollte, die Ihnen zustehen.

Mein Staatsminister von Cocceji, der mit der Einrichtung der erwähnten Konsistorien betraut ist, kennt meine Absichten zur Genüge; ich hoffe, daß Sie und mit Ihnen jeder getreue katholische Untertan vollständig beruhigt sein wird, sobald der Minister die Ehre gehabt hat, Sie zu sprechen und Ihnen meinen Willen im einzelnen darzulegen.

Die soeben von mir eingerichteten Konsistorien haben

keinen andern Zweck als die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Protestanten; kommen Streitigkeiten zwischen Protestanten und Katholiken zur Verhandlung, so habe ich, um jeden Verdacht einer Parteilichkeit oder für die Katholiken zu befürchtenden Unbehaglichkeit auszuschließen, den Beitritt von Katholiken angeordnet. Alle übrigen Streitigkeiten der Katholiken auf religiösem Gebiete sowie alles, was sonst die katholische Kirche angeht, bleibt Ihnen allein vorbehalten. Es ist meine Absicht, daß die Ihnen zustehenden Vorrechte keine Einbuße erleiden: ich will sie erhalten, und soweit es die Umstände zulassen, selbst vermehren . . .

Der König an Voltaire

Olmütz, 7. Februar 1742.

. . Ich lese oder verschlinge augenblicklich Ihr „Jahrhundert Ludwigs des Großen". Wenn Sie mich lieb haben, so schicken Sie mir, was Sie noch weiter davon fertig gebracht haben. Das Buch ist mein einziger Trost, meine Erholung, meine Freude. Haben Sie, der Sie nur mit Geschmack und Geist arbeiten, Mitleid mit einem Handwerker in der Politik, der nur notgedrungen arbeitet.

Hätte man denken können, lieber Voltaire, daß ein Pflegling der Musen dazu bestimmt war, in Gemeinschaft mit einem Dutzend gravitätischer Narren, die man Staatsmänner nennt, das große Rad der europäischen Begebenheiten in Schwung zu setzen? Und trotzdem ist die Tatsache unbestreitbar, wenn auch nicht sehr ehrenvoll für die Vorsehung.

Dabei fällt mir die Geschichte von dem Pfarrer ein, zu dem ein Bauer mit dorniger Verehrung vom hergott sprach. „Gehen Sie, gehen Sie", sagte der gute Mann. „Sie machen sich eine zu große Vorstellung von ihm. Ich, der ihn dutzend weise mache und verkaufe, weiß, was wirklich an ihm ist."

Im Publikum macht man sich gewöhnlich eine abergläubische Vorstellung von den Umtrieben der Staaten; steht man aber selbst hinter den Kulissen, so sieht man, wie

meistens die bezaubernsten Szenen auf sehr gewöhnliche Weise und mittelst ganz gemeiner Kerle in Bewegung gesetzt werden, die in ihrem wirklichen Zustande nur den Unwillen der Zuschauer erregen.

Betrügerei, Verlogenheit und Doppelzüngigkeit sind leider der herrschende Charakterzug der meisten Menschen, die an der Spitze der Völker stehen und ihnen zum Beispiele dienen sollten. Das Studium des menschlichen Herzens hat bei solchen Leuten etwas tief Demütigendes und läßt mich tausendfach meine geliebte Zurückgezogenheit, die Literatur und meine Unabhängigkeit aufs schmerzlichste vermissen . . .

Der König an Jordan

Znaim, 28. Februar 1742.

. . . Ich lebe hier in Znaim in den Tag hinein, bin bisweilen sehr beschäftigt und habe dann einmal wieder gar nichts zu tun. Indes studiere ich, so oft ich Muße dazu habe, lese, schreibe und denke viel. Das heißt, seine Maschine benutzen, werden Sie sagen. Freilich ist das wahr; aber ich antworte Ihnen: man muß seinem Magen etwas zu tun geben, wenn man kann, und das um so mehr, da der Verdauungsapparat bisweilen unsicher ist. Ebenso muß man selbst in diesem kurzen Leben Gebrauch von seinen Triebfedern machen; denn sie nützen sich sonst mit der Zeit ab, ohne daß man Vorteil davon gehabt hat.

Die Häuser hier haben alle platte Dächer wie in Italien, die Straßen sind sehr unreinlich, die Berge steil, die Weinberge häufig, die Männer albern, die Weiber häßlich und die jungen Esel sehr zahlreich. Das wäre Mähren in einem Epigramm.

In diesem Augenblicke bekomme ich Ihren halb poetischen, halb prosaischen Brief. Ich danke Ihnen dafür. Aber er ist noch nicht lang genug, und Sie müssen wissen, daß ich lange Bücher und allerliebste Briefe sehr voneinander unterscheide. Bringen Sie ganz Berlin, jede Kleinigkeit in Verse; denn meine Neugierde ist ein unersättlicher Schlund, besonders

wenn es auf politische Räsonnements ankommt, ob dieselben gleich meistenteils höchst possierlich sind.

Aus den Nachrichten, die ich in diesem Augenblicke von dem Feinde erfahre, schließe ich, daß wir aneinander geraten werden. Dann wünsche ich, daß mich das Glück der Preußen einige Stunden oder, besser gesagt, einen Tag begünstigt, damit die Sache so rühmlich endet, als sie angefangen hat. Indessen beunruhigen Sie sich nicht . . .

Znaim, 8. März 1742.

. . . Der Hochmut der Österreicher kommt, wie es mir scheint, vor ihrem Fall. Dieser Fall wird uns etwas Mühe machen, aber bei dem allen wird er doch nicht ausbleiben. Berlin mag wohl jetzt ein Aufenthalt für die Langeweile und für die Weiber sein. Ich bilde mir ein, ein ehrlicher Mann muß dort in Verzweiflung geraten, und wer weit davon weg ist, hat dem Himmel dafür zu danken.

Ich lebe sehr philosophisch, arbeite unendlich viel, amüsiere mich, soweit es möglich ist, und denke im übrigen an nichts als daran, mir das Leben angenehm zu machen . . .

Selowitz (bei Brünn), 19. März 1742.

. . . Wir werden gewiß eine Schlacht liefern; sie könnte wohl gar am Jahrestage der Schlacht bei Mollwitz vorfallen. Das sage ich Ihnen nicht, um Sie zu erschrecken, sondern weil es wahr und unfehlbar ist. Ich habe mehr Hoffnung als jemals und glaube meiner Sache gewiß zu sein, soviel man es nämlich in menschlichen Angelegenheiten sein kann.

Kaufen Sie in der Stadt einen Boileau und schicken Sie ihn mir; ebenso Ciceros Briefe vom dritten Teile an bis zu Ende. Auch legen Sie, wenn es Ihnen gefällig ist, noch die Tusculanischen Untersuchungen bei, desgleichen die Philippischen Reden und Cäsars Denkwürdigkeiten . . .

Der König an den englischen Gesandten Lord Hyndford in Breslau

Chrudim, 6. Mai 1742.

Mylord, ich habe Ihr Schreiben betreffs der Vorgänge in Berlin mit bezug auf die Frau des Gastwirtes Abbé erhalten. Sie werden glauben, Mylord, daß ich das Völkerrecht und die Vorrechte der Gesandten an meinem Hofe genügend kenne, und daß, wenn dagegen gefehlt wird, dies stets gegen meinen Befehl und Willen geschieht.

Aber Sie werden auch außerdem wissen, daß es unanständig ist, daß das Haus eines Gesandten die Zufluchtsstätte von Bankerottierern und liederlichem Volk werde. Diesen Mißbrauch hat die Zügellosigkeit in Rom eingeführt, und Mord und Diebstahl ist die Folge gewesen, sodaß die polizeiliche Ordnung und der öffentliche Anstand dabei zugrunde gingen.

Ich bin meinen Untertanen Gerechtigkeit schuldig, und muß ich sie in fremden Ländern beschützen, wo man sie ungestraft schädigen kann, so muß ich sie erst recht in meiner Hauptstadt und im Herzen meines Landes schirmen.

Es scheint mir, Mylord, daß Sie die Ehre eines bankerotten Weibes nicht gerade sehr passend mit der Ihres Königlichen Herrn und den Namen einer sittenlosen Person mit dem Ihres erlauchten Monarchen in Verbindung bringen. Sie werden hieraus ersehen, daß die Angelegenheit durch die von mir gegebene Darlegung eine andre Gestalt annimmt.

Trotzdem gestehe ich offen ein, daß die Behörde in der Art ihres Vorgehens unrecht gehandelt hat, und um Ihnen eine Probe meiner Billigkeit zu geben, so soll Ihnen auf Ihr Verlangen eine der Sache entsprechende Genugtuung gegeben werden.

Ich kann nicht umhin, Ihnen zu sagen, daß Ihr Schreiben mir im allgemeinen Veranlassung zu vielfachen Betrachtungen gegeben hat. Wenn in einer Zeit, wo der englische Hof wahrlich nicht die erste Rolle in Europa spielt,

seine Abgesandten so stolze Reden führen, in wie herrischem und despotischem Tone werden sie dann erst sprechen, wenn das Glück sie begünstigt? Dann würde man ja in London den Hof Ludwigs XIV. wieder auferleben sehen, und Europa müßte Frankreich als seine einzige Stütze und als die Beschützerin seiner Freiheit ansehen . . .

Der König an seine Gemahlin

Schlachtfeld von Chotusitz, 17. Mai 1742.

Gnädige Frau, wir befinden uns Gott sei Dank alle außerordentlich wohl und haben die Österreicher ordentlich geschlagen.

Der Sieg ist größer und vollständiger als der bei Mollwitz. Wir haben unsterblichen Ruhm für unsre Truppen erfochten.

Wir haben nur geringe Verluste, der Feind dagegen sehr bedeutende gehabt.

Leben Sie wohl.

Der König an Jordan

Lager von Brzezy, Mai 1742.

Federicus Jordano, salut. Es ist gekommen, was Sie vorausgesehen haben. Wir haben eine entscheidende Schlacht gehabt; Sie wissen schon ihren Ausgang. Ihre Zeilen sind, daß Prinz Karl Böhmen verläßt und gegen Brünn oder Wittingau abzieht . . .

Da ist dein Freund nun zum zweitenmal Sieger in einem Zeitraum von dreizehn Monaten. Wer würde wohl vor einigen Jahren geglaubt haben, daß dein Schüler in der Philosophie der Schüler Ciceros in der Rhetorik und Paulo in der Vernunft eine militärische Rolle in der Welt spielen würde? Wer hätte geglaubt, daß die Vorsehung sich einen Poeten dazu ausersehen hätte, das System Europas umzustürzen und die politischen Berechnungen seiner Könige und Ministers gänzlich umzudrehen? Es gibt so viele Ereignisse, deren

Gründe schwer anzugeben sind, und dieses kann kühnlich zu ihnen gerechnet werden. Es ist ein Komet, der diese Planetenbahn kreuzt und in seiner Richtung einen von allen andern Planeten verschiedenen Lauf nimmt.

Ich erwarte ungeduldig Nachricht von dir. Schreibe mir gründlich über alles: Bauten, Möbel und Tänzer. Das erfrischt mich und gibt mir Erholung von meinen Beschäftigungen, die infolge ihrer Wichtigkeit schwierig und ernst werden. Ich lese, so viel ich kann, und ich versichere dir, daß ich in meinem Zelte ebenso Philosoph bin wie Seneca, oder noch mehr.

Wann werden wir uns unter den schönen, friedlichen Buchen von Rheinsberg oder unter den herrlichen Linden von Charlottenburg wiedersehen? Wann werden wir wieder nach Herzenslust über die Lächerlichkeit der menschlichen Dinge und über die Nichtigkeit unsers Daseins plaudern? Ich erwarte diese glücklichen Augenblicke mit großer Ungeduld, und um so mehr, als man, wenn man alles in der Welt versucht hat, gemeinhin zum Besten zurückkehrt.

Adieu, lieber Jordan; vergiß deinen Freund nicht und halte mich in deinem Herzen mit der ganzen Treue, die Orestes dem Pylades bewies.

Der König an Duhan de Jandun

seinen einstigen Erzieher.

Lager von Brzezy, 27. Mai 1742.

Mein lieber Duhan, jetzt können Sie sehen, was die Welt ist, und welcher Werkzeuge sich die Vorsehung bedient, um die größten Ereignisse zustande zu bringen. Ich schwacher Mensch bin dieses Werkzeug, das Sie ja so gut kennen, da Sie es ja zurecht geschmiedet haben.

Durch unsre letzte Schlacht ist der Kaiser in seiner Würde als Oberhaupt des Reiches und König von Böhmen befestigt worden. Ich habe Grund zu der Annahme, daß diese entscheidende Begebenheit mir früher, als ich sonst hoffen durfte, die Freude verschaffen wird, Sie zu sehen.

Ihr Andenken, lieber Duhan, ist mir immer teuer. Seien Sie etwas verschwenderischer mit Ihren Briefen, wenn ich abwesend, und mit Ihrer Gesellschaft, wenn ich wieder zu Hause bin. Glauben Sie nicht, daß mich der Krieg verwildert hat, und wissen Sie, daß auch in Zeiten der Ansteckung stets so mancher verschont bleibt . . .

Der König an den Minister von Podewils
in Breslau.

Lager Kuttenberg, 20. Juni 1742.

. . . Ich werde am 4. Juli in Breslau sein, wo ich Sie nach Herzenslust über unsere gegenwärtige Lage und meine Ideen unterhalten kann. Ein glücklicher Quietismus muß für einige Jahre die Grundlage unsrer Politik sein; damit der Staat sich festige, bedarf er einiger Jahre Frieden; weshalb Sie Ihre ganze Aufmerksamkeit darauf verwenden müssen, uns in keine Bündnisse eintreten zu lassen, die, unter welchem Vorwande auch immer, uns gegen meinen Willen in irgendeinen Krieg verwickeln könnten.

Lager von Kuttenberg, 21. Juni 1742.

Was die künftige Sicherheit unserer neuen Besitzungen betrifft, so gründe ich sie auf eine gute und zahlreiche Armee, einen guten Schatz, gefürchtete Festungen und Paradebündnisse, die wenigstens der Welt Eindruck machen. Das Unangenehmste, was uns in Zukunft geschehen könnte, wäre das Bündnis zwischen Frankreich und der Königin von Ungarn, aber in diesem Falle würden wir England, Holland, Rußland und viele andre Fürsten für uns haben. Es handelt sich gegenwärtig nur darum, die politischen Kabinette Europas daran zu gewöhnen, uns in der Stellung zu sehen, in die uns dieser Krieg gebracht hat, und ich glaube, daß große Mäßigung und Milde gegen alle unsre Nachbarn uns dazu verhelfen kann

Der König an Jordan

Breslau, 5. Juli 1742.

Heute bekommen Sie den letzten Brief von meiner Reise. Ich habe mein Tagewerk ganz erfüllt, alle meine Geschäfte vollendet und kehre nun mit der Beruhigung in mein Vaterland zurück, daß ich mir seinetwegen keinen Vorwurf machen darf.

Sie werden mich philosophischer finden als jemals, und zwar mehr praktisch als spekulativ. Seitdem wir uns das letztemal sahen, habe ich viel zu tun gehabt. Auch ist mir von aller der Arbeit der Kopf so wüst, daß ich dem Himmel danken werde, wenn ich einmal davon frei bin. Bei solchen Umständen muß einem ehrlichen Manne der Kopf wohl verdreht werden . . .

Kabinettschreiben an das Generaldirektorium

Potsdam, 7. August 1742.

Seine Königliche Majestät haben zeithero zum öfteren wahrgenommen, wie daß sehr viele Untertanen die bitterlichsten Klagen über die unendlichen Pressuren der Beamten geführet, als durch welche letztere sie nicht nur sehr heruntergekommen und zum gänzlichen Ruin gebracht, sondern auch wohl gar in solche Umstände gesetzt worden, daß sie das Ihrige mit dem Rücken ansehen und das Land verlassen müssen, wobei diese Leute um so unglücklicher gewesen, da sie, ohnerachtet solche gehöriger Orten geklaget, dennoch weder Gehör noch Hilfe gefunden, nachdem die mehresten der Krieges- und Domänen-Kammern das Principium führen, daß man in solchen Fällen den Beamten nicht abstehn, sondern etwas connivіren müsse, damit der Beamte nicht etwa das Amt aufkündigen und alsdann die Kammer in die Verlegenheit setzen möchte, einen neuen Pächter sogleich zu finden, anderer Ursachen, die Seine Königliche Majestät hier noch mit Stillschweigen übergehen wollen, nicht zu gedenken . . .

Seine Königliche Majestät müssen Beamte haben, Sie werden dieselben auch allemal darin souteniren, damit solche dasjenige bekommen, so ihnen nach den Contracten gebühret; Sie werden aber nicht zugeben, daß solche mit den Untertanen auf eine tyrannische Weise verfahren und mit deren Personen und Vermögen so umspringen, als ob dieselbe ganz Leibeigene von den Beamten wären, daher Höchstdieselbe denn dem General-Directorio nochmals aufgeben, den Krieges- und Domänenkammern deshalb alle gebührende Weisung zu tun, durch diese aber sämtliche Beamte erinnern zu lassen, mit denen Untertanen christlich umzugehen und selbige nicht auf eine ungebührliche Weise mitzunehmen, widrigenfalls selbige gewärtigen können, daß wenn Seine Königliche Majestät auf Dero Reisen einen Beamten von einem gottlosen Haushalten mit den Untertanen überführet finden sollten, sie ein rigoureuses Exempel an solchen statuiren lassen werden, es habe derselbe ein so großes oder kleines Amt erpachtet, wie er wolle, allermaßen Sie davor halten, daß, wenn ein Beamter einen Untertanen oder Bauer aus dem Lande jaget, es so kriminell sei, als ob derselbe einen Soldaten aus Reih und Gliede verjagen wollte . . .

Der König an das Oberkuratorium der Universitäten

das Ihm Vorschläge zur Verbesserung der Universität Frankfurt an der Oder unterbreitet hatte.

Potsdam, 14. September 1742.

. . . Sie haben aber zu viel Professores. Sie sollten wenige, aber tüchtige, berühmte Männer nehmen, wodurch die Universitäten am besten in Flor kommen. Pedanten und faule Bäuche schaden mehr als sie nützen.

Der König an Jordan

Breslau, 27. September 1742.

. . . Meine schlesische Reise, auf der ich ganz natürlich unendlich viele Arbeit gefunden habe, wird bald vorbei sein

Ich habe in acht Tagen mehr Geschäfte abgemacht als die Kommissionen des Hauses Österreich in acht Jahren, und beinahe alles ist mir glücklich vonstatten gegangen. In meinem Kopf ist jetzt weiter nichts als Rechnungen und Zahlen; aber bei meiner Zurückkunft werde ich das alles herausschaffen, um etwas Besseres hineinzubringen.

Ich habe Verse gemacht und habe sie verloren; ein Buch zu lesen angefangen, und es ist verbrannt; auf einem Klavier gespielt, und es ist entzwei gegangen; ein Pferd geritten, und es ist lahm geworden. Ich brauchte nur noch zu sehen, daß Sie meine Freundschaft mit Undank bezahlen, so hinge ich mich auf. Vale.

Der König an beide schlesische Ober-Amts-Regierungen

Berlin, 3. Februar 1743.

Nachdem Wir unter vielem andern zur Beförderung des Wohlergehens Unsrer schlesischen Lande und Untertanen vorhabenden landesväterlichen Beschäftigungen auf die Erziehung der heranwachsenden Jugend ein besonderes Augenmerk gerichtet und bei denen dieserhalb angestellten Beratschlagungen angemerket worden, wasmaßen durch die bisher gewöhnliche Lehrart der eigentliche Endzweck der Schulen (nämlich: junge Leute zum Dienst des Vaterlandes tüchtig und geschickt zu machen und ihnen die dazu erforderlichen Wissenschaften beizubringen) so wenig erreicht werde, daß man vielmehr dieselbe bei Sachen, welche ihnen sowohl als dem Publico sehr wenig oder gar keinen Vorteil bringen, die mehreste Zeit ihrer Jugend aufhält, die nötigsten Stücke aber und sogar die Kultur ihrer eigenen Muttersprache versäumet und hintansetzet (maßen die betrübte Erfahrung mehr als zuviel an den Tag leget, daß die meisten jungen Leute nach einer zehn- bis zwölfjährigen Besuchung der Schulen aus denenselben außer ein wenig Latein nichts, was dem Publico nützlich sein könnte, zurückbringen, ja nicht einmal einen vernünftigen deutschen Brief zu schreiben vermögend sind); so ist

Unsere allergnädigste Willensmeinung und befehlen Wir Euch hiermit in Gnaden, daß Ihr dieses Werk und welchergestalt solchem Verderb in Unsern schlesischen Landen am besten abzuhelfen, eine bequemere Lehrart in den dortigen Schulen ein- und die studierende Jugend zu nützlicheren und solideren Wissenschaften, als bisher geschehen, anzuführen sein möchte, reiflich überlegen und uns darüber Euer pflichtmäßiges Gutachten mit dem fordersamsten zu Unserer fernerweiter allergnädigsten Verfügung erstatten sollet.

Inmittelst aber habt Ihr vorläufig denen bei denen dortigen Schulen beider Religionen verordneten Lehrern anzudeuten, daß sie sich hinfüro befleißigen möchten, die unter ihnen studierende Jugend nicht allein zur Erlernung der lateinischen, sondern auch und vornehmlich zu Ausübung ihrer teutschen Muttersprache mit allem Fleiß anzuführen und ihnen Anweisung zu geben, wie sie in derselben einen geschickten Brief, Erzählungen, Memoralien, Species Facti, auch (wenn sie etwas weiter gekommen) Deductionen und andere bei Civil und Militär-Bedienungen vorkommende und erforderliche Schriften abzufassen haben. Wobei sie dann auch dahin sehen müßten, daß ihre Lehrlinge nicht nur orthographisch, sondern auch eine wo nicht zierliche, wenigstens deutliche und leserliche Hand zu schreiben sich angewöhnen möchten.

Und da die Erziehung und Unterrichtung der römisch-katholischen Jugend zeither größtenteils in der Jesuiter Händen gewesen und noch ist, so habt Ihr derenhalben obigen Punct insonderheit angelegentlichst zu recommandiren und ihnen dabei aufzugeben, auch in andern Stücken dahin zu sehen, daß ihre Scholaren zu nützlichen und soliden Studiis angeführet und nicht mehr so lange als ehedem bei solchen Dingen, die im gemeinen Leben keinen Nutzen haben und nur auf Hoffnung künftiger Vergessenheit erlernet werden aufgehalten werden möchten . . .

Kabinettschreiben an das Generaldirektorium

Potsdam, 15. März 1743

Nachdem Seine Königliche Majestät resolviret haben, daß die einige Jahre her auf den Tapis gewesene Sache wegen Anlegung eines Kanals aus der Plauenschen See zwischen der Havel und Elbe nunmehr mit allem Ernst vorgenommen und, daferne das Werk practicable ist, mit dem förderſamſten ausgemachet und zu Stande gebracht werden soll; als befehlen Sie Dero General-Directorio hierdurch allergnädigst, die Sache sonder einigen weiteren Anstand vorzunehmen und nach vorhergängiger gründlicher Überlegung Höchstderoselben pflichtmäßig und sonder einige Neben-Absichten auf das förderſamſte zu berichten:

1) ob die Anlegung solches Kanals practicable und der Fall des Wassers überall da ist? als welcherwegen nötigenfalls sofort jemand, so des Nivellirens wohl kundig ist, dahin geschicket werden soll, um den Fall des ganzen Traits von solchem Kanal nochmalen zu nivelliren.
2) Wie viel solcher Kanal zu machen und im Stande zu setzen kosten wird? auch in wie viel Zeit solcher fertig werden kann?
3) Wie hoch der jährliche Ertrag davon ohngefähr sein wird? ob sich solcher überall verinteressiren, auch die Unterhaltungskosten zugleich mit abwerfen wird?
4) Wieviel durch Verkürzung der Fahrt zwischen der Havel und Elbe Seine Königliche Majestät auf denen andern Elb- und Havelzöllen, so alsdann nicht berühret werden dürfen, verlieren möchten?
5) Ob sich der Kanal souteniren und nicht einer Versandung unterworfen sein werde? Da die Elbe bekanntermaßen vielen Sand mit sich zu führen pfleget.
6) ob die zu Fertigung dieses Kanals erforderliche Kosten nicht durch ein oder andere Moyens aufzubringen seynd, sonder daß Seine Königliche Majestät solche aus Dero Kassen herschießen dürfen? und was vor Moyens dazu am convenableſten und am prompteſten seynd?

7) ob durch Anlegung dieses Kanals nicht eine interessante Handlung und Communication zwischen Stettin und denen Churmärkischen und Magdeburgischen Städten zu etabliren? und durch was vor Mittel solches zu etabliren und zu facilisiren sey?

Seine Königliche Majestät wollen demnach über alle vorstehende Puncte einen kurzen und deutlichen Bericht [von] Dero General-Directorio erwarten, damit, wenn mehrermeldeter Kanal practicable und nützlich ist, sofort die erforderliche Veranstaltung dazu gemacht und, wo es möglich ist, noch in diesem Jahre in fertigem Stande gebracht werde.

Friedrich.

Der König an das Geistliche Departement

auf die Frage, ob die Krefelder Katholiken eine Schule bauen dürfen.

6. April 1743.

In Meinem Lande Seindt alle Religionen frei, also Soll ihnen die Schule verstatet werden. Friedrich

Der König an Leonhard Euler,

den berühmten Mathematiker, den er auf [illegible] Petersburg an die Berliner Akad mie der Wissenschaften berufen hatte.

Berlin, 14. Dezember 1743

Ich habe Ihren Brief vom 12. dieses Monats richtig erhalten. Sie beschweren sich in demselben über das Regiment Anhalt, das es für nützlich gehalten hat Ihren zum Kaufmannsstande bestimmten Neffen als Rekruten einzustellen. Da ich weiß, daß er von guter Statur ist, und sein Äußeres auf ein phlegmatisches und also meiner Ansicht nach für die Beweglichkeit und Tätigkeit, wie sie ein ordentlicher Kaufmann braucht, wenig geeignetes Temperament schließen läßt, so glaube ich daß ihn die Natur für das Waffenhandwerk bestimmt hat. Ich hoffe demnach, daß Sie ihn dem erwähnten Regimente nicht mißgönnen werden, und will mich um Ihretwillen darum bemühen, sein Glück zu machen

Der König an den Kardinal von Sinzendorf, Bischof von Breslau

17. Dezember 1743.

Der Heilige Geist und ich sind übereingekommen, daß der Prälat Schaffgotsch Koadjutor von Breslau sein soll, und die von Ihren Domherren, die sich dem widersetzen, sollen als Leute betrachtet werden, die dem Wiener Hofe und dem Teufel ergeben sind, und die den höchsten Grad der Verdammnis verdienen, weil sie dem Heiligen Geist Widerstand leisten.

Der Kardinal von Sinzendorf an den König

Breslau, 25. Dezember 1743.

Das große Einvernehmen zwischen dem Heiligen Geiste und Eurer Majestät ist eine große Neuigkeit für mich; ich wußte nicht einmal, daß die Bekanntschaft gemacht war. Ich wünsche, daß er dem Papste und den Domherren Eingebungen schicke, die unsern Wünschen entsprechen.

Der König an den Herzog Karl Eugen von Württemberg

Potsdam, 6. Februar 1744.

. . . Denken Sie nicht, das Land Wirtemberg sei für Sie geschaffen, sondern glauben Sie, daß die Vorsehung Sie hat geboren werden lassen, um das Volk darin glücklich zu machen. Ziehen Sie immer den Wohlstand desselben Ihren Vergnügungen vor. Wenn Sie schon in Ihrem zarten Alter Ihre Wünsche dem Wohl Ihrer Untertanen aufzuopfern wissen, so werden Sie nicht nur die Freude Ihres Landes, sondern auch die Bewunderung der Welt sein. — Sie sind das Oberhaupt der bürgerlichen Religion in Ihrem Lande, die in Rechtschaffenheit und allen sittlichen Tugenden besteht. Es ist Ihre Pflicht, die Ausübung derselben, besonders der Menschlichkeit, zu befördern, welche die Haupttugend jedes denkenden Geschöpfes ist. Die geistliche Religion überlassen Sie dem höchsten Wesen. In diesem Stück sind wir

alle blind und irren auf verschiedenen Wegen. Wer unter uns wäre so kühn, daß er den rechten bestimmen wollte! Hüten Sie sich also vor dem Fanatismus in der Religion, der Verfolgungen bewirkt . . .

Karl Eugen von Württemberg hatte die letzten zwei Jahre in Berlin unter den Augen des Königs gelebt. Im Januar 1744 war er, sechszehn Jahre alt, für mündig erklärt worden. Beim Abschied erhielt er den obigen Brief. Vier Jahre später heiratete er die sechszehnjährige Bayreuther Nichte des Königs. Die Ehe ward sehr unglücklich und 1759 geschieden, im Geburtsjahre Schillers, als dessen Bedrücker Karl Eugen unsterblich werden sollte. . . .

Der König an Duhan de Jandun

seinen einstigen Erzieher.

Breslau, 18. März 1744.

Sie fragen mich, was Sie als Direktor der (Ritter-) Akademie in Liegnitz zu tun haben. Sie haben einfach Ihr Gehalt in Ruhe zu beziehen, mich lieb zu haben und sich zu amüsieren. Dies sind die Pflichten, deren Übernahme Sie, wie ich hoffe, nicht ausschlagen werden, und die Ihnen um so weniger lästig sein werden, als sie den Inbegriff alles von Ihnen Verlangten bilden.

Leben Sie glücklich in Berlin, lieber Duhan, und genießen Sie im Alter die Vorteile, die Sie Ihren Verdiensten verdanken, und die Ihnen das Schicksal in Ihrer Jugend versagt hat . . .

Der König an den Minister von Cocceji

Potsdam, 9. April 1744.

In Beantwortung Ihres Briefes, den Sie mir am 5. dieses Monats geschrieben haben, will ich Ihnen mitteilen, daß ich in hohem Grade zufrieden bin mit der Treue, Uneigennützigkeit und dem Eifer, mit dem Sie Ihre amtlichen Pflichten in meinem Dienste erfüllt haben, daß ich Sie daher niemals entlassen noch über Ihre Stellung, solange Sie leben, anderweitig verfügen werde. Alles, was ich von Ihnen in dieser Hinsicht erbitte, ist, daß Sie sich nach einer geschickten, wohlunterrichteten, gesetzten Person umsehen und sie mir bezeichnen, damit ich sie einst zu Ihrem Nachfolger als

Justizminister ernennen kann, wenn Gott Sie von dieser Welt nehmen sollte. Einstweilen aber gebe ich Ihnen die Erlaubnis nach Pyrmont zu reisen, wann und solange Sie wollen, um dort Bäder und andere Heilmittel zu gebrauchen, die die Ärzte für die Wiederherstellung Ihrer Gesundheit geeignet finden.

Der König an seinen Vorleser Freiherrn von Pöllnitz

Karl Ludwig von Pöllnitz, ein geistreicher aber gänzlich haltloser Mensch, geboren 1692 zu Jülich im Erzstift Köln, Enkel des kurbrandenburgischen Ministers Gerhard Bernhard v. P., betand sich nach abenteuerlichem Umhertreiben an den europäischen Höfen schon am Berliner, als Friedrich II. zur Regierung gelangte, der ihn zu seinem Vorleser machte. Jetzt war P. eben im Begriff, einen seiner zahlreichen Übertritte aus einer Kirche in die andere zu vollziehen, um wieder zu Vermögen zu kommen.

Potsdam, 11. 3. 44.

Ich habe soeben Ihren Brief vom 3. dieses Monats erhalten. Ich antworte darauf, daß Sie als kluger und vernünftiger Mann über den Schritt nachdenken müssen, welchen Sie zu tun beabsichtigen, und der Ihre Ehre und Ihren Ruf unfehlbar vernichten muß. Niemand muß die Stellung, die Sie einnehmen zu wollen scheinen, besser kennen, als eben Sie selbst. Desgleichen rate ich Ihnen, länger als einen Tag über diesen Schritt nachzudenken, ehe Sie sich künftiger Reue aussetzen, welche früher oder später ebenso unfehlbar eintreten müßte, als sie niederschmetternd für Sie sein müßte.

Ich denke billig genug, um Sie zu bedauern, muß Ihnen aber gleichzeitig sagen, daß ich Ihnen rate, Ihren Entschluß nicht zu übereilen. Sie sind von zu unruhiger Gemütsart, um jemals irgendwo ruhig leben zu können. Haben Sie es bei mir nicht aushalten können, wo Sie einen Herrn hatten, der Ihnen wohlwollte und Beweise seines Wohlwollens gegeben hat, wie wollen Sie es in dem Kloster aushalten, in dem Sie sich in Pension begeben wollen?

Ich bin fest überzeugt, daß der Ärger über das Fehlschlagen der Heirat, welche Fräulein von Marwitz für Sie in Aussicht genommen hatte, zusammen mit den Schulden, welche Sie Ihrer Reise wegen gemacht haben, Sie hindert,

hierüber zurückzukommen. Wären Sie vernünftig gewesen, so hätten Sie sich in Ihr Schicksal gefunden und nicht zu der einen Dummheit noch eine zweite gefügt.

Übrigens sind Sie Ihr eigner Herr. Gehen Sie meinetwegen nach Rom, wenn Sie Lust haben, oder werden Sie Domherr in Lüttich u. s. w. Ich bin überzeugt, daß Sie alle Ihre Wohltäter mit demselben Undank belohnen werden, wie mich, und daß Ihre Unruhe Sie, wo Sie auch sein mögen, stets in derselben Weise quälen wird.

Da Sie die Welt verlassen, so nehme ich Abschied von Ihnen, und überlasse Sie den wunderbaren Abenteuern, welche Ihr Irrstern Ihnen für die Zukunft aufbewahrt.

Humoristische Abschiedsbewilligung für den Baron von Pöllnitz

Wir Friedrich von Gottes Gnaden König von Preußen ꝛc. tun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig und, soviel uns bekannt ist, von ehrlichen Eltern geboren, Kammerjunker bei Unserm seligen Großvater, wie auch im Dienste der Herzogin von Orleans in derselben Würde, Oberst in spanischen Diensten, Rittmeister von der Kavallerie bei der Armee des verstorbnen Kaisers, Kämmerer des Papstes, Kammerherr des Herzogs von Braunschweig, Fähnrich im Dienst des Herzogs von Weimar, Kammerherr in Diensten Unsers Vaters und zuletzt Oberzeremonienmeister in den Unsrigen, indem er sich von dem Strom der ehrenvollsten Militärwürden und der erhabensten Hofbedienungen, die nach und nach über seine Person ausgeschüttet worden, ganz wie überschwemmt sieht; nun weltüberdrüssig und durch das schlechte Beispiel von drei Kammerherren fortgerissen, die kurz vor ihm von Unserm Hofe desertiert sind, so hat uns besagter Baron von Pöllnitz angesucht und untertänigst gebeten, ihm, zur Aufrechterhaltung seines guten Rufes und Namens, in Gnaden einen ehrlichen Abschied zu erteilen.

Da Wir also Rücksicht auf sein Begehren nehmen und

nicht für gut befinden, seiner guten Aufführung das Zeugnis zu versagen, um das er angesucht hat, in Hinsicht der wichtigen Dienste, die er Unserm Königlichen Hofe durch den Zeitvertreib geleistet hat, den er neun Jahre hindurch Unserm Königlichen Vater verschafft und den Glanz Unsers Hofes während Unsrer Regierung ausgemacht hat; so erklären Wir zum Ruhme des Barons, daß er während der ganzen Zeit, die er in Unserm Dienst zugebracht hat, weder Straßenräuber, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er kein Mädchen geraubt und verführt, noch die Ehre irgend jemandes von Unserm Hofe verletzt, sondern sich stets wie ein ehrlicher Mann, seiner Geburt gemäß, betragen und beständig einen guten Gebrauch von den Gaben, die ihm der Himmel verlieh, gemacht hat, um den Zweck des Theaters zu erreichen, der darin besteht, das Lächerliche der Menschen angenehm und gefällig darzustellen, um sie dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er Boerhaaves Rat in Betracht der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit sehr aufrichtig befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er die Mächtigsten der Erde die Vorschrift des Evangeliums: Geben ist seliger denn nehmen, stets hat befolgen lassen. Auch hatte er die Anekdoten von Unsern Schlössern vollkommen inne, besonders aber die über Unsern alten Hausrat; und verstand im übrigen sich nützlich und gefällig bei denen zu machen, die die Bosheit seines Verstandes und die große Güte seines Herzens kannten.

Ferner geben Wir auch dem benannten Baron das Zeugnis, daß er uns nie zum Zorn gereizt hat, es sei denn einmal, als seine schmutzige Gemeinheit alle Grenzen der Ehrfurcht überschritt, und er auf eine unwürdige und unerträgliche Art die Asche Unsrer glorreichen Vorfahren zu entehren und zu verunglimpfen suchte[1]).

Da man aber in den schönsten Gegenden auf unangebaute und unfruchtbare Stellen stößt; da die schönsten Körper ihre

1) Pöllnitz hatte in seinen Memoiren das alte Gerücht erwähnt, wonach die Gemahlin des Großen Kurfürsten beabsichtigt hatte, ihren Stiefsohn zu vergiften.

Unförmlichkeiten, und die Gemälde der berühmteſten Maler ihre Fehler haben; ſo wollen Wir beſagtem Baron ſeine Fehler und Gebrechen zugute halten und erteilen ihm durch Gegenwärtiges, obſchon ungern, den Abſchied, um den er anſucht, wollen überdies noch das Amt, das ihm anvertraut war, gänzlich aufheben und abſchaffen, damit das Andenken davon unter den Menſchen gänzlich vertilgt werde, weil Wir dafür halten, daß nach beſagtem Baron kein Menſch würdig ſei, es zu bekleiden.

Der König an den Baron von Pöllnitz

Berlin 24. 7. 44.

Als Antwort auf Ihren reumütigen Brief vom 11. dieſes Monats muß ich der Anſicht Ausdruck geben, daß Sie wohl ſelbſt zugeſtehen werden, daß Ihr Benehmen mir gegenüber lächerlich und haltlos iſt, ja ſelbſt unwürdig. Nachdem Sie meinen Schutz und meine Güte wiederholt genoſſen hatten, nachdem ich Ihnen, abgeſehen von andern Wohltaten, Geſchenke im Werte von ſechstauſend Talern gemacht hatte, um Sie aus dem Abgrunde Ihrer Schulden herauszureißen, haben Sie ſich leichtſinnig, ohne Sinn und Verſtand und mit einer faſt beiſpielloſen Unklugheit aus meinen Dienſten entfernt.

Eine ſo außerordentliche Undankbarkeit ſollte mich hindern, einen Mann wieder zu Gnaden anzunehmen, der genugſam zu erkennen gegeben hat, daß ſein angeblicher Verſtand niemals mit Geradſinn, Treue und Erkenntlichkeit verbunden iſt: dabei fällt mir ein Brief ein, welchen ich aus den Papieren meines verſtorbenen Vaters ruhmwürdigen Andenkens gefunden habe, und worin ſich folgender Schlußſatz findet: „Mein Gott, wann werden Sie endlich vernünftig werden!“

Aus all dieſem ergibt ſich die notwendige Folgerung, daß ich, wenn ich nach den gewöhnlichen Grundſätzen der Gerechtigkeit und Vernunft handeln will, Sie völlig aufgeben und den traurigen Folgen Ihrer Torheit überlaſſen

müßte. Da ich jedoch in Erwägung nehmen will, daß Ihnen die Natur trotz Ihres Geistes den Verstand versagt hat, welcher nötig ist, um ein tadelloses Leben zu führen und Ihnen diesen Verstand auch vielleicht niemals gewähren wird, so habe ich beschlossen, Sie noch einmal zu Gnaden anzunehmen, und alles, was Sie gesündigt haben, zu verzeihen und zu vergessen, jedoch unter der Voraussetzung, daß Sie sich aufrichtig folgenden Bedingungen unterwerfen:

Erstens lasse ich in ganz Berlin bekanntmachen, daß niemand sich untersteht, Ihnen irgend etwas, weder an Geld, noch an Waren zu borgen, und zwar bei einer Strafe von hundert Ducaten.

Zweitens verbiete ich Ihnen auf das Gemessenste, das Haus irgend eines Gesandten zu betreten, oder mit ihnen in andern Häusern zu verkehren, oder ihnen Berichte über Tisch- oder andere Gespräche zuzustellen.

Drittens haben Sie, so oft Sie zu meiner Tafel zugelassen werden, Sorge dafür zu tragen, daß Sie nicht, wenn die andern Gäste aufgeräumt sind, die Miene eines betrogenen Ehrenmannes annehmen, sondern vielmehr dazu beitragen, die heitere Stimmung zu erhalten und zu steigern.

Das ist das Wichtigste, was ich Ihnen vorschreiben muß. Sind sie vernünftig genug, auf diese Bedingungen eingehen zu können und zu wollen, so bin ich bereit, Ihnen völliges Verzeihen und Vergessen Ihrer Fehler zuzugestehen.

[Eigenhändig:] Wenn Sie lieber Schweinen als großen Fürsten dienen wollen, wie Sie gesagt haben, so wird es Ihnen nicht an Beschäftigung fehlen. Sie werden schon in Westfalen zu tun finden, und brauchen mich nicht.

Sie sind wirklich ein erbärmlicher Mensch. Ziehe ich Sie aus dem Elend, in welches Sie Ihre Narrheit und Ihre Frechheit gestürzt hat, so tue ich es nur aus Mitleid, denn Ihr Benehmen verdiente, daß man Sie für immer in vier Mauern einsperrte.

Anekdoten Der König äußerte, daß er auf der Redoute jeden seiner Bekannten erkennen würde. Pöllnitz wettete dagegen und erschien als reichgekleideter Perser, Aufsehen erregend

auf der Redoute. Der König ließ sich mit dem Perser in ein Gespräch ein, der in gebrochenem Französisch bedauerte, Berlin wieder verlassen zu müssen, ohne den König gesehen zu haben. Der wäre doch leicht zu sehen, sogar zu sprechen, meinte der König. Der Perser bestritt dies hartnäckig. Da nahm der König ungeduldig die Maske ab und rief: „Nun, zum Teufel, ich bin ja der König!" — „Und ich bin Pöllnitz, Majestät."

Pöllnitz, der damals gerade Protestant war, bat den König um eine größere Unterstützung. „Ja, wie soll ich Ihm bei meinen erschöpften Kassen helfen? Wäre Er noch Katholik, so könnte ich Ihm eine eben offene Pfründe verleihen." — Rasch nahm Pöllnitz einen seiner vielen Konfessionswechsel vor und bat dann um die Pfründe. „Wie schade daß ich Seinen frommen Eifer nicht belohnen kann, da die Pfründe unterdessen vergeben ist, doch da fällt mir ein, daß ich eine Rabbinerstelle zu besetzen habe; wenn Er Jude werden will, so soll Ihm diese nicht entgehen."

Der zweite schlesische Krieg

1743. Die anderen Mächte setzen den Krieg wegen der österreichischen Erbfolge fort. Als Kurfürst von Hannover ergreift Georg II von England, der Oheim des Königs, mit bedeutender Truppenmacht für Maria Theresia Partei gegen den Kaiser Karl VII., der nur von wenigen deutschen Kurfürsten und von den Franzosen unterstützt wird. Maria Theresia hat sich, um für ihr an Preußen verlorenes Schlesien entschädigt zu werden, im Stammlande des Kaisers, Bayern, huldigen lassen, nachdem die Franzosen dieses geraumt haben. Noch stehen für den Kaiser 60000 Franzosen in der Maingegend, die aber am 27 Juni von den Engländern bei Dettingen geschlagen werden. Unterdessen sind überall diplomatische Verhandlungen im Gange, an denen auch der König zu gunsten Karls VII sich beteiligt. Er brachte eine „Frankfurter Union" zustande, die eine Neutralitätsarmee aufstellen sollte. Am 13. September schließen Österreich, England, Sachsen, Sardinien zur Garantie der pragmatischen Sanktion (Erbberechtigung Maria Theresias) den Wormser Vertrag, in welchem der König mit Recht eine direkte Bedrohung, eine Gefährdung seiner schlesischen Erwerbung erblickt, zumal die Österreicher im Elsaß große Erfolge gegen die Franzosen erringen. Er bricht eilt von neuem mit Heeresmacht einzureisen und vereinbart ein neues Bündnis mit Bayern und Frankreich. So entsteht

der Zweite Schlesische Krieg 1744 f.

1744. Im Sommer rückt der König im Namen der Frankfurter Union in Böhmen ein, nimmt Prag und zieht weiter. Die

Moldau aufwärts. Prinz Karl von Lothringen, der im Elsaß den Franzosen unter Ludwig XV. gegenüber gestanden, wendet sich gleichfalls nach Böhmen und manövriert den König zum Lande hinaus. Gegen den Winter zieht dieser seine allzusehr gewordenen und daher von zahlreichen Deserteuren gelichteten Truppen nach Schlesien, er selbst begibt sich nach Berlin. Sein Bundesgenosse Ludwig XV., der in Metz schwer erkrankt gewesen war, kehrt, im Herzen dem preußischen Bündnis entfremdet, nach Paris zurück.

1745. Am 20. Januar stirbt der Kaiser Karl VII., der Wittelsbacher, zu München. In großmütiger Übereilung gewährt im Frieden zu Füßen Maria Theresia seinem Sohne, dem jungen Kurfürsten Max Josef, der seinerseits auf Böhmen verzichtet, den ungeschmälerten Besitz Bayerns. Ihr wie dem Könige handelt sich es nur noch um Schlesien. Dieser sieht sich in sehr ernster Lage, da sich Sachsen seinen Gegnern anschließt und Rußland, auf das er gehofft, dasselbe zu tun droht, Frankreich aber nur in Flandern energisch kämpft. Vergebliche Verhandlungen in Petersburg und London. Eine qualvolle Zeit der Spannung, in der sich der König nur allmählich zur Gefaßtheit durchringt. Schließlich drängt er auf Entscheidung durch die Waffen. In der Morgenfrühe des 4. Juni gewinnt er bei Hohenfriedberg in Böhmen einen großen, glänzenden Sieg über die ihm an Zahl weit überlegenen vereinigten Österreicher und Sachsen unter dem Prinzen Karl von Lothringen (Schwager Maria Theresias). Eine Lösung brachte der Sieg nicht, da Österreich und Sachsen trotz Friedrichs Entgegenkommen bei den Feindseligkeiten beharrten. Dieser hatte sich durch den Vertrag von Hannover, den sein königlicher Oheim Georg II. von England in Wien und Dresden durchzusetzen versprach, zum Frieden bereit erklärt: Maria Theresia soll den König als Herrn von Schlesien anerkennen, wogegen er ihrem Gemahl seine Kurstimme bei der Kaiserwahl geben will. Maria Theresia aber will den Krieg fortsetzen: „die Kaiserkrone ohne Schlesien ist nicht des Tragens wert." Daran änderte auch des Königs Sieg bei Soor in Böhmen (30. September) nichts. Die trotz Preußens Protest erfolgte Kaiserwahl Franz I., des Gemahls Maria Theresias (4. Oktober) steifte diesen den Nacken; zudem verhandelte Österreich nicht ohne Erfolg mit England, Frankreich und namentlich mit Rußland. Ende November marschieren österreichische Truppen in die Oberlausitz und verbinden sich mit sächsischen. Bei Katholisch-Hennersdorf werden sie von Zieten überfallen, und am 15. Dezember schlägt der alte Dessauer bei Kesselsdorf mit 32000 Mann 31000 Sachsen und Österreicher. Nach diesen zweimaligen großen Verlusten ziehen sich die Österreicher und Sachsen entmutigt nach Böhmen zurück. Am 18. Dezember halten die Preußen, der König im achtspännigen Wagen,

ihren Einzug in Dresden. Den Sachsen wird nur eine Kriegskontribution von einer Million Talern auferlegt. Jetzt sieht sich Maria Theresia gezwungen, um den mit dem Vertrag von Hannover abgelehnten Frieden zu bitten. Weihnachten wird der Friede zu Dresden unterzeichnet, da der König in weiser Mäßigung keine neuen Forderungen stellt: Friedrich bleibt im Besitz Schlesiens und erkennt Franz I. als deutschen Kaiser an.

Der König an seinen Minister Andrié in London

Pyrmont, 29. Mai 1744.

Wenn Ihnen der König von England den Rücken zukehrt, so kann ich ja Hyndford ebenso, und noch gröber, behandeln. Sie brauchen als Erwiderung darauf nur Carteret[1]) zu sagen, diese Äußerungen britischen Dünkels würden auf keinen unfruchtbaren Boden gefallen sein.

Der König an Ludwig XV. von Frankreich

In Düsterschen

Potsdam, 12. Juli 1741.

Mein Herr Bruder. Ich höre, daß der Prinz Karl[2]) in das Elsaß eingefallen ist. Da genugt mir, um meine Operationen festzulegen; ich werde am 13 August an der Spitze meiner Armee auf dem Marsch sein und am Ende derselben Monats vor Prag stehen. Ich setze mich dabei über viele Erwägungen hinweg und wage damit vielleicht einen sehr gefährlichen Schritt; aber ich will Eurer Majestät Beweise der Liebe und Freundschaft geben, die ich für Sie hege. Ich betrachte von diesem Augenblicke an Ihre Interessen als die meinigen, in der Überzeugung, daß Eure Majestät ebenso gegen mich verfahren wird, und vor allen Dingen, daß keine Erwägung des Eigeninteresses Euer Majestät veranlassen wird, mich in einem Kriege im Stich zu lassen, den ich zum großen Teil für Ihre Interessen und Ihren Ruhm unternehme.

In der Lage, in der ich mich befinde, muß ich mehr als je freimütig zu Eurer Majestät reden, da unsere Interessen

1) Leiter der auswärtigen Politik Englands.
2) Prinz Karl von Lothringen, Schwager und Feldherr Maria Theresias.

untrennbarer vereinigt sind als je. Eure Majestät gewahrt sicherlich, daß unser ganzes System auf drei große Schläge gegründet ist, die sozusagen gleichzeitig geschlagen werden müssen. Der erste von ihnen ist mein Einmarsch in Böhmen und Mähren; der zweite der Marsch der kaiserlichen und französischen Truppen die Donau entlang nach Bayern, und der dritte, den ich für den hauptsächlichsten halte, ist die Entsendung eines Truppenteils nach Hannover. Ich rechne bestimmt auf diese beiden letzten Punkte, ohne die, wie ich von vornherein Eurer Majestät bestimmt erkläre, unsre ganze Mühe verloren sein wird. Ich muß Eurer Majestät noch vorstellen, daß der Erfolg Ihrer Unternehmungen zum großen Teil von der Wahl Ihrer Generale abhängen wird. Alle unsre Verbündeten sind für den Marschall Belle-Isle eingenommen, und es wäre wichtig für die Gewinnung der Geister, wenn er den Oberbefehl der bayerischen Armee erhielte und rechtzeitig mit allem, was er bedarf, versorgt würde. Ich würde überzeugt sein, daß Eurer Majestät Dienst dadurch besser gehen würde, und wenn der Marschall von Sachsen oder ein andrer entschlossener Mann mit der Expedition nach Westfalen beauftragt würde, würde sich die Sache nur noch gleichmäßiger gestalten. Ich bitte Euer Majestät wegen der Freiheit, mit der ich mit Ihnen spreche, um Verzeihung, aber ich versichere Sie, daß ich nicht anders sprechen würde, wenn ich Ihr bezahlter Ratgeber wäre. Denn, um die Wahrheit zu sagen, Sie bedürfen an der Spitze Ihrer Armee solcher Generale, die fähig sind, die Disziplin streng aufrecht zu halten, und Euer Majestät werden außer dem Marschall von Noailles keine Persönlichkeit finden, die geeigneter zur Erfüllung dieser Aufgaben wäre als die, die ich Ihnen vorgeschlagen habe. Ich muß noch hinzufügen, daß der größte Teil der schlechten Erfolge, die Ihre Truppen in Bayern gehabt haben, davon herrührt, daß man auf dem Gebiet eines feindlichen Landes defensiv vorgehen wollte. Das verpflichtet den, der sich auf die Verteidigung beschränkt, immer, auf zu viele Dinge zu achten und läßt dem Feinde freies Feld, die kühnsten Pläne zu fassen und auszuführen. Es ist immer besser, anzugreifen,

selbst wenn man an Zahl schwächer ist. Oft erschreckt Verwegenheit den Feind und gestattet, Vorteile über ihn zu erringen; so haben der große Condé, so die Turennes, Luxembourgs und Catinats gehandelt; indem sie meist angriffsweise vorgingen, haben sie den französischen Truppen diesen unsterblichen Ruhm und sich selbst ein Ansehen errungen, das über Zeit und Neid erhaben ist. Es wird nur von Eurer Majestät abhängen, die Dinge wieder auf diesen Stand zu bringen. Sie haben uns Proben davon gegeben, was ein aufgeklärter und weiser Fürst an der Spitze seiner Truppen vermag. Euer Majestät wolle Ihren Generalen befehlen, die Feinde allenthalben zu schlagen, und sie werden geschlagen werden . . .

Der König an den Kardinal Tencin

Potsdam, 4. August 1744.

Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Unwissenheit des römischen Hofes in betreff der schlesischen Angelegenheiten darlege.

Sie müssen wissen, daß ein Teil des Bistums Breslau in dem Teile Schlesiens liegt, der der Königin von Ungarn verblieben ist. Deswegen habe ich es für schicklich gehalten, daß mein Koadjutor seine Wahl der Königin anzeigt woran man in Rom nicht einmal gedacht hatte. Ihr heiliger Vater kennt das Alphabet nicht und will über die Orthographie entscheiden: das ist jämmerlich! Lehren Sie ihn Lebensart, lieber Kardinal, und bringen Sie ihm gleichzeitig die Überzeugung bei, daß Könige niemals für Ketzer gelten können, und daß die Päpste, wenn sie diese dafür nehmen wollen, gut tun würden, sich an die Geschichte Englands zu erinnern . . .

Der König an den Minister von Broich

auf das Ansuchen, das Todesurteil über eine Kindsmörderin zu bestätigen

Potsdam, 7. August 1744

Ich remittire Euch beikommende Ordre unvollzogen. Ihr hättet von selbsten leicht einsehen können, wie es sich ganz

nicht schicke, Mir Rubriquen, so mit so viel juristischem Latein bespickt sind, vorzulegen, da solche zwar denen Juristen-Facultäten, Schöppenstühlen und Kriminalgerichten bekannt genug sein mögen, vor Mir aber lauter Arabisch sind. Ihr hättet solches auch in dieser Pièce soviel mehr verhüten sollen, da es auf Menschenleben ankommt und ich keineswegs dergleichen mit so vielen Mir unbekannten Worten angefüllete Confirmationes unterschreiben kann, ohne den wahren Inhalt zu wissen. Ihr sollet also mit dergleichen lateinischen Rubriquen sparsamer sein und, wenn Ihr etwas berichtet oder zur Unterschrift schicket, hübsch Teutsch schreiben, solches auch denen Secretarien der Kanzlei bekannt machen.

Der König an den General Otto von Schwerin

Berlin, 10. August 1744.

. . . Übrigens soll denen Husaren oder auch denjenigen, so sonst zur Betreibung derer Lieferungen gebraucht werden, bei Todesstrafe verboten werden, sich aller und jeder Plünderungen gänzlich zu enthalten, keine Excesse zu begehen, noch die Leute übel zu tractiren, wie denn überhaupt aller Handel und Wandel, auch Zufuhr zur Armee frei sicher und ungehindert geschehen, auch denen Unterthanen nicht einmal ein Huhn genommen werden oder aber sonsten denen Bauern und Landleuten ein unbescheiden Wort gesaget werden muß . . .

Der König an den französischen Gesandten von Valory in Berlin

Lager von Budin, 31. August 1744.

Mein Herr, ich bin Ihnen ganz besonders für die Schnelligkeit dankbar, mit der Sie mich durch Ihr Schreiben vom 24. dieses Monats von der Genesung Ihres Königlichen Herrn benachrichtigen. Ich nehme zu aufrichtigen Anteil an allem, was die Person und den Vorteil dieses großen Monarchen angeht, um nicht über diese angenehme Nachricht unaussprechliche Freude zu empfinden .

Mein dicker Valory, wir werden Prag einnehmen, während Ihre Franzoſen nichts als Albernheiten machen.

Der König an den Feldmaſchall Herzog von Holſtein-Beck in Breslau

Prag, 16. September 1744.

Mein lieber Holſteiner, Prag iſt genommen. Wir hatten 16000 Kriegsgefangne. Laſſen Sie ein paar Kanonen auf den Wällen Viktoria ſchießen und ein Tedeum ſingen. Schicken Sie einen Offizier an Marwitz, um ihn zu benachrichtigen. Der Markgraf Wilhelm iſt an meiner Seite gefallen. Wir haben nur dreißig Tote und ſechsundſechzig Verwundete, darunter keinen Offizier.

Anekdote Am 9. Oktober erzwang Zieten den Übergang über die Moldau bei Thein. Dabei fiel der Huſarenleutnant von Wedell, ein beſonderer Liebling des Königs. Auf die Meldung hiervon ritt dieſer mit dem Rufe: „Wo iſt Wedell, wo iſt Wedell?“ in großer Aufregung durch die Reihen der Verwundeten. Da richtete ſich ein Leutnant, dem der Fuß zerſchoſſen war, auf und antwortete: „Majeſtät, hier liegen lauter Wedells.“ — „Er hat mir eine gute Lehre gegeben, ich danke Ihm dafür! Wie iſt Sein Name?“ — „Hohendorf.“ — „Wenn Er kuriert iſt, melde Er ſich bei mir.“ — Hohendorf wurde wiederhergeſtellt, meldete ſich und erhielt eine Oberförſterſtelle.

Der König an Ludwig XV von Frankreich

Im Lager vor Freiburg i. B.

Lager von Konopiſcht, 20. Oktober 1744

Mein Herr Bruder. Ich habe den Brief Eurer Majeſtät mit der doppelten Genugtuung erhalten, Ihre Geſundheit völlig wiederhergeſtellt zu ſehen und Sie zufrieden mit meinen Operationen zu wiſſen.

Seit meinem letzten Briefe haben ſich die Dinge ſehr verändert; die Sachſen haben der Königin von Ungarn ein Hilfskorps von 20000 Mann geſchickt, das direkt auf Prag marſchieren wollte; das hat mich gezwungen, meine andern Pläne aufzugeben und mich Prag zu nähern, um dieſe Haupt-

ſtadt zu decken. Ich kann nicht leugnen, daß mir das große Sorge gemacht, aber Eure Majeſtät kann alles wiederherſtellen, und das auf eine ſichere und gewiſſe Weiſe; geſchieht dies nicht, ſo muß ich Ihnen von vornherein mit aller Aufrichtigkeit und Wahrheit ſagen, daß wir uns nicht ſchmeicheln dürfen, daß unſre Angelegenheiten gut gehen werden. Es handelt ſich alſo darum, ob Eure Majeſtät ſich entſchließen will, Ihr Truppenkorps, das den Breisgau unterwerfen ſoll, nach Beendigung dieſes Vorhabens direkt ins Hannoverſche zu ſchicken. Das würde den König von England augenblicklich zwingen, um Frieden zu bitten, und da dieſer Fürſt die Hauptſtütze der Königin von Ungarn iſt, ſo wird Eure Majeſtät durch dieſes Mittel der Schiedsrichter, um Europa im kommenden Frühjahr den Frieden zu geben; andernfalls müſſen wir in der Tat alle fürchten, daß die Zahl unſrer Feinde ſich vermehrt, und daß wir, wenn wir nicht an die Wurzel des Übels gehen, uns immer an der Oberfläche die Zeit vertreiben . . .

Der König an Ludwig XV. von Frankreich

in Verſailles

Berlin, 26. Januar 1745.

Mein Herr Bruder. Es ſcheint ein beſonderes Verhängnis zu ſein, das ſich ſeit einigen Monaten darin gefällt, alles, was man aufbaut, niederzureißen und zu zerſtören. Die Feſtnahme des Marſchalls von Belle-Isle war noch nicht genug: Nun iſt der Kaiſer geſtorben, und die Königin von Ungarn betrachtet auf Grund der Übermacht, die ſie im Kurfürſtenkollegium hat, die kaiſerliche Krone ſchon als auf dem Haupte ihres Gemahls geſichert. Ich bitte Eure Majeſtät mir zu ſagen, was Sie in der ſchrecklichen Kriſe, in der die Dinge ſtehen, zu tun gedenkt, welche Gedanken Sie über die Zukunft und über die Mittel hat, die Sie für die geeignetſten hält, um das Übel wieder gutzumachen. Ich bin ſo beſtürzt, daß ich Ihnen nicht mehr ſagen kann . . .

Der König an den Minister von Podewils

23. Februar 1745.

Seien Sie doch nicht ein solches Angsthuhn. Antworten Sie Bülow[1]), die Sachsen könnten sich glücklich schätzen, daß wir nur durch Sachsen durchmarschiert sind. Was die Entschädigungen für den Durchmarsch anlangt, so sind Hilfstruppen des Kaisers durch ihr Land marschiert: da sich aber die Sachsen für die Königin von Ungarn erklärt haben, so haben sie keine Entschädigung zu beanspruchen; wollten sie aber dennoch entschädigt sein, so müsse der künftige Kaiser dafür aufkommen.

An den Legationsrat von Podewils im Haag

Berlin, 28. Februar 1745.

. . . Lord Chesterfield argumentiert vollkommen richtig, wenn er von der Anschauung ausgeht, daß es überhaupt nichts weiter als England auf Erden gibt. Ich muß ihn aber bitten, zu bedenken, daß die Grundlage seiner Auffassung vielleicht recht gut für einen Engländer, aber keineswegs ebenso richtig für einen Preußen ist. Lord Chesterfield liegt die Erhaltung Schlesiens und die Rolle, die ich als einer der mächtigsten deutschen Kurfürsten zu spielen habe, nicht am Herzen, und folglich fehlt ihm das Gefühl für den Unterschied zwischen einem Kaiser, der in Wien, und einem, der in irgendeiner andern Stadt Deutschlands Hof hält. Es gibt kein Reichsgesetz, wonach die Kaiserwürde in einem bestimmten Hause erblich ist; im Gegenteile ist Deutschland ein Wahlreich, und die Kaiserwürde sollte also bald an dieses, bald an jenes Haus kommen.

In allen menschlichen Angelegenheiten ist der gegenseitige Vorteil die Grundlage der Verhandlungen. Ich bin, Gott sei Dank, nicht gezwungen, fußfällig um Frieden zu bitten. Ich würde glauben, sehr schlechte Geschäfte gemacht zu haben, wenn ich dem Herzog von Lothringen die Kaiser-

[1]) dem sächsischen Gesandten.

krone aufs Haupt setzte, um, ohne sonstige Vorteile zu erlangen, einfach den Friedensschluß herbeizuführen. Ich bin immer noch in der Lage, der Königin von Ungarn mehr Schaden zuzufügen, als sie sich einbildet. Der erste, fruchtlos verlaufene Feldzug entscheidet noch nichts in betreff des Erfolges des nächsten. Habe ich Fehler gemacht, so werde ich sie wieder gut machen: der Wiener Hof hat also im vergangnen Jahre gar nichts gewonnen und vielleicht alles von diesem Jahre zu fürchten.

Falls ich gegenwärtig Neigung verspürte, meine alte Verbindung mit England wieder anzuknüpfen, so könnte es nur im Hinblick auf beiderseitige dabei zu findende Vorteile geschehen. Es gibt Mittel, unsre wechselseitigen Interessen zu vereinigen. Hat England Lust, so ist die Sache ohne Frage zu machen. Ich bin durchaus nicht gezwungen, den ersten Schritt zu tun, sondern wünsche nur aufrichtig, in Deutschland Frieden und Ruhe wiederherzustellen.

Der Tod des Kaisers hat meine Verpflichtungen Frankreich gegenüber aufgehoben und mir gewissermaßen die Freiheit des Entschlusses wiedergegeben. Auf meine Zuverlässigkeit wäre, wenn ich für mich nur erst gerechte und vernünftige Bedingungen erhalte, sicher zu bauen. Nur müßte ich dabei ebenso meine Sicherheit als meinen Nutzen gewahrt finden; denn im Breslauer Frieden hat mich Lord Carteret um einen großen Teil Oberschlesiens betrogen. England hat weder Holland noch Rußland jemals dazu bewegen wollen, mir Schlesien zu garantieren. Dieses Vorgehen war, was man auch sonst davon denken möge, keineswegs hübsch: beginnt man bei einem Abkommen damit, dem einen kontrahierenden Teile zu schaden, so darf man sich nicht wundern, wenn eben die Folgen so sind, wie sie sich gezeigt haben . . .

Fügen Sie zu all dem noch hinzu, mächtige Fürsten täten nichts aus bloßer Gefälligkeit füreinander, der König von Preußen wolle gern der Freund seiner Bundesgenossen, aber nicht ihr Sklave sein oder sich blindlings der Leitung

von Männern überlassen, die nur an ihren eignen Nutzen denken und ihn unaufhörlich grobe Fehler gegen sein eignes Interesse begehen lassen würden; es gäbe überhaupt kein Bündnis und keine Verpflichtung in der Welt, die für bindend erachtet werden könne, wenn sie nicht den gemeinsamen und beiderseitigen Nutzen zur Grundlage habe. Ebenso werde jeder Kontrakt, sobald aller Nutzen lediglich auf der einen Seite sei, schon allein durch dieses Mißverhältnis hinfällig.

Der König an die Minister von Podewils und von Borcke

Potsdam, 8. März 1745.

Wahrhaftig, meine Herren Minister, Sie sind alle beide außerordentlich sonderbare Menschen. Sie verlangen, daß man in Angelegenheiten von der äußersten Wichtigkeit vertrauensselig, träge und ohne jede Vorsicht oder etwas ähnliches verfahre. Nachdem ich als etwas ganz sicheres erfahren habe, daß die Franzosen den Schlüssel zu unsrer Chiffreschrift haben, bestehen Sie darauf, daß ich Vertrauen in Ihre Lumpen von Sekretäre setze. Es ist völlig außer Frage, daß Valory Spione in der Kanzlei hat. Ob Sie es glauben wollen oder nicht, ist mir gleichgültig, aber Sie müssen mir schon gestatten, daß ich in meinen Angelegenheiten die mir nötig scheinenden Vorsichtsmaßregeln treffe und mir Aufklärung verschaffe, wenn ich einen Verdacht hege.

Was Sie anlangt, Herr von Podewils, so haben Sie Ihren Schreibern Verweise zu erteilen, mir jedoch diese zu ersparen. Der Zorn Agamemnons bei der Belagerung von Troja ist nichts im Vergleiche zu Ihrer Wut über den Arrest, in den ich Ihre Schufte von Schreibern geschickt habe.

Merken Sie es sich, meine Herren, daß Sie sich gründlich verrechnen, wenn Sie sich einbilden, deshalb, weil man bei Ihren Leuten nichts Schriftliches gefunden hat, seien

sie unschuldig. Wenn sie, wie außer Frage steht, Schurken sind, so werden sie durch die vierte Hand gesagt haben oder haben sagen lassen, was sie Valory mitzuteilen hatten, und gute Dukaten sind die Belohnung gewesen, ohne daß irgend etwas Schriftliches zum Vorschein kommen kann.

Ich wünschte, die Londoner und Wiener Minister wären ebenso leichtgläubig wie Sie: dann wären wir augenblicklich besser über ihre Geheimnisse unterrichtet.

Wenn Sie das Verhalten des Menschen, wegen dessen Arretierung Sie so viel Galle verschwenden, klar legen wollen, so wäre es notwendig, heraus zu bekommen, mit was für Leuten er nach der Abfassung der Depesche gesprochen hat, und diese dann sämtlich ins Verhör zu nehmen. Auf diese Weise würde es möglich sein, zu einiger Sicherheit oder wenigstens zu Anhaltspunkten für die Annahme seines Verbrechens oder seiner Unschuld zu gelangen.

Ich leugne keineswegs, daß auch von seiten des englischen Ministeriums eine Indiskretion oder selbst eine Schurkerei vorliegen kann, aber der nächste Posttag wird uns darüber aufklären und uns die wahren Absichten der Engländer kennen lehren. Mittlerweile bitte ich Sie, sich zu beruhigen und die Folgen eines sehr gerechten und vernunftgemäßen Verdachtes nicht allzusehr zu übertreiben; denn dieser mir aufgestiegne Verdacht beunruhigt mich keineswegs und läßt mich völlig kühl. Friedrich.

Der König an den Minister von Podewils

Neiße, 29. März 1745.

Wir sind hier in einer großen Krise; entweder werden wir durch die Vermittlung Englands Frieden bekommen, oder alle Streitkräfte unsrer Feinde werden von den verschiednen Seiten auf mich eindringen. Ersteres kann ich nicht erzwingen; was das zweite betrifft, so werde ich entweder keinen einzigen Mann nach Berlin zurückführen, oder wir werden Sieger sein. Die Zeit wird alles aufklären.

Neiße, 6. April 1745.

... Adieu, vergnügen Sie Sich gut dort hinten; beruhigen Sie die Furchtsamen, ermutigen Sie die Gutgesinnten, und seien Sie überzeugt, daß wir Schlesien behaupten, oder daß Sie nur unsre Gebeine wiedersehen werden.

Friedrich.

Neiße, 17. April 1745.

... Ich arbeite wie ein Pferd, um meiner kritischen Lage ein günstiges Aussehen zu geben. Das Militär wird seine Schuldigkeit tun, und es gibt keinen unter uns, der sich nicht lieber entzwei schlagen ließe, als daß er einen Finger breit Erde durch unsre Feigheit verloren gehen ließe. Kurz, wir brauchen einen guten Frieden, oder wir müssen uns selbst übertreffen durch Handlungen von Tapferkeit und durch Wunder von Kühnheit, die uns eine so offensichtliche Überlegenheit über unsre Feinde wiedererlangen lassen, daß sie gezwungen sind, unsre Freundschaft zu suchen. Ich setze Sie in Kenntnis von meinen Dispositionen, weil eine Menge von Dingen eintreten kann, die mich zu andrer Zeit daran verhindert. Kurz, ich glaube, daß wir vor der letzten Entscheidung des Schauspieles stehen, und da meine Feinde glauben, daß mein Heer gänzlich vernichtet ist, so glaube ich, daß sie nahe daran sind, es auf einen Kampf mit uns ankommen zu lassen. Prinz Karl wird in diesem Feldzuge keinen Adjutanten haben; daher darf man hoffen, daß er Dummheiten machen wird. Adieu, ich wünsche Ihnen alle Annehmlichkeiten während meiner Abwesenheit, gute Gesundheit, und es wird nicht an mir liegen, wenn Sie keine guten Nachrichten von der Armee erhalten sollten.

Neiße, 19. April 1745.

... Sie sollen, wenn für Berlin irgend etwas zu fürchten ist, mit meiner Autorität bevollmächtigt, den Silberschatz nach Magdeburg schaffen, wenn es möglich ist, wohin sich dann auch der königliche Hof und die Gerichte begeben müssen.

Meiner Familie lassen Sie dann die Wahl entweder nach Magdeburg oder nach Stettin zugehen.

Das ist es, was uns der gesunde Menschenverstand in der gegenwärtigen Lage vorschreibt, die ebenso gewaltsam als unangenehm ist. Mein Entschluß ist gefaßt; wenn es gilt, sich zu schlagen, werden wir es wie Verzweifelte tun. Jedenfalls ist niemals eine Krisis größer gewesen als die meinige. Man muß der Zeit die Sorge überlassen, diesen Knoten zu entwirren, und der Vorsehung, wenn es eine gibt, über den Ausgang zu entscheiden. Ich bin ungeduldig, und das Spiel, das ich spiele, ist so beträchtlich, daß es unmöglich ist, dem Ausgange kalten Blutes entgegenzusehen. Adieu; zur größern Sicherheit schreiben Sie mir fortan in Chiffern. Verrichten Sie einige Gebete für die Hilfe meines glücklichen Sternes. Wenn die Sachsen den Fuß nach Schlesien setzen, soll mein Magdeburger Korps Sachsen mit Feuer und Schwert überziehen. Hier gibt es keine Erwägung mehr; entweder will ich gänzlich untergehen oder mich auf dem Fuße erhalten, auf dem ich bin.

Vielleicht werden die Bewegungen der Franzosen (gegen Hannover) einige Möglichkeit des Friedens bringen. Arbeiten Sie nach dieser Seite mit aller möglichen Lebhaftigkeit, und lassen Sie alle Quellen Ihrer Phantasie spielen, ich ermächtige Sie zu allem.

Hauptquartier Pomsdorf, 27. April 1745.

. . . Ich habe Grund zu der Erwartung, daß meine Unterhandlungen mit England nicht unfruchtbar sein werden: bleibt Lord Harrington bei seinen jetzigen Anschauungen, so ist es sehr schwer, daß mir dieser Strick reißt. Sollten aber alle meine Mittel, alle Verhandlungen, mit einem Worte, alle Möglichkeiten gegen mich sein, so will ich lieber ehrenvoll untergehen, als für mein ganzes Leben Ruhm und guten Namen verlieren. Ich habe es zu meiner Ehrenpflicht gemacht, mehr als irgend ein andrer zur Erhebung meines Hauses beizutragen, ich habe unter den gekrönten Häuptern Europas eine hervorragende Rolle gespielt: da-

mit habe ich denn auch persönliche Pflichten auf mich genommen, denen ich fest entschlossen bin, auch auf Kosten von Glück und Leben gerecht zu werden.

Sie denken, wie ein Ehrenmann denkt, und wäre ich Podewils, so würde ich ebenso denken, aber ich habe den Rubikon überschritten und will meine Machtstellung behaupten oder untergehen und alles, selbst den Namen Preußen mit ins Grab nehmen.

Indessen beruhigen Sie sich nur, und haben Sie Geduld. Unternimmt der Feind etwas, so werden wir ihn sicherlich schlagen oder uns alle für die Rettung des Vaterlandes und den Ruhm meines Hauses hinschlachten lassen.

Mein Entschluß ist gefaßt. Was Sie auch tun können, es ist ein vergebliches Unternehmen, mich davon zurückzubringen. Welcher Schiffskapitän hätte, wenn er sich von Feinden umringt sieht und alle Versuche, sich zu befreien und Rettung zu finden, für vergeblich halten muß, dann nicht den Mut, das Schiff in die Luft zu sprengen, um den Feind in seiner Hoffnung zu täuschen? Denken Sie daran, daß selbst die Königin von Ungarn, eine Frau, auch dann die Hoffnung nicht aufgegeben hat, als die Feinde vor den Toren Wiens standen und ihre reichsten Provinzen erobert hatten — und Sie wollen nicht so viel Mut wie diese Frau und zwar in einem Augenblicke haben, wo wir noch keine Schlacht verloren und keinen Verlust erlitten haben, und wo ein glücklicher Erfolg uns höher steigen lassen kann, als wir jemals gestanden haben?

Leben Sie wohl, lieber Podewils, fassen Sie Mut, flößen Sie den andern Mut ein, und sollte uns ein Unglück begegnen (von dem ich jedenfalls am meisten leiden würde), so ertragen Sie es großherzig und standhaft: das ist alles, was Cato und ich Ihnen sagen kann.

Friedrich

Schlachtfeld von Hohenfriedberg, 4. Juni 1745.

Lieber Podewils, ich berichte Ihnen in drei Worten, daß wir soeben einen vollständigen Sieg über den Feind davongetragen haben. Wir haben fünfundzwanzig Schwadronen

macht, darunter dreißig Offiziere, fünf oder sechs Generale, sechsundsechzig Fahnen, drei Standarten und acht Pauken erobert. Österreicher und Sachsen zusammen haben drei- bis viertausend Mann an Toten und Verwundeten auf dem Schlachtfelde gelassen. Unsre Kavallerie hat Wunder getan, ebenso die Infanterie, alle Truppenteile haben sich ausgezeichnet. Sie waren alle im Feuer, kurz, nichts hat versagt.

Die Schlacht fing um vier Uhr an und dauerte auf der ganzen Linie bis elf.

Truchseß ist gefallen, der arme Oberst Kahlbutz, Marschow, von Hade und Schwerin von meinem Regiment sind schwer verwundet, Bertikow ist gefallen.

An Toten und Verwundeten beträgt unser Verlust zwölfhundert Mann.

Sie wissen, wie Sie diese Nachricht verwerten können und sollen.

Ich habe mein Wort gut eingelöst. Alle andern und meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gekämpft. Niemals haben die alten Römer etwas Glänzenderes geleistet.

Leben Sie wohl. Gebe der Himmel, daß ich Grund habe, ebenso zufrieden mit der Staatskunst zu sein wie mit den Waffen.

6. Juni 1745 auf der Verfolgung.

Lieber Podewils, ich hoffe, Sie werden mit mir zufrieden sein. Ich lege eine bescheiden gehaltene Schilderung unsrer Schlacht bei. Man behauptet noch viel mehr. Die Feinde haben beim ersten Appell in Landeshut gefunden, daß ihnen 25000 Mann fehlten. Die Bestätigung wollen wir abwarten, ehe wir davon reden.

Diese Schlacht wird uns einen guten Frieden und lange Ruhe verschaffen. Wir wollen sie herankommen lassen und suchen, die bestmöglichen Bedingungen zu erhalten: ziehen wir uns jetzt von dem Spiele zurück, so können wir es

mit dem größten Ruhme und dem besten Namen von der Welt tun . . .

Lassen Sie tedeumieren usw., wie sich das schickt.

Der König an den Minister von Münchow

Juni 1745.

. . . Da ich auch vernehme, daß im Gebirge und im Jauerschen und Schweidnitzschen die daselbst geduldete katholische Pfaffen nicht nur, sondern insonderheit die katholische Schulmeister sich besonders distinguiret haben, den feindlichen Partien und Truppen allerhand Nachrichten zuzutragen und zu schreiben, auch ihnen Specificationes von denen wohlhabendsten Bauern und Einwohnern zu geben, damit der Feind solche um so eher wissen und ausplundern könne: so befehle Ich, daß Ihr solche katholische Schulmeister insgesamt und sogleich bei die Ohren nehmen und in Verhaft bringen, sodann auch wider solche ordentlich inquiriren lassen, inzwischen aber von ihren gewöhnlichen Emolumenten ihnen nichts geben noch reichen lassen sollet.

Der König an den Minister von Podewils

Hahorzen, 18. Juni 1745.

Lieber Podewils, ich sehe wohl, daß Sie keine Vorstellung vom Kriege haben: sonst würden Sie den Schrecken beurteilen können, in dem sich der Feind befindet. Sie können mir glauben: das ist etwas, was man nicht begreift, wenn man es nicht selber sieht. Wir verjagen sie überall, sie halten nirgends stand.

Morgen marschiere ich mit der Vorhut nach Koniggrätz, das ist mein nec plus ultra.

Glauben Sie nicht, daß ich die Dummheiten machen werde, die in den Wünschen der Österreicher liegen mögen. Ich werde mich wohl hüten. Es handelt sich währenddessen nur darum, was Ihre Staatskunst fertig bringt.

Ich glaube, wir haben Pharao's hartes Herz erweicht: er wird wohl jetzt geschmeidiger und umgänglicher sein

Valory hat, seit ich hier bin, keine Nachrichten erhalten. Wenn der Prinz von Conti Dummheiten macht, so wird Frankreich sie vor allen andern zu bereuen haben. Ich erwarte die Entwicklung der Dinge, um darüber zu urteilen.

Der König an Maupertuis

Im Lager von Russek, 10. Juli 1745.

Mein lieber Maupertuis. Ich habe Ihren Brief, der mir Ihre baldige Abreise von Paris ankündigt, erhalten. Sie können Sich denken, daß mir diese Nachricht großes Vergnügen gemacht hat, und daß sie ein Trost für mich war, dessen ich dringend bedurfte nach dem Verluste, den ich jetzt durch den Tod meines armen Freundes Jordan erlitten habe; er hat nach vielem Leiden den letzten Seufzer am 24. Mai getan. Dieser Tod ist für meine persönlichen Verhältnisse ein schwerer Schlag, an dem Sie, wie ich überzeugt bin, Anteil nehmen.

Das Opfer, das Sie mir bringen, ist groß, und ich weiß nicht, ob ein Fürst imstande ist, es Ihnen zu vergelten. Sie kennen meine Empfindungen für Sie, aber was vermögen sie, Ihnen Vaterland, Freunde und Verwandte zu ersetzen? Ich fahre fort Krieg zu führen, seit Sie mich von Berlin haben abreisen sehen. Ich wünsche gar sehr, daß dieser Wahnwitz, der jetzt in ganz Europa herrscht, einmal der Vernunft Platz machte, und daß diese ehrgeizigen und galligen geheimen Verbindungen, die die Politik beherrschen, endlich einmal mit dem menschlichen Blute, das sie vergießen lassen, gesättigt wären. Dann, mein lieber Maupertuis, werden wir nach Herzenslust philosophieren und die Zeit, die ich jetzt unglücklicherweise nur auf die Zerstörung des Menschengeschlechts verwende, der Spekulation widmen können. Ich begnüge mich für den Augenblick mit Horaz zu sagen:

> . . . Daß du, Schifflein, meinen Virgil
> glücklich zum attischen Strand magst bringen,
> wohlbewahrt zum erwünschten Ziel! . .

Der König an den Minister von Podewils

Lager von Rusek, 14. Juli 1745.

Der große Lobkowitz hat sich bereits zur österreichischen Armee begeben, von der Ankunft des großen Liechtenstein ist keine Rede. In Wahrheit ersetzen alle diese Leute den Prinzen Karl keineswegs: es ist die schreiendste und allergewöhnlichste Ungerechtigkeit von der Welt, einem General bei dem geringsten Mißerfolge seinen guten Namen zu nehmen.

Hätten die Generale das Glück zu ihrer Verfügung, so würden sie sich bald zu Herren machen und das Glück zu ihrem eignen Vorteile anwenden. Kriegerische Operationen sind verwickelte Pläne, zu deren Verwirklichung eine unendlich große Anzahl von Einzelwillen und Zufällen notwendig ist. Für die Verpflegung muß ganz besondre Sorge getragen werden. Das Wetter muß einem günstig, die Nachrichten, die ein General bekommt, müssen alle richtig sein; unendlich viele Offiziere müssen die ihnen erteilten Befehle mit der Geschicklichkeit und Einsicht ausführen, die bei derartigen Unternehmungen unerläßlich ist: sie müssen selber in die Absichten des Feldherrn eingehen, so daß bei der Ausführung seiner Anordnungen kein Mißverständnis möglich ist — kurz, es ist sehr schwer, so gemessene Befehle zu erlassen, daß man ihren Erfolg mathematisch beweisen oder mit absoluter Sicherheit voraussagen kann. Oft kommt es vor, daß bloße Zufälligkeiten die Fehler eines Generals zum Guten wenden, andre Zufälle und eine gewisse Bosheit des Schicksals laßt wiederum die besten Plane, die jemand entworfen hat, zuschanden werden. Und trotzdem verdammt das große Publikum, das nur nach dem Erfolge urteilt und gar nicht imstande ist, die Bedeutung des Planes zu ermessen, die Unglücklichen und lobt die Glücklichen.

Die unbesiegbare Flotte, die Philipp von Spanien ausrüstete, um England zu vernichten, ging in einem Sturme zugrunde, Ludwig XIV. unterwarf [illegible] England, aber England wurde durch einen rechtzeitig vereitelten Deichbruch ge-

rettet, Cremona, das der Prinz Eugen schon zu haben glaubte, blieb nicht lange in seiner Gewalt: eine Bombe, die auf dem Wege, den der Prinz von Vaudemont einschlagen sollte, platzte, durchkreuzte die Genauigkeit der Anordnungen, auf der das Gelingen der Unternehmung beruhte.

Ich könnte nach so hohen Beispielen noch meinen vorjährigen Feldzug in Böhmen anführen. Aus all dem geht mit genügender Klarheit hervor, wie gefährlich die Zufälligkeiten im Kriege, und wie die armen Generale stets beklagenswert sind. Die Eitelkeit des großen Haufens gefällt sich darin, sie zu kritisieren. Irgend ein beliebiger Mensch, der nicht imstande ist, eine Abteilung von neun Mann zu führen, stellt Armeen auf, urteilt über das Benehmen der Generale ab und sagt ganz frech im Grunde seines Herzens: „Meiner Treu, ich würde es besser machen, wenn ich an seiner Stelle wäre."

Ich bin über den ganzen Zuzug unterrichtet, den die Königin zu ihrer böhmischen Armee stoßen lassen will. Ich bitte Sie, lassen Sie sich dadurch keine schlaflose Nacht machen, und verlassen Sie sich auf uns . . .

Der König an den französischen Gesandten Valory

Lager von Chlum, 22. Juli 1745.

Mein Herr, ich habe nichts von den Unannehmlichkeiten gewußt, über die Sie sich in dem mir soeben zugehenden Briefe beschweren, da mir niemand etwas davon gesagt hat. Damit Sie sich nicht zu beklagen brauchen, will ich Ihnen eine Schildwache geben lassen.

Gefällt es Ihnen hier nicht, so wußte ich Ihnen keinen andern Rat zu geben, als nach Berlin zurückzugehen, wo, wie Sie wissen, alle andern Gesandten sind. Außerdem glaube ich nicht, daß hier viel für Sie zu verhandeln ist, um so mehr, als Frankreich bis jetzt in betreff der Subsidien taub gewesen ist, so daß ich keinen Grund habe, zufrieden zu sein . . .

Der König an den Minister von Podewils

Lager von Chlum, 8. August 1745.

Lieber Podewils, Sie müssen den Entschluß kennen, den ich gegenwärtig gefaßt habe. Sie fürchten die Ulanen, aber ich versichere Sie, das sind ganz verächtliche Canaillen, die Ihnen keinen Schaden zufügen werden. Meine Maßregeln sind so getroffen, daß Sie sich keine Sorge zu machen brauchen. Außerdem schicke ich dem Fürsten von Anhalt zwei Husarenregimenter, die diese polnischen Canaillen gut in Respekt halten werden.

Sie gehen nicht auf meine Anschauungen ein, und ich nicht auf Ihre. Sie sind so weich, so kraftlos, wenn es gilt, einen Entschluß zu fassen, daß es eine Schande ist. Mit einem Worte, Sie wollen den König von Polen zwingen Kaiser zu werden, und er will nicht.[1]) Sie setzen voraus, daß seine einzige Stimme die Kaiserwahl in die Länge ziehen könnte, und das glaube ich nicht. Sie bilden sich ein, daß die Furcht des Wiener Hofes, wir möchten Schlesien von ihm losreißen, ihn friedenbedürftig gestimmt hat, und ich meinerseits bin überzeugt, daß unsre energischen kriegerischen Maßnahmen, die Fortschritte der Franzosen in Flandern, die Furcht, die Holländer zu verlieren, und die Erfolge der Spanier in Italien diesen Umschwung in der Stimmung in Wien bewirkt haben. Denken Sie sich nun noch den Einfall der Sachsen hinzu, wenn wir dort eindringen und Sie werden sehen, daß darin ein weiterer Grund zum Frieden liegt. Kurz, ich bin überzeugt, ich tue wohl, diesen Entschluß zu fassen, und glaube dabei die grundlegende gesunde Strategie zu befolgen. Vielleicht finden Sie, daß ich recht habe, wenn Ihnen erst die Furcht vor den Ulanen vergangen ist.

Friedrich

1) Frankreich suchte den Kurfürsten von Sachsen, der gleichzeitig König von Polen war, von Österreich abzuziehen, indem es ihm aussicht auf die deutsche Kaiserkrone machte

Der König an den Minister von Podewils

auf die Mitteilung vom Tode des Obersten Grafen Dietrich von Keyserlingk. Dieser künstlerisch begabte, wissenschaftlich geschulte [illegible], vierzehn Jahre älter als der König, der ihn Caesarion zu nennen pflegte, hatte zu den Vertrautesten des Freundeskreises der Rheinsberger Zeit gehört, von denen auch Stein und Jordan nun schon gestorben waren.

Lager von Chlum, 22. August 1745.

Mein lieber Podewils, ich bin mehr tot als lebendig beim Empfang Ihrer Anzeige. In drei Monaten verliere ich meine beiden nächsten Freunde, die Männer, die mir von allen, die ich kenne, am meisten ergeben waren. Nun bin ich fremd in Berlin, ohne Verbindungen, Bekannte und wahre Freunde. Ich gestehe Ihnen, daß dieser Schlag mich niederschmettert, und daß mir die Kraft fehlt, ihm Widerstand entgegenzusetzen. Eller hätte im vergangnen Winter besser für Keyserlingk sorgen sollen. Damals wäre es noch Zeit gewesen, aber er hat sich damit begnügt, den Wein des Kranken auszutrinken, ohne sich um die Krankheit zu kümmern. Die Nachricht ist mir so nahe gegangen, daß ich nicht imstande bin, mehr zu schreiben. Vernunft und Philosophie müssen vor wirklichem Schmerze schweigen . . .

Der König an Frau von Camas

Smonitz, 30. August 1745.

Das letzte Mal als ich Ihnen schrieb, war meine Seele recht ruhig und ich sah das Unglück nicht voraus, das mich niederbeugen sollte. Ich habe in weniger als drei Monaten meine beiden treuesten Freunde verloren . . . Ich werde mich bei meiner Rückkehr nach Berlin fast einsam im eigenen Vaterlande fühlen . . .

10 September 1745.

Sie wissen, daß ich einen Freund verloren habe, den ich wie mich selbst liebte . . . Ich bitte Sie bei der Achtung, die ich für Sie habe, in Gemeinschaft mit Knobelsdorff der armen Adelaide von Keyserlingk als Vormund zu dienen und sowohl für ihre Gesundheit und zartes Alter Sorge zu tragen, als auch, wenn es Zeit sein wird, für ihre Erziehung . . .

Der König an den Minister von Podewils

Prausnitz, 30. September 1745.

Mein lieber Podewils, wir haben den Prinzen Karl[1]) völlig geschlagen. Prinz Albert[2]) ist getötet. Mein Wedell[3]). Außerdem keine Person von Bedeutung. Forcade ist leicht am Fuß verwundet. Die Schlacht war schrecklich, aber sehr ruhmvoll; ich glaubte überrumpelt zu sein, aber Gott sei gelobt, alles ist gut; viele Gefangne, mit einem Worte, es ist eine große Sache. Das ist alles, was ich jetzt Ihnen zu sagen Zeit habe. Meine ganze Bagage ist zum Teufel, und Eichel[4]) ist gefangen.

Der König an den Generaldmarschall Fürsten von Dessau, im Lager bei Dieskau

Soor, 2. Oktober 1745.

Ich habe Ihr Durchlaucht Brief gekriegt. In der Bataille ist meine Equipage und Alles verloren gangen, also habe Sie nicht antworten können; alles, was ich Ihnen sagen kann und recommandire, ist, daß Sie meinen Beutel auf das äußerste schonen mögen, und, was Dépense kann evitiret werden, tun.

Die Relation von unserer Bataille, so ich selber gemacht, ist so wahr, daß ich nichts daran zusetzen noch abnehmen kann; unsere Leute, Cavallerie und Infanterie, sind unüberwindlich.

Man saget, wir haben mit sechzig Tausend Mann zu tun gehabt, ich kann aber nicht glauben, daß es über sechs und dreißig gewesen seind . . .

Der König an den Minister von Podewils

Soor, 4. Oktober 1745.

Mein lieber Podewils, ich glaube, Sie werden jetzt etwas weniger ärgerlich über die Beschaffenheit meiner Nachrichten

1) von Lothringen, Schwager Maria Theresias. 2) von Braunschweig, Schwager des Königs. 3) Herzog von Wedell, der Kommandeur des Grenadierbataillons Wedell, das in der Schlacht bei Soor nahezu ganz aufgerieben war. 4) persönlicher Sekretär (Kabinettsrat) des Königs.

sein, wenn Sie erfahren, was sich am 30. September begeben hat. Nun wird wohl der panische Schreck, von dem sich Ihr Herz nicht erholen konnte, vergangen sein.

Ich wiederhole Ihnen, was ich Ihnen schon so oft gesagt habe: die Leitung unsrer Beziehungen zum Reiche überlasse ich Ihnen, davon habe ich keine Ahnung. Nur bitte ich Sie, Ihre entsetzliche Angst vor den Sachsen fahren zu lassen, die doch nur elende Gesellen sind, und meine Angelegenheiten so gut wie möglich zu führen . . .

Lager von Schatzlar, 17. Oktober 1745.

. . . Ich habe meinerseits getan, was menschlich von mir abhängt; den Rest der Ereignisse überlasse ich der Vorsehung, und Sie können mein Zeuge dafür sein, daß ich nichts vernachlässigt und mir nichts vorzuwerfen habe.

Der König an den Generalfeldmarschall Fürsten von Dessau in Torgau

Hauptquartier Bautzen, 9. Dezember 1745.

Durchlauchtigster Fürst, freundlich geliebter Vetter, ich bin extrem frappiret worden, als Ich aus Eurer Liebden Schreiben vom 7. d. ersehen habe, wie Dieselben den Sinn Meiner Ordre vom 4. d. so genommen haben, als ob Sie über die Elbe diesseits gehen und auf dieser Seite zum General Lehwaldten stoßen sollten. Ich muß Eurer Liebden sagen, daß ich Dero bisherige Operationes nicht approbiren kann, weil solche so langsam gehen, und wo was im Stande wäre, Mich hier in Unglück zu bringen, so wäre es gewiß Eurer Liebden Saumseligkeit. Hier seind zehn dergleichen Schlösser mit Landmiliz besetzet, welche wir alle liegen lassen und uns nicht daran kehren. Es ist Mir nicht in den Sinn gekommen, daß Euer Liebden über die Elbe kommen sollten; Ich weiß auch nicht, wie Eurer Liebden der Gedanke kommen können, daß Sie über die Elbe diesseits kommen wollten; wenn Dieselbe diesseits kommen, so wäre solches eben so viel, als Mir hier das Messer an der Kehle gesetzet. Ich begreife auch nicht, wie Euer Liebden dies-

seits der Elbe Meißen nehmen wollen, da dieser Ort jenseit der Elbe liegt, noch weniger begreife Ich, wo Euer Liebden dann diesseits der Elbe weiter hin wollten Ich schicke daher Eurer Liebden den Capitän von Melnitz hin, damit Dieselbe einmal auf eine convenable Art und nach Meiner Intention agiren mögen.

Alle meine Officiers verstehen meine Ordres, die Ich deutlich und positio genug gebe. Ich kann also nicht begreifen, warum ich das Unglück habe, daß Euer Liebden Mich nicht verstehen.

Da Euer Liebden einen so guten Vorrat an Mehl zu Torgau gefunden haben, so können Sie, jedoch ohne Dero Operationes aufzuhalten, die Anstalten machen, daß Ihnen das Mehl auf der Elbe nachgebracht werde, dann in Meißen backen lassen und Dero Operationes jenseits der Elbe gegen Dresden fortsetzen, wie Ich so deutlich und oft geschrieben.

Ich muß Mir vorstellen, daß es mit der Contribution, welche Ich Eurer Liebden von der Stadt Leipzig und sonsten beizutreiben befohlen habe, nicht besser noch geschwinder gehen werde; dahero denn Euer Liebden mit mehrerer Promptitude Dero Sachen zu machen und Meine Ordres zu executiren haben, sonst wir nicht Freunde bleiben können ....

Ich kann nicht leugnen, daß Ich gar übel von Ihr Durchlaucht Manoeuvres zufrieden bin; Sie gehen so langsam, als wenn Sie sich vorgenommen hätten, sich aus meiner Avantage zu setzen, und weiln diese Sachen ernsthaft seind, so rate Ihnen als ein guter Freund, solche mit mehrer Vigueur zu tractiren, meine Ordres ponctueller zu executiren, sonsten sehe mir gezwungen, zu Extremitäten zu schreiten, die ich gerne evitiren wollte.

Ich weiß auch, daß ich mir alle Mal so deutlich explicire, daß sein Tage kein Officier von meiner Armee geklaget hat, daß er mir nicht verstunde, und ist mein Feldmarschall der einzige, der meine deutliche Befehle nicht verstehen kann oder verstehen will Ich kann es nicht begreifen und bin in dem großen Mißvergnügen, denn Sie bringen mir um Ehre und Reputation. Friedrich.

Gebet des alten Dessauers vor der Schlacht von Kesselsdorf

am 15. Dezember 1745.

„Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst Du nicht, so hilf wenigstens die Schurken, die Feinde nicht, sondern siehe zu, wie es kommt! Amen."

Der König an den Generalfeldmarschall Fürsten von Dessau in Pennrich

Wilsdruff, 16. Dezember 1745.

Durchlauchtigster Fürst, freundlich geliebter Vetter, Eurer Liebden heutiges Schreiben zu erhalten ist Mir um so angenehmer gewesen, als ich dadurch Gelegenheit habe, Deroselben Meine höchste Zufriedenheit über den glorieusen Sieg zu bezeigen, welchen Dieselben gestern unter göttlichem Beistand über die sächsische Armee gefochten haben. Euer Liebden können von Meinem aufrichtigen Dank, so Ich Deroselben deshalb habe, versichert sein und glauben, daß, da Ich weiß, wie großen Anteil Dieselben an diesem herrlichen Siege haben, und mit was besonderer Dexterité Euer Liebden Meine Ordres exequiret haben, Ich solches gegen Dieselbe lebenslang erkennen, und Mir nichts angenehmeres sein wird, als Deroselben überzeugende Marques von Meiner Dankbarkeit sowohl jetzo als vor die kommenden Zeiten zu geben. Übrigens bitte Ich, alle Meine Generals und Officiers, so sich in dieser Action mit sovielem Eifer und Bravoure in Meinem Dienst signalisiert haben, aller Meiner Gnade und Erkenntlichkeit zu versichern und ihnen zuvörderst in Meinem Namen vor ihr rechtschaffenes Betragen zu danken.

Was die Stadt Dresden anbetrifft, so haben Euer Liebden solche durch einen Trompeter auffordern zu lassen, und, daferne solche sich ergibet sechs oder acht Bataillons, so wie Dieselbe es gut finden werden, zu Garnison darin zu legen. Meine Armee habe ich commandiret, daß solche morgen bei dem Dorfe Pennrich, so Euer Liebden jetzo zum

Quartier haben, zusammenkommen und mit Euer Liebden Corps conjungiren soll.

Da Ich indes curieux bin, den Champ de bataille zu sehen, so werden Euer Liebden belieben, morgen früh mit den Officiers von beiden Flügeln, die am besten wissen, was überall passiret ist, nach Kesselsdorf zu kommen, wo Ich dann mit Dieselben nach Kohlsdorf reiten will, um das ganze Champ de bataille zu besehen und von allem, so passiret ist, genaue Information einzunehmen. Ich hoffe auch, von Euer Liebden alsdann zu erfahren, wo die Österreicher und die Sachsen eigentlich geblieben seind und wohin sie ihren Marsch genommen haben, auch ob Dresden übergehen wird, damit man gewiß weiß, wie alles beschaffen ist.

Ich bin mit vieler Estime Eurer Liebden freundwilliger Vetter.

Morgen umb neun Uhr hoffe Ihr Liebden bei Kesselsdorf zu embrassiren und Ihnen zu danken, daß Sie dem Staat und mir bei dieser Gelegenheit so ausnehmende Proben von Dero Treu, Bravoure und Conduite gegeben haben; ich habe meiner Seite große Ursache gehabt, Sie zu pressiren, um die Junction des Prinz Karls zu praveniren, und ist es Gott Lob gelungen. Friedrich.

Darget an den französischen Gesandten von Valory in Berlin

Darget war ursprünglich [illegible] Valorys. Nach der [illegible] bei [illegible] wurde er Sekretär und Vorleser des Königs. In der Schlacht bei [illegible] ließ er sich an Stelle Valorys, auf den es die Pandoren abgesehen hatten, gefangen nehmen. Jetzt hatte er dem Könige ein Schreiben Ludwigs XV. übersandt.

Dresden, Dezember 1745.

Der König fing damit an, daß er mir sagte, Herr von Valory habe wohl daran getan, ihm den Brief des Königs von Frankreich nicht selbst zu überbringen. Jedenfalls würde er keine Antwort haben erwarten können, da der Brief fast wie Hohn klinge, insofern ihm Seine Majestät keine Aussichten eröffne, und ihn den König von Preußen, nur auf seine eigne Erfindungsgabe hinweise, um

sich auf leidliche Weise aus der unangenehmen Lage zu befreien, in der er sich befinde. Das habe er denn allerdings auch getan, und deshalb schließe er Frieden mit Sachsen und der Königin von Ungarn. Er habe in den verschiedenen Lagen, in denen er sich befand, stets eine lebhafte Empfindung dafür gehabt, wie groß seine Gefahr sei, habe es satt, stets sein Glück auf eine Karte zu setzen, und wolle versuchen, die Ruhe zu erlangen, deren er wie sein Volk dringend benötigt sei. Frankreich würde ihm überhaupt nicht leicht in seiner mißlichen Lage haben zu Hilfe kommen können: aus dem Schreiben des Königs sehe er nun auch, daß nicht einmal der Wille, es zu tun, vorhanden sei. Seine kriegerische Laufbahn sei beendet, er wolle sein Land nicht weiter den Launen des Glückes ausgesetzt wissen, eines Glückes, dessen Beständigkeit ihn so weit in Verwunderung setze, daß er Grund habe, eine Änderung zu fürchten. Sein Ehrgeiz sei damit befriedigt, daß er imstande gewesen sei, den Feind zu zwingen, ihn in seiner eignen Hauptstadt um Frieden zu bitten. Er werde stets ein Auge auf die Interessen des Königs haben und lege großen Wert auf seine Freundschaft, aber er habe nicht genug Unterstützung von ihm erhalten, um sich zur Dankbarkeit verpflichtet zu fühlen. Künftig denke er streng neutral zu bleiben: dann würde er imstande sein, seine Vermittlung anzubieten und beiden feindlichen Parteien gegenüber Worte des Friedens auszusprechen. Dazu biete er sich an und würde glücklich sein, den Frieden herbeiführen zu können, denn der Friede sei fortwährend das Ziel seiner Wünsche. Es böten sich dafür seiner Ansicht nach zwei Möglichkeiten dar: entweder könnte Frankreich Ypern, Furnes und Tournay behalten und dafür auf das übrige verzichten sowie gegen Ostende das Kap Breton von den Engländern eintauschen — oder Frankreich könnte mehr von seinen Eroberungen herausgeben und dafür die Erlaubnis erhalten, Dunkirchen wieder in den frühern Zustand zu setzen. Nur mußten derartige Eröffnungen nicht an den Wiener Hof gehen, sondern durch England gemacht und er, der König von Preußen, instand

gesetzt werden, einen annehmbaren Friedensentwurf auszuarbeiten. Er sehe wohl ein, daß die Hauptsache bei der Königin von Spanien liege, und daß diese sich mit Parma und Piacenza für den Infanten Don Philipp begnügen sowie Savoyen dem Könige von Sardinien zurückgeben müsse.

Die Freundlichkeit, mit der mich der König behandelte, ermutigte mich, ihm seine glänzende Lage mit der Erwägung vorzustellen, wie schön es sein würde, wenn er, nachdem er der Held Deutschlands geworden sei, nun auch als der allgemeine Friedensstifter Europas auftrete.

„Das gebe ich Ihnen zu, mein lieber Darget," erwiderte er, „aber das ist eine zu gefährliche Rolle. Ein einziges Mißgeschick stürzt mich ins Verderben, und mir steht der Gemütszustand, in dem ich mich bei meiner letzten Abreise in Berlin befand, zu lebhaft vor Augen, um mich dergleichen noch einmal auszusetzen. Wäre mir das Glück abhold gewesen, so war ich ein Monarch ohne Thron, und meine Untertanen sahen sich der grausamsten Unterdrückung ausgesetzt. Hier heißt es immer: Schach dem König! Das müssen Sie mir selbst bezeugen, lieber Freund. Ich will endlich einmal Ruhe haben."

Ich stellte dem König vor, daß das Haus Österreich niemals gleichgültig mit ansehen werde, daß Schlesien in seinem Besitze sei.

„Die andern mögen tun, was sie wollen," versetzte er. „Die Zukunft steht nicht in menschlicher Macht. Was ich erobert habe, habe ich, die übrigen mögen das ihrige behalten. Von den Österreichern fürchte ich nichts: das ist meine Antwort auf Ihre Bemerkung über die Schwäche meiner Garantieen für den Besitz Schlesiens. Sie haben Angst vor meiner Armee, sie fürchten mein Glück. Ich glaube, ich kann sicher sein, daß sie mich während der zwölf Lebensjahre, auf die ich etwa noch rechne, in Ruhe lassen werden. Mein Gott, soll ich denn nie mein Leben genießen? Und dann liegt die wahre Größe doch sehr viel mehr darin, für das Glück meiner Untertanen als für die Ruhe Europas zu sorgen!

Sachsen habe ich außer stand gesetzt, mir zu schaden. Das Land hat 14775000 Taler Schulden, und durch die Defensivallianz, die ich mit Sachsen abgeschlossen habe, habe ich es für mich zu einem Bollwerk gegen Österreich gemacht.

Künftig greife ich keine Katze mehr an, außer um mich zu verteidigen. (Dies waren seine eignen Worte.) Das Verlangen nach Ruhm und mein Vorteil haben mich zu meinem ersten Kriege, die Würde des verstorbnen Kaisers und mein Eifer für Frankreich zu dem zweiten bewogen. Künftig kämpfe ich nur noch für mein eignes Haus. Ich wiederhole es Ihnen: ich weiß zu gut, in welchem Zustande ich gewesen bin, jetzt würde ich mich nicht mehr rühren, auch wenn ich den Prinzen Karl vor den Toren von Paris sähe . . ."

„— und uns würden Majestät mit derselben Gleichgültigkeit vor den Toren von Wien sehen?" beeilte ich mich einzuwerfen.

„Das schwöre ich Ihnen zu, Darget. Ich will endlich mein Leben genießen. Sind wir armen Menschen dazu da, Pläne zu schmieden, die so viel Blut kosten? Wir wollen leben, indem wir andre leben lassen." . . .

Der König an den französischen Gesandten von Valory.

Dresden, 25. Dezember 1745

Mein Herr, ich übersende Ihnen die Antwort auf das von dem Könige, Ihrem Gebieter, mir durch Sie übersandte Schreiben.

Was der französische Hof seit langer Zeit voraussehen mußte, hat sich nun bewahrheitet. Ich war trotz aller Vorstellungen, die ich Ihrem Hofe machen ließ, ganz allein auf mich angewiesen und habe also nicht weiter zögern dürfen, mit dem Wiener und Dresdner Hofe Frieden zu schließen. Gefällt diese Nachricht Ihrem Hofe nicht, so mag er sich selber die Schuld zuschreiben. Frankreich hat mich niemals weder mit ausreichenden Subsidien noch mit Truppen unter-

stützen wollen und niemals eine Flankenbewegung zu meinen Gunsten gemacht.

Was uns beide persönlich betrifft, so denke ich, wir könnten ebenso Freunde bleiben, wie wir es früher waren.

Ich für meine Person bin froh darüber, daß ich vom Könige von Frankreich niemals Almosen empfangen habe . . .

Der König an seine Schwester Wilhelmine

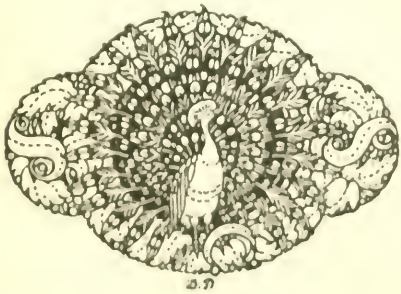
Markgrätin von Bayreuth.

Potsdam, 30. Dezember 1745.

Teuere Schwester, der Anteil, den Sie an allem nehmen, was die Königin von Ungarn betrifft, gibt mir Veranlassung, Ihnen mitzuteilen, daß wir Frieden geschlossen haben.

Ich hoffe, liebe Schwester, daß Ihnen dies um so angenehmer sein wird, als sich nun Ihre Vorliebe für die Königin nicht mehr durch ein Überbleibsel der alten Liebe behindert finden wird, die Sie mir vielleicht noch bewahrt haben.

Gleichzeitig benutze ich diese Gelegenheit, um Ihnen ein glückliches neues Jahr zu wünschen . . .



Zehn Friedensjahre

Seinem Lande den Frieden zu erhalten solange dies nur irgend in Ehren möglich, war jetzt die Hauptsorge des Königs. Die dauernde Uneinigkeit der beiden Großmächte, Frankreich und England, benutzte er, um jeder die Freundschaft Preußens begehrenswert erscheinen zu lassen, ohne für eine Partei zu ergreifen. Inzwischen galt es, das halbasiatische Rußland, das seinen Einfluß auf Europa an Preußen zu verlieren fürchtete und um dessen Freundschaft Maria Theresia erfolgreich warb, bald auf diplomatischem Wege, bald durch ostentative Rüstungen in Schach zu halten.

Mit beispiellosem persönlichen Eingehen auf alle Einzelheiten wandte der König nun seine Arbeit dem gleichmäßigen Ausbau aller Teile der inneren Entwicklung seines Landes zu, dessen Territorium, vielfach unterbrochen, sich von der russischen bis zu der holländischen Grenze hinzog und das er unter großen Strapazen immer wieder bereiste, um überall nach dem Rechten zu sehen. Bis ins Einzelne ging seine Sorgfalt. Nie nach bestimmtem Schema, sondern stets gemäß den verschiedenen örtlichen Verhältnissen und besonderen Bedingungen griff er mit seinen Verbesserungsarbeiten ein. Von $2^1/_2$ Millionen, die man im Jahre des Regierungsantrittes gezählt hatte, war die Einwohnerzahl bis zum Ende der Friedenszeit auf etwas über 4 Millionen angewachsen. Die Einwohnerzahl Berlins überschritt 1754 das hunderttste Tausend, zu einer Zeit, da in Paris und London schon eine halbe Million Menschen wohnten.

Mit Hilfe seines weitblickenden Ministers von Cocceji, dessen theoretische Vorarbeiten den Grund für das (bis 1900 gültige) „Preußische Landrecht" bildeten, während sein praktisches Eingreifen die rascheste Erledigung von den vielen tausenden an allen Gerichten lagernden Prozessen bewirkte, sorgte der König für eine kurze solide Justiz, deren Strafen der humanen Auffassung einer neuen Zeit Rechnung trugen. „Sich einbilden, daß die Menschen sämtlich Teufel sind und sie mit Grausamkeit verfolgen, wäre das Wahngesicht eines scheuen Menschenhassers; voraussetzen, daß die

Menschen sämtlich Engel sind und ihnen die Zügel schießen lassen, wäre der Traum eines törichten Kapuziners; glauben, daß sie weder alle gut noch alle schlecht sind, ihr guten Handlungen über den Wert lohnen, ihre schlechten unter dem Maß strafen, Nachsicht üben gegen ihre Schwächen und Menschlichkeiten, das heißt handeln, wie ein vernünftiger Mensch soll."

Auch der von Friedrich Wilhelm I. geschaffene Apparat der inneren Verwaltung wurde in allen seinen Teilen verbessert, weitergeführt, oft auch vereinfacht.

Die soziale Hebung des Bauernstandes und die allmähliche Beseitigung der Leibeigenschaft lag dem König nicht weniger am Herzen, wie die Erhaltung eines unverschuldeten Adels, dessen Söhnen die Offizierstellen in seiner Armee vorbehalten blieben. Mit großer Strenge ging er gegen das sogenannte „Bauernlegen", das Aufkaufen der Bauernhöfe vor, und andererseits verbot er den Erwerb adeliger Güter durch Bürgerliche. Viehzucht, Obstbau, Flachsbau, Spinnen, Seidenbau suchte er allenthalben zu heben oder einzuführen. Urbarmachung der Sümpfe, Ausrottung der Wölfe, Ansiedelung vieler Tausender fremder Kolonisten legten den Grund zu wachsendem ländlichem Wohlstand.

Auf jede Weise strebte der König dahin, daß die Produkte, die zum Leben des einzelnen nötig waren, nicht aus dem Ausland bezogen, sondern im Lande selber hergestellt wurden. Überall wurden Fabriken angelegt, fremde Fabrikanten herangezogen und der Einfuhr durch Zölle Schranken gesetzt. In Emden (Ostfriesland war 1744 nach dem Aussterben seines Fürstenhauses auf Grund eines alten Anwartschaftrechtes von Preußen besetzt worden — wurde eine asiatische und eine bengalische Handelsgesellschaft gegründet. Durch Kanalbauten wurde die Binnenschiffahrt gehoben. Stettin blühte auf, Swinemünde wurde gegründet. Das Finanzwesen, das gleichfalls Friedrich Wilhelm I. auf solide Grundlage gestellt hatte, ward unter persönlichem Mitarbeiten des Königs ausgebaut, der selber ein Beispiel der Sparsamkeit und Enthaltsamkeit gab. „Wenig für sich selbst ausgeben, am rechten Orte und hinreichend spenden, Erleichterung schaffen ehe es zu spät ist, den hilfsbedürftigen entgegenkommen, den Pfennigen des Staats ein guter Haushalter sein, sie ohne Unordnung und sparsam verwalten, das sind königliche Eigenschaften, die ebenso weit von der Geiz, wie von der Verschwendung entfernt bleiben."

Über all seinen Friedensarbeiten vergaß der König nicht die Waffe, die ihm allein den Frieden garantierte, sein Heer, er war durch und durch Soldat. „Die Armee muß die erste Sorge und das wichtigste Studium des Königs, er selbst ihr Connetable sein. Er muß in den Offizieren den ersten Stand, die Säulen des Staates sehen, dessen Macht und dessen Einheit in der Armee ihren eine-

druck hat." Unermüdlich ist er tätig, das von seinem Vater geschaffene Kantonierungssystem nach der allgemeinen Wehrpflicht hin weiter auszubilden. Dem Offizierkorps gab er den aristokratisch-geschlossenen, kameradschaftlichen Geist, und schuf sich damit ein Material, das seinem Heere auch in den schlimmsten Zeiten festen Halt gab. Technische Ausrüstung und taktische Durchbildung seiner Truppen brachte er zu höchster Vollkommenheit; überall hatte er orginale Gedanken; durch knapp gefaßte Reglements wurde der Dienst bis ins Einzelne geordnet. Die Herbstmanöver, die Friedrich zuerst einführte, hatten europäischen Ruf. Er war gerüstet, als ihn 1756 die diplomatischen Verwicklungen zwangen, die Waffen wieder in die Hand zu nehmen.

Auch dem Festungsbau wandte der König besondere Sorgfalt zu. An andern Bauten wurden während dieser Friedenszeiten in Berlin ausgeführt: das Königliche Opernhaus, das Militär-Invalidenhaus für insgesamt tausend Menschen, hauptsächlich Nichtpreußen, der neue Dom am Lustgarten, und in Potsdam das königliche Lustschloß Sanssouci, in dessen heitern Räumen und Gärten das gesellige Leben der Rheinsberger Tage gehaltvoller und verfeinerter, aber jetzt unter Ausschluß jedes weiblichen und familiären Elements neu erstand. Eine reichhaltige Bibliothek und eine Sammlung alter und neuer Skulpturen und Gemälde wurde in Sanssouci gegründet. Trotz der unermüdlichen Arbeit für den Staat fand der König immer Muße zu geistreicher Geselligkeit, zum Spiel auf seiner geliebten Flöte, zum Versemachen und Komponieren. Auch in der Geschichtschreibung hat er sich versucht. Freilich ist er in seinen schriftstellerischen Arbeiten stets ein Schüler der Franzosen gewesen und die aufblühende deutsche Literatur blieb ihm fremd.

Auf einer der Terrassen des Schloßgartens ließ sich der „Philosoph von Sanssouci" ein Grabgewölbe bauen, das, von seinem Studierzimmer aus sichtbar, ihm stets vor Augen war.

Kabinettschreiben an die pommersche Kammer

Potsdam, 2. Januar 1746.

Se. Königl. Maj. befehlen und erinnern Dero Pommerschen Krieges- und Domainen-Kammer hierdurch so gnädig als alles Ernstes, nunmehro und in diesem Jahre die Veranstaltungen wegen des Finow-Kanals dergestalt zu machen, daß gedachter Kanal gantz ohnfehlbar und sonder einiges Einwenden noch Raisoniren gantz und gar fertig und in vollkommen brauchbarem Stande seyn müsse.

Es werden Se. Königl. Maj. darwieder keine weitere Vorstellung annehmen, vielmehr gegen die Zeit des 1. Mai selbst dorthin kommen und alles nachsehen, ob es fertig und im Stande sey.

Solte wider alles Verhoffen solches nicht geschehen seyn oder etwas daran manquiren, so kan sich die Provinzial-Kammer und Domainen-Kammer versichert halten, daß Se. Königl. Maj. solches gegen dieselbe auf das schwereste und ungnädigste ressentiren lassen werden.

Übrigens wollen Se. Königl. Maj. auch hoffen, daß der nunmehro schon so lange gedauerte Swine-Hafen-Bau auch einmahl zum gangbahren und fertigen Stand kommen, und Se. Königl. Maj. den davon promittirten Nutzen sehen werden, als weswegen Höchstdieselbe von Dero Pommerschen p. Kammer nächstens Bericht erwarten wollen.

Der König an seinen Gesandten Le Chambrier zu Paris

Berlin, 8. Februar 1746.

Was die Gedanken des Marquis von Argenson[1]) betreffs eines Krieges mittelst Verhandlungen anlangt, den ich, wie er meint, gegen die Königin von Ungarn führen soll, so werden Sie ihm, so oft er diesen Punkt berührt, eröffnen, daß ich nicht die geringste Lust habe, mich in einen durch Schikanen zu führenden Krieg einzulassen, da er mich unvermerkt zu einem offnen Bruche führen wurde. Deshalb lasse ich mich darauf in keiner Weise ein. Augenblicklich handelt es sich nicht mehr darum, wegen unbedeutender Dinge Schwierigkeiten zu machen. Der Großherzog ist nun einmal gewählt und mag alle Vorrechte genießen, die ihm durch die auf ihn gefallene Wahl zum Kaiser zukommen, ohne daß ich eine Hand dagegen aufheben werde. Wird die Kaiserkrone in dem neuen Hause Österreich erblich, so muß Frankreich allein sich selber die Schuld davon beimessen.

Was mein persönliches Interesse betrifft, so werde ich

1) Französischer Kriegsminister.

mich schon gegen alle schlimmen Pläne und Absichten des Hauses Österreich zu behaupten wissen. Allerdings kann ich ebensowenig wie irgend ein andrer Mensch bei aller Vorsicht unternehmen, die Zukunft bestimmen zu wollen. Unser ganzes Streben muß eben nur sein, solange wir leben, unsre Aufgabe gut zu erfüllen. Tritt nach meinem Tode eine Veränderung der allgemeinen politischen Lage ein, so wird das Schicksal ebenso über meinen Staat entscheiden, wie es über alle andern Staaten seit Anbeginn der Geschichte entschieden hat . . .

Randbemerkung des Königs auf das Gesuch des Präsidenten von Loeben um einen Vorspannpaß:

Damit zihet man ein 24 Canon fort. Ein president ist für Solchen Schwehren Transport nicht wichtig genung. Loeben sol 8 pferde haben und wan er corpulenter wirdt 10 bis 12.

Der König an seine Schwester Wilhelmine
Markgräfin von Bayreuth.

Berlin, 16. April 1746.

Teuere Schwester, wenn eine Entfremdung zwischen uns eingetreten ist, so habe ich jedenfalls nicht den Anfang damit gemacht, sondern die skandalöse Heirat jener beiden nichtswürdigen Geschöpfe[1]) hat den Zankapfel zwischen uns beide geworfen, die wir uns stets zärtlich geliebt hatten.

Dann haben Sie es mit angesehen, wie ein schurkischer Zeitungsschreiber in Erlangen mich öffentlich zweimal wöchentlich beschimpfte. Statt ihn zu bestrafen, ließ man ihn entkommen.

Ferner zeigte der Markgraf stets eine ausgesprochne Parteilichkeit für alles, was österreichisch ist, und endlich haben Sie selbst meiner grausamsten Feindin, der Königin von Ungarn, zu einer Zeit, wo sie meinen Untergang vorbereitete, in tausendfacher Art Ihre Unterwürfigkeit bezeigt[2]).

1) Die Markgräfin hatte zwei Hofdamen, die dem preußischen Lehnsadel angehörten, gegen ihr Versprechen und gegen den ausdrücklichen Willen des Königs nach Österreich verheiratet.

2) Während ihr Bruder die Österreicher bei Soor schlug, hatte sie der nach Frankfurt reisenden Maria Theresia ihre Aufwartung gemacht.

Grünnes Korps marschierte dicht bei Bayreuth vorbei, und würden Sie mir nicht, wenn Sie noch etwas Liebe für Ihre hochachtbare Mutter und Ihre Familie gehabt hätten, mit einem Worte von den Dingen Nachricht gegeben haben, die dort geplant wurden?

Sie taten es nicht. Die Kreatur, deren Namen ich nicht nennen kann, ohne daß sich das Blut in meinen Adern empört, diese Medea ging allen andern Erwägungen vor, und da sie nichts als Rache atmet, so flößte sie Ihnen ihre eignen Gesinnungen ein.

Wären Sie in diesem Augenblicke unparteiisch, so würden Sie sich nicht darüber wundern, wenn so viele anstößige Vorgänge meine Liebe haben erkalten lassen. Jeder andre als ich hätte wahrscheinlich vollständig gebrochen, ich jedoch habe niemals vergessen, daß Sie meine Schwester sind, und daß ich Sie zärtlich geliebt habe.

Bei niemand habe ich mich über Sie beschwert. Ganz Deutschland, das Zeuge des mir von Ihnen angetanen Unrechts war, hat auch die Mäßigkeit bezeugen müssen, von der ich niemals abgewichen bin.

Ich bitte Sie, setzen Sie sich keine Grillen über das in den Kopf, was man von Ihnen sagt. Ich kann Sie versichern, daß ich in diesem Punkte von der größten Peinlichkeit bin, sowie daß jeder, der sich mir gegenüber in betreff dieses Punktes in unvorteilhafter Weise äußern sollte, sehr schlecht ankommen würde.

Niemand tadelt Ihre Zerstreuungen. Im Gegenteil wünscht man Ihnen noch mehr, als Sie haben, und außerdem alle Annehmlichkeiten des Lebens, die Sie nur wünschen können. Man wünscht Ihnen geistreiche Männer, die es verdienen, daß Sie an ihrer Unterhaltung Freude finden, allerdings wünscht man auch gleichzeitig die Verruchten in die Hölle und zu allen Teufeln, die Sie von Ihren Verwandten trennen, und die ich, der ich wahrlich nicht grausam bin, ohne Bedenken totschlagen würde.

Mit einem Worte, liebe Schwester, Sie gelten weder für ehrgeizig noch für rankevoll. Wer Ihnen diese Ideen

schaften angedichtet hat, ist mit seinen Geschenken allzu freigebig gewesen. In Berlin hat kein Mensch diese Anschauungen gehabt.

Schließlich ist es, kurz gesagt, nur natürlich, daß jemand, dem Sie weder Liebe noch Achtung noch die geringste Rücksicht bezeigen, gegen Sie kalt wird. Der Mensch kann nur den lieben, der ihn wieder liebt; der Kummer, der uns durch geliebte Verwandte verursacht wird, ist stets der empfindlichste . . .

Der König an Maria Theresia

18. Juni 1746.

Was Eure Kaiserliche und Königliche Majestät zum Faveur des Jesuiter-Collegii zu Groß-Glogau in Sachen des demselben strittig gemachten Besitzes gewisser Schonaichischen Güter . . . vorwortlich an Mich gelangen zu lassen geruhen wollen, solches ist mir zu Recht eingeliefert worden.

Nun zweifle Ich keinesweges, Eure Kaiserliche und Königliche Majestät werden Mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen und von mir glauben, daß die Rücksicht auf Religionsvorteile bei Mir weder in Administration der Justiz noch in Distribution der Gnaden den allergeringsten Eindruck mache. Von Meinen Untertanen fodere Ich weiter nichts als bürgerlichen Gehorsam und Treue. So lange sie hierunter ihre Pflicht beobachten, erachte Ich Mich hinwiederum verbunden, ihnen gleiche Gunst, Schutz und Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, von was vor speculativen Meinungen in Religions-Sachen sie auch sonsten eingenommen sein möchten. Diese zu beurteilen und zu richten überlasse Ich lediglich demjenigen, welcher über die Gewissen der Menschen allein zu gebieten hat und von dem Ich Mir so verkleinerliche Vorstellungen nicht machen kann, daß Ich glauben sollte, daß er zu Ausführung seiner Sache menschliche Assistenz vonnöten hätte oder ihm angenehm sein könne, wann man ihm hierunter (es sei durch Gewalt oder durch Kunstgriffe und andere indirecte Wege) beförderlich zu sein sich vorbildet . . .

Der König an den Prinzen Auguſt Wilhelm

seinen Bruder, den er 1744 zum „Prinzen von Preußen" ernannt und dadurch als Thronfolger bezeichnet hatte.

Potsdam, 15. Juli 1746.

Teuerſter Bruder, Sie wiſſen, daß ich Sie lieb habe und mich immer auf das lebhafteſte freue, wenn ich Sie ſehe. Ich war glücklich darüber, dieſes Vergnügen in Oranienburg und Remusberg zu haben. Ich hätte auch keinen weitern Genuß gebraucht, ſelbſt wenn Ihr Geſchmack und Ihre Prachtliebe uns nicht alle mögliche andre Genüſſe verſchafft hätten.

Ich wünſche dringend, daß die geſtrige und heutige Hitze nicht unbequem für die Königin wird.

Geſtern, nach der Abreiſe der Königin, hatten wir ein ländliches Souper in Remusberg, wobei wir den Verluſt der guten Geſellſchaft bedauerten, die das ſchöne Remusberg ſoeben verlaſſen hatte.

Heute habe ich in Ruppin und Nauen Station gemacht, und wo ich ſonſt an die glücklichen Streiche und Verirrungen meiner Jugend erinnert wurde. Ich ſah, wie ſich all die alten Bürger untereinander ins Ohr flüſterten: „Unſer guter König iſt doch ſicherlich der größte Narr in ſeinen Staaten. Wir, und unſere Fenſter noch mehr, kennen ihn und wiſſen, was er wert iſt. Jetzt kann man doch, Gott ſei Dank, ganze Fenſterſcheiben behalten, ſeitdem der Narr hier ausgerückt iſt, um der Königin von Ungarn die Fenſter einzuwerfen."

Sie können ſich denken, wie ſchwer meine Eigenliebe durch dieſe ſchöne Lobrede erniedrigt worden iſt. Doch befolgte ich das Beiſpiel der klugen Pudel: ich ſchüttelte mich und ging ab. Ich ſagte mir, daß ein Prophet nirgends weniger gegolten hat als in ſeinem Vaterlande. Deshalb nehmen ſich auch die Katholiken ſo ſehr in acht, ihre Frommen heilig zu ſprechen, ehe nicht die Genoſſen ihrer Ausſchweifungen, ihre Mätreſſen, ihre Pagen und ihre Kloſterbrüder, tot und ordentlich begraben ſind. . . .

Der König an seinen Gesandten von Podewils in Wien

Potsdam, 12. September 1746.

Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen vor Ihrer Abreise gesagt habe, und denken Sie daran, daß man seinen Gesichtsausdruck und seine Ausdrucksweise der Art von Leuten anpassen muß, mit denen man zu tun hat. Der verstorbne Forcade schickte einen Unteroffizier zur Exekution bei einem Bürger und sagte zu ihm: „Unteroffizier, ist der Bürger ein Ochse, so seied Ihr auch ein Ochse; ist der Bürger höflich, so seied Ihr es auch." Quod bene notandum. Das ist mein bestimmter Wille.

Der König an den französischen Marschall Grafen Moritz von Sachsen

Der unter dem Namen „Marschall von Sachsen" bekannte Feldherr, ein natürlicher Sohn Augusts II., des Starken, und der Gräfin Königsmark, führte seit 1744 als Marschall von Frankreich im französisch-englischen Krieg bis zu dem 1748 in Aachen geschlossenen Frieden den Oberbefehl über die französische Armee in den Niederlanden. Er starb 1750 und wurde in der St. Thomas Kirche zu Straßburg beigesetzt, wo ihm 1776 ein Grabdenkmal errichtet wurde, das berühmte Hauptwerk des Bildhauers Pigalle.

Charlottenburg, 3. November 1746.

Schritt für Schritt bin ich im Geiste Ihrem Feldzuge in Flandern gefolgt, und wenn ich auch nicht anmaßend genug bin, mich auf mein Urteil verlassen zu wollen, so glaube ich doch, daß die strengste Kritik nichts daran auszusetzen finden kann.

Die große Kunst im Kriege ist, allen Ereignissen zuvorzukommen, die große Kunst des Feldherrn, im voraus alle seine Hilfsquellen bereit zu halten, um im Augenblicke der Entscheidung niemals in seinem Entschlusse behindert zu sein.

Je vorzüglicher, je besser diszipliniert und je sorgfältiger zusammengesetzt die Truppen sind, desto leichter ist es, sie zu führen. Da man sich durch Überwindung von Schwierigkeiten Ruhm erwirbt, so ist sicherlich der, der die meisten überwunden hat, auch berechtigt, den größten Teil der Ehre für sich in Anspruch zu nehmen.

Aus einem Fabius[1]) kann man immer noch einen Hannibal machen. Ich glaube aber nicht, daß ein Hannibal imstande ist, sich die Handlungsweise des Fabius zum Muster zu nehmen.

Ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück zu dem schönen Feldzuge, den Sie soeben beendet haben. Ich zweifle nicht daran, daß der Erfolg des nächsten Feldzuges dem der beiden vorhergehenden entsprechen wird. Sie kommen den Begebenheiten mit zu viel Klugheit zuvor, als daß die Folgen nicht entsprechend sein sollten. Die Menge der Zufälligkeiten ist unendlich groß, aber Voraussicht und Geschicklichkeit können das Schicksal bezwingen.

Der König an den Fürsten Leopold von Dessau

seinen alten Generalfeldmarschall, den Sieger von Kesselsdorf.

Potsdam, 5. November 1746.

Ich habe Eurer Liebden Schreiben vom 2. dieses Monats, den von Dero Regiment dimittirten Johann Christian Günther betreffend, zurecht erhalten. Ich sehe aber nicht gern, daß Dieselbe Contradictiones machen, wenn Ich einmal Ordres gegeben habe; und da Ich in dieser Sache Ordre gegeben, so muß es dabei sein Bewenden haben.

Ich verstehe darunter keinen Scherz, und mögen Euer Liebden mich nicht vor einen Fürsten von Zerbst oder Coethen nehmen, sondern Meinen Ordres einen Genügen tun, sonsten es nicht anders wie Verdruß machen kann . . .

Der König an den Oberforstmeister Mayer

Potsdam, den 13. November 1746.

Lieber Getreuer. Ihr habet mir durch die Überschickung der 6 Haselhühner und 1 Auerhahn ein plaisir gemachet, so Mir zum gnädigen Gefallen gereichet.

1) Quintus Fabius Maximus, genannt Cunctator (der Zauderer), der als Gegner Hannibals jede Schlacht vermied, aber durch seine Rom deckende Nähe den Feind in Schach hielt und schwächte.

Der König an den sächsischen Minister Grafen Hennicke zu Dresden

Potsdam, 20. November 1746.

Ich habe aus dessen Antwortschreiben vom 16. dieses ersehen, was Er wegen derer beiden Beschwerden zur Entschuldigung des dortigen unfreundlichen Verfahrens anführen wollen; die Sache mag nun dortigerseits interpretiret werden wie sie will, so werden Sie doch bei Sich Selber erkennen müssen, daß Sie Ihres Ortes den Anfang machen, wiederum allerhand Weitläuftigkeiten und Verdruß von neuem zu erregen. Ich habe hingegen weltbekanntermaßen alles nur mögliche getan, um in guter Freundschaft und Harmonie mit dem Königlich Polnischen und Sächsischen Hofe und Landen zu leben und ein völliges Vertrauen und Verständnis wieder mehr und mehr herzustellen.

Weilen man aber Ihres Orts darauf gar nicht zu reflectiren scheinet und recht mühsam alles anwendet, um kein amiabler Comportement zu haben, so muß ich Mir solches auch endlich gefallen lassen und mich desfalls mehr geschlossen halten.

Ich verlange dahero die 200000 Reichstaler, so Ich bekanntermaßen dorten noch als ein Anlehen zu stehen habe, nunmehro gehörig ausgezahlet zu haben, und werde demnächst weiter in Consideration ziehen, wie weit die mit dem Churhause Sachsen ehemals getroffne Commercienconventionen Meinem eigenen Interesse convenable sind oder nicht, damit auch diese Gelegenheit zu neu ausdenkenden Verdrießlichkeiten aufhören möge; wobei Ich übrigens die Sachen gehen lassen werde, wie sie können . . .

Vor ein Jahr umb diese Zeit war der Herr Hennicke höflicher wie anjetzo; es ist zu beklagen, daß Sie eine so kurze Memorie haben.

Der König an seinen Justizminister von Cocceji

Potsdam, 22. November 1746.

. . . Ich habe Euch Meine Intention dahin bekannt machen wollen, daß, wie ein vor allemal Ich nicht gestatten will noch werde, daß die Meinigen mit den auswärtigen Ministern vielen oder verdächtigen Umgang haben, also Ich hergegen, wenn etwa dumme oder unvernunftige Leute sich über Mein Sujet im Reden vergehen sollten, Ich daraus keine Affaire gemachet wissen will, allermaßen Ich, dergleichen zu ressentieren, zu weit unter Mich halte und, wann sich etwa jemand durch Reden oder Ausdruck über mein Personal vergehen möchte, solches mehr verachtend als strafenswert finde, daferne es nur nicht sonsten Dinge sind, die den Staat selber angehen . . . .

Kabinettschreiben auf eine Beschwerde der Chirurgen

„wegen der denen Scharfrichtern concedirten äußerlichen Curen an Menschen".

Potsdam, 28. November 1746.

. . . Da aber S. M. nicht indistinctement allen Scharfrichtern sondern nur denen habiten solch curiren erlaubt haben, so lassen höchstdieselben es auch dabei fernerhin bewenden: maßen das Publikum in nötigen Fällen Hülfe haben will, und wann die Chirurgi so habil sind, als sie sich in ermeldeter ihrer Vorstellung gerühmet haben, jedermann sich ihnen lieber anvertrauen, als bei einem Scharfrichter in die Cur geben wird; wohingegen aber, wann unter die Chirurgos ignoranten seind, das publikum darum nicht leyden kann, sondern jene sich gefallen lassen müssen, daß sich jemand lieber durch einen Scharfrichter curiren und helfen lasse, als ihnen zu gefallen lahm und ein Krüppel bleiben. Und also sollen sich die Chirurgi nur erst alle recht geschickt machen und habilitiren, so werden die Curen derer Scharfrichter von selbsten und ohne Verbot aufhören.

Der König an den General Otto von Schwerin

Schweidnitz, 9. Dezember 1746.

... Da aber inzwischen verschiedenes vorgefallen, womit Ich, wie Ihr selber erkennen werdet, ohnmöglich zufrieden sein können und Euch deshalb Mein Mißvergnügen zu verstehen geben müssen, Mir jedennoch bekannt ist, daß dergleichen von Euch gethane Versehen nicht aus Mangel an Capacité sondern aus andern Ursachen herrühren, so kann ich nicht umhin, Euch wohlmeinend und in Gnaden zu erinnern, daß Ihr wegen des Trunkes mehrere Acht auf Euch selbst haben und insonderheit hierunter die familiairen Gesellschaften mit den Subaltern-Officiers vor das Künftige gänzlich unterlassen sollet ...

Der König an den Obristlieutenant von Diericke.

Berlin, den 29. Dezember 1746.

Ich habe einige Recruten vor das Pionierregiment hierdurch passiren gesehen, darunter miserables Krop gewesen. Ihr sollet also denen Capitains verweisen, daß sie solch schlecht Zeug zum Regiment bringen wollen, weswegen Ich will, daß ihr Alles, was unter 3 Zoll ist vom Regiment wegschaffen sollet, denn kein Kerl unter 3 Zoll bei demselbigen sein muß.

Der König an den Minister von Podewils

Potsdam, 7. Februar 1747.

... Ich bin erstaunt über die englische Politik. Die Engländer sehen ganz Europa für eine lediglich zum Nutzen Englands geschaffne Staatengemeinschaft an. Niemals gehen sie auf die Interessen andrer ein, sie kennen keine andern Überredungsmittel als ihre Guineen.

Wie kann ein vernünftiger Mensch nach allem, was seit dem Jahre 1744 zwischen uns vorgegangen ist, noch von mir verlangen, daß ich Zuneigung für die Königin von Ungarn empfinde und mich über ein ihr widerfahrnes Glück freue! Wie soll ich ihre Abneigung gegen die Erfüllung der Ab-

machungen des Dresdner Friedens und die Wut vergessen, mit der man sie bei sämtlichen Höfen geschäftig sieht, mir zu schaden! Wer bei mir eine derartige Zuneigung voraussetzt, muß irrsinnig sein: die Freundschaft ist niemals eine Frucht des Hasses, alles muß gegenseitig sein, besonders müssen die Interessen auf irgendeine Weise zusammen stimmen.

Ich sehe täglich, wie in der Politik die Neigung herrscht, gewisse schwer auszurottende Lieblingsvorurteile anzunehmen: die Leute geraten auf methodischem Wege von Voraussetzung zu Voraussetzung in die Irre, wobei die Folgerung häufig ganz richtig wäre, wenn sie nur nicht von irrigen Grundlagen ausginge. So halten sie mich in Wien für einen eingefleischten Feind ihres Hauses, in London gelte ich für unruhiger, ehrgeiziger und reicher, als ich bin, Bestuschew bildet sich ein, ich sei rachsüchtig, und in Versailles glaubt man, daß ich meinen Vorteil vernachlässige. Sie sind sämtlich im Irrtum, das Schlimme ist nur, daß derartige Irrtümer unangenehme Folgen haben können. Unsre Aufgabe ist es demnach, diesen Folgen zuvorzukommen und das gegen mich eingenommene Europa über die Unwahrheit jener Vorurteile aufzuklären.

Der König an den Prinzen von Preußen

August Wilhelm, den Thronfolger

Potsdam, 24. April 1747

Lieber Bruder, ich bin glücklich, daß Sie die Zeit nicht bedauern, die Sie hier zugebracht haben. Ich erwarte nur größere Muße, um Sie in freierer Weise zu sehen als jetzt, und um Sie in alle staatlichen Angelegenheiten einzuführen.

Nach unsrer Verfassung tut der König alles, die andern führen nur, jeder an seiner Stelle, das aus, was in ihren Bereich fällt. Ist also der König nicht auf das genaueste über den Zusammenhang sämtlicher Angelegenheiten unterrichtet, so ist es unmöglich, daß der Staat nicht die übelsten Folgen davon verspürt. Da Sie nun bei einem unerwarteten Ereignis trotz der Ordnung und Übersichtlichkeit der Staats-

verwaltung notwendigerweise den Geschäften ganz fremd gegenüberstehen würden, weil Sie den engen Zusammenhang zwischen den einzelnen Teilen des Dienstes nicht kennen, so wird die Zeit, die Sie Ihrer Orientierung hierüber widmen, vom größten Vorteil für Sie sein können. . .

Der König an den General Otto von Schwerin

Berlin, 27. Mai 1747.

Nachdem ich resolviret habe, daß die Regimenter, sobald solche die Revue passirt sein werden, sich von dem ganz schlechten Zeuge von Menschen, so man bei solchen bisher noch hat dulden müssen, reinigen und also das erzliederliche Zeug, als Diebe und dergleichen, bei Welchen weder Correction noch Strafen mehr etwas helfen wollen, aussuchen und wegjagen sollen. Als befehle ich hierdurch, daß wenn Ihr dergleichen bei dem Baireuthschen Regiment noch befindliches Korps gehörig ausgesucht haben werdet, Ihr veranlassen sollet, daß jedem derselben, bevor sie von dem Regiment weggeschaffet werden, vorne, gegen die Hand zu mit Pulver ein S eingebrannt werden soll, damit dadurch die andern Regimenter gewarnt werden, dergleichen Kerl niemal wieder zu engagiren . . .

Der König an Freiherrn von Pöllnitz

den „hinkenden Satyr", der vier Wochen nach jener grausam satirischen Abschiedsbewilligung (s. S. 159) reumütig bei Hofe erschien und wieder gnädig aufgenommen wurde.

Potsdam 2. 6. 47.

Da ich aus Ihrem Schreiben ersehe, daß Ihnen Ihr schwankender Gesundheitszustand nicht gestattet, mich zu begleiten, so will ich Ihnen erlauben, in Berlin zu bleiben, damit Sie sich erholen. Es scheint mir jedoch, daß Sie regelmäßig unwohl werden, wenn ich von Berlin abreise.

Könnten Sie Ihrer Krankheit nicht sagen, sie möchte warten, bis ich nach Magdeburg gehe?

Der König an den Kommandanten Bornstädt in Minden.

Potsdam, den 3. Julii 1747

Es ist Mir Eure geführte Klage wider den dortigen Fortifications-Zimmermann wohl behändiget; sehe aber nicht ab, was Mich die Sache angehe. Wenn der Kerl versoffen und nichts nutz ist, so könnt Ihr ihn abschaffen, und einen bessern in seine Stelle nehmen, ohne Mich mit solcher Kleinigkeit zu behelligen.

Der König an Herrn von Aschersleben

den pommerschen Kammerdirektor.

Potsdam, 5. Juli 1747.

Es wird Euch das General-Directorium 48 Familien Bauers-Leuthe zusenden, welche auf Meine selbst eigene Veranlassung und Kosten aus dem Zweibrückschen anhero gekommen und sich mit den Ihrigen in Meinen Landen etabliren wollen.

Da in Pommern unter dem Amte Friedrichswalde, wenn alles ausgerohdet worden, gar füglich 40 bis 50 Familien angesetzet werden können; so ist Meine Intention, daß diese Familien allda etabliret und angesetzet werden sollen, als worüber Euch das General-Directorium mit näherer Instruction versehen wird. Ich habe Euch demnach auf sothane Instruction verweisen, hindurch aber Meine ernstliche Willens-Meynung dahin bekannt machen wollen, daß Ihr sogleich alle erforderliche Veranstaltung machen sollet, damit, sobald gedachte Familien in Pommern ankommen, dieselben auf das förderlichste an gedachten Orts placiret und dergestalt angewiesen werden sollen, daß sie sich ihre Acker selbst rohden und im Stande setzen können.

Ich erinnere hierbey alles Ernstes, daß die dortige Kammer nicht, der bisherigen üblen Gewohnheit nach, diese Leute lange warten lassen und mit deren Ansetzung und würklicher Anweisung so lange zaudern oder sie chicaniren soll, bis sie verdrießlich gemachet worden und die Hälfte

davon ſich wiederumb verlaufen haben, vielmehr ſollet Ihr beſtens dahin ſehen, auch dem Kriegsrat Sprenger die Speciale Aufſicht deshalb erteilen, daß dieſe Leuthe guth und baldigſt etabliret werden; woran mir um ſo viel mehr gelegen, als noch eine conſiderable Anzahl ihrer Landsleuth zurück ſeyndt, welche ſich wie dieſe gleichfalls in Meinen Landen etabliren wollen, woferne ſonſten dieſen vorausgeſchickten Leuthen wohl begegnet wird, und dieſelben von ihrem Etabliſſement Zufriedenheit haben. Friedrich.

Der König an Maupertuis

auf die Bitte der Akademie der Wiſſenſchaften, Mittel für eine neue Profſtur zu bewilligen.

Juli 1747.

Der König iſt arm wie eine Kirchenmaus, er gründet eine große Zahl von Bauernanſiedelungen; wenn für dieſe geſorgt ſein wird, wird man an die Aſtronomen denken.

Der König an den Obriſtlieutenant von Dippach

Potsdam, 22. Juli 1747.

. . . daß wenn Ihr die vorhabende Mariage thut, ſo ſehe ich Euer Unglück klar voraus. Denn Eure Liebſte hat nichts und Ihr wenig, alſo wenn Ihr ſie geheirathet haben werdet, ſo wird es Euch an dem Benöthigſten zur Standesmäßigen subsistence fehlen, worauf der beſtändige chagrin nebſt andern böſen suiten mehr nothwendig folgen müſſen . . .

Der König an den Generalleutnant von Rothenburg und den Kämmerer Baron von Schweerts

Charlottenburg, 7. Auguſt 1747.

Ich erſehe aus Eurem Schreiben vom 29. Julii, was Ihr wegen der freien catholiſchen Religionsübung vorgeſtellet und gebeten. Ich weiß aber nicht, was dieſe weiter mit Fug verlangen könnten. Denn das freie Religions-Exercitium haben ſie ja; wegen Beſtellung der Geiſtlichen

aber muß es bei der bisherigen Verfassung bleiben, daß sie zwar dazu die Berlinischen Geistlichen nehmen können, doch niemalen Freiheit haben, einen zu bestellen, der nicht vorher von mir schriftlich confirmiret worden sei.

Der König an Herrn von Aschersleben

den Präsidenten der pommerschen Kammer.

Berlin, 19. August 1747.

Da Ich zu Meinem Mißfallen vernehme, daß die Sache wegen Bewallung und Urbarmachung derer Werder und Bruecher von Stettin an und der Orten längst der Oder sehr schlechten Fortgang hat und ganz schläfrig betrieben wird, so befehle Ich Euch hierdurch, daß Ihr die Sache mit mehrerm Ernst angreifen und Euch nicht durch das Geschrei und Contradictiones derer dortigen Leute turbiren lassen, vielmehr mit solchem Ernste darunter zu Werke gehen sollet, damit diese Sache bald und völlig zu Stande gebracht werde.

Der König an den Konsul Jordan in Bordeaux.

Berlin, 27. August 1747.

In Erwiderung Ihres Briefes vom 12. dieses Monats sage ich Ihnen, daß ich Ihren Entschluß gutheiße, den Einkauf der Rotweine bis nach der Ernte zu verschieben und sie erst gegen den nächsten Frühling hin nach Hamburg zu schicken. Was den spanischen Tabak anlangt, den Sie unter der Adresse des hamburger Konsuls haben abgehen lassen, so brauchen Sie sich nur mit Ihren Jordanschen Verwandten in Beziehung zu setzen und ihnen eine Aufstellung aller Ihrer Auslagen zu machen, die ich Ihnen dann bezahlen werde.

Der König an den Major von Asseburg

Berlin, 16. September 1747.

. . Ich ersehe aus Eurer Verantwortung über Eurer Frauen Klage, was Ihr für Gegenbeschuldigungen und Beschwerden über ihre unanständige und ausschweifende Auf-

führung machet. Es thut mir Euer Ehekreuz recht leid, indessen kann es nicht anders sein, als daß Ihr die Sache ordentlich bei dem Kriegeskonsistorio ausmachen müsset . . .

Der König an den Obristen von Sers

Potsdam, 18. September 1747.

Ich habe zwar dem Lieutenant von Mutschefal die Permission accordiret, wegen seines Schadens am Arm ins warme Bad zu gehen, Ich kann Euch aber dabei nicht bergen, wie Ich gar nicht gerne sehe, daß die Officiers so in die Bäder herumreisen, weil insgemein weiter nichts herauskommt, als daß sie den Dienst negligiren . .

Der König an den Obristen von Natzmer

Potsdam, 18. September 1747.

. . Wie ich es zwar wohl geschehen lassen will, daß der Lieutenant v. Miskowski des Euch anvertrauten Regiments Eure Schwester heirathe, wann aber hiernächst Hunger und Durst zusammen kommt, so werdet Ihr solches Euch selbst zu imputiren haben . . .

Der König an den Prediger der französischen Kolonie zu Berlin

Potsdam, 29. September 1747.

Ich habe Ihre Schreiben, in welchem Sie mich bitten, dem französischen Directorium die augenblickliche Erhöhung Ihres Gehaltes auf den Fuß der den andern Berliner Geistlichen gewährten Summe anzubefehlen, zwar erhalten, muß Ihnen aber sagen, daß Sie besser täten, Ihre Wünsche auf den Himmel zu richten, als Ihr Herz so vollständig mit irdischen Dingen zu erfüllen, was für einen Geistlichen durchaus unpassend ist. Erinnern Sie sich nur daran, daß die Apostel einst barfuß gingen und keine Einnahmen hatten.

Eine Verfügung des Königs

Potsdam, 3. Oktober 1747.

Nachdem Seine Majestät der König die Eingabe der Operntänzerin Auguste vom 30. vorigen Monats erhalten hat, worin dieselbe ihr Gehalt reclamirt, haben Dieselben befohlen, darauf zu antworten, daß Sie Leuten kein Gehalt bezahlen lassen, welche ihren Dienst nicht versehen, sondern nichts thun als hin und her laufen, ohne daß man weiß, was aus ihnen geworden ist.

Der König an den Lieutenant von Plotho

Potsdam, 4. Oktober 1747.

. . . Ich gebe aber nicht zu, daß Officiers sich mit Kaufmanns Töchtern heirathen und also wird von Eurer intendirten Heirath um so weniger was werden, als denen Subalternen solches ohnedem nicht gebühret . . .

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Baireuth

Potsdam, 7. Oktober 1747.

Teuerste Schwester, Sie leihen Ihrer Sorge für meine Gesundheit einen so gewinnenden Ausdruck, daß ich nicht sagen kann, wie dankbar ich Ihnen, teuerste Schwester, dafür bin. Sie wären imstande, mir Liebe zum Leben und eine sehr viel stärkere Neigung, am Leben zu bleiben, einzuflößen, als ich jetzt besitze. Ihre Vermutung war ganz richtig: ich habe von Zeit zu Zeit recht unangenehme Krampf- und Kolik anfälle gehabt. Indes hat mich die Krankheit mit Verachtung gestraft und sich nicht die Mühe gegeben, mich zu bewältigen. Sie schüttelt mich wohl manchmal etwas rauh, dann aber läßt sie mich sitzen.

Augenblicklich haben wir die schönsten Tage von der Welt. Ich wünsche, daß Sie dieses Wetter auf dem Landhause, das Sie augenblicklich bewohnen, ebenfalls genießen mögen.

Unser Breslauer Kardinal[1]) ist tot. Ich bin soeben mit einem neuen Bischof[2]) niedergekommen. Der Papst steht dabei Gevatter, hoffentlich wird er sein Patengeschäft ordentlich machen. . . .

Kabinettschreiben an den Prediger Kröber zu Oranienburg

Potsdam, 19. Oktober 1747.

Nachdem S. M. dem Acciseeinnehmer Carl Ludwig Hasse zu Ruppin auf sein allerunterthänigstes Suppliciren den mit seiner Braut, des Postmeisters Leitzmann zu Oranienburg Tochter, begangenen Liebesfehler in Gnaden verziehen haben, so daß ihm solcher zu keiner Verkleinerung noch Vorwurf gereichen soll, befehlen Höchstdieselben dem Prediger Kröber zu Oranienburg hierdurch in Gnaden, vorbedachte beide Personen daferne sich sonst kein anderes erhebliches Bedenken findet, sonder alle fernere Formalitäten und Umstände sogleich mit einander ehelich zu copuliren.

Der König an Herrn von Löben

den Präsidenten der neumärkischen Kammer

Potsdam, 24. Oktober 1747.

Mit Eurem Berichte vom 20. dieses habe Ich die von Euch eingesandte General-Designation des in der Neumark zu erbauenden Getreides erhalten und zu Meiner Bestremdung daher ersehen, wie in gedachter Provintz nicht einmal so viel Getreide erworben wird, als dieselbe zu ihrer eigenen Konsumtion nötig hat.

Ich will jetzo nicht in Explication gehen, ob nicht die dortige faule und schläfrige Haushaltung des dasigen Land-Mannes eine derer Haupt-Ursachen mit davon sey, sondern Euch jetzo nur so viel sagen, daß Ich hoffe, es werde obermeldeter Mangel durch die jetzige neu zu machende Arrange-

1) von Sinzendorf. 2) Graf Schaffgotsch. Der Papst bestätigte die Wahl des Königs nicht der Form, aber der Sache nach, indem er Schaffgotsch im März des folgenden Jahres durch eine Bulle zum Bischof von Breslau proklamierte.

ments und Besetzung neuer Colonisten großenteils abgeholfen und dem Lande ein Exempel besserer Wirtschaft gegeben werden.

Der König an den Obrist von Natzmer.

Potsdam, den 6. Nov. 1747.

Auf Euer Schreiben vom 31. vorigen Monats, worin Ihr für den Cornet v. Derp wegen seines gemeldeten Schadens umb die Dimission Ansuchung getan, ist Euch hierdurch in Antwort, daß Ihr Mir erst näher und pflichtmäßig berichten sollet, bei was vor Gelegenheit er mit dem Pferde gestürzet, und ob es auch recht wahr, daß er davon so gebrechlich geworden, daß er nicht weiter zu dienen im Stande ist, da Ich vielmehr glaube, daß ihm seine Mariage nur in den Kopf sticht, und er deshalben seine Dimission verlanget und denen atteſten der Regiments Feldscheers nicht viel zu trauen stehet.

Der König an Christiane von Kalckreuth

Potsdam, 28. November 1747.

Ich habe Ihre Eingabe vom 24. dieses Monats betreffs der Heirat erhalten, zu der Sie der Kapitän von Troschke vom Regimente du Moulin gegen Ihren Willen und Ihre Neigung bestimmen will.

Sie haben in betreff dieser Sache nichts zu fürchten, denn ich leide nicht, daß irgend jemand in heiratssachen Zwang erleidet. Sie sollen also in nichts gezwungen werden, sondern im Gegenteil vollkommene Freiheit haben, zu tun, was Ihnen beliebt.

Dem Generallentnant du Moulin habe ich bereits befohlen, in meinem Namen dem Kapitän von Troschke zu eröffnen, daß er Sie völlig in Ruhe lassen und den gegen Sie am Oberamt in Glogau angestrengten Prozeß fallen lassen soll . . .

Der König an den Prediger Schmucker in Wesel.

Potsdam, den 6. Dez. 1747.

Andächtiger lieber Getreuer. Auf Euer Schreiben v. 4 d., worin Ihr Eurem jüngsten Sohne die vacante Oberempfänger Bedienung der Grafschaft Meurs mit dem Charakter als Hofrath zu conferieren gebeten, wird Euch hierdurch in Antwort: daß Ich keine Charakters gebe. Wann Euer Sohn aber zur ambirten employ genügsam Geschicklichkeit hat, so muß er sich deshalb gehöriger Orten melden und daselbst wegen der Bedienung quaestionis seine offerte thun, auch sich wegen seiner capacität gehörig legitimiren. Ich bin Euer gnädiger König.

Der König an die kurmärkische Kammer

Berlin, 16. März 1748.

Ob zwar von Landesherrschaft zu Landesherrschaft verschiedene heilsame Edicte und Verordnungen seit vielen Jahren emanirt sind, und darin befohlen worden, den Flachsbau und das Spinnen nebst Ansetzung mehrerer Leinweber auf dem platten Lande sowohl in unsern[1]) als in den adlichen Dörfern zu befördern, so zeiget dennoch die Erfahrung, daß hierunter bisher wenig geschehen und Ihr so wenig als die Kriegsräte und Beamte dieses dem Lande so nützliche Werk Euch zu Eurem besonderen Augenmerk habet dienen lassen.

Wenn wir nun allergnädigst und ernstlich wollen, daß unsere Regimenter und alle übrigen Einwohner des Landes kein anderes Leinen als inländisches kaufen und brauchen sollen, mithin auch nötig ist, auf den Flachsbau ingleichen auf das Spinnen und Weben mehrere Attention als bisher geschehen, und zwar mit unermüdetem Fleiß zu nehmen; als befehlen wir Euch hiermit nachdrücklich, in allen Ortern und Dörfern die Verfügung zu machen, daß der Flachsbau mit mehrerem Ernst getrieben und die Untertanen zum fleißigen Spinnen mit aller Rigueur angehalten werden. Zu dem

1) gemeint ist das königliche Domänengebiet.

Ende sollen dieselben anstatt des zu zahlenden Spinngeldes gewisse Stücke Garn ins Amt zu liefern angehalten werden, welche der Generalpächter von ihnen anstatt baren Geldes annehmen und solches hiernächst zu Gelde machen kann, wozu ihm bei Vermehrung der Leineweber die Gelegenheit nicht fehlen wird.

Überhaupt müsset Ihr und ein jedes Membrum Eures Collegii die vornehmste Bemühung mit dahin gerichtet sein lassen, auch die Landräte dahin instruiren, daß die Untertanen und ihre Kinder die langen Abende im Herbst und Winter nicht mit Faullenzen zubringen, sondern, wie in anderen Provinzen geschiehet, zum Spinnen und Weben anwenden und dadurch sich etwas schaffen, auch zu mehrerem Fleiß angewöhnet werden mögen, maßen die Faulheit der Churmärkischen Untertanen die einzige Ursache ist, daß dieselben sich in dürftigen Umständen befinden, in Reste sowohl bei den Kriegskassen als bei den Amtspraestandis geraten und sodann immer Vorschuß aus den Magazinen suchen, und, da sie keine Nebenhandthierung treiben wollen, allein auf den Ackerbau sehen, sich blos und allein aus den Scheuern und dem Mehlsack mit den Ihrigen ernähren wollen, auf den Gartenbau nichts achten, woraus doch dieselben den größten Teil des Winters ihren Unterhalt mit nehmen sollten, da sie dann nicht nötig haben würden, aus unserm Amte oder dem Magazin Vorschuß an Getreide zu suchen.

Es fehlt an heilsamen Verordnungen, welchergestalt die Nahrung der Untertanen zu verbessern sei, nicht. Es fehlet aber daran, daß Ihr und die Departementsräte, auch Landräte und Beamte den Untertanen, die nicht industrieux genug sind, gehörige Anleitung dazu geben, welches Ihr Euch kunftig besser, als bishero geschehen, müsset angelegen sein lassen ...

Derjenige Departements- und Landrat, welcher hierunter den meisten Fleiß erweisen wird, hat zu gewarten, daß auf dessen Avancement und Belohnung vor allen andern reflektirt werden soll.

Der Konig an seinen Minister von Ammon im Haag

27. April 1748.

Ich habe Ihre Depesche vom 19. dieses Monats erhalten. Wenn die Franzosen fortfahren, so bedeutende Fortschritte zu machen wie bisher, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie bald bis nach Nimwegen vordringen werden. Und nehmen sie erst Maastricht ein, so werden sie dadurch unfehlbar große Bestürzung in Holland hervorrufen.

Tritt dieser Fall ein, so werden Sie Agenten in den großen Städten Hollands anstellen, das heißt in Amsterdam, Rotterdam, Leyden und andern, und sie anweisen, ihr möglichstes zu tun, um große Kaufherren, reiche Leute mit bedeutenden Barmitteln sowie geschickte Fabrikanten aus den gedachten Staaten zur Uebersiedlung nach meinen Staaten zu veranlassen. . . .

Der König an den Kammerpräsidenten von Gröben

Berlin, 18. Mai 1748.

Ich bin auf die Idee gekommen, ob es nicht zur Verbesserung unserer hiesigen Land-Wolle gereichen könnte, wenn Ich von denen Spanischen Schaaf-Böcken welche anhero kommen ließe, um damit die hiesigen Schaafe belegen zu lassen; da Ich nun zu dem Ende den Kaufleuten Splittgerber und Daum aufgegeben habe, einige dergleichen Schaaf-Böcke aus Spanien anhero bringen zu lassen, und diese Mir dann gemeldet haben, daß von solchen 5 Stück alhier angekommen; So ist mein Wille, daß Ihr selbige von gedachtem Splittgerber abfordern lassen und sie alsdann in Meinen Amtern, so in denen Kreysen belegen, worin die feineste und beste Wolle fället, verteilen sollet, um die Probe zu haben, ob auf solche Art unsere Wolle noch besser und feiner herausgebracht werden könne. Ihr sollet aber zugleich dahin sehen, daß diejenige Beamten, welchen Ihr gedachte Böcke hin gebet, auch ordentlich darunter verfahren und nicht darunter negli-

gent zu Werke gehen, sondern alle gehörige attention haben, damit Wir von dem Succeß der Proben, und ob solches reussire oder nicht, versichert seyn können.

Der König an seinen Minister von Voß in Leipzig

Potsdam, 18. Mai 1748.

Ich kann mir keine Vorstellung von einem Grafen von Sinzendorff machen, der nach Ihrer Depesche vom 11. dieses Monats reich genug an barem Gelde wäre, um dem Hofe, an dem Sie beglaubigt sind, zwei Millionen Taler zu leihen. Ich bin also begierig darauf, ihn durch Sie kennen zu lernen und näheres über seine Person zu erfahren. Ich meinerseits denke, daß es ein willkürlich erfundnes Gerücht ist. Übrigens ist es mir gleichgültig, ob die Sachsen Bankerott machen oder nicht, wenn sie nur meine Untertanen bezahlen. Das ist eines der Artikel des Dresdner Friedens, auf dessen Ausführung ich unter keiner Bedingung von der Welt verzichten werde, und auf dessen Erfüllung Sie demgemäß energisch und unerschütterlich bestehen werden.

Der König an das Generaldirektorium

Randbemerkungen des Königs zu der „Neuen Instruktion" vom [illegible] Mai 1748

Dahr ich bedacht bin, das landt in allen Stücken zu soulagiren und aufzuhelfen, So weis ich, das eins der Dinge So zu hart, seint die grausamen Dinste, so Sie thun Müsen wohrbei nichts als ihr verderb heraus komt, also Sol in jede provintz und jeden Creis So wohl ambts, State als adliche Dörfer dahin gesehen werden, ob man es nicht So einrichten konte, das der Bauer die Woche 3 tage, höchstens 4 dinte. Dießes wirdt was geschrei geben, alleine vohr den gemeinen Mann ist es fast nicht auszustehen, wan er 6 tage oder 6 die woche dinen Sol; und in Meine Ämter befehle ich, das Sich die Kamern Sollen angelegen Seindt laßen, die Wüsten huwen zu besetzen, theils mit, das die Neuen bauren ihre Dinste den Alten mit zum besten kommen, und

Sol denen olten sorohrt durch eine Erliche repartition mas nachgelaßen werden . . .

. . . Nota: es ist nicht genung, die Stäte zu kennen, sondern es mus noch vohr ihre aufnahme gesorget werden, und Mus die Industrie von denen presidenten darauf gerichtet Seindt, dieser Stat ihren bihrhandel aufzuhelfen, der andern dieße oder jene Manifactur zu Etabliren. und auf die bürger ihre Lebensart zu Sehen, das Sie guht Wirtschaften, daß die außgaben bei denen Cämereien ordentlich angesetzet und zu der Stadt besten angewandt werden, noch darüber, das Sie Ehrliche und brawe burgemeisters haben, die Jhnen guht vohr Stehen, und der Stat aufnahme durch keiner art pregraviret werde.

. . . . Wen Sie fleisich arbeiten, So können sie ihre arbeit des morgens in Curenten Sachen in 3 Stunden verrichten; wenn Sie Sich aber Historien vertzehlen, tzeitungen lesen, So ist der ganze Tag nicht lang genung.

. . . . NB. Sie Sollen nicht durch Particularia ihre tzeit Mit wunderliche Disputen zubringen, und Wan Sie sich nicht in 6 Minuten vergleichen können, so Sol Sofort Relatio at Regem gemacht werden.

. . . . Wan Sich die Domainen Camern unterstehen, Neüe anlagen zu Machen, So Mit des Königs eigne handt nicht legitimiret seindt, es sei mit Contributiones, wie es vor diesen die Rentey einnehmer gemacht haben, So Sol der President mit Infamér Cassassion damit bestrafet werden, ist er von adel. Degradiret und auf Seine Lebetage in der Carre.

. . . 3 comersien Sindt. Das eine, Schiket man wahren wek und krigt geldt davohr. 2. Holet Man fremde wahren und Setzet sie anderwers ab, Transitus. 3. verwekselet man seine wahren gegen andere, So man Nohtwendig gebraucht. Dise Seint alle 3 guht. das 1te ist das best. das 2te mus auf den Polnischen Debit Stark reflectiret werden, und das 3te genohmen, wan man es nicht beßer krigen kan. Unser handel rouliret auf Korn, holtz und allerhandt wollene wahren, dieses mus auf alle weiße protegiret werden. Das

Meiste geldt, was außer landes gehet, ist vohr wein, brandt wein und ßuker und Seidene wahren; in denen provintzien kan der wein höger Impostiret werden, damit das bihr höhern abgang hat; rafinerie von ßuker wird angelegt werden, und Mit denen Seidenen wahren ist der anfang gemacht, nuhr recommandire vohr allen Dingen das general Directorium diese Etablissemens zu protegihren und darauf zu Sehen, das die fremde wahren verbohten werden, So baldt wier Solche entbehren können. Den Handel So viel möglich über stetin zu ßihen. Den transitus nicht zu hoch zu Imposiren und diejenige Kaufleüte, So großhandels anfangen, auf alle art zu protegiren und behülflich zu Seindt.

Der König an seinen Gesandten Le Chambrier zu Paris

Eigenhändige Nachschrift zu einem Kabinettsbefehl, der den Bau einer protestantischen Gesandtschaftskapelle in Paris ablehnt.

20. August 1748.

Mein lieber Chambrier, Werden Sie nicht so sehr ungehalten gegen mich. Der Teufel ist nicht so schwarz, als man ihn in Genf malt. Erinnern Sie sich daran, daß, wenn der falsche Eifer das Erbteil des Fanatismus ist, die Mäßigung dasjenige wahrer Christen ist.

Der König an den General Otto von Schwerin

Schweidnitz, 13. September 1748.

. . Ich will auch in dessen Stelle den Fahnjunker v. T. zum Fähnrich agreiren, in der Hoffnung daß es ein gesetzter Mensch und bereits von den Jahren sein wird, daß er Bart habe und so sei, wie ich die Officiers bei der Cavallerie haben will, sintemalen Ihr schon verschiedene Subaltern-Officiers bei dem Baireuthschen Reglement habt, so den Kinderjahren noch sehr nahe sind, und denen es gar nicht kleiden will, bartige Kerls zu commandiren, noch sich als Officiers von der Cavallerie zu zeigen . . .

Der König an den Großkanzler von Cocceji

Potsdam, 8. November 1748.

Ich habe bekanntermaßen in Preußen in allen Meinen Ämtern das vorhin üblich gewesene unmenschliche tractiren derer Untertanen und deren Bestraffung durch postroniren und dergleichen barbarische Strafen mehr gänzlich abgeschaffet; dieweilen Ich aber vielfältig angemerket habe, daß die Edelleuthe und Gerichts-Obrigkeiten in Preußen diesem guten Exempel keinesweges gefolget seynd, sondern vielmehr nach als vorhin ihre Untertanen, wann sie etwas verbrochen, mit solchen starken und barbarischen Strafen belegen lassen, daß selbige dadurch um ihre Gesundheit kommen oder Landläufer zu werden gezwungen worden seynd; So habe Ich resolviret, aus landesherrlicher Macht und Gewalt dergleichen Unwesen nicht länger zu gestatten, und zwar gedachte Edelleuthe und Gerichts-Obrigkeiten ihren Gerichts- und Frohnzwang nicht gänzlich zu nehmen, wohl aber solchen dergestalt zu fassen, wie sich unter gesitteten Völkern gebühret. . . .

Potsdam, 23. Mai 1749.

Es hat Mir zu besonders gnädigem Gefallen gereichet, daß Ihr Mir in Eurem Berichte vom 20. dieses sowohl den Ersten Teil des Projects zu einem allgemeinen Landrechte in allen Meinen Landen als auch den Plan die Reforme der Justiz betreffend einsenden wollen. Mein einziger Wunsch hierbei ist dieser, daß der Höchste Euch Eure Jahre und Kräfte noch auf viele Jahre fristen wolle, damit dieses große und wichtige und der ganzen Welt fast ohnumgänglich angeschienene Werk sich vollenkommen consolidiren und unter Eurer so zu sagen als deßinteressirten Direction gänzlich gründen möge. Ich erkenne gar wohl, was vor unendliche Mühe, Schwierigkeit und Arbeit es Euch kostet, umb diese Sache in dem Stande zu bringen, wie es darunter Meine landesväterliche Absicht ist und wie es das wahre Wohl und Wehe Meiner sämtlichen getreuen Untertanen erfordert; Meine Erkenntlichkeit aber wird auch dannenhero gegen Euch nie aufhören. . . . .

Kabinettschreiben an das Generaldirektorium

Potsdam, den 7. Juli 1749.

Seine Königliche Majestät in Preußen u. s. w. haben auf Dero General-Direktorii Vorstellung vom 28. letzt abgewichenen Monats allergnädigst resolviret, daß des Berlinschen Schutzjuden Abraham Levi Sohn, Namens Meyer Abraham, welcher sich mit des Schutzjuden zu Königsberg in Preußen, Hartig Jakobs Tochter, Namens Sara, ehelich versprochen, weilen beyde ein Vermogen von mehr als 10000 Reichsthaler zusammen bringen, das gebetene Privilegium sich in Berlin ansetzen zu dürfen, haben soll, jedoch mit dem Bedinge, daß gedachter Jude Meyer Abraham vor dieses neue Privilegium, außer den gewöhnlichen juribus[1]), noch besonders 600 Thaler an den General Major Grafen von Schmettau zu Berlin zahlen soll . . . .

Der König an seinen Minister von Voß in Leipzig

Potsdam, 6. Juli 1749.

Ihr Bericht vom 1. dieses Monats klärt mich vollständig darüber auf, daß die Finanzwirtschaft da, wo Sie sind, vollständig teuflisch sein muß. Die Schulden des sächsischen Hofes wachsen von Tag zu Tag betrachtlich, während der Premierminister[2]) fortwahrend sein Vermogen vergrößert und sich einen großen Guterkomplex in Polen erwirbt, um sich für gewisse Falle eine gute Zuflucht offen zu halten.

Sollten inzwischen die sächsischen Stande dem Hofe, an dem Sie beglaubigt sind, neue Summen bewilligen, so mussen Sie versuchen, davon Nutzen zu ziehen und die Sache so drehen, daß meine Untertanen, die noch an die Steuer Forderungen haben, wenn es irgend menschenmöglich ist, bei der nächsten Leipziger Messe befriedigt werden und dann ihr Geld bekommen konnen.

1) Es gab ordentliche und außerordentliche Schutzjuden. Die ordentlichen vererbten ihren Schutz auf ein Kind, falls dasselbe 1000 Thaler bar besaß; die außerordentlich genossen den Schutz nur persönlich.

2) Graf Brühl, 1746—1763 sächsischer Premierminister, erblitterter Gegner des Königs, bekannt durch seinen Luxus, seine Kunstsammlungen und Schlösser.

Der König an die Kurmärkische Kammer

Berlin, 15. Juli 1749.

Dieweil bishero verschiedene Beamte die Bauern mit Stockschlägen übel tractiret haben, Wir aber dergleichen Tyrannei gegen die Untertanen durchaus nicht gestatten wollen, so wollen Wir, daß, wenn forthin einem bewiesen werden kann, daß er einen Bauern mit dem Stock geschlagen habe, ersterer sodann deshalb alsofort und ohne einige Gnade auf sechs Jahr zur Vestung gebracht werden soll, wenn auch schon der gleiche Beamte der beste Bezahler war und seine Pacht pränumerirte.

Ihr habt demnach dieses denen Beamten gehörig zu insinuiren und bekannt zu machen, auch wenn forthin der Fall eintreten sollte, daß ein Beamter einen Untertan geschlagen, alsdann vor letzteren wider den Beamten Partie zu nehmen.

Der König an den Generalleutnant von Bonin.

Potsdam, den 12. July 1749.

Da der Commandant zu Spandau, Obristleutnant von Kleist, einen dortigen Festungsgefangenen, Namens Curti, welchem wegen eines ehemals bei des hochseligen Königs Regiment gemachte Desertions-Complotts, Nase und Ohren abgeschnitten, und ewiger Vestungs-Arrest zuerkannt worden, nachdem Ich selbigen begnadiget habe, auf den nach Magdeburg gehenden Holz- oder Salzschiffen, mit da hin schicken und an dortige Garnison abliefern lassen wird; So befehle Ich hierdurch, daß, wann gedachter Curti zu Magdeburg ankommen wird, Ihr denselben durch einen Profos oder Gerichtsvogt von da weiter nach Halberstadt bringen und an das dasige Dominikaner-Closter abliefern lassen sollet, als welches sich erboten hat, ihn darin auf- und anzunehmen, und ihn darinnen lebenslang den nötigen Unterhalt zu geben.

Der König an den Minister von Bismarck

Potsdam, den 12. July 1749.

Bey den in beikommendem Memorial angeführten Umständen, da zwei Eheleute zu Berlin nicht allein beide das Band der Ehe getrennt zu sehen wünschen sondern auch die Frau davon noch einmal so alt als der Mann ist, und folglich wohl schwerlich ein gutes Vernehmen zwischen ihnen zu hoffen So will Ich, das selbige nun ohne sonder viel Weitläufigkeiten geschieden werden sollen.

Kabinettschreiben an das Generaldirektorium

Potsdam, 12. August 1749.

Nachdem S. K. M. bei verschiedenen Gelegenheiten angemerket haben, wie daß dadurch die Anzahl derer Landesuntertanen und Einwohner nicht wenig verringert worden, wann bisher verschiedene von Adel, auch Stifter und Kloster aus Privatinteresse Bauern- und Kossäthenhöfe[1]) bei ihren Gütern eingehen lassen und die dazu gehörig gewesenen Äcker und Wiesen zu ihrer eigenen Wirtschaft oder ihren Vorwerkern zuschlagen oder auch gar neue Vorwerker davon anzulegen, Höchstdieselbe aber dergleichen der wahren Landeswohlfahrt schlechterdings entgegenstehendes Unternehmen nicht weiter gestattet wissen wollen, als befehlen Sie Dero General-Directorio hierdurch in Gnaden, mit dem fordersamsten ein umständliches Edict, so auf alle und jede Dero Provinzien gerichtet sein soll, zu entwerfen und zu Höchstderselben Approbation einzusenden, nach welchem allen und jeden Dero Vasallen, auch Stiftern, Kirchen und Klostern bei namhafter Strafe verboten werden soll, daß keiner von denenselben von nun an sich unterstehen müsse, jemalen einen Bauern- und Kossätenhof eingehen zu lassen und die Äcker und Wiesen davon zu ihren eignen Gütern und Vorwerkern zu schlagen noch neue Vorwerker daraus zu machen, vielmehr dahin sehen sollen, damit die Bauer- und Kossätenhöfe jedesmal mit be-

1) Kossäten = Hintersassen, die nur zu einem Viertel Eigentümer ihres Bauernhofes sind

sondern sämtlichen besetzet und in der Qualität, worin sie sich befinden, unterhalten werden müssen, als worauf die Landräte insonderheit mit Acht haben und davor responsable sein sollen. Wornach dann das General-Directorium sich allerunterthänigst zu achten und alles deshalb erforderlich sonder Zeitverlust wohl zu besorgen hat.

Der König an den Minister von Danckelmann

Berlin, 23. Januar 1750.

Da unter alle den Geschäften, mit welchen Ich Mich zur Aufnahme Meiner hiesigen Lande und um die Nahrung derer Untertanen zu verbessern bemühe, eines mit der hauptsächlichsten ist, daß die Kultur der Maulbeer-Bäume und mithin des Seyden-Baues mehr und mehr befordert, auch auf dem platten Lande im Gange gebracht werden möge; So habe Ich zwar gehoffet, daß die Geistlichkeit auf dem Lande, insonderheit an denen Orthen, woselbst denen vorhin schon gemachten Anordnungen gemäß die Kirchhöfe pp. mit Maulbeer-Bäumen besetzet werden müssen, den wahren Nutzen von dieser Sache zu ihrem eigenen Besten und profit einsehen und sich die Beförderung des Seyden-Baues, welchen sie gar leichtlich und allenfalls durch ihre Frauens und Kinder unterhalten können, angelegen seyn lassen würde. Ich komme aber zu Meiner Befremdung in Erfahrung, wie an den mehresten Orthen die Prediger sowohl als Schulmeister auf dem Lande sehr weit davon entfernt gewesen und aus Faulheit lieber gar keinen Gebrauch von den Blattern der auf den Kirchhöfen vorhandnen vielen Maulbeer-Baume machen, als sie zu ihrem eigenen Gewinn und besserer Subsistence zu dem Seyden-Bau appliciren wollen. Damit aber diese Leuthe hierunter vor das künftige auf bessere Gedanken gebracht und die Cultur der Maulbeer-Bäume, auch der Seyden-Bau mehr als bisher befordert werden möge, um so mehr als solches nicht nur zu ihrem eigenen Besten ist, sondern ihnen auch zu ihrer Recreation und Gemuts-Ergötzlichkeit dienen kann, ohne sie von ihren andern Amtsgeschäften im

geringsten zu distrahiren, So sollet Ihr mit dem fordersamsten die Verfügung tun, damit in denen Amtsdorfern, so ohngefähr auf 8 bis 10 Meilen um Berlin herum gelegen, und in welchen schon wirklich Maulbeer-Bäume auf denen Kirchhofen befindlich seynd, entweder der Prediger oder aber der Schulmeister sich den Seyden-Bau angelegen seyn lassen und sich deshalb Seyden-Wurmer anschaffen und von der eigentlichen Arth, wie solcher Seyden-Bau zu tractiren, gehorig informiren müssen, als wozu dieselbe hier genugsahme Gelegenheit finden, auch bereits gedruckte Anweisungen haben . . . .

Kabinettschreiben an von der Leyen in Krefeld

Potsdam, den 10. Februar 1750

Seine Konigliche Majestät in Preußen lassen dem Sammt Fabrikanten von der Leyen und Consorten zu Crefeld auf ihre allerunterthanigste Vorstellung vom 5 des Monats, den Debit ihrer Sammte nach Preußen betreffend, hierdurch zur allergnädigsten Resolution ertheilen, wie Sie höchst triftige Ursachen gehabt haben, warum Sie den einlandischen Debit des Sammets in Preußen lediglich auf die Berlin- und Potsdamsche Fabriken verlegen wollen. Und da höchstdieselben aus eben solchen Ursachen überhaupt von dem Verbote aller in nur erwahnten Fabriken nicht fabricirter Sammete zur innerlichen Consumtion in denen Provintzien diesseit der Weser nicht abgehen konnen, so mussen auch die Supplicanten sich darunter beruhigen, und hingegen darauf bedacht sein, wie sie ihre fabrizirte Sammete in dortigen Gegenden und ausserhalb Landes ablesen und vertreiben konnen, alwozu es ihnen an Gelegenheit nicht fehlen wird, wenn sie sich deshalb nur gehorige Mühe geben und von denen gegenwärtigen ganz favorablen Conjuncturen zu profitiren suchen werden.

Der König an den Obristen von Wartenberg

Potsdam, 1 Mai 1750

. . so kann ich doch die vor den Rittmeister von Bandemer gesuchte Permission zur heirath mit einer Witwe

von Koschenbar nicht ertheilen, indem es vor die Husarenregimenter sich gar nicht schicket, daß alle Officiers Weiber haben . . .

Der König an den Markgrafen von Schwedt

Potsdam, 12. Maji 1750.

Euer Liebden werden aus dem copeylichen Einschluße mit mehreren ersehen, was der Rat und gesammte Bürgerschaft zu Bahn wegen verschiedner mit Dero Kammer zu Schwedt seit vielen Jahren geführter und bis hierher nicht zu Ende gebrachter Processe bei Mir immediate allerunterthänigst vorgestellet und gebeten hat; Wenn nun Euer Liebden leicht erachten können, daß Meine Geduld durch die wider Dero Person und Bediente täglich fortdauernde Klagen ganz ermüdet ist, also will Ich dieselben hierdurch anderweit und zum letztenmale wohlmeinend erinnern, daß Sie denen Beschwerden so vieler Leute doch endlich abhelfen, und dadurch sowohl sich selbst als diese in Ruhe setzen, Mich aber zugleich von dem täglichen Überlauf befreien wollen, gestalt, wenn dieses nicht bald folget, Ich Mich werde gezwungen sehen, zu gänzlicher Steurung dieses Unwesens Euer Liebden von Dero Gütern und Untertanen auf beständig zu entfernen und daneben solche Veranlassungen zu machen, welche Ihnen gewiß nicht angenehm sein, und die Sie hernachmals zu redressiren sich vergeblich bemühen werden. . . .

Der König an den Minister von Danckelmann

Potsdam, 24. Juni 1750.

Es ist bishero in Meinen teutschen Landen bekannter Maßen der Gebrauch gewesen, daß in dem öffentlichen allgemeinen Kirchengebete vor den römischen Kaiser unter andern mit gebetet worden. Da solches aus einem alten übel verstandenen Gebrauch hergekommen und dergestalt bis zu jetzigen Zeiten observiret worden, Ich aber solche Ceremonie nach sich sehr geänderten Umständen und nach der jetzigen Verfassung des Reichs nicht allerdings mehr convenable finde und dahero

gerne sehen möchte, daß diese, obgleich an sich indifferente, dennoch dem gemeinen Volke ein und andere falsche Impressions machende Formalité in Meinen teutschen Provinzien nach und nach und sonder allen Eclat in das Vergessen geraten und abgestellet werden könnte, so habe Ich Euch Meine Intention desfalls dahin zu erkennen geben wollen, wie es Mir zu gnädigem Gefallen gegen Euch gereichen wird, wann Ihr unter der Hand und ohne daß solches einigen Eclat verursachen und Mein Name und Autorité dabei gebrauchet werden müsse, [es] dahin richten können werdet, damit wenigstens zuerst in Meinen diesseits der Weser belegenen Provinzien und nachher so weiter in denen Kirchen des platten Landes, auch demnächst in denen kleinen Städten die Vorbitte vor den römischen Kaiser in dem allgemeinen Kirchengebete weggelassen werden müsse, und zwar dergestalt, daß solches nicht geschiehet, als ob es befehlsweise wäre, sondern gleichsam als ob es die Geistlichen vergessen oder vor sich unterlassen hätten, damit auf solche Maße das gemeine Volk von solcher Formel abgewöhnet und solches demnächst und im Verfolg der Zeit auch in denen großen und Hauptstädten unterlassen werden könne. . . .

Der König an seinen Minister von Cagnony in Madrid

der alte Schuldforderungen geltend zu machen und einen Handelsvertrag [illegible] hatte

Potsdam, 8. August 1750

Ich habe Ihre in der Depesche vom 15. vorigen Monats enthaltene Nachricht in betreff der vorläufigen Antwort, zu der Sie Herrn von Carvajal veranlaßt haben, sehr sonderbar gefunden. Der Brief, den er erwartet, gibt mir zu denken. Da es jedoch nötig ist, daß Sie mit den Leuten Geduld haben, um zu sehen, worauf die ganze Sache hinaus kommt, so will ich Ihnen inzwischen zu Ihrer Nachachtung mitteilen, daß Sie, falls es überhaupt zu Verhandlungen kommt, Ihre ganze Geschicklichkeit und Gewandtheit dazu benützen müssen, daß die Eingangszölle auf schlesische Leinwand auf den Fuß

der meistbegünstigten Länder herabgesetzt werden, ohne jedoch dabei, wie Sie genau zu beachten haben, ein bestimmtes Land namhaft zu machen. Sehen Sie, trotz aller von Ihnen anzuwendenden Mittel, keine Aussicht, dieses Ziel zu erreichen, so will ich mich mit einer Herabsetzung des Zolles auf die Hälfte oder mehr begnügen. Da ich wohl weiß, daß die Leute, mit denen Sie zu tun haben, ihre Grillen haben, so verlasse ich mich auf Ihre Geschicklichkeit und Klugheit, um die Sachen je nach den Umständen weiter zu treiben oder nicht ...

Ich vernehme, daß in Madrid ein junger Mann von dreißig Jahren, namens Manzoli, von Geburt Italiener, mit einer sehr schönen Sopranstimme ist, der ein guter Musiker sein und vortrefflich singen soll. Ich höre, daß er für ein Jahr in Spanien engagiert ist, um Herrn Farinelli als ersten Sänger zu ersetzen. Ich wünsche von Ihnen zu wissen, ob Farinelli ihn lobt, ob seine Stimme schön ist, ob er gut Adagio und Allegro singt, gute und regelmäßige Lebensart hat, und man ihn für mich engagieren könnte ..

Neiße, 14. September 1750

Ich habe Ihre Depesche vom 17. August erhalten. Da ich die unanständige Art, mit der Herr Carvajal Sie behandelt, nicht ohne Entrüstung mit ansehen kann, und er Sie nur zum besten haben zu wollen scheint, ich außerdem nichts Gutes von einer Antwort erwarten kann, auf die der Minister Sie nun schon so lange Zeit unter den nichtigsten Vorwänden warten läßt, so halte ich es für gut, Sie dahin zu instruieren, daß Sie, falls Sie zu der Zeit, wo Ihnen diese meine Order zugeht, noch keine genügende Antwort erhalten haben, den spanischen Hof verlassen und ohne Verzug abreisen. Ebenso haben Sie dabei in Gemäßheit meiner frühern Befehle vor Ihrer Abreise den spanischen Ministern in würdiger Weise und passenden, aber energischen Ausdrücken zu erklären, daß ich allen Grund habe, außerordentlich unzufrieden zu sein ebensowohl mit der unziemlichen Weise, in der man Sie behandelt, als mit der geringen Beachtung, die man meinen freundschaftlichen Vorschlägen geschenkt hat. Trotz der geringen

Aufmerksamkeit, die man meinen gerechten Forderungen gewidmet hat, würde ich niemals auf meine wohlbegründeten und zu Recht bestehenden Ansprüche verzichten, protestiere vielmehr in aller Form gegen ihre Nichtbeachtung und würde sie zu gelegner Zeit und bei eintretender Gelegenheit in ihrer ganzen Ausdehnung geltend machen. . . .

Kabinettschreiben an das Generaldirektorium

Potsdam, 23. September 1750.

Da Se. Königl. Maj. aus einem von Dero Obristlieutenant von Balby pflichtmäßig erstatteten Bericht, wovon hierbei ein Extract erfolget, zu Dero höchstem Befremden ersehen müssen, in was erbarmens- und mitleidenswürdigen Umständen diejenigen Colonisten, so in der Gegend des neuen Canals der Oder und anderen Orten untergebracht werden sollen, inzwischen aber zur Arbeit bei gedachtem Canal angesetzet worden, sich anjetzo befinden, und wie schlecht sowohl selbige gesorget worden, so können höchstdieselbe nicht umhin Dero Generaldirectorio hierdurch Derosselben äußerstes Mißfallen darüber zu bezeigen und denselben nachdrücklichst zu verweisen, daß solches so wenige Attention in einer Sache bezeiget, worunter Sr. Königl. Maj. Gloire versiret, und welcherwegen Sie so öfters declariret haben, daß Ihro besonders daran gelegen und daß Selbige nichts mehr wünschen, als Dero Lande und Provintzen mit neuen Einwohnern zu vermehren.

Sie befehlen demnebero auch Dero Generaldirectorio hierdurch, von der großen Unachsamkeit hierunter sich ernstlich aufzumuntern und, wie höchstdieselbe so öfters bereden in Sachen, so Dero Interesse und Dienst betreffen, mehrere Vigilance zu haben, mithin sich nicht zu begnügen etwa ein Rescript an die Cammer ergehen zu lassen, sondern sich selbst darum zu bekümmern, ob auch solchem nachgelebet wird und welchergestalt Sr. Königl. Maj. Willensmeinung ein genüge geschiehet.

Der König an den Großkanzler von Cocceji

Berlin, 29. December 1750.

Wellen ich anmerke, wie es noch beständig continuirt, daß Güter von alten adlichen Familien, und die dabei von Importance sind, von Personen bürgerlichen Standes angekauft und acquirirt werden, ich aber vor bedenklich und meinem Dienst vor nachtheilig finde, daß die Anzahl der alten adlichen Familien dadurch beträchtlich verringert werde; Als habet Ihr auf ein convenables Mittel zu denken, wodurch dergleichen Abus auf eine convenable Weise Ziel und Maß gesetzt werden konne, sonder daß dadurch allerhand unnotige éclats gemacht werden. Wie dann vorerst die Sache dahinn zu fassen sein wird, daß nämlich diejenigen Landguter, welche jetzo schon in bürgerlichen handen sind, zwar darin bleiben und vor das Kunftige an Personen bürgerlichen Standes wiederum verkauft werden konnen, dahergegen fernerhin schlechterdings keine Guter, so den hiesigen adlichen Familien zuständig sind, verkauft werden müssen, dafern ich nicht etwa aus ganz besondern vorkommenden Ursachen meinen expressen Consens dazu erteile.

Dreimal, zuletzt 1743, hatte der französische Dichterphilosoph Voltaire den König besucht, der ihn gerne ganz an sich gezogen hatte. Aber erst 1749 nach dem Tode seiner Geliebten, der Marquise du Châtelet, trat Voltaire den dringenden Einladungen des Königs näher. Zunächst aber rechnete er dem sparsamen Könige vor, daß er die Reise mit weniger als 4000 Taler nicht unternehmen könnte; da er über soviel im Augenblick nicht verfügte, erbate er sich den Betrag als Vorschuß. Der König verstand ihn und schickte seiner „Danae", wie er Voltaire in einem Gedicht nannte — „einer sehr alten Danae" spottete dieser selbst — die goldene Bedingung. Die Eitelkeit des Dichters beschleunigte seine Entscheidung: in Versen, die bald zu Voltaires Kenntnis kamen, hatte der König einen von ihm unterstützten, jungen französischen Dichterling, d'Arnaud, Voltaires Schützling, zum Wetteifer mit Voltaire aufgefordert und ihn als aufgehende Sonne begrüßt. „Ich will ihn lehren, sich auf die Leute zu verstehen," sagte Voltaire. Am 10. Juli 1750 traf der sechsundfünfzigjährige Dichterphilosoph in Potsdam ein, nachdem Ludwig XV. keinen Versuch gemacht hatte, ihn für Frankreich zu erhalten. Der König

gewahrte ihm 5000 Taler jährlichen Ehrensoldes, freie Tafel, Wohnung, Equipage, den Verdienstorden und den Titel eines Kammerherrn.

Voltaire an den Herzog von Richelieu

Sommer 1750.

. . . Ich komme in Potsdam an, die großen blauen Augen des Königs, sein holdseliges Lächeln, seine Sirenenstimme, seine fünf Schlachten, sein ausgesprochenes Gefallen an der Zurückgezogenheit und an der Arbeit, an Versen und an Prosa, endlich Freundlichkeiten um den Kopf schwindeln zu lassen, eine entzückende Unterhaltungsgabe, Freiheit, im Verkehr volles Vergessen der Majestät, die Aufmerksamkeit, die schon von Seiten eines Privatmannes bestricken würde, das alles hat mir den Verstand verrückt: ich ergebe mich ihm aus Leidenschaft, aus Verblendung und ohne zu vernünfteln . . .

Voltaire an Argental

Potsdam, Ende Juli 1750.

. . . Endlich bin ich an diesem ehemals gar wilden Orte, der jetzt durch die Künste nicht minder verschönt als durch den Ruhm geadelt ist. 150000 siegreiche Soldaten, keine Prokuratoren, Oper und Schauspiel, Philosophie und Poesie, ein Held, der zugleich Philosoph und Dichter ist, Größe und Anmut, Grenadiere und Musen, Kriegstrompeten und Geigen, platonische Gastmahle und Gesellschaft und Freiheit. Wer sollte es glauben? Und doch ist alles ganz wahr.

Voltaire an seine Nichte

Oktober 1750

. . Mein Geschäft ist, nicht zu tun. Ich genieße meiner Muße. Eine Stunde des Tages widme ich dem König, um seine Werke in Prosa und Versen ein wenig abzurunden; ich bin sein Grammatiker, nicht sein Kammerherr. Den Rest des Tages habe ich für mich, und der Abend schließt mit einem angenehmen Souper

In Berlin, in Potsdam, in Sanssouci, stets wohnt Voltaire ganz nahe den königlichen Gemachern. Abends nahm er an der königlichen Tafel teil, die durch den Geist der Unterhaltung schon damals berühmt war: „an keinem Orte der Welt sprach man so frei über alle Arten des menschlichen Aberglaubens; nirgends wurden sie mit so viel Spott und Verurteilung behandelt als bei den Soupers des Königs von Preußen. Gott wurde re spektiert, alle diejenigen, die in seinem Namen die Menschen betrogen hatten, nicht geschont."

Ein Besuch der Markgräfin von Bayreuth entfaltete grade in Voltaires erster Zeit das höfische Leben zu voller Pracht. Ein Fest folgte dem andern. „Man sollte glauben, daß man hier nur im Vergnügen lebte." Viel bewundert, trug Voltaire selber zur Verfeinerung der Festlichkeiten bei. Mit Prinzen und Prinzessinnen, die das Französische ohne den geringsten Akzent sprachen veranstaltete er Theateraufführungen, auch eigener Stücke, in denen er selber als Schauspieler zu glanzen liebte.

Aber bevor das Jahr zu Ende gegangen war, befand Voltaire sich in einer peinlichen und unwürdigen Lage. Nicht nur daß ihn, wie er schreibt, in dem katzenartigen Witzspiele der königlichen Gesellschaftsabende immer wieder die Wolfratze ihrer te. Nicht nur Eindrücke und Stimmungen, aus denen heraus er im November seiner Nichte nach Paris schrieb: „Man weiß also in Paris, daß wir in Potsdam den Tod Cäsars gespielt haben, daß der Prinz Heinrich und sehr liebenswürdig ist, daß es hier Vergnügen gibt? All das ist wahr; aber . . . Die Soupers des Königs sind köstlich, Vernunft, Geist, Freiheit herrschen dabei; aber aber . . . Mein Leben ist frei und beschäftigt. Oper und Schauspiel, studieren und vorlesen; aber, aber . . Berlin ist groß artig und besser angelegt als Paris, Paläste und Theater freundliche Königinnen, liebenswürdige Prinzessinnen, reizende Hoffräulein; aber, aber . . . Mein liebes Kind, das Wetter wird nach gerade etwas kalt."

Der Dichter war in schmutzige Wuchergeschäfte geraten aus denen sich ein peinlicher Prozeß entwickelte. Nach dem zehnten Artikel des Dresdener Friedens mußten sächsische Steuerkassenscheine, deren Wert beträchtlich gesunken war, in Sachsen aus den Händen preußischer Untertanen zum vollen Wert angenommen werden; die Spekulation mit diesen Scheinen aber hatte der König ausdrücklich verboten. Gleichwohl beauftragte Voltaire den Berliner Schutzjuden Hirschel, für ihn in Dresden sächsische Steuerscheine aufzukaufen. Er händigte ihm zu diesem Zweck einen Wechsel über 40000 Franken ein. Der König erfuhr davon und veranlaßte Voltaire, der den Sachverhalt ganz anders darzustellen versuchte, den Auftrag zurückzunehmen. Der Jude gab

den Wechsel nicht zurück, da entwickelte sich ein Rechtsstreit, der den Berlinern den ergiebigsten Gesprächsstoff bot und den König aufs äußerste verdroß. Lessing, der als zweiundzwanzigjähriger Student für Voltaire dessen Eingaben an den Gerichtshof ins Deutsche übersetzte, urteilte über den schmutzigen Handel

Und kurz und gut den Grund zu fassen,
warum die List
dem Juden nicht gelungen ist,
so fällt die Antwort ungefähr:
Herr V. war ein größrer Schelm als er.

Der König an Voltaire

Potsdam, 21. Februar 1751

Ich habe mich sehr darüber gefreut, Sie bei mir aufnehmen zu können. Ich schätzte Ihren Geist, Ihre Gaben und Ihre Kenntnisse und mußte annehmen, daß ein Mann von Ihrem Alter genug literarische Streitigkeiten gehabt haben würde und zu mir komme, um sich in einen ruhigen Hafen zu flüchten.

Aber zuerst verlangten Sie in recht sonderbarer Weise von mir, ich solle Freron[1] nicht damit beauftragen, mir Neuigkeiten zu schreiben. Ich war schwach oder gefällig genug, Ihre Bitte zu gewähren, obschon es Ihnen nicht zustand, Bestimmungen darüber zu treffen, wen ich in meinen Dienst nehmen sollte.

Sie haben den russischen Gesandten besucht und sich mit ihm über Fragen unterhalten, die Sie nicht angehen, und zwar in einer Weise, die den Glauben erweckte, als hätte ich Ihnen Aufträge erteilt.

Außerdem haben Sie die niederträchtigste Geschichte von der Welt mit dem Juden gehabt. In der ganzen Stadt haben Sie den größten Lärm darüber verursacht.

Die Sache mit den Steuerscheinen ist so bekannt in Sachsen, daß ich die bittersten Beschwerden darüber entgegennehmen mußte.

Bis zu Ihrer Ankunft habe ich in meinem ganzen Staate Frieden

[1] Französischer Schriftsteller, Gegner Voltaires.

gehabt und muß Ihnen mitteilen, daß Sie sehr an den Unrechten gekommen sind, wenn Sie die Leidenschaft haben, Ränke und Intrigen zu spinnen. Friedliebende und ruhige Menschen sind mir angenehm, das heißt Leute, die in ihrem Benehmen ohne die heftigen Leidenschaften der Tragödien auskommen. Können Sie sich dazu entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich mich lebhaft freuen, Sie zu sehen, überlassen Sie sich aber wiederum allen Ihren ungezügelten Leidenschaften, und wollen Sie von neuem mit der ganzen Welt Streit anfangen, so wird es mir nicht angenehm sein, Sie hierher kommen zu sehen: Sie können dann ebensogut in Berlin bleiben.

Potsdam, 28. Februar 1751.

Wenn Sie herkommen wollen, so können Sie es tun. Ich höre hier von keinem Prozeß sprechen, auch nicht von dem Ihrigen. Da Sie ihn gewonnen haben, so wünsche ich Ihnen Glück dazu und freue mich, daß diese häßliche Sache zu Ende ist.

Ich hoffe, Sie werden keine weiteren Streitigkeiten mit dem Alten oder dem Neuen Testament haben. Derartige Dinge hinterlassen ihre Flecken; selbst mit den Gaben des geistreichsten Mannes von Frankreich würden Sie einen Makel nicht zudecken können, den ein derartiges Benehmen auf die Dauer Ihrem Rufe aufdrücken mußte. . . .

Der König an den französischen Gesandten Earl von Tyrconnel in Berlin

Potsdam, 3. April 1751.

Mylord, ich bin Ihnen sehr dankbar für den Ausdruck Ihres Vertrauens und Ihrer Aufmerksamkeit bei Gelegenheit des Wunsches, den Ihnen Herr von Broglie, Brigadier in der Armee des Königs, Ihres Gebieters, und zweiter Sohn des Marschalls dieses Namens, ausgesprochen hat, mir zur Zeit der Truppenbesichtigungen seine Aufwartung zu machen.

Halten Sie sich davon überzeugt, daß er mir, wie jeder Franzose, der an meinen Hof kommt, stets angenehm sein wird, und versichern Sie ihm meinem Wunsche gemäß, daß ich seinen verstorbnen Vater niemals gehaßt habe, sowie daß, wenn wir einmal nicht derselben Ansicht gewesen sind, ich keine Bitterkeit gegen ihn und noch weniger gegen die Seinigen bewahrt habe . . .

Ich bin nicht wie der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, der die Sünden der Väter straft bis ins vierte Glied. Auch habe ich mich nicht über Herrn von Broglie zu beklagen gehabt, sondern nur bedauern müssen, daß ihn ein Schlagfluß der Kräfte beraubt hatte, die man braucht, um eine Armee zu kommandieren, ebenso wie ich Frankreich bedauert habe, dessen Angelegenheiten er schlecht besorgt hat. Was den jungen Herrn von Broglie anlangt, so genügt es, daß er Franzose ist, um hier gut aufgenommen zu werden.

Der König an den Jesuiten Dehaban in Breslau

Berlin, 23. Mai 1751.

Ich habe Ihren Brief vom 14. d. M. richtig erhalten. Ich bin vollkommen zufrieden mit dem Berichte, den Sie mir über die Fortschritte des jungen schlesischen Adels in den Wissenschaften und schönen Künsten erstatten. Ich sehe mit Vergnügen den Eifer, mit dem sich diese Jugend die Kenntnisse zu erwerben sucht, die so wichtig sind für Leute von Stand und die sie zugleich zu nützlichen Bürgern und liebenswürdigen Menschen machen. Sie können sogar hinzufügen, daß der Geschmack an den Wissenschaften und Künsten dazu dient, die Menschen glücklich zu machen. Welche Leere empfindet man in der Tat in seinem Leben ohne die Neigung zur Arbeit und ohne das Talent, seine Arbeiten dem Vaterlande und der Gesellschaft nutzbringend zu machen? Das ist eine Erwägung, die Sie Ihren jungen Schülern nicht eindringlich genug machen können, und sie muß sie dahin bringen, immer mehr Nutzen aus Ihren Bemühungen zu ziehen.

Aus der Instruktion für den Major von Borcke, den Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, Neffen des Königs.

Potsdam, 24. September 1751.

. . . . Wenn er einige Jahre älter sein wird, wird man ihm einen kurzen Überblick über die Meinungen der Philosophen und die verschiednen Religionen geben können, ohne ihm Haß gegen eine von ihnen einzuflößen, indem man ihm zeigt, daß sie alle Gott anbeten, nur auf verschiedenen Wegen. Es ist nicht nötig, daß er zu große Hochschätzung vor dem Priester hat, der ihn unterrichtet, vielmehr muß er nur das glauben, was er geprüft hat.

Ich komme damit auf die katholische Religion. Sie ist ziemlich verbreitet in Schlesien, in den Herzogtümern von Cleve und anderswo. Wenn dieses Kind fanatischer Calvinist würde, so wäre alles verloren. Es ist daher sogar sehr nötig, den Prediger zu verhindern, in seinem frommen Eifer Beleidigungen gegen die Papisten auszusprechen. Auf der andern Seite aber muß der Erzieher seinen Schüler in richtiger Weise merken lassen, daß nichts gefährlicher ist, als wenn die Katholiken die Oberhand in einem Lande haben, sowohl mit Rücksicht auf ihre Verfolgungen als auf den Ehrgeiz des Papstes, und daß ein protestantischer Fürst weit mehr Herr in seinem Lande ist als ein katholischer Fürst.

Der König an den Generalleutnant Grafen Hacke und den Geheimen Rat Kircheisen

Potsdam, 22. September 1751.

Da Ihr, der Geheime Rat Kircheisen, bey Erstattung Eures Berichts vom 14. dieses Mir angezeiget habet, daß unter denen zu Berlin jetzo befindlichen Zimmer- und Mauer-Gesellen sich 247 fremde Zimmer-Gesellen, so aus und ein wandern, und bey dem Mauer-Gewerke 294 fremde Gesellen, so ab und zu reisen, befindlich seyn; so will Ich zuförderst annoch von Euch wissen, ob gedachte Gesellen nicht von denen sogenandten Voigtländern sind, welche zu Sommers-Zeiten kommen, um zu arbeiten, gegen die Winterszeit aber wiederum

nach ihrer Heymat reysen, und alda das durch ihre Arbeit verdiente Geld zu verzehren.

Dieweil aber hierunter ein dem Lande allerdings schädlicher abus vorgehet, da gedachte Leuthe ein betragliches Geldt aus dem Lande ziehen und auswärtig verzehren; So habe Ich Euch Meine Gedanken deshalb dahin eröffnen wollen, daß Ihr wohl examiniren und überlegen sollet, ob es nicht fuglich angehet, daß man kunftiges Jahr darauf arbeiten konne, diese Leuthe dahin zu disponiren, damit sich selbe, so wie Ich hier zu Potsdam bereits einen guten Anfang davon gemacht habe, im Lande etablirten und vor dem Tore zu Berlin mit hausern und Gärten angesetzet werden konnten.

Nach Meiner idée würde der Platz vor dem hamburger Tore in der Gegend, wo jetzo der Galgen stehet (als welcher letzterer auf dem Wege nach Ruppin hin am Walle transportiret werden könnte), zu solchem etablissement fur diese Leuthe am convenablesten seyn; welcher Platz zuvor ordentlich aufgenommen und in Quartiere und Straßen eingeteilet werden müßte, allwo alsdann jeder derer selben mit einem kleinen hause angesetzet und ihm ein ziemlich geraumiger Garthen Fled nebst etwa einem Stück Landes (so wie es hier geschehen) angesetzet werden konnten, da sie, wann ihre Mauer- und Zimmer Arbeit vorben, im Winter leben und sich überdem durch Spinnen und dergleichen Arbeit ganz reichlich ernehren konnten, und zwar dieses um so mehr, als Meine Intention ist, daß solche quartier alsdann nicht mit unter die Reihe gezogen werden, sondern davon ganz frey bleiben soll.

Der König an den Kammerherrn von Ammon in Paris

Potsdam, 21. September 1751

Ihr Bericht vom 9. d. M. ist eingegangen. Ich ersehe daraus, daß Sie seit einiger Zeit sehr übler Laune sind. Diese kommt fast in all Ihren Berichten der letzten Zeit zum Vorschein. Ich möchte Ihnen indessen doch raten, mehr

Nachsicht nicht allzu sehr zu mißbrauchen und Ihre schlechte Laune zu bezähmen . . .

Unterlassen Sie es also, mich noch weiter mit Ihrer Übelnehmerei oder mit Ihrer geschwächten Gesundheit zu unterhalten, und geben Sie sich vielmehr ernstlich Mühe, den Auftrag, dessentwegen allein ich Sie nach Frankreich geschickt habe, zu gutem Ende zu bringen. Denn es ist mir, das wiederhole ich Ihnen, niemals in den Sinn gekommen, Sie dort als meinen Minister zu belassen.

Ich erwarte lediglich Ihre Berichte in betreff des Abschlusses des Handelsvertrages: alles andre können Sie sich sparen.

Potsdam, 28. September 1751.

. Was die Tonnengelder anlangt, so genügt es, wenn meine handeltreibenden Untertanen ebenso behandelt werden wie die Bürger der Hansestädte in Ansehung der Befreiung ihrer Schiffe von der fraglichen Steuer. Die entsprechenden Steuern sind bei uns sehr mäßig, so daß ein Schiff von 240 Tonnen nur ungefähr neun Reichstaler zu erlegen hat.

In betreff der andern, sonst von Ihnen erwähnten Punkte müssen Sie sich an die allgemeinen, Ihnen in meinen frühern Erlassen erteilten Grundsätze und Regeln halten oder sich deshalb direkt an das Departement der auswärtigen Angelegenheiten wenden, da es mir unmöglich ist, auf alle diese Einzelheiten selbst einzugehen.

Übrigens werden Ihnen mit der nächsten Post die Proben der in Berlin fabrizierten Wollstoffe zugehen, die Herr Trudaine verlangt hat, und zwar so zeitig, daß sie in Ihren Händen sind, ehe Sie Ihre Besprechung mit dem fraglichen Herrn haben.

Es ist nicht meine Schuld, wenn Sie sich Dinge in den Kopf gesetzt haben, die mir niemals eingefallen sind. Ich habe Ihnen nicht den leisesten Anlaß gegeben, sich einzubilden, daß ich Ihnen den Posten meines Ministers anweisen würde, falls er zur Erledigung kommen sollte. Richteten Sie Ihr Augenmerk darauf, so müßten Sie sich darüber aus meinem

Munde vor Ihrer Abreise aus Berlin Aufklärung verschaffen. Dann hätte ich Ihnen gleich die Gründe dargelegt, weshalb die Sache durchaus unmöglich war, und würde Ihnen gesagt haben, daß Sie nicht daran denken dürfen. Sie sollten doch endlich selbst bei Ihrer jetzigen Kenntnis des französischen Hofes begreifen, eine wie große Rolle dort die Geburt spielt, und daß es für Sie stets unmöglich sein würde, dieselbe Stellung wie Lord Marischal einzunehmen, dessen Geburt eben sehr wesentlich von der Ihrigen verschieden ist.

Werden Sie also wieder vernünftig und langweilen Sie mich nicht weiter mit Ihren unbegründeten, unnützen und auf die Dauer unerträglichen Klagen. . . .

An Herrn von Aschersleben

den pommerschen Kammerpräsidenten.

Berlin, 18. Januar 1752.

. . . Was endlich den letztern Punct Eures Promemoria angehet, daß nämlich denen von Adel die Freiheit gegeben werden sollte, in Handelsstädten Comptoirs vor sich anzulegen, so gehet solches gar nicht an, indem einesteils wenig oder gar keine von Adel sich damit einlassen, anderenteils aber solches denenselben um so weniger conveniren würde, als sie dadurch von dem métier d'honneur abgezogen werden und vielleicht verschiedene von ihnen der Handelschaft mehr als dem ihnen anständigen Kriegeswesen obliegen wurden.

Der König an den Gesandten von Klinggraffen in Wien

Berlin, 22. Januar 1752.

Es ist schon länger als ein Jahr her, seit man unter verschiedner Benennung und durch Vermittlung Bergamaskischer und Mailänder Kaufleute eine erhebliche Summe falschen Geldes hierher geschickt hat. Sie besteht aus in Chur aus sehr schlechtem Materiale nachgeprägten Groschen. Sie sollen hier unvermerkt unter das Publikum gebracht und zusammen mit andern fremden Münzen in meinen Landen in

den Verkehr eingeschmuggelt werden, wodurch mein Untertanen und unser Handel, wie es nicht anders sein konnte, erheblich gelitten hat.

Durch diesen ersten Erfolg ermutigt, wagte man es im Februar und März des vergangnen Jahres zum zweitenmal, und zwar mit einer sehr viel beträchtlichern Summe als das erstemal. Diesmal handelte es sich um achttausend Taler desselben falschen Geldes. Es ging in sechs Kisten hier ein. Es war von dem Bankier Sonzogno an einen hiesigen Kaufmann namens Meurer adressiert und sollte auf Anordnung des Herrn Tanzi in Mailand dem Abbé, Grafen von Puebla, Bruder des gleichnamigen österreichischen Ministers an meinem Hofe, ausgefolget werden.

Der Abbé hatte sich durch den Schutz, den er diesem falschen Gelde und seiner heimlichen Verbreitung angedeihen ließ, bereits verdächtig gemacht. Zuletzt wurde Bedenken getragen, von der Sache Lärm zu machen, und zwar mit Rücksicht auf seinen Bruder, den Minister Ihrer Kaiserlichen Majestäten an meinem Hofe, dessen kluges und vorsichtiges Benehmen stets meinen Beifall gehabt hat. Da jedoch in der Folge neue und zwar sehr wohlbegründete Verdachtsgründe gegen den Abbé zum Vorschein kamen, und er einen zweiten Versuch machte, die erwähnten Geldkisten an sich zu nehmen, so erteilte ich Befehl, sie auf dem Packhofe, wie es Rechtens ist, zu konfiszieren, um ihre betrügerische und schädliche Verbreitung zu verhindern.

Selbstverständlich mußte mich das ungehörige Interesse des Abbé an dem so streng verbotenen und gefährlichen Handel mit falschem Gelde gegen ihn einnehmen und mich dazu bringen, die nötigen Maßregeln zu treffen, dem Vorkommen ähnlicher Unzuträglichkeiten in meinen Staaten und meiner Hauptstadt vorzubeugen. Ich konnte deshalb nicht umhin, dem Grafen von Puebla, wenn auch nur vertraulich und in den freundschaftlichsten und gemäßigtsten Ausdrucken sowie ohne irgendwelchen Lärm und Aufsehen mitteilen zu lassen, wie sehr ich Grund hatte, mit dem unbedachten Benehmen seines Bruders in dieser Angelegenheit unzufrieden

zu sein, daß ich jedoch aus Rücksicht auf meine hohe Achtung vor seiner Person kein Aufsehen machen wolle und es ihm überlasse, seinen Bruder, den Abbé, unter irgendeinem passenden Vorwande und in einer Weise, die im Publikum auch nicht im geringsten den Glauben erwecken könne, daß man unzufrieden mit ihm sei, von hier zu entfernen.

Dies hat der Minister Graf von Puebla soeben getan. Sein Bruder hat sich in der vergangnen Woche bei mir und meiner Familie in durchaus anständiger Weise verabschiedet und ist unter dem Vorwande nach Wien abgereist, daß er schon längst die Absicht gehabt habe, Mailand zu besuchen, wo er eine Dompräbende hat, und dann nach Rom zu gehen, um dort bekannt zu werden und für seine Karriere als Würdenträger der römischen Kirche zu sorgen. . . .

Der König an den Prinzen von Preußen

Potsdam, März 1752.

Ach, lieber Bruder, ist man einmal tot, so entsteht erst recht die Frage, ob man leben konnte. Der arme Lord Tyrconnel hätte, wenn er dazu imstande gewesen wäre, die ihn sezierenden Ärzte ausgelacht, von denen der eine mit seiner Leber und der andre mit seiner Lunge beschäftigt war, und die all die Albernheiten losließen, die die Fakultät bei solchen Gelegenheiten ausspricht.

Was mich betrifft, so habe ich es verboten, mich nach dem Tode zu öffnen. Es ist genug, wenn man bei Lebzeiten den Leuten Stoff zu Witzeleien gibt, und es ist zu viel, mit seiner Milz, seiner Leber und seiner Lunge nach dem Tode Komödie spielen zu lassen.

Mein Reisen hat mir nicht viel genützt. Jeden Abend leide ich an Kolik, und in der Nacht ist es noch schlimmer. Ich bessere ein altes Bauwerk aus, das im Begriffe ist, zusammenzufallen: während ich mit dem Dache beschäftigt bin, fängt das Fundament an, nachzugeben.

Sie, lieber Bruder, sind voll von Jugendkraft, gesund, frisch und stark: genießen Sie also das Leben, das für Sie

nur Reize hat. Sie können Blumen pflücken, für mich bleiben die Dornen. Doch das brauche ich Ihnen nicht zu sagen, Sie wissen es selbst. Ich begnüge mich also damit, hinzuzufügen, daß niemand größern Anteil an Ihnen nimmt als ich, und daß Ihnen kein Glück begegnen kann, über das ich mich nicht ebenso freue als Sie selbst . . .

Potsdam, 7. Juli 1752.

Mein lieber Bruder, Sie sehen, man kann nicht alles tun, was man will. Unsichtbare Fesseln, die man Rücksichtnahme, Klugheit oder Vorsicht nennt, halten uns in jedem Augenblicke fest. Da ich annehme, daß Sie gänzlich von Ihrem Reisefieber[1]) geheilt sind, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen einige von meinen guten Kirschen zu übersenden. Sie fanden im vorigen Jahre Ihren Beifall.

Pöllnitz hat mir von allen Heinrichsfesten[2]) erzählt, mit Ausnahme von dem bei der Königin-Witwe, das mitzumachen er nicht leichtsinnig genug war. Ich kam mir bei diesen schönen Beschreibungen so bäuerisch vor, daß ich, wenn ich das nächstemal nach Berlin komme, einen Tanzlehrer und einen jungen französischen Marquis anzunehmen gedenke, um die Lebensart der großen Welt zu lernen. . . .

Der König an den Geheimen Finanzrat Faesch

Potsdam, 11. August 1752.

Da Ich aus Eurem Berichte vom 9ten dieses ersehen habe, wie Ihr der Meynung seyd, daß außer denen wenigen von Euch angeführten an sich gantz guten und nötigen Fabriquen, wir keine weiteren Fabriquen in hiesigen Landen sonderlich mehr von nöten hätten: So kann Ich Euch nicht verhalten, wie Ich daraus urteilen muß, daß Ihr die Euch zugesandte Extracte und Balances, so die Kammern von denen

1) Der Prinz hatte seine Schwester Ulrike, die den Kronprinzen von Schweden geheiratet hatte, besuchen wollen. Der König untersagte ihm die Reise, weil man dieser eine politische Bedeutung beilegen würde.

2) Prinz Heinrich hatte mit der Prinzessin Wilhelmine von Hessen-Kassel Hochzeit gehalten.

aus- und eingegangenen Waaren eingeschicket haben, sehr superficiellement durchgesehen und examiniret haben müsset: Allermaßen, wenn Ihr die darin befindliche rubrique von eingegangenen Waaren aus fremden Landen mit attention angesehen hättet, so würdet Ihr aus dem Detail derjenigen, so darin specificiret seyn, leicht gefunden haben, wie noch sehr viele Sachen seynd, die wir bis dato von Auswärtigen nehmen müssen und davon wir uns von ihnen passiren könnten, wann wir davon zum teil eigne Fabriquen im Lande etablirten, zum teil aber die davon schon angefangene noch mehr verstärkten. . . .

Aus dem politischen Testamente des Königs

Sommer 1752

Es ist die erste Pflicht eines Bürgers, seinem Vaterlande zu dienen; diese Pflicht habe ich in allen verschiedenen Lagen meines Lebens zu erfüllen versucht. Mit dem höchsten Amte betraut habe ich die Gelegenheit und die Mittel gehabt, mich meinen Mitbürgern nützlich zu machen. Meine Liebe zu ihnen läßt mich wünschen, ihnen auch noch nach meinen Tode einigen Dienst zu erweisen. Ich bin nicht so unerfahren, zu glauben, mein Verhalten könnte denen, die meine Stelle einnehmen werden, als Regel dienen; ich weiß, daß der Augenblick des Todes den Menschen und seine Pläne vernichtet, und daß alles in der Welt den Gesetzen des Wandels unterworfen ist. Ich habe bei der Abfassung dieses Testaments keine andre Absicht als die, der Nachwelt mitzuteilen, was ich durch Erfahrung in meiner Eigenschaft als Steuermann gelernt habe, der die stürmischen Bahnen des politischen Meeres kennt. Ich unternehme es, meinen Nachfolgern die Klippen zu zeigen, die sie zu vermeiden haben, und die Häfen, in denen sie Zuflucht finden können. Auf kleine Einzelheiten gehe ich nicht ein, ich behandle alle Dinge nur im großen, weil ich überzeugt bin, daß die, die selbst das Steuerruder des Staates führen werden, mich zur Genüge verstehen werden.

. . . In diesem Staate hat man weder Parteiungen noch Emporungen zu fürchten; man muß daher bei der Regierung nur Milde walten lassen und nur vor einigen verschuldeten oder unzufriednen Edelleuten oder vor einigen Domherren oder Mönchen in Schlesien auf der Hut sein; es fällt ihnen nicht ein, sich offen zu erklären, vielmehr beschränken sie ihre bösen Machenschaften darauf, unsern Feinden als Spione zu dienen. Nur bei wenigen Gelegenheiten muß man Strenge anwenden. Ich bin bisher so glücklich gewesen, daß ich mehr Veranlassung hatte, mich darüber zu beklagen, daß es mir an Belohnungen für Leute fehlte, die sie verdienen, als darüber, daß es mir an Gefängnissen fehlte, die Schuldigen einzusperren.

. . . Ein Gegenstand der Politik ist für den Souverän dieses Staates die Erhaltung des Adels; denn welche Veränderungen auch immer eintreten mögen, es wird vielleicht einen reicheren, aber niemals einen tapferern und treuerern Adel geben. Damit sie sich in ihrem Besitze erhalten, ist es nötig, die Bürgerlichen zu verhindern, adlige Güter zu erwerben und sie zu veranlassen, ihr Kapital in den Handel zu stecken, so daß, wenn ein Adliger gezwungen ist, sein Landgut zu verkaufen, sich nur Edelleute finden, die es kaufen. Es ist auch nötig, den Adel zu verhindern, auswärts Dienste zu nehmen; man muß ihm Korpsgeist und Nationalsinn einflößen: Daran habe ich gearbeitet und habe mir im Verlaufe des ersten Krieges alle mögliche Mühe gegeben, um den Namen „Preußen" zur Geltung zu bringen und alle Offiziere zu lehren, daß sie alle, aus welcher Provinz sie auch stammen, als Preußen gewertet würden, und daß daher alle Provinzen, so weit sie auch voneinander getrennt seien, zusammen einen Körper ausmachen. Es gehört sich so, daß der Adel in erster Linie dem Vaterlande vor jeder andern Macht seine Dienste widme. . . .

Katholiken, Lutheraner, Reformierte und Juden und zahlreiche andere christliche Sekten wohnen in diesem Staate und leben in Frieden: Wenn der Herrscher, von schlecht angebrachtem Eifer getrieben, sich einfallen ließe, sich für eine

dieser Religionen zu erklären, so würden sich erst Parteien bilden, Streitigkeiten entstehen, allmählich Verfolgungen anfangen, und schließlich würde die verfolgte Religion das Vaterland verlassen, und Tausende von Untertanen würden unsere Nachbarn durch ihre Zahl und ihren Gewerbefleiß bereichern.

Eine große Zahl von Katholiken gibt es in Schlesien; man läßt ihnen die freie Ausübung ihrer Religion, aber um zu verhindern, daß die Klöster durch ihr Zölibat die Hoffnungen der Familien begraben, ist es verboten, vor dem Alter der Großjährigkeit Mönch oder Nonne zu werden.

Im übrigen lasse ich den Geistlichen alle Freiheit und die Rechte, die ihnen zustehen. Die Weltgeistlichen sind sehr wackere Leute, die Mönche neigen mehr zum Hause Österreich, deswegen lasse ich sie fünfundvierzig Prozent von ihren Einkünften an den Staat zahlen, damit sie doch zu etwas gut sind. Die Jesuiten, die gefährlichste Art von allen Mönchen dieses Bekenntnisses, sind in Schlesien ganz besonders fanatische Anhänger des Hauses Österreich; um einen Altar dem andern entgegenzustellen, ließ ich französische gelehrte Jesuiten kommen, die den schlesischen Adel unterrichten. Durch die Feindseligkeit, die zwischen diesen französischen und den deutschen Mönchen herrscht, hindere ich sie Intrigen anzuzetteln, zu denen sie im Interesse des Hauses Österreich fähig wären. Die Kanoniker des Domes, die von fanatischer Parteilichkeit für die Königin erfüllt sind, haben mich veranlaßt, ein Auge darauf zu haben, daß alle frei gewordenen Stellen nur mit friedlichen Untertanen besetzt werden. Ich bin in gewisser Hinsicht der Papst der Lutheraner und der Kirchenfürst der Reformierten, ich ernenne die Priester und verlange von ihnen nur gute Sitten und Milde, ich erteile Dispense in Ehesachen und bin in dieser Hinsicht sehr nachsichtig, da die Ehe doch im Grunde nur ein bürgerlicher Vertrag ist, der gelöst werden kann, sobald beide Teile ihre Einwilligung dazu geben. Außer Bruder und Schwester, Mutter und Sohn, Tochter und Vater lasse ich alle ohne Schwierigkeiten nach Wunsch heiraten; denn es gibt in diesen Verbindungen nichts Schlechtes.

Die andern christlichen Sekten sind hier alle geduldet, man schließt dem ersten, der einen Bürgerkrieg entfachen will, den Mund, und man macht die Meinungen der Neuerer lächerlich, wie sie es verdienen. Ich bin neutral zwischen Rom und Genf. Wenn Rom nach Genf übergreifen will, verfährt es übel. Wenn Genf Rom unterdrücken will, wird Genf verurteilt. Auf diese Weise kann ich den Religionshaß vermindern, indem ich allen Teilen Mäßigung predige, und ich suche sie zu einigen, indem ich sie darauf hinweise, daß sie alle Mitbürger sind, und daß man einen Menschen, der ein rotes Gewand trägt, ebenso lieb haben kann, wie einen andern, der ein graues trägt. Ich versuche, gute Freundschaft mit dem Papste zu halten, um dadurch die Katholiken zu gewinnen und ihnen verständlich zu machen, daß die Politik der Fürsten dieselbe ist, so verschieden auch der Name der Religionen ist, zu denen sie sich bekennen. Indessen rate ich der Nachwelt, dem katholischen Klerus nicht zu trauen, wenn man nicht authentische Beweise seiner Treue hat. . .

Der königliche Akademiedirektor Maupertuis, einst Voltaires Freund und zeitweiliger Hausgenosse und von ihm an den König empfohlen, glaubt ein physikalisches Gesetz entdeckt zu haben, wonach die Natur sich für jede Bewegung mit einem möglichst geringen Kraftaufwand begnüge. Dagegen behauptet Samuel König im Haag, daß schon Leibniz (1646—1716) dieses Gesetz gefunden habe, ohne indessen wie Maupertuis übereilte Folgerungen daraus zu ziehen. Er stützt sich auf einen ihm vorliegenden Brief Leibnizens. Die Akademie unter Maupertuis erklärt diesen Brief, nachdem sie zweimal dessen Vorlage verlangt hatte, für gefälscht. König, auswärtiges Mitglied der Akademie, tritt aus dieser aus und veröffentlicht einen „Appell an das Publikum". Voltaire läßt anonym einen „Brief eines Berlin Akademikers an einen Pariser" erscheinen, worin er Maupertuis des geistigen Diebstahles bezichtigt und die Akademie lächerlich macht. Er schließt damit, daß mehrere Mitglieder aus der von Herrn Maupertuis tyrannisierten Akademie austreten würden, wenn sie nicht die Ungnade des Königs fürchteten. Der König greift durch ein anonymes Flugblatt in den Streit ein und setzt sich damit nach seinem eigenen Urteil denselben Unannehmlichkeiten aus, wie der Vorübergehende, der zwei Raufende zu trennen versucht. Nun läßt Voltaire unter dem Titel „Diatribe du Docteur Akakia, médecin du pape" in Berlin anonym

eine Schmähschrift gegen Maupertuis erscheinen, um diesen der völligen Lächerlichkeit preizugeben. Zunächst leugnet er die Verfasserschaft, wird aber vom Könige überführt, muß Besserung geloben, die ganze Auflage der Schmähschrift wird vernichtet. Heimtückisch aber und in krankhaft gesteigertem Haß gegen Maupertuis läßt Voltaire das Pamphlet in Dresden neu erscheinen. Auf Befehl des Königs wird diese neue Ausgabe in Berlin vom Henker öffentlich verbrannt. Am Neujahrstage schickt Voltaire den Kammerherrnschlüssel und den Orden zurück mit den Versen:

Beglückt, als Du sie mir gespendet,
geb ich sie nun mit Schmerz zurück,
so wie ein Liebender im düstren Augenblick
der Liebsten Bild ihr wiedersendet.

Sein Entschluß nach Frankreich zurückzukehren steht fest, seine Gelder hatte er schon dorthin in Sicherheit gebracht. Nach einer scheinbaren Aussöhnung, die ihm die zurückgegebenen königlichen Gnadenzeichen wiederbrachte, nimmt er Urlaub zu einer Badekur in Plombières. Aber kaum auf der Reise, schon in Leipzig verlangt Voltaire in einem von Bosheiten strotzenden Briefe, aus der Liste der Akademiemitglieder gestrichen zu werden. Da beanspruchte der König, überzeugt, daß Voltaire sein Versprechen, im Herbst zurückzukehren, nicht halten würde, die endgültige Abgabe des Kammerherrnschlüssels, des Ordens und eines unter dem Titel „Oeuvres du philosophe de Sans-souci" in Sanssouci in ganz wenigen Exemplaren für die vertrautesten Freunde gedruckten Buches, Gedichte des Königs enthaltend. Voltaire soll das Verlangte auf der Durchreise durch Frankfurt am Main dem dortigen Residenten des Königs, von Freytag, aushändigen. Die „Oeuvres" sind nicht zur Stelle, und bis zu ihrer Herbeischaffung unterzieht sich Voltaire einem mehrwöchentlichen Hausarrest in seinem Quartier. Das ungeschickte Benehmen Freytags bringt ihn schließlich dahin, einen Fluchtversuch zu machen, worauf er in strenge Haft genommen wird. Der König, unzufrieden mit der „brutalen Exaktheit" seines Residenten, befiehlt sofortige Freilassung, die sich aber sehr verzögert, da der König sich gerade auf einer Reise in Königsberg befindet. Aus Rache läßt Voltaire im Mai des folgenden Jahres in Paris eine boshafte und gemeine Schilderung des preußischen Hofes und des Privatlebens des Königs erscheinen.

Der König an Maupertuis

Potsdam, 18. Oktober 1752.

Ach, mein lieber Maupertius, wohin ist es mit den Männern der Wissenschaft gekommen, wenn sie nicht ruhig in die Grube fahren können, ohne, so krank sie auch sind, die Stimmen des Hasses und Neides über sich ergehen lassen zu müssen? Ich war sehr erzürnt über die Menge von Schriften, die gegen Sie erschienen sind; ich weiß nicht, wer ihre Verfasser sind, aber ich klage sie deshalb nicht weniger der Feigheit und der Infamsten Bosheit an. Es ist schimpflich für die Wissenschaften, daß die Menschen, die sich ihnen widmen und den hochtrabenden Titel von Philosophen in Anspruch nehmen, alle Leidenschaften in ihrer Seele herrschen lassen und, närrisch vor Eigenliebe und empörender Eitelkeit, mehr damit beschäftigt sind, den guten Namen großer Männer zu vernichten, als damit, Ihren eignen dauernd zu begründen. Ich hatte immer geglaubt, daß das Studium der Weisheit weise machen müsse; ich gebe zu, daß ich mich getäuscht habe: In Wirklichkeit bemerkt man in keinem Berufe oder Stande so viele jämmerliche Zänkereien, so viele verleumderische Beschuldigungen und so viele verschwenderisch beredte Beleidigungen wie unter den Männern der Wissenschaft. Die meisten Gelehrten gleichen den Schauspielern, die mit schönen Empfindungen prunken, wenn sie auf dem Theater Heroen und Heroinen darstellen, zu Hause aber niedrige Aufhetzereien machen und sich untereinander beschimpfen. Wenn ich Kinder hätte, würde ich mehr darauf bedacht sein, ihnen gute Sitten beizubringen als ihren Geist auszubilden. Es scheint, daß die Fähigkeit zu kombinieren, zu denken und zu forschen den Menschen nur dazu verliehen ist, um einander zu schaden. . . .

Potsdam, 29. November 1752.

Nach vielen Nachforschungen und einem sehr langweiligen Eingehen ins einzelne habe ich mich des Akakia bemächtigt und ihn verbrennen lassen; den Verfasser habe ich aufgefordert, entweder sofort mein Haus zu verlassen oder auf das

infame Metier eines Pasquillenfabrikanten zu verzichten, so daß Sie also in jeder Hinsicht beruhigt sein können. Es ist schade, daß dieser Mann bei so großen Talenten ein so schwarzes und nichtswürdiges Herz hat. Das rächt die Menschheit, die sich sonst gegen die Überlegenheit eines einzelnen über so viele andre auflehnen würde, und das beweist sehr gut, daß man keinen Augenblick schwanken darf bei der Wahl zwischen Geist und Charakter. Ich wollte Sie besuchen, als ich in Berlin war, aber ich mußte auf einige Persönlichkeiten so viele Rücksicht nehmen, daß ich gezwungen war, unermüdet bei der Arbeit zu bleiben. Adieu. Ich wünsche von ganzem Herzen gute Nachrichten über Ihr Ergehen zu erhalten.

Der König an Voltaire

Januar 1753.

Der König hat sein Konsistorium gehalten. Darin ist debattiert worden, ob Ihre Sünde todeswürdig oder verzeihlich sei.

Offenherzig gestanden haben sämtliche Doktoren dafür gestimmt, daß diese außerordentlich todeswürdig und als solche schon durch wiederholten Rückfall gekennzeichnet sei.

Trotzdem glaubt Seine Majestät im Vollbesitze der ihm verliehenen Gnade Beelzebubs Sie, wenn auch nicht vollständig, so doch wenigstens zum Teil absolvieren zu können. Allerdings sollte dies eigentlich nur auf irgendeinen Ihnen auferlegten Akt der Reue und Buße hin geschehen, da jedoch in Satans Reich viel auf das Genie gegeben wird, so glaube ich, daß man Ihnen zugunsten Ihrer Geistesgaben die Fehler verzeihen kann, die Ihrem Herzen in irgendeiner Weise zur Unehre gereichen.

Das sind die Worte des Oberpriesters, die ich sorgfältig aufgezeichnet habe, und die eigentlich eine Prophezeiung enthalten.

16 März 1753

Es war nicht nötig, daß Sie eine Badereise nach Plombières, von der Sie behaupten, Sie hätten sie nötig [illegible]

Vorwande nahmen, um Ihren Abschied zu verlangen. Sie können aus meinem Dienste ausscheiden, wann es Ihnen gut dünkt; ehe Sie jedoch abreisen, wollen Sie mir Ihre Anstellungsurkunde, den Kammerherrnschlüssel, den Orden und den Ihnen anvertrauten Band Gedichte zurücksenden lassen.

Ich wünschte, meine Werke allein wären Ihren und Königs Pfeilen ausgesetzt gewesen. Ich opfere sie mit Vergnügen allen, die ihren eignen Ruf dadurch zu erhöhen glauben, daß sie den andrer Leute erniedrigen. Ich bin weder so töricht noch so eitel wie gewisse Schriftsteller, und literarische Ränke scheinen mir eine Schmach für die Literatur zu sein. Darum achte ich Ehrenmänner, die sich damit beschäftigen, nicht weniger hoch. Nur die Cliquenhäupter sind in meinen Augen verächtlich.

Damit bitte ich Gott, daß er Sie in seinen heiligen und würdigen Schutz nehme.

Der König an den Minister Earl Marischal in Paris

George Keith aus dem Geschlecht der Erbmarschälle von Schottland, hatte sich nach schottischen und spanischen Kriegsdiensten in Venedig niedergelassen, von wo ihn den Sechziger, 1748 der König in seine Dienste zog. Er wie sein Bruder James Keith, den der König 1747 aus russischen Diensten als Feldmarschall zu sich berufen hatte, war dem Könige dienstlich und auch an der Tafelrunde von Sanssouci durch Kenntnisse, Erfahrung und noble Gesinnung wertvoll.

April 1753.

Mylord, seit einiger Zeit kamen allerhand Szenen zwischen Voltaire und Maupertius vor. Da ich wünsche, daß man bei Ihnen die Wahrheit darüber erfährt, so will ich Ihnen einige Einzelheiten mitteilen, damit Sie sie gelegentlich in Paris verbreiten können.

Voltaire hatte Lust bekommen, Präsident unserer Akademie zu werden. Das beste Mittel, um dies zu erreichen, schien ihm, Maupertuis lächerlich zu machen. Zu diesem Zwecke nahm er in einem literarischen Streite, den König mit Maupertuis hatte, Königs Partei und griff Maupertuis heftig an. Um die Möglichkeit zu haben, seine Streitschriften hier drucken zu lassen, erbat er sich von mir die Erlaubnis,

seine Verteidigung Lord Bolingbrokes zu veröffentlichen. Diese Erlaubnis benutzte er dazu, den Verleger zu betrügen und durch ihn seinen Akakia zu drucken, die schändlichste Satire gegen Maupertius.

Ich erfuhr die Sache und ließ ihn kommen. Er mußte seine Gaunerei eingestehen. Ich drohte ihn hinauswerfen zu lassen, wenn er nicht erstens die gesamte Auflage des Akakia herausgäbe und zweitens ein Schriftstück unterzeichne, in dem er versprach, künftighin weder Fürsten noch Privatleute anzugreifen, sondern in Ruhe und Frieden zu leben. Das mußte er sich denn gefallen lassen.

Kaum komme ich in diesem Winter in Berlin an, so erfahre ich, daß Akakia verkauft wird. Darauf ließ ich das Buch durch Henkershand verbrennen und Voltaire seinen Kammerherrnschlüssel und seinen Orden absordern. Durch seine dringenden Bitten ließ ich mich erweichen und verlangte nur von ihm, daß er in der Zeitung alle seine nichtswürdigen Schmähschriften widerrufen sollte, was er denn auch tun mußte.

Darauf kam Voltaire wieder hierher und erbat sich die Erlaubnis, nach Plombieres zu gehen. Ich gewährte sie ihm. Aber schon im Begriffe abzureisen, ließ er wieder Schmahschriften gegen mich los.

Jetzt ist er in Leipzig, wo er ebenfalls Satiren drucken läßt. Ich habe vollständig mit ihm gebrochen. Er wird nicht wieder herkommen.

Da er ein boshafter Narr und imstande ist, nach Frankreich zurückgekehrt, allerhand Verleumdungen und Schandlichkeiten über Maupertuis und über mein Land zu verbreiten, so bitte ich Sie, ihm so viel als möglich entgegenzuarbeiten.

Besonders wollen Sie seiner Nichte Frau Denis die von mir unterzeichnete Berufungsurkunde ihres Oheims absordern. Sie muß sie herausgeben. Sie können überall sagen, daß ich mich gezwungen gesehen habe, den Menschen wegzuschicken, da er sich durch seine Gaunereien, Schurkenstreiche und seine Bosheit bei aller Welt verhaßt machte.

Kommt er nach Frankreich, so müssen Sie ihm ein Buch absordern, das ich ihm gegeben habe, sowie alle Briefe

Ferner wollen Sie sich an die Minister wenden, um zu verhindern, daß er weitere Unverschämtheiten drucken läßt.

Es tut mir leid, Mylord, daß ich Ihnen so lächerliche Aufträge geben muß, aber ich bin schwer genug dafür bestraft, daß ich gütig gegen einen Narren gewesen bin, von dem nun herauskommt, daß er der boshafteste und undankbarste Mensch auf Erden ist. Die Mühe, die Sie sich in dieser Angelegenheit geben, wird die Freundschaft und Achtung, die ich für Sie hege, noch vermehren. Leben Sie wohl.

Kabinettschreiben an den Königlichen Residenten von Freytag in Frankfurt am Main

Potsdam, 11. April 1753.

Seine Königliche Majestät, unser allergnädigster Herr, machen Dero Residenten und Kriegsrat von Freytag hierdurch in Gnaden bekannt, wie daß der von Voltaire mit ehestem Frankfurt am Main passiren wird, als ist Seiner Königlichen Majestät Befehl, daß er sich mit Zuziehung des dortigen Hofrat Schmidt zu ihm verfügen, dem Voltaire im Namen Seiner Königlichen Majestät den Kammerherrnschlüssel wie auch das Kreuz und Band pour le mérite abfordern, und da auch der von Voltaire alle seine von hier abgehende Pakete und Emballagen dorthin adressiret, worunter von Seiner Königlichen Majestät höchst eigenen Händen viele Briefe und Skripturen sich befinden werden, als sollen gedachte Pakete und Emballagen, auch seine bei sich habenden Chatullen in Ihrer Gegenwart geöffnet werden, und alles Beschriebene abgenommen werden, ingleichen ein Buch, welches Einlage besaget. . . .

Allenfalls er sich mit Gutem Obiges nicht wollen abnehmen lassen, soll er mit Arrest bedrohet werden, und so dieser nichts helfen möchte, muß Er wirklich arretirt werden, und ohne Komplimente alles genommen, Ihn aber alsdann reisen lassen.

Der preußische Minister-Resident Carl Marschal an Frau Denis, Voltaires Nichte

Paris, 1. Juni 1753.

Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie Ihren Oheim zu Ihrer Genugtuung und seinem Nutzen gesprochen haben. Ihr gesunder Verstand und Ihre Mäßigung werden ihn, wie ich hoffe, beruhigen und zur Vernunft bringen.

Vergessen Sie vor allen Dingen die Anstellungsurkunde nicht. Ich habe mich meinem Königlichen Herrn gegenüber für Ihre Ehrlichkeit verbürgt und bereue nicht, daß ich es getan habe; nur bin ich wegen der Verzögerung der Ablieferung in Verlegenheit, und empfange ich das Aktenstück nicht bald, so weiß ich nicht mehr, was ich sagen soll.

Außerdem muß ich gewisse Schriften oder Gedichte haben. Ich rechne auf Ihre Einsicht. Gestatten Sie mir, Ihnen noch einmal vorzustellen, daß Ihr Oheim bei vernünftigem Benehmen nicht allein dem allgemeinen Tadel entgeht, sondern sich auch zu diesem Benehmen als kluger Mann um so mehr zu seinem eignen Nutzen entschließen muß, als die Könige lange Arme haben.

Sagen Sie mir (Sie müssen mir diese Bemerkung nicht übel nehmen), in welchem Lande sich Herr von Voltaire nicht Unannehmlichkeiten zugezogen oder viele Feinde gemacht hat. Die Mohammedaner müssen über seinen Mohammed ebenso ungehalten sein wie jeder gute Christ. Er ist zu alt, um nach China zu gehen und Mandarin zu werden — kurz, wenn er vernünftig ist, kann er nur in Frankreich leben. In Frankreich hat er Freunde, dort können Sie ihn für den Rest seines Lebens in Ihrer Nähe haben. Geben Sie also nicht zu, daß er sich die Feinde, nach Frankreich zurückkehren zu können, selbst verdirbt. Sie wissen recht gut, daß, sobald er beleidigende Reden oder Stichseleien gegen meinen Königlichen Herrn vernehmen läßt, ein einziges Wort, das ich beauftragt werde, am französischen Hofe fallen zu lassen, genügt, um Herrn von Voltaire die Rückkehr unmöglich zu machen. Dann würde er die Sache erst bereuen, wenn es schon zu spät ist

Der König an seinen französischen Minister-Residenten Carl Marischal

Potsdam, 13. Juli 1753.

Endlich, lieber Lord, ist, wie ich glaube, die Geschichte mit dem Dichter und seiner Nichte, die, wie Sie sagen, wahrscheinlich ein ebenso liebenswürdiges A.. ist als ihr boshafter Oheim, glücklich zu Ende. Die beiden haben meinem Residenten Freytag in Frankfurt am Main die schändlichsten Streiche gespielt, sodaß er dem Himmel dankt, sie los zu sein.

Der Dichter verlangte von der Königin von Ungarn, ihn in ihren Dienst zu nehmen. Sie ließ ihm aber in geistvoller Weise antworten, Voltaire habe seine Stelle nur auf dem Parnaß, in Wien sei aber kein Parnaß: man könne ihn also dort nicht in würdiger Weise aufnehmen.

Darauf wandte er sich an meinen Oheim, den König von England, und bat um eine jährliche Pension von achthundert Pfund Sterling, was ungefähr ebenso ist, als wenn jemand einem Romanhelden seine Geliebte abverlangt. Der König von England schnitt bei dieser Bitte ein fürchterliches Gesicht und schwur, niemals mehr eine Zeile von einem Dichter zu lesen, der England ruinieren wolle.

Endlich soll Voltaire nach Frankreich geschrieben haben, um die Erlaubnis zur Rückkehr zu erhalten, aber der Kriegsminister von Argenson erwiderte ihm, er würde besser tun, den Fuß nicht über die Grenze zu setzen. Was diesen letzten Umstand anlangt, so werden Sie darüber besser unterrichtet sein als wir hier, und ich teile ihn Ihnen nur als Gerücht mit...

Potsdam, 3. August 1753.

Mein lieber Lord, die Geschichte Voltaires und der Denis muß Ihnen beweisen, daß man niemand ungehört verurteilen darf. Beide haben in Frankreich solche Streiche gespielt, daß sie sich die schlechte Behandlung, die ihnen Freytag hat angedeihen lassen, lediglich selbst zuzuschreiben haben. Voltaire wollte den Sekretär des Residenten mit einer Pistole totschießen, und die Denis ließ es sich einfallen, die Kaiserliche

Autorität gegen den Arrest anzurufen, den ich über Voltaire verhängt hatte. Alle diese Einzelheiten habe ich erst nach meinem letzten an Sie gerichteten Briefe erfahren. Freilich würde Freytag nicht so streng und hart aufgetreten sein, wenn er sich etwas weniger an die Rechtsnormen gehalten und bedacht hätte, daß er mit einem Narren und einer Närrin zu tun hatte. . . .

Ich bin herzlich froh, daß ich die ganze Sache los bin: das müßte ein merkwürdig geschickter Mensch sein, der mich dazu brächte, mich noch einmal darauf einzulassen . . .

Berlin, 23. Oktober 1753.

Ich bin so glücklich, lieber Lord, vollständig gleichgültig gegen alle Äußerungen in Wort und Schrift über meine Person zu sein. Ja ich rechne es mir zum Ruhme an, einem armen Schriftsteller zu einem Honorar zu verhelfen, der vielleicht Hungers sterben müßte, wenn er nicht auf mich schimpfen könnte. Das Urteil des Publikums habe ich stets verachtet, die Richtschnur meiner Handlungsweise ist immer nur mein eignes Gewissen gewesen. Ich diene dem Staate mit dem gesamten Vermögen, das die Natur mir verliehen hat. So schwach auch meine Gaben sein mögen, so bin ich doch verpflichtet, sie ihrer ganzen Ausdehnung nach zum Vorteile des Staates zu verwenden: man kann eben nicht mehr geben, als man hat. Jeder im öffentlichen Leben stehende Mann muß der Kritik, der Satire, ja oft genug der Verleumdung als Zielscheibe dienen. Jeder, der einen Staat regiert hat, sei es als Minister, als General oder als König, hat Stacheleien zu ertragen gehabt; es wäre mir also sehr unangenehm, wenn ich der einzige sein sollte, dem dieses Schicksal erspart bliebe. Ich verlange weder eine Widerlegung des Buches noch die Bestrafung des Verfassers, sondern habe es mit großer Gemütsruhe gelesen und sogar einigen Freunden mitgeteilt. Ich müßte eitler sein, als ich es bin, um mich über derartigen Schmutz zu ärgern, mit dem jeder auf der Straße bespritzt werden kann, und ich müßte ein schlechterer Philosoph sein, als ich es bin, wenn ich mich für vollkommen und über die

Kritik erhaben halten wollte. Ich versichere Sie, lieber Lord, daß die Schimpfreden des namenlosen Verfassers die Heiterkeit meines Lebens auch nicht durch die kleinste Wolke getrübt haben, und daß noch zehn ähnliche gegen mich gerichtete Schriften herauskommen könnten, ohne meine Denk- und Handlungsweise in irgendeiner Beziehung zu verändern . . .

Potsdam, 29. November 1753.

. . . Seit der Narr nicht mehr hier ist, lebt alles in Eintracht und Frieden. Ich wünschte, Europa machte es ebenso. Ich wollte, man könnte die unruhigen Geister der Politik ebenso behandeln wie einen aus Rand und Band geratenen Dichter. Aber, lieber Lord, wir Könige haben für unsre Dummheiten das Privilegium der Straflosigkeit. Sie sehen ja selbst, was das für Folgen hat, und was wir — von den Georgs bis zu den Neuhofs[1]) — für Streiche machen.

Die Politik ist ein schlimmes Gewerbe; bei denen, die sich mit ihr einlassen, drängt sie sich in jede Handlung ein: ich hätte sie in meinem Briefe unerwähnt lassen können. Dabei fällt mir ein, daß sich der Kardinal von Richelieu eines Tages einfallen ließ, ein Trauerspiel zu dichten. Es hieß Europa und fiel durch, obgleich der Dichter Minister war.

Leben Sie wohl, lieber Lord. Wir wollen keine Trauerspiele machen, sondern uns amüsieren, solange es uns das Schicksal gestattet.

Der König an den Marquis d'Argens

Dieser, ein langer Infanteriekapitän a. D., war im Gefolge der Herzogin Witwe von Württemberg 1742 an den preußischen Hof gekommen. Aus Gefälligkeit gegen die Herzogin behielt ihn der König als Kammerherrn, doch trat er ihm erst einige Jahre später freundschaftlich nahe, wobei d'Argens wegen seiner Bequemlichkeit und der beständigen Sorge um seine Gesundheit oft die Zielscheibe gutmütig-boshaften königlichen Spottes abgab.

Januar 1754.

Sie wissen, Herr Marquis, daß ich das nachsichtigste Geschöpf dieses Jahrhunderts bin und niemand um sein Glück

1) Baron Theodor von Neuhof, 1696 zu Metz geboren, ein Abenteurer, war von 1735 bis 1738 König von Corsica gewesen.

beneide. Sie können sich also denken, daß ich Ihnen den genußreichen Krankheitszustand von Herzen gönne, den Sie bei sich für den Lauf dieses Jahres vorausfetzen. . . .

. . . Da ich jedoch darauf verzichten muß, Sie in dieser Welt zu sehen, so ersuche ich Sie, mich im Tale Josaphat zu treffen, wo ich Ihnen die Gemälde von Sanssouci zu übergeben denke, nach denen sich Ihr Herz schon solange sehnt — wo wir Tacitus zusammen zu Ende lesen können, und wo ich die Ehre haben werde, Sie meiner Bewunderung für alle Ihre Krankheiten sowie des Eifers zu versichern, mit dem ich der ganzen Welt gegenüber behaupten will, daß Hippokrates, Galen und Äskulap selbst niemals mit längern Krankheiten zu tun gehabt haben, als die Ihrigen sind.

Ich habe die Ehre zu bleiben, Herr Marquis,
der ergebenste Diener Ihrer Leiden
der Philosoph von Sanssouci.

Der Marquis d'Argens an den König

Berlin, 8. Februar 1751

Sire, zwei Stunden vor Tagesanbruch klopfte der Postillon, den Eure Majestät die Gnade hatte, an mich zu schicken, an meine Tür. Alle meine Leute lagen noch in tiefem Schlaf. Da ich ihn nun zuerst hörte, so rief ich aus vollem Halse, man solle doch Herrn Carita, meinem Apotheker, aufmachen, der mir die Arznei bringe, die ich diesen Morgen nehmen sollte. Einen Augenblick nachher tritt mein Bedienter mit einem bestiefelten Manne in blauem Rock und einem Briefe in der Hand in mein Zimmer. Ich reibe mir die Augen, öffne sie, so weit ich kann, und begreife nicht, durch welchen Zauber ein Apotheker plötzlich in einen Postillon und eine Flasche Arznei in einen Brief verwandelt sei. Endlich, als ich ein wenig wieder zu mir selbst gekommen bin, ziehe ich unter meiner Decke einen halb gichtbrüchigen Arm hervor, öffne den Brief und lese vermittelst eines Lichtes, das mir mein Bedienter halbnackend vorhielt, die Verse Eurer Majestät (die, in Parantheje, schon als das Werk eines Privat-

mannes mein Bett unsterblich machen würden, denn sie sind Thaulleus würdig).

Nachdem ich ausgelesen hatte, ließ ich mir Kissen unterstopfen, und so, wie ein altes Gebäude, das einfallen will, gestützt, habe ich die Ehre, Eurer Majestät diese Zeilen zu schreiben, die mir manches ach! und o! gekostet haben; denn Sie wissen, Sire, daß ich nichts weniger als ein Stoiker bin. Übrigens lassen Eure Majestät mir keine Gerechtigkeit widerfahren, wenn Sie glauben, die Trägheit fessele mich ans Bette. Dies können Sie allenfalls noch denken, wenn ich von Potsdam nach Berlin kommen soll; aber um in Berlin zu bleiben, wenn ich in Potsdam sein kann, da muß ich so gichtbrüchig sein als jener im Evangelium. Indessen hoffe ich in drei bis vier Tagen wiederhergestellt zu sein; und die Apotheke versichert, daß, wenn ich erst noch zwei Dutzend Klistiere, drei Arzneien und sechs Tränkchen eingenommen hätte, man zu mir sagen würde: Nimm dein Bette und geh nach Potsdam.

Der König an seinen bevollmächtigten Minister Earl Marischal in Paris

Potsdam, 8. Februar 1754

Sie tun mir großes Unrecht, lieber Lord, wenn Sie glauben, ich hielte Sie für einen Schwätzer; vielmehr halte ich Sie für einen außerordentlich liebenswürdigen Mann, von dem ich annehme, daß er, von seinem Gewerbe angeekelt, nach Freiheit lechzt. Das ist eine so natürliche menschliche Empfindung, daß ich nichts dagegen zu sagen weiß. Wäre ich ebenso Herr meiner Handlungen, wie Sie Herr der Ihrigen sind, so hätte ich schon längst einen ähnlichen Entschluß gefaßt, aber in meinem Handwerke muß man sein Joch das ganze Leben lang tragen. Die Leute ziehen gegen die Gleichgültigkeit oder philosophische Gesinnung los, die einige Fürsten zur Abdankung veranlaßt hat, andrerseits tadeln sie wiederum den Ehrgeiz derer, die nach Machterweiterung streben: ein Mittel, das Publikum zufrieden zu

stellen, gibt es nicht; was wir auch tun mögen, getadelt werden wir gewiß, und gerade wenn wir unsern Geist und unsre Kräfte abnehmen sehen, sind wir noch in der Notwendigkeit, uns dem Tadel der Welt auszusetzen. Glauben Sie mir, nur die Menschen sind auf Erden glücklich, die schon in ihrer Jugend weise genug sind, dem Ehrgeiz gänzlich zu entsagen, sodaß ihr Name der Bosheit des Publikums verborgen bleibt — diese und die, die ihren Namen vor dem Publikum zu verstecken wissen. Das Leben ist so kurz, daß der Mensch nur für sich selbst und nicht für die Undankbaren leben sollte, die uns unsre Sorgen nicht anrechnen und unsre Handlungen bitter beurteilen.

Sie werden meinen Brief ein wenig zu stoisch finden, verlassen Sie sich indes darauf, daß dies meine wirklichen Gesinnungen sind. Hat man lange Zeit die Gegenstände, auf die sich die allgemeine Begehrlichkeit richtet, in der Nähe betrachtet, so verfliegt ihr Reiz, und man wird schnell darüber klar, daß ihnen der große Haufe lediglich einen eingebildeten Wert verleiht. Freilich hindert mich das nicht, aus Pflichtgefühl die Aufgaben meines Gewerbes zu erfüllen, aber ich kann Sie versichern, daß ich es oft tue, indem ich mein Geschick verwünsche, weil es mir die Möglichkeit versagt hat, ein angenehmeres Leben zu führen.

Allerdings haben wir hier keine Verdrießlichkeiten mit Priestern und eigensinnigen Parlamenten, aber andre Sorgen erfüllen denselben Zweck. Sie werden mich auf den Brief verweisen, den Horaz an seinen Gutsverwalter richtet, und Sie würden Recht mit dieser Verweisung haben. Man soll da, wo man nun einmal ist, zufrieden sein, kein vollkommenes irdisches Glück erwarten, den Kummer ertragen, wenn er kommt, und das Vergnügen genießen, wenn man es festhalten kann.

Potsdam, 31. März 1751

Nur mit Bedauern, lieber Lord, sehe ich Sie aus einer Stellung ausscheiden, die Ihr Nachfolger stets nur unvollkommen ausfüllen kann. Sie können sich jeden beliebigen

Ort zum Aufenthalte wählen, der Ihnen angenehm ist, und sich darauf verlassen, daß ich Ihnen dabei behilflich sein werde, falls der von Ihnen gewählte Ort nur unter meinem Einflusse steht.

Ich halte die Menschen für glücklich, die sich in einem gewissen Alter von den Geschäften zurückziehen können, und dieses Glück erscheint mir um so größer, als ich fürchte, es selbst niemals genießen zu können.

Pläne, Sorgen und Verlegenheiten — das ist der Inhalt menschlicher Größe. Hat man manchmal in diese laterna magica gesehen, so hat man völlig genug davon. Wehe dem Savoyarden, der sie tragen muß! Alle unsere Muhe kommt oft nur auf den Wunsch hinaus, Leute glücklich zu machen, die es nicht sein wollen, und die Ungewißheit der Zukunft, die alle unsre Plane ins Schwanken bringt, in Gewißheit zu verwandeln.

Aber jeder Mechanismus dient einem bestimmten Zwecke, die Uhr zeigt die Zeit an, der Bratspieß soll braten, und die Mühlsteine müssen sich drehen: so will ich mich denn auch herumdrehen, wenn das nun einmal mein Schicksal ist: glauben Sie mir aber, daß, während er sich so wider seinen Willen herumdreht, niemand mehr Anteil an Ihrer philosophischen Ruhe nimmt als der Mann, der stets, und wo Sie sich auch befinden mögen, Ihr Freund ist. Leben Sie wohl.

Der König an den Geheimen Kämmerer Fredersdorf

Dem in Küstrin gefangenen Kronprinzen hatte vor fast einem Vierteljahrhundert ein Hobolli mit seinem Flotenspiel manche Stunde verkürzt. Der hatte sich dann auch in Ruppin und Rheinsberg unentbehrlich zu machen gewußt und beim Thronwechsel den Titel eines Geheimen Kämmerers erhalten. Als solcher hatte er oft auch politische Aufgaben schwieriger Art zu behandeln, im übrigen war er mit dem persönlichen Dienst beim König in allen möglichen Formen betraut.

10. August 1753.

Macht man Kinder So hat man Sorgen, Macht man keine nicht So machen einen die Schwester Kinder genug, hier seindt heute 2 angekommen die Sagen der alte oncel

ist ein geitzhaltz und ledich Kan es nicht außgehen, der arme oncel hat sich um die Schwestern verblutet und nimmt Seinen recours an Madame Notnagel Sonsten wirdt es garstig aussehen, ich denke den einen wolte ich einen goldenen Tegen Mit Diamanten besetzet Schenken und den anderen eine uhre mit Diamanten die preise müssen aber gleich seindt Sonsten Mache ich Jalousie. ich freue mihr das es sich mit dihr bessert. Wan Cothenius komen Wirdt So wollen wihr wieder Consilium halten, ich habe einen Anschlag aber auf meine Hörner nehme ich ihm nicht. habe nuhr So lange geduldt. Gott bewahre dihr.

März 1754.

Du mußt dich durchaus nicht mehr schinden lassen . glaube mihr, ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du . . . meine beiersche Kochin berühmt Sich, daß sie dihr in der Cuhr hat, Lachmann brauchtu dermank und wer weiß wie viel andere Dokters, ich mus dihr die reine Wahrheit Sagen, du fahrst dihr wie ein ungezogen Kant auf . . .

Du wirst mihr zwingen, deine Leute in Eid und Flicht zu nehmen auf daß sie mihr gleich anzeigen müssen, wen ein neuer Dokter kommt oder dihr Medicin geschicket wirdt . . . Gott bewahre dihr . . .

April 1754.

Wor heute gegen Mittag die Sonne scheinet, so werde ich ausreiten Komm doch ans Fenster, ich wollte Dich gerne sehen; aber das Fenster muß feste zubleiben und in der Kammer muß stark Feuer sein.

Ich wunsche von herzen, daß es sich von Tage zu Tage mit Dir bessern möge. Gestern habe ich Deine Besserung celebrirt mit zwei Bouteillen Ungerischen Wein. . .

Gott bewahre dihr

April 1754

Ich habe gestern Weißzeug gekriegt, da mache nur die gewöhnlichen Presente drum.

Du wirst schmälen, ich glaube, daß gestern für hundertachtzig Taler Kirschen gegessen worden; ich werde mir eine liederliche Reputation machen.

Es freuet mich recht sehr, daß es mit Dir gut gehet, und ich hoffe nun, daß es von Dauer sein wird.

Man saget in Berlin, die Astrua wäre wieder rappelköppisch; sie hat aber ihren Accord, und den muß sie einmal halten.

Gott bewahre dihr.

Die Opernleute sind solche Canaillenbagage, daß ich sie tausendmal müde bin.

Der König an den Großkanzler von Cocceji.

Potsdam, 16. April 1754.

Nachdem ich aus Eurem Bericht vom 12. dieses mit mehrern ersehen habe, was Ihr darin bey Gelegenheit der von dem v. Greiffenpfeil bey Mir angebrachten Klagde, als ob der Magistrat zu Bahn ihm dadurch einen Untertanen entzogen, daß er solchen, als er von einem Regiment demittiret worden, zum Bürger angenommen, mit mehrern anführen und melden wollen: So erteile Ich Euch deshalb in Antwort, wie überhaupt die Sclaverei von der in Pommern noch üblichen Leibeigenschaft Mir so hart und von so üblem Effect auf das gantze Land zu seyn scheinet, daß Ich wohl wünschete, daß solche gäntzlich aufgehoben und, zum Besten des Adels selbst, auf eine gute Art abgeschaffet werden könne.

Was demnächst den gegenwärtigen Casum anlanget, da erinnere Ich mich zurück, wie schon Meines verstorbenen Vaters Majestät vor vielen Jahren die Verfassung gemachet haben, daß, wenn ein an sich Leibeigener eine geraume Zeit dem Vaterlande in Kriegsdiensten gedienet hat, derselbe bey seiner Verabschiedung, wenn er sich in einer Stadt als Bürger ansässig gemacht, die Freyheit dazu bekommen solle, ohne deshalb einiges Loßkauffgeld an seine vorige Herrschaft zu entrichten, noch von letzterer wiederum zur Sclaverey der Leibeigenschaft reclamiret werden zu können.

Der König an den bevollmächtigten Minister Earl Marischal in Paris

Potsdam, 21. April 1754.

Sie machen sich über meine Definitionen, Distinktionen und meine ganze Philosophie lustig, lieber Lord, und haben nicht so unrecht. Im Grunde sind wir beide derselben Ansicht. Nur die Worte täuschen uns durch die größere oder geringere Tragweite, die wir ihnen geben, ja die meisten Streitigkeiten drehen sich, wenn man aufrichtig sein will, nur um Worte. Das haben Locke und Leibniz so lebhaft empfunden, daß sie mit der Begriffsbestimmung der von ihnen anzuwendenden Ausdrücke den Anfang machen. Ich, der ich im Verhältnisse zu diesen Männern nur ein dummer Junge bin, tue manchmal, als wollte ich es ihnen nachmachen, und so kommt es denn vor, daß ich als ein rechter Einfaltspinsel erscheine

Hier, lieber Lord, haben wir weder unverschämte Priester noch ehrgeizige Richter wie die, die ihr Stückchen in Paris aufführen. Dafür haben wir aber eine Bande von Possenreißern, die belustigender und närrischer sind als die gesamte europäische Geistlichkeit mit den siebzig Kardinälen und dem Papste an ihrer Spitze. Dazu singen sie vergnüglicher als alle Ihre Parlamentspräsidenten, Räte, Beisitzer und Richter des Châtelet[1]). Die Mühe, den Frieden in dieser Gesellschaft von Possenreißern aufrecht zu erhalten — das ist jetzt unsre Beschäftigung. Sie können mir glauben, daß es leichter ist die französische ostindische Kompagnie mit der englischen zu versöhnen als Herrn Tricca mit der Signora Pagnini. So viele Verhandlungen sind nicht in Wien und Mannheim wegen der Wahl eines römischen Königs gepflogen worden, als Klugheit und Vermittlung aufgewandt werden mußten, um die Gesellschaft dazu zu bringen, die Oper Die drei Buckligen aufzuführen. Jedenfalls wird sie gespielt werden, ehe die Kurfürsten ihren römischen König gekrönt haben und ehe der König Georg mit der Bestechung seines neuen Parlaments fertig geworden ist.

1) Gerichtsgebäude in Paris

Potsdam, 15. Mai 1754.

... In betreff des Vorzuges des Herzens vor dem Verstande bin ich völlig Ihrer Ansicht; nur gibt es Menschen, die man wie hübsche Papageien behandelt, und bei denen man mehr auf die Sprache als auf den Charakter sieht. Freilich wird man auch manchmal dafür bestraft, wie es mir ja mit Voltaire gegangen ist. Wer mit Affen spielt, wird gelegentlich gebissen: es ist ein großer Unterschied, ob man aus einem Menschen seinen Freund macht oder ihn nur, wie Comines sagt, als ein Sprechtier behandelt. ...

Der König an den Bischof von Breslau, Fürsten Schaffgotsch

Potsdam, 22. April 1754.

Ich habe Ihr Schreiben vom 18. dieses Monats erhalten. Ich bin von seinem Inhalt keineswegs überrascht gewesen. Denn schon seit langer Zeit habe ich bemerkt, wie sehr Sie es darauf abgesehen haben, die Rechte des Souveräns von Schlesien in bezug auf die Angelegenheiten des katholischen Klerus zu untergraben, und nur meine Nachsicht und die Hoffnung, daß Sie von selbst zur Einsicht und zu dem, was Sie mir in dieser Hinsicht schuldig sind, zurückkehren werden, hat mich veranlaßt, bis jetzt Geduld zu haben. Da ich aber sehe, daß Sie, statt daran zu denken, fortfahren, von einem Tage zum andern die Beschwerden, die ich gegen Sie habe, zu vermehren und, so viel an Ihnen liegt, meine Rechte über den Klerus zu untergraben, um dadurch Ihre eigne Autorität zu steigern, so kann ich nicht länger damit zurückhalten, Ihnen meine Unzufriedenheit mit Ihrer undankbaren Handlungsweise und mit Ihrem törichten Verhalten auszusprechen. Ich tröste mich zwar auf der einen Seite damit, daß Sie die Maske lieber bei solchen Gelegenheiten als in andern, ernstern Fällen lüften. Andererseits aber muß ich Ihnen sagen, daß Sie sich in Zukunft unbedingt jedes Eingriffs in meine Rechte als Landesherr enthalten und nicht mehr solche Kniffe, Komplotte und Intrigen in dieser Beziehung anwenden,

damit Sie mich nicht zwingen, Sie meinen Unwillen fühlen zu lassen und wie viele Mittel ich habe, um solche Untertanen, die sich aus Anmaßung ihrer Pflicht zu entziehen denken und sich in der treulosesten und undankbarsten Art und Weise unabhängig machen wollen, zu ihrer Pflicht zurückzubringen. Ich rechne darauf, daß Sie das Gesagte überdenken und es sich ein für alle male gesagt sein lassen . . .

Der König an den Prinzen von Preußen

Potsdam, 13. November 1754.

Lieber Bruder, Sie haben gewiß schon von der Neuigkeit des Tages gehört: der Erbprinz von Hessen[1]) ist katholisch geworden. Er soll diese Albernheit aus Liebe zu einer Gräfin Hatzfeld begangen haben. Daran kann man sehen, zu was für Torheiten die Leidenschaft junge Leute treibt, die sich ihr hingeben. Wir haben so viele Beispiele von dummen Streichen, die andre Männer und Fürsten, die mehr bedeuten als der Erbprinz von Hessen, der Weiber wegen begangen haben, daß ich es als etwas für jeden, der Neigung zur Liebe hat, Nützliches ansehe, auf seiner Hut zu sein und sich der Leidenschaft niemals so vollständig hinzugeben, daß ihr alles andre geopfert wird, sich alle Handlungen nach einer Liebelei richten, und die Verweichlichung so weit geht, daß eine Neigung nicht mehr bezwungen werden kann, die ein Zeichen großer geistiger Schwäche ist und manchmal Dummheiten begehen läßt, die dann bei kaltem Blute bitter bereut werden.

Sie, lieber Bruder, werden niemals in diesen Fall geraten. Ihr Ruf wird Ihnen zu hoch stehen, als daß Sie ihn jemals durch ein Knechtverhältnis zu einem Weibe beflecken. Sie wissen, wie viel Schaden die Weiber Heinrich IV. zugefügt haben, Sie sehen die Zerrüttung Frankreichs, die die Mätresse Ludwigs XV. herbeigeführt hat, in deren Laden die Staatsämter des Königreichs verhandelt werden, und

1) Der alte Landgraf hatte sich an den König, der dem Erbprinzen ein Regiment in Wesel übergab, um seine Übersiedlung nach Wien zu verhindern. Zugleich nahm er ihm sein Ehrenwort ab, sich einer als Landesgesetz jeder kaiserlichen Verfolgung zu enthalten.

werden sich sicherlich keinem ähnlichen Tadel aussetzen wollen. So ist also alles, was ich Ihnen hierüber sagen könnte, nur überflüssig . . .

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth, die auf einer Reise durch Südfrankreich und Italien begriffen war.

Berlin, 26. Dezember 1754.

Teuerste Schwester, ich habe die Freude gehabt, einen aus Avignon datierten Brief von Ihnen zu erhalten. Ich wundere mich darüber, liebe Schwester, daß Sie dort von Kälte leiden: es ist doch ein sehr mildes Klima, und außerdem hat es der Papst gesegnet.

Sehr erstaunt bin ich über den gesamten Inhalt Ihres Briefes. Freilich macht man überall die Bemerkung, daß es, je größer ein Staat ist, desto schwerer hält, ihn in allen Einzelheiten gut zu verwalten. Das alte Sprichwort, das behauptet, die Welt lebe von Mißbräuchen, ist ganz richtig. Wie ist es auch möglich, daß die Regierung in Versailles von den Räubereien der Generalpächter Kenntnis hat, die das Volk aussaugen? Und wie sollen so viele Mißbräuche abgestellt werden können, wenn die, die sie prüfen müßten, selber der Bestechung zugänglich sind?

Eine Quelle der Übel, die Sie in Frankreich bemerken, ist ohne Frage die Bedeutung, die der Reichtum in dem Lande gewährt. Man achtet die Leute, die Vermögen haben und große Ausgaben machen: niemand fragt, durch welche Niederträchtigkeit sie ihre Reichtümer erworben haben. Daraus entsteht dann wieder die Sucht sich zu bereichern, die Verachtung von Ehre und Tugend und eine allgemeine Sittenverderbnis. Ich will damit keineswegs dem ganzen Lande die Laster der Hauptstadt aufbürden: auf die unbestechlichen Leute könnte man anwenden, was Boileau von den sittenreinen Frauen sagt, aber die kleine Zahl ehrenhafter Männer genügt nicht, die unglücklichen Folgen einer längjährigen schlechten innern Verwaltung wieder gut zu machen. Um dieser Unordnung zu steuern, wäre große Energie, strenge Be-

ſtrafung der Schuldigen und vor allen Dingen überwiegende Geltendmachung des Verdienſtes gegenüber dem Reichtum und der Geburt vonnöten.

Die Franzoſen haben mich zum beſten, oder ſie ſprechen ſo aus Freundlichkeit wegen der Güte, deren Sie mich würdigen, wenn Sie mich herbeiwünſchen. Meine Kräfte würden zu ſchwach ſein, ein ſo ungeheures Unternehmen zu beginnen, als die Abſtellung der Mißbräuche in Frankreich ſein müßte. Ich habe hier ſchon genug Geſchäfte auf dem Halſe, die es mir ſchwer wird zu erledigen, als daß ich mich noch danach ſehnen ſollte, ein ſo ausgedehntes Königreich zu regieren. . . .

Henri de Catt über ſeine erſte Begegnung mit dem König.

Henri de Catt, 1725 in der Nähe von Metz geboren, ſtudierte in Utrecht und traf 1755 nicht weit von dieſer Stadt mit dem inkognito reiſenden König zuſammen. Dieſer berief ihn ſpäter zu ſeinem Vorleſer und Privatſekretär. De Catt war von 1758—1760 in der Umgebung des Königs. Er ſtarb 1795 in Potsdam und hinterließ Tagebücher und Memoiren, in denen er von den Geſpräch en des Königs teils unmittelbar, teils in bewußt litterariſcher Form berichtet.

Im Juni 1755 hatte ich einen Beſuch auf einem Landgute zwiſchen Amſterdam und Utrecht gemacht. Ich rief, um nach Utrecht zurückzukehren, die Barke an, welche zwiſchen beiden Städten verkehrte. Die Kajüte war für einen Paſſagier reſerviert. Ich mußte alſo im Vorderteile des Schiffes bleiben.

Nach einiger Zeit kam aus der Kajüte ein Mann in zimmetbraunem, goldverbrämtem Anzug heraus. Er trug eine ſchwarze Perücke, Geſicht und Anzug waren voll von ſpaniſchem Schnupftabak. Er betrachtete mich aufmerkſam, und fragte mich ohne weiteres:

„Mein Herr, wer ſind Sie?"

Der unnennierte Ton ſeiner Frage gefiel mir nicht, beſonders da der Frageſteller ſeinem Äußern nach kein beſonders hochſtehender Mann war. Ich verweigerte ihm daher jede Auskunft über meine Perſon. Er erwiderte im erſten Augenblick nichts, ſagte aber dann in höflicherem Tone

„Mein Herr, kommen Sie in meine Kajüte hinein. Sie werden dort weniger von dem Rauche leiden."

Die Höflichkeit, mit welcher er diese Worte aussprach, stimmte mich milder. Außerdem hatte sein ganzes Äußere großen Eindruck auf mich gemacht. Ich trat also in die Kajüte. Wir fingen eine Unterhaltung an.

„Sehen Sie," sagte er, „der Mann, der da in seinem Garten raucht, kann unmöglich glücklich sein."

„Das weiß ich wirklich nicht, aber ich glaube nicht, daß man, ohne die Lebenslage und Sinnesart eines Mannes zu kennen, darüber urteilen kann, ob er glücklich oder unglücklich ist."

Der Reisende gab mir recht und fing an von der Regierung der Niederlande zu sprechen. Er beurteilte sie scharf, offenbar, um meine Meinung zu hören. Ich hielt auch nicht damit hinter dem Berge und gab ihm zu verstehen, daß er nichts davon verstehe.

„Sie haben ganz recht," sagte er, „man soll nicht über Dinge urteilen, die man nicht versteht."

Darauf fing er an über Religion zu sprechen, verbreitete sich mit großer Beredsamkeit über alles Unheil, welches die scholastische Philosophie angerichtet habe, und wollte beweisen, daß es keine Schöpfung der Welt geben könne. Den letzten Punkt gab ich ihm nicht zu.

„Aber," sagte er, „wie ist es denn möglich, daß etwas aus nichts entsteht?"

„Davon ist keine Rede," erwiderte ich. „Es kommt lediglich darauf an, ob ein solches Wesen, wie wir uns Gott vorstellen, dem Nichts Leben verleihen kann."

Er schien mir verlegen und antwortete:

„Aber die Welt ist ja ewig."

„Da bewegen Sie sich in einem Kreise, aus dem Sie nicht herauskommen können."

Er fing an zu lachen und sprach von etwas anderm.

„Welche Regierungsform halten Sie für die beste?" fragte er.

„Die Monarchie, wenn der König gerecht und aufgeklärt ist."

„Ganz richtig, aber wo gibt es solche Könige?"

Und nun fing er an so gegen die europäischen Fürsten zu deklamieren, daß kein Mensch auf die Idee gekommen wäre, daß er selbst zu ihnen gehörte. Zuletzt sagte er, er bemitleide sie, besonders deswegen, weil sie den Genuß der Freundschaft nicht kennten.

„Ich habe nicht die Ehre, die Könige zu kennen, aber nach dem, was ich aus der Geschichte gelernt habe, glaube ich, daß Sie recht haben."

„Gewiß habe ich recht. Ich sage Ihnen, ich kenne die Herren, von denen ich spreche."

Darauf sprachen wir von der Literatur. Der Fremde äußerte sich über Racine mit großer Bewunderung und Begeisterung. Während er sprach, versuchte er eins der Kajutenfenster herunterzulassen, kam aber nicht damit zustande.

„Sie verstehen nichts davon," sagte ich. „Ich werde das Fenster herunterlassen."

Aber ich wurde auch nicht damit fertig. Darauf sagte der Fremde:

„Nun erlauben Sie mir Ihnen zu sagen, daß Sie ebensowenig davon verstehen wie ich."

„Sie haben recht. Verzeihen Sie mir, es war voreilig von mir, Ihnen Ungeschicklichkeit vorzuwerfen."

„Sind Sie in Deutschland gewesen?"

„Nein, aber ich möchte gern eine Reise nach Deutschland machen. Besonders gern würde ich Preußen und den König von Preußen sehen, von dem so viel gesprochen wird."

Darauf sprach ich von den Taten des Königs, aber der Fremde ließ mich nicht ausreden, sondern sagte:

„Ach, was! Lassen wir die Könige, wo sie sind. Was gehen uns die an! Wir wollen lieber von etwas Angenehmerem sprechen und uns dadurch die Langeweile der Reise vertreiben. Wie können Sie es in diesem wässerigen Lande aushalten? Wollen Sie noch lange in Holland bleiben?"

„Nein, meine Studien auf der Universität Utrecht bei dem berühmten Professor Wesseling sind bald beendet."

„Wesseling habe ich als einen gescheiten Mann rühmen

hören. Aber Sie werden mir zugeben, daß diese ganze Art Leute Pedanten sind, Wesselin ist vielleicht nicht so schlimm wie die andern; wenigstens nennt er sich nicht Wesselenius."

Nun sprach er ausführlich über verschiedene Punkte der Wolffischen Philosophie.

„Ich habe mich viel mit diesen Fragen beschäftigt," sagte er endlich, „meine Eltern wünschten nicht, daß ich studierte, aber ich habe es heimlich getan und bereue es nicht. Was ich am wenigsten studiert habe, ist die Politik, sie besteht aus Lug und Trug und paßt nicht für meinen Charakter." — —

Am nächsten Morgen erfuhr ich, daß der Fremde, der sich für den Kapellmeister des Königs von Polen ausgab, der König von Preußen war. Nach sechs Wochen erhielt ich einen Brief von ihm mit dem Anerbieten, (als Vorleser) in seine Dienste zu treten. Krankheit verzögerte die Sache, und ich trat erst im Jahre 1758 die Reise nach Breslau an, wo ich am 13. März anlangte. — —

Inzwischen hatte sich der politische Horizont wieder umwölkt. Schon 1749 war, von Rußland ausgehend, wo die Kaiserin Elisabeth aus persönlichen Motiven Friedrichs erbittertste Feindin war, eine Koalition gegen ihn im Werk gewesen, die aber dann eine plötzliche Mobilmachung Preußens und die Haltung Frankreichs zurückgeschreckt hatte. Seitdem hatte sich aber die Lage dank der durch die Mätressenwirtschaft und andere Mißstände immer haltloser werdenden französischen Politik bedenklich verschlechtert; zudem rückte der große Entscheidungskampf zwischen England und Frankreich um die Seeherrschaft und um Amerika immer näher heran. Frankreich hoffte dabei Preußen gegen Hannover verwenden zu können; Friedrich aber wünschte den Frieden auf dem Festland zu erhalten, da er beständig das Losschlagen seiner beiden unversöhnlichen und untereinander engverbundenen Gegner, Österreichs und Rußlands, befürchten mußte. Als er nun gar von dem Abschluß eines Subsidienvertrages zwischen England und Rußland gegen den gemeinsamen Feind, d. h. Preußen, erfuhr, da erschien es ihm bei der Unzuverlässigkeit Frankreichs am rätlichsten, selbst mit England Fühlung zu gewinnen, dem ja nichts erwünschter sein konnte, als Hannover vor seinem gefährlichsten Feind gesichert zu sehen. Der Herzog von Braunschweig vermittelte. So kam man Januar 1756 zur Konvention von Westminster: man verpflichtete sich, jeder fremden Macht den Ein- oder Durchmarsch durch Preußen zu ver-

wehren. Dadurch schien Hannover gegen die Franzosen, Preußen gegen die Russen gedeckt; die bestehenden Bundesverhältnisse wurden davon nicht berührt.

Inzwischen war die österreichische Politik, die der diplomatisch begabteste unter Friedrichs Gegnern, Graf Kaunitz, leitete, nicht untätig gewesen. Rußlands war man sicher; und nun begann Kaunitz durch den gewandten Grafen Starhemberg in aller Stille mit dem französischen Hofe Beziehungen anzuknupfen, wo man längst persönlich auf Friedrich eifersüchtig war. Kaunitzens Ziel war, Preußen auf den Stand vor dem 30jährigen Krieg herabzudrücken. Allmählich gelang es ihm, durch immer mehr gesteigerte Anbietungen das noch widerstrebende Frankreich mehr und mehr an sich zu ziehen. Das Bekanntwerden der Westminster-Konvention brachte Frankreich, dem Hannover auf diese Weise zu entgehen drohte, ganz auf Österreichs Seite (Vertrag von Versailles, Mai 1756). Mit Rücksicht auf Frankreich hatte Kaunitz den Ausbruch des Krieges von 1756 auf 1757 verschoben.

Noch ahnte Friedrich nichts, er rechnete noch mit dem großen Einfluß Englands am russischen Hofe. Erst Mitte Juni begann sich ihm durch aufgefangene Briefe, Mitteilungen seiner Gesandten vor allem durch die des englischen Gesandten Mitchell, die Sachlage zu klären. Er erfuhr von starken Rüstungen Rußlands und Österreichs, jetzt besonders auch von den immer enger werdenden Beziehungen zu Frankreich. Im Juli neue Alarmnachrichten, der ganze Ernst der Lage wird ihm deutlich, jetzt richtet er an Österreich dringende Anfragen wegen seiner Rüstungen. Die ausweichenden Antworten bedeuten für ihn den Krieg; das Heer ist rasch mobil gemacht; sein Ziel ist Sachsen, denn auch das hatte gegen ihn gearbeitet. Durch die sächsischen Kontributionen hoffte er seine Einkünfte zu erhöhen, hier sollte seine Basis gegen Österreich sein. Noch 1756, ehe Rußland und Frankreich eingriffen, hoffte er Österreich entscheidend zu schlagen und so die Koalition zu sprengen. Am 28. August rückte er in Sachsen ein, womit der siebenjährige Krieg begann.

Der König an den bevollmächtigten Minister von Knyphausen in Paris

Potsdam, 19. April 1755

Ich habe Ihren Bericht vom 7. dieses Monats erhalten und bin aufs peinlichste von der jammerlichen Auseinandersetzung berührt worden, die er enthält, indem Sie die Stellung Frankreichs in Europa mit der Englands vergleichen wollen

Ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß ich niemals von irgendeinem meiner Minister an fremden Höfen einen so unbegründeten und leichtfertigen Bericht, wie der Ihrige ist, erhalten habe. Er strotzt von offenbar falschen Behauptungen und lächerlichen Aufschneidereien, wie sie ein junger Mensch ohne Kenntnis und Erfahrung losläßt. Ich bin deshalb auch sehr wenig erbaut davon. Der Bericht liest sich, als wäre er von einem jungen Manne verfaßt, der eben erst von der Schule abgegangen ist, sich von leeren Schwätzern imponieren läßt und jeden elenden Flitter für Gold nimmt. Kurz, ich kann diesen Gegenstand nicht verlassen, ohne Ihnen noch einmal zu sagen, daß Sie Ihren Bericht auf unüberlegte Äußerungen hin abgefaßt haben, die Ihnen in einer Gesellschaft von Stutzern und Damen, die nie aus Paris herausgekommen sind, zugeflogen sein mögen. Vielleicht haben Sie sich auch bei jemand Rats erholt, der keine Kenntnis von den Zuständen weder in Frankreich noch in England hat. Ich ermahne Sie also ernstlich, nicht wieder in ähnliche grobe Fehler zu verfallen, sondern reiflich über den Inhalt Ihrer mir übersandten Berichte nachzudenken, weil Sie sonst mein Vertrauen gänzlich verlieren würden. . . .

Der König an den Herzog von Braunschweig

Sanssouci, 13. Oktober 1755.

Lieber Bruder, ich bin sehr unzufrieden darüber, daß Ihnen die Unterhandlung, mit der Sie der König von England beauftragt hat, Unbequemlichkeiten verursacht. Da sie nun aber einmal im Gange ist, so müssen wir sehen, wohin sie führen wird, und ob die Herren Engländer nicht vielleicht bloß Lust haben, Sie und mich an der Nase herumzuführen.

Ist es nicht recht auffallend, daß diese Leute von mir verlangen, ich solle mich für ihre Interessen erwärmen, während zwei wichtige Differenzen zwischen uns schweben, die noch nicht erledigt sind? Bilden sie sich vielleicht im Ernst ein, daß die ganze Welt mit Vernachlässigung des eignen Vorteils verpflichtet ist, die Verteidigung des vermaledeiten Landes

zu übernehmen? Ich soll Erklärungen abgeben, während sie sich selber auf nichts dergleichen einlassen — sie verlangen, daß ich Frankreich sitzen lasse und mich an dem Ruhm satt esse, ihnen ihr Hannover gerettet zu haben, das mich auch nicht das mindeste angeht: kurz, entweder wollen sie mich auf das gröbste betrügen, oder sie sind Narren und ersticken in lächerlicher Selbstsucht.

Trotzdem ersuche ich Sie, ihnen in einem privaten Begleitschreiben zu der ostensibeln Depesche, die ich Ihnen zugehen lasse, Hoffnungen zu eröffnen sowie ihnen anzuzeigen, daß der Herzog von Nivernois nach Berlin gekommen ist, um einen neuen Vertrag mit mir abzuschließen[1]), da der bisherige im nächsten Mai abläuft. Sagen Sie ihnen ferner, Sie glaubten, wenn von seiten Englands gegenseitiges Vertrauen gewünscht werde, so müßten vollständigere Eröffnungen vorhergehen; da England die Verhandlungen begonnen, so müsse es sich auch zuerst äußern, und da wir in keiner Verbindung stünden, die sie berechtigte, die geringste Forderung an mich zu stellen, so mußten sie eben notwendigerweise offner sprechen, um dieselbe Offenheit von mir zu erwarten; besonders müßte der Anfang damit gemacht werden, daß die alten Zwistigkeiten weggeräumt wurden, ehe man weiter gehen konnte usw. . . .

Der König an den bevollmächtigten Minister von Knyphausen in Paris

Potsdam, 21. Oktober 1755.

Ich habe Ihren Bericht vom 9. dieses Monats erhalten. Er hat mir keine weitere Aufklärung verschafft als die Leidener Zeitung; denn außer einigen wenigen Einzelheiten habe ich kein Wort von irgend etwas Nützlichem und Belehrendem gefunden, ja auch nicht von all dem, worüber ich in meinen vorigen Depeschen von Ihnen Nachricht verlangt hatte. Eine so ausgesprochne Nachlässigkeit muß mich den

1) d. h. zwischen Frankreich und Preußen.

doch zuletzt auf das äußerste verletzen, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß meine Geduld endlich zu ermüden anfängt: bessern Sie sich nicht, so wäre es zu schädlich, meine Interessen in den Händen eines Mannes zu lassen, dem sie so wenig am Herzen liegen wie Ihnen. Bei der Lektüre der Mehrzahl Ihrer Berichte sollte man meinen, Sie gingen gar nicht mehr zu Hofe und wüßten von den Vorgängen in Paris nicht mehr als ein eben dort angekommner Fremder

Ich zähle Ihnen noch einmal die Dinge her, auf die ich Ihr Augenmerk gerichtet wissen will, damit Sie imstande sind, Ihre Berichte interessant zu machen.

Werden in Frankreich wirklich Rüstungen zu Wasser und zu Lande vorgenommen, und wird der Truppenbestand vermehrt?

Wie denkt Frau von Pompadour[1]) über England? Ist sie noch gereizt gegen die Engländer oder nicht?

Schmeicheln sich die Minister noch mit der Hoffnung, sich England allmählich nähern zu können? Ist es wahr, daß sie jemand nach England geschickt haben, um die von den Engländern gekaperten französischen Schiffe zurückzufordern, und haben sie sich bei dieser Gelegenheit in geheime Intrigen und Verhandlungen mit den englischen Ministern eingelassen, indem sie neue Vorschläge zu einer Übereinkunft machten?

Woher denkt man, falls Geldmittel zur Führung eines Feldzuges vorhanden sind, die Mittel zu dem zweiten Feldzuge zu nehmen?

Setzt Frankreich seine Bemühungen fort, eine Aussöhnung mit Spanien herbeizuführen?

Wie benehmen sich die Minister gegen den österreichischen Gesandten?

Besucht der Graf von Starhemberg Herrn von Rouillé häufig? Welche Stellung nimmt Starhemberg am Hofe ein? Spricht Herr von Rouillé häufig mit ihm oder nicht?

Nach diesem Plane müssen Sie Ihre Berichte einrichten.

---

1) Jeanne Antoinette Poisson geb. 1721 zu Paris, 1741 mit einem Steuerpächter Le Normand d' Etioles verheiratet, als einflußreiche Geliebte Ludwigs XV. zur Marquise de Pompadour erhoben, Leiterin der französischen Politik.

Vieles andre wird Ihnen bei einiger Überlegung noch außerdem einfallen.

Berlin, 23. Dezember 1755.

Ich habe Ihren Bericht vom 12. dieses Monats erhalten. Er hat mir durch die verschiednen darin enthaltenen Nachrichten zu großer Genugtuung gereicht.

Ich will Ihnen bei dieser Gelegenheit zu Ihrer Nachachtung mitteilen, daß England mir neue Eröffnungen gemacht hat, die, soweit ich verstehe, nur auf die Aufrechterhaltung der Neutralität in Deutschland hinauslaufen. Außerdem müssen Sie noch wissen, daß Rußland ununterbrochen fortfährt, Truppen in Livland und Kurland zusammenzuziehen, und daß der Befehl erteilt ist, die Galeeren in Reval und den andern Häfen Livlands in Dienst zu stellen, damit sie, sowie der Befehl anlangt, gegen mich auslaufen können.

In größere Verlegenheit setzen mich aus guter Quelle stammende Nachrichten, wonach Österreich heimlich seine Einrichtungen trifft, den Krieg, sobald es ihm passend erscheint, zu eröffnen, und Magazine in Böhmen und Mähren anlegt, um die Verpflegung eines erheblichen Truppenkorps zu sichern und in jedem Augenblick des Befehls zum Losschlagen gewärtig zu sein.

Berlin, 24. Januar 1756.

Ich habe Ihren Bericht vom 12. dieses Monats erhalten. Ich habe Ihnen schon in meinem vorigen Erlasse mitgeteilt, daß die Vorschläge des Herzogs von Nivernois vom Augenblicke seiner Ankunft an nur auf eine Erneuerung meines Bündnisses mit Frankreich abzielten. Indessen will ich Ihnen nicht verhehlen (diese Mitteilung ist nur für Sie persönlich bestimmt), daß mich der Londoner Hof seit kurzem zum Abschluß eines Neutralitätsvertrages für Deutschland drängt. Dann dürfte in dem bevorstehenden Kriege keine fremde Macht ihre Truppen in Deutschland einrücken lassen. Die recht kritische Lage, in der ich mich befinde, und wovon ich Ihnen ebenfalls schon Mitteilung gemacht habe, erlaubte mir

nicht, die Eröffnungen Englands ganz von der Hand zu weisen. Ich selbst habe dem Herzoge von Nivernois offen mitgeteilt, um was es sich bei diesen Neutralitätsverhandlungen dreht. Wenn das französische Ministerium ruhig darüber nachdenkt und die wirkliche augenblickliche Sachlage in reifliche Erwägung nimmt, so kann es vernünftigerweise nichts an meiner Handlungsweise tadeln, wenn ich mich auf einen derartigen Vertrag einlasse. Ich hoffe übrigens noch, Frankreich hiermit einen wesentlichen Dienst zu leisten, da ich durch dessen Abschluß fünfzigtausend Russen den Weg verlege und außerdem mindestens fünfzigtausend Österreicher in Schach halte, die sonst sämtlich gegen Frankreich operieren könnten, wozu noch kommt, daß durch diese Neutralität den anderweitigen kriegerischen Unternehmungen nicht der geringste Abbruch geschieht.

Da mir übrigens bei der augenblicklichen Sachlage nichts von größerer Wichtigkeit sein darf als zuverlässige Nachrichten und Aufklärungen über alle Vorgänge, so erwarte ich von Ihrer Treue und Ihrem Eifer für meinen Dienst, daß Sie sorgfältig darauf bedacht sein werden, mir ebenso interessante und lehrreiche Berichte abzustatten, als es die mit den letzten Posten eingegangnen zu meiner völligen Zufriedenheit gewesen sind.

P. S. Der Herzog von Nivernois hat mir viel von Frau von Pompadour erzählt. Sie wollen Gelegenheit nehmen, sie zu besuchen und ihr mit einer möglichst geschickten Höflichkeitsphrase sagen, wie verbunden ich ihr für alles sei, was mir der Herzog in betreff ihrer Gesinnungen gegen mich mitgeteilt habe. Ich will Ihnen die Worte nicht vorschreiben, sondern lasse Ihnen volle Freiheit, die Sache möglichst gut und in der in Frankreich üblichen Art auszudrücken.

Der König an den Major von Hornn in Parchim

Potsdam, 9. Februar 1756.

Mein lieber Major von Hornn, weil Ich in Erfahrung komme, daß des regierenden Herzogs zu Mecklenburg-Schwerin Durchlaucht noch beständigh̃n Sich gegen Mich und Meine

Dignité auf eine ganz ungewöhnliche und ungebührliche Art zu betragen fortfähret, so ist Mein Wille, daß Ihr mit Nehmung aller gebührenden Präcautionen, damit Euch kein Affront geschehen könne und sonsten alle Excesse dabei vermieden werden müssen, noch ein Paar Invasiones auf gedachtes Herzogs Territorium tun und einige von des Herzogs eigenen Untertanen, durchaus aber und schlechterdings nicht von denen Untertanen der mecklenburgischen Noblesse, sondern nur blos und allein von des Herzogs Güter, enleviren und nach Parchim in Arrest bringen lassen, auch hienächst, wie solches geschehen, an Mich berichten sollet. Ihr habt Euch hiernach zu achten, und ich bin p.

P. S. Wenn von der mecklenburgischen Miliz und von denen Amtsschreibern welche dabei können enleviret werden, so wäre es zum besten. Das Commando, so dazu gebrauchet wird, muß stark sein, damit es nicht kann injuriiret werden, und die Beamte, die enleviret sein, müssen nach Spandow in Verwahrung gebracht werden.

Randbemerkung

des Königs auf das Abschiedsgesuch eines Obersten, der sich einbildete, krank zu sein

Mir geht es auch nicht immer wie ich es gern haben möchte, deswegen muß ich immer König bleiben. Rhabarber und Geduld wirken vortrefflich

Der Prinz von Preußen an den König

Berlin, 15. Februar 1756.

Ich bin überzeugt, mein teuerster Bruder, daß die Entschlüsse, die Sie in politischen wie in andern Dingen fassen, immer auf guten Gründen beruhen und für das Wohl des Staates sehr heilsam sein werden, denn dieses ist der Beweggrund, der Sie handeln läßt. Die Erhaltung des Friedens wird Ihre Einrichtungen befestigen und Sie ohne Zweifel in den Stand setzen, den Krieg besser ertragen zu können, wenn es notwendig wird, ihn zu beginnen, oder wenn die Vermessenheit Ihrer Feinde diese dazu bringt, Sie anzugreifen. Kurz, mein teuerster Bruder, das Vertrauen,

das man Ihrem Geiste, Ihrer Erfahrung und Ihrer Weisheit schuldet, stellt Ihre Untertanen vor jeder Furcht sicher und beraubt Ihre Feinde jeder Hoffnung. So sehe ich die Lage an, in die Sie die Dinge jetzt gebracht haben und in der Sie sie, wie ich überzeugt bin, erhalten werden . . .

Der König an den Prinzen von Preußen

Potsdam, 19. Februar 1756.

Lieber Bruder, Sie haben eine allzu gute Meinung von mir, lieber Bruder. Ich befand mich in einer sehr schlimmen Lage und bin auch immer noch in einiger Verlegenheit, aus der ich mich nur mit viel Mühe und durch die sorgfältigste Art, die politischen Fragen zu erledigen, befreien kann. Ich habe gehandelt, wie es nach meinem Urteil am besten war, aber freilich täuscht man sich doch oft: meine beste Hoffnung schöpfe ich daraus, daß die Leute in Wien so kleinlaut sind wie nur möglich — ein sicheres Zeichen dafür, daß unsre Feinde durch den eben von mir getanen Schritt viel zu verlieren glauben. Ist es doch gewiß, daß wir dann richtig handeln, wenn wir das gerade Gegenteil von dem tun, was unsre Feinde wünschen, und diesen Grundsatz glaube ich bis ans Ende erfüllt zu haben. Augenblicklich kommt es nur noch darauf an, meinem Werke die letzte Feile zu geben und die etwa noch nötigen kleinen Verbesserungen anzubringen. Ich versichere Sie, daß ich es dabei nicht an mir fehlen lasse und keine Mühe spare, um die Schrecken drohende Liga zur Auflösung zu bringen, der der Staat früher oder später erlegen wäre. Durch dieselbe Politik suchten die Römer ihre Feinde zu trennen, um sie dann einzeln zu bekämpfen und niederzuschlagen.

Dieses Jahr, das ich gewonnen zu haben denke, ist ebenso viel wert für mich als fünf von den vorhergehenden. Kann ich in der Folge als Vermittler zwischen den kriegführenden Mächten auftreten, so habe ich es bewirkt, daß Preußen die größte Rolle spielt, die es in Friedenszeiten überhaupt spielen kann . . .

Der Prinz von Preußen an den König

Berlin, 20. Februar 1756.

Ich bin gewiß, teuerſter Bruder, daß Sie ſich immer ſo entſchließen werden, wie es Ihnen für das Wohl des Staates am heilſamſten erſcheint. Das iſt meine Meinung und die aller Ihrer treuen Untertanen. Die Lage, in der Sie ſich gegenwärtig befinden, wird für die Befeſtigung Ihrer neuen Vorkehrungen günſtig ſein, und es läßt ſich nicht daran zweifeln, daß Sie, wenn Sie einige Jahre gewinnen, die Mittel eines möglicherweiſe notwendigen Widerſtandes gegen die Mächte, die Sie angreifen wollen, vermehren werden. Ohne Zweifel iſt es ein großer Vorteil, die Pläne ſeiner Feinde zu Schanden zu machen, und in dieſem Falle verdankt man, teuerſter Bruder, dieſen Vorteil nur Ihrem Scharfblick und Ihren Bemühungen, deren hohen Wert Ihre eifrigen und treuen Untertanen anerkennen müſſen. Das ſind, teuerſter Bruder, die Gedanken, die ich über Ihre gegenwärtige Lage habe; ſie entſprechen dem Vertrauen, der Liebe und der hohen Achtung, die ich Ihnen für mein ganzes Leben gewidmet habe, und die mir auch ins Grab nachfolgen wird.

Der König an den Prinzen von Preußen

Potsdam, 2. März 1756.

Lieber Bruder, Ihre Nachricht von dem Kometen läßt mich erzittern, nur glaube ich, daß dieſes ſo oft geweisſagte Geſtirn in der Perſon des dicken Valory, der ja erwartet wird, ankommen dürfte. Früher kündigten die Kometen Erdbeben, Krieg und Unglück an, augenblicklich iſt es umgekehrt, und das Unglück bringt manche Narren von Aſtrologen auf den Gedanken, wir könnten einen Stern ankommen ſehen, der durch ſeinen Einfluß alles vorher eingetroffne Schlimme verurſacht hatte . . .

Der König an den kurmärkischen Kammerdirektor Groschopp

Potsdam, 6. Mai 1756.

Da ich wahrgenommen habe und sonst in zuverlässige Erfahrung gekommen bin, daß bei den gemeinen Mann zu Berlin das Trinken des Branntweins und der sonst destillirten starken Getränke sehr überhand genommen, und dadurch viele derselben zu ihrer Nahrung untüchtig werden und sich dadurch einen frühzeitigeren Tod zuziehen, so erachte ich vor nöthig zu seyn, daß darunter auf eine gute Art und bey der Gelegenheit auch unter den praetext eines sich jetzo mehr und mehr äußernden Getraidemangels, einiges temperament und remedur dadurch getroffen werde, daß der Branntwein und die davon destillirte starke Getränke, entweder durch eine höhere Impostirung bei der Accise zu Berlin oder aber durch einen besondern zur Accise fließenden Schenken Zins, so diejenigen, welche dergleichen starke Getränke ausschenken, erlegen müssen, dadurch auf solche Preise beym detailliren kommen, daß der gemeine Mann wegen des hohen Preises solchen, wann er auch will, nicht mehr so stark und so häufig als es bis dato geschehen trinken noch bezahlen kann ...

Der König an den Feldmarschall Keith in Karlsbad

Potsdam, 23. Juni 1756.

Ich schreibe Ihnen diesen Brief nur, um Ihnen zu sagen, daß es mir angenehm sein würde, wenn Sie, jedoch nur unter der Hand und ohne Aufsehen, meinen zum Kurgebrauche nach Karlsbad beurlaubten Offizieren die Weisung zugehen lassen wollten, ihre Kur so bald als möglich zu beendigen, um Anfang Juli zurück sein zu können ...

Die Karlsbader Luft ist für die Preußen nicht mehr gesund. Sie werden sämtlich wohltun, am 10. kommenden Monats zurück zu sein.

Der König an den Gesandten von Klinggräffen in Wien

Potsdam, 18. Juli 1756.

Sie werden verlangen, von der Kaiserin in Privataudienz empfangen zu werden. Sind Sie vorgelassen, so sagen Sie ihr nach Erledigung der gewöhnlichen Höflichkeitsredensarten in meinem Namen, daß ich von verschiednen Seiten Nachricht über die Bewegungen ihrer Truppen in Böhmen und Mähren sowie über die Zahl der dorthin marschierenden Regimenter erhalte und die Kaiserin fragen lasse, ob diese Rüstungen geschehen, um mich anzugreifen.

Antwortet sie Ihnen, sie befolge nur das Beispiel meiner Truppenbewegungen, so erwidern Sie, beides scheine Ihnen ganz verschieden zu sein, da Ihnen bekannt sei, daß ich Truppen nach Pommern marschieren lasse, um Preußen gegen die etwaigen gefährlichen Pläne der Russen zu decken, die 70000 Mann an ihrer Grenze konzentriert haben — daß hingegen in Schlesien alles still und keine meiner Maßnahmen geeignet sei, ihr Mißtrauen zu erwecken.

Antwortet sie Ihnen dagegen, jeder könne in seinem Hause tun, was ihm beliebe, so lassen Sie es sich gesagt sein und begnügen sich mit dieser Antwort.

Sagt sie Ihnen, sie habe Truppen in Böhmen und Mähren Lager beziehen lassen wie alljährlich, so machen Sie die Kaiserin auf den Unterschied in der Truppenzahl, den Magazinen und den Kriegsrüstungen aufmerksam und stellen die Frage, ob das die Antwort sei, die sie Ihnen zu erteilen habe.

Potsdam, 21. Juli 1756.

. . In betreff der kriegerischen Rüstungen, die sie da unten machen, will ich Ihnen, jedoch ganz allein zu Ihrer eignen Belehrung, sagen, daß ich endlich das ganze Geheimnis herausgebracht habe.

Von guter Hand und aus sicherer Quelle vernehme ich nämlich, daß der Wiener Hof während der zwischen Wien

und Versailles schwebenden Vertragsverhandlungen dringend darauf bestanden hat, daß Frankreich sich dazu verpflichten soll, weder mir noch der Pforte Zuzug zu leisten, und daß der französische Hof sich, wenn auch nicht leicht, zu diesem Versprechen hat bewegen lassen.

Der Grund, aus dem der Hof, bei dem Sie beglaubigt sind, so energisch auf diesem Verlangen bestand, liegt darin, daß die beiden Kaiserhöfe den Plan entworfen hatten, mich gleichzeitig anzugreifen. Österreich sollte dabei 80000 und Rußland — an regulären und irregulären Truppen — 150000 Mann ins Feld stellen. Die Ausführung dieses Planes war für das laufende Jahr in Aussicht genommen, hat aber bis zum nächsten Frühjahr verschoben werden müssen, da die russische Armee für eine derartige Unternehmung noch nicht stark genug war. Es sollten zur Ergänzung im nächsten Winter in den innern Provinzen des Reichs eine Menge Rekruten eingestellt werden, denn die 70000 Rekruten von der vorigen Winteraushebung waren zur Hälfte unterwegs auseinander gelaufen, von dem Rest war ein gutes Viertel an Krankheiten gestorben, ehe es an seinen Bestimmungsort gelangte, so daß kein Regiment auch nur annähernd vollzählig war. Außerdem hatte auch der Wiener Hof seinerseits allerhand Dinge während des Winters zu regeln, ehe alles so weit gediehen war, daß das gewaltige Unterfangen ins Werk gesetzt werden konnte.

So hat sich die Sache entwickelt. Ich lebe deshalb des Glaubens, daß der Wiener Hof, falls nicht eine gänzliche Sinnesänderung eintritt, soweit ihm die Entscheidung zusteht, die Ausführung seiner Absichten trotz seiner kriegerischen Demonstrationen bis zum Frühling des kommenden Jahres aufschieben wird. Denn ich nehme an, daß Sie wenigstens jetzt von dem Entschlusse, ein Armeekorps von achtzehn Regimentern bei Holleschau hinter Olmütz zu konzentrieren, unterrichtet sind.

Es tut mir recht leid, daß ich Sie von all dem in Kenntnis setzen muß: sind Sie indes nicht selbst schuld daran? Ich habe Ihnen mündlich und schriftlich, ohne daß Sie sich

daran gekehrt haben, befohlen, sich gute Verbindungen in den Regierungsbureaus zu verschaffen; durch diese wären wir unfehlbar von allen Vorgängen benachrichtigt worden.

Was die grundfalschen, aus Wien verbreiteten Gerüchte von dem Ausmarsch der in Berlin garnisonierenden Regimenter anlangt, so können Sie sie kühnlich widerlegen: es ist nicht wahr, daß sich auch nur ein einziges gerührt hat, mit alleiniger Ausnahme des Regiments Württemberg, das nach Pommern marschiert ist.

2. August 1756.

Sowie die Audienz beendet ist, fertigen Sie augenblicklich den Kurier mit der Antwort ab und stellen dem englischen Gesandten eine Abschrift zu. Da Sie selbst imstande sein werden, die Wendung zu beurteilen, die die Sache nimmt, so muß ich Ihnen sagen, daß ich, wenn diesmal keine unumwundne Antwort erfolgt, keine andre Rettung als im Kriege sehen, und Sie den Befehl erhalten werden, ohne Abschied abzureisen.

Dies könnte am 23. oder 24. dieses Monats geschehen.

Ich muß Sie ferner darauf aufmerksam machen, daß der Feldmarschall Schwerin in Neiße steht. Ihm lassen Sie mit dem an mich abgefertigten Kurier die Nachricht zugehen, ob Krieg oder Frieden ist, damit er dort die geeigneten Maßregeln trifft.

Die Hauptsache ist, mich rechtzeitig zu benachrichtigen. Ich muß also durchaus am 15. dieses Monats Nachricht haben: auch wenn mir dann die Antwort noch nicht zugestellt wird, so kann ich doch an diesem Tage über Ihre Auffassung der Sachlage ins klare kommen.

Potsdam, 13. August 1756.

Ich habe Ihre Depesche vom 7. dieses Monats erhalten und muß Ihnen sagen, daß Sie den gröbsten Fehler damit begangen haben, daß Sie sich nicht dazu herbeigelassen haben, meine Forderungen, wie die Kaiserin-Königin verlangte, schriftlich aufzusetzen, nachdem Sie diese dem Grafen Kaunitz

mündlich dargelegt hatten. Es ist also mein Wille, daß Sie die geforderte Denkschrift, ohne einen Augenblick zu verlieren, übergeben.

Ich will Ihnen hierbei nicht verhehlen, daß ich sehr unzufrieden mit Ihnen bin, weil Sie durch Ihre Weigerung Veranlassung zur Verzögerung einer Angelegenheit gegeben haben, deren Erledigung mir unendlich wichtig ist. Seien Sie darauf bedacht, diesen schweren Fehler, den ich nicht von Ihnen erwartet hätte, durch den Eifer wieder gut zu machen, mit dem Sie sich bemühen werden, mir die Antwort der Kaiserin so bald als möglich zu verschaffen.

Sie verderben mir die Sache. Sie haben sich hinters Licht führen lassen. Ich muß Ihre Antwort am 21. dieses Monats haben.

Der König an den Prinzen von Preußen

Potsdam, 12. August 1756.

Lieber Bruder, ich bin glücklich darüber, daß Ihnen das Gemälde von Wouwerman Freude gemacht hat: das war mein Zweck, als ich es Ihnen schickte.

Was mich anlangt, so glaube ich an jedem Abend mit meinem Werke fertig zu sein, und am nächsten Morgen muß ich es wieder von vorn anfangen. Aber das schadet nichts: ich kehre mich an keine Gespenster, da ich der Überzeugung lebe, daß alle diese Berge nur mit Mäusen niederkommen werden. Die Tapferkeit der preußischen Soldaten ist immer noch dieselbe, ebenso wie die Feigheit unsrer Feinde. Niemand erreicht Großes, der keine große Gefahr laufen will.

Mit diesem Troste und der festen Absicht, allen auf die Finger zu klopfen, die uns über den Weg laufen, können wir der Hölle und dem Teufel trotzen, ruhig die Zeitungen lesen, brauchen nicht vor den leeren Prahlereien unsrer Feinde zu zittern und haben Grund zu hoffen, daß wir die Sache mit Ehren zu Ende bringen werden.

Der König an den Generalleutnant von Winterfeldt in Berlin

Potsdam, 24. August 1756.

Ich gebrauche jetzunder notwendig die große Tabelle, um daß ich weiß, wo jedes Regiment stehet. Also bitte ich Ihm, sie mir zu schicken.

Der verfluchte Courier ist noch nicht hier; ich habe also die Regimenter bis zum 28. aufhalten müssen. Klinggräffen meritirte, daß er zur Strafe Packknecht würde! Solchen dumme Streiche seind impardonnabel und die Ungewißheit auf die Länge unerträglich.

Adieu, balde Antwort.

Der König an den Prinzen von Preußen

Potsdam, 26. August 1756.

. . . Meinen Erlaß an Klinggräffen haben Sie gelesen. Die Wiener Antwort besagt, sie hätten durch Abschluß einer Offensivallianz mit Rußland nichts gegen mich Feindliches getan. Die Antwort ist unverschamt, hochmütig und verächtlich, kein Wort darin von der Zusicherung, die ich verlange, so daß allein das Schwert diesen gordischen Knoten durchhauen kann.

Ich bin unschuldig an diesem Kriege. Ich habe alles getan, um ihn zu vermeiden. Wie groß auch die Friedensliebe sein mag, Ehre und Sicherheit dürfen ihr nicht geopfert werden. Ich glaube, Sie werden bei Ihren mir bekannten Gesinnungen ebenfalls meiner Ansicht sein.

Jetzt dürfen wir nur noch daran denken, wie wir den Krieg in einer Weise führen können, die unsern Feinden die Lust benimmt, den Frieden allzubald zu brechen.

Der König an den geheimen Legationsrat von Mattzahn in Dresden

Potsdam, 26. August 1756.

Die ungerechte Vorgangsweise und die gefährlichen Pläne des Wiener Hofes zwingen mich zu den äußersten Schritten,

die ich aus Liebe zum Frieden und zur allgemeinen Ruhe gerne vermieden hätte, und die gleichen Umstände nötigen mich gegen meinen Willen, mein Heer nach Sachsen marschieren zu lassen, um nach Böhmen einzudringen. Sie wollen Sich daher unmittelbar nach Empfang dieser Depesche zum Grafen von Brühl begeben und ihn ersuchen, Sie so bald als möglich zur Audienz bei Seiner Majestät dem Könige von Polen zuzulassen. Hierauf werden Sie diesem Fürsten oder, wenn die Audienz bei ihm Schwierigkeiten oder Verzögerungen finden sollte, einfach seinem Minister erklären, Sie werden ihm, sage ich, in meinem Namen erklären, daß die zwischen mir und der Kaiserin-Königin entstandnen Zwistigkeiten mich zu meinem großen Bedauern in die unangenehme Notwendigkeit versetzen, mit meiner Armee in Sachsen einzudringen, um von da nach Böhmen zu marschieren. Man werde dabei auf die Staaten des Königs von Polen alle schonende Rücksicht nehmen, die die gegenwärtigen Verhältnisse erlauben; meine Truppen würden sich in Ordnung und peinlichster Disziplin halten, aber ich sehe mich gezwungen, meine Maßregeln so zu nehmen, daß ich nicht wieder in die Lage geriete, in die mich der sächsische Hof während der Jahre 1744 und 1745 versetzt hat. Übrigens könne Seine polnische Majestät überzeugt sein, daß man für seine Person und seine königliche Familie alle erdenkbare Rücksicht und Ehrerbietung haben werde, die die unglückliche Zeit und meine eigne Sicherheit zulassen können; ich persönlich wünschte nichts sehnlicher als bald den glücklichen Augenblick des Friedens herankommen zu sehen, um diesem Fürsten meine volle Freundschaft bezeugen und ihn wieder in friedlichen und ruhigen Besitz aller seiner Staaten setzen zu können, gegen die ich niemals irgendwelche Angriffspläne gehabt hätte.

Sie werden diese Erklärung mit all dem begleiten, was die Höflichkeit Ihnen an Herzlichkeit von meiner und an Ehrerbietung von Ihrer Seite eingeben wird, um ihn glauben zu lassen, daß es sich um eine Sache absoluter Notwendigkeit und Pflicht handelt, und daß man ganz allein

dem Wiener Hofe alles zuschreiben müsse, was diese Lage an Härte und Unannehmlichkeit mit sich bringe . . .

Der König an den Prinzen Ferdinand von Preußen

Potsdam, August 1756.

Lieber Bruder, Sie können Ihre versiegelte Marschorder morgen nachmittag öffnen und alle darin enthaltenen Befehle ausführen, denn der Krieg ist nicht mehr zu vermeiden, und das Schwert muß unsre Feinde zur Vernunft bringen.

Der englische Gesandte Sir Andrew Mitchell an den Staatssekretär Lord Holdernesse in London

Berlin, 28. August 1756.

Heute morgen zwischen vier und fünf Uhr verabschiedete ich mich von dem Könige von Preußen. Er ging darauf zur Parade, stieg zu Pferde und ließ einige wenige Exerzitien machen. Dann marschierte er an der Spitze seiner Truppen nach Beelitz, von wo aus er morgen das sächsische Gebiet betreten will.

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Berlin, 28. August 1756

Meine liebe Schwester! Wir sind in vollem Marsch, um uns Ihnen zu nähern. Unser Briefwechsel wird dadurch nur noch lebhafter werden. Ich will meinem dicken Nachbar einen kleinen Besuch abstatten, und ich hoffe, Ihnen in kurzem mehr zu sagen . . .

Friedericus Rex

von

Willibald Alexis

Friedericus Rex, unser König und Herr,
der rief seine Soldaten allesamt ins Gewehr.
zweihundert Bataillons und an die tausend Schwadronen,
und jeder Grenadier kriegte sechzig Patronen.

„Ihr verfluchten Kerls," sprach Seine Majestät,
„daß jeder in der Bataille seinen Mann mir steht.
Sie gönnen mir nicht Schlesien und die Grafschaft Glatz
und die hundert Millionen in meinem Schatz.

Die Kaiserin hat sich mit den Franzosen alliiert
und das Römische Reich gegen mich revoltiert,
die Russen sind gefallen in Preußen ein;
Auf, laßt uns sie zeigen, daß wir brave Landeskinder sein!

Meine Generale Schwerin und Feldmarschall von Keith,
und der Generalmajor von Zieten sind allemal bereit,
Kotz Mohren, Blitz und Kreuz-Element,
wer den Fritz und seine Soldaten noch nicht kennt."

„„Nun adjö, Louise, wisch ab das Gesicht,
eine jede Kugel die trifft ja nicht,
denn träf jede Kugel apart ihren Mann,
wo kriegten die Könige ihre Soldaten dann!

Die Musketenkugel macht ein kleines Loch,
die Kanonenkugel ein weit größeres noch,
die Kugeln sind alle von Eisen und Blei,
und manche Kugel geht manchem vorbei.

Unsere Artillerie hat ein vortrefflich Kaliber
und von den Preußen geht keiner zum Feinde nicht über,
die Schweden, die haben verflucht schlechtes Geld,
wer weiß, ob der Östreicher besseres hält.

Mit Pomade bezahlt den Franzosen sein König,
wir kriegens alle Woche bei heller und Pfennig,
Koty Mohren, Blitz und Kreuz-Sakrament!
wer kriegt so prompt wie der Preuße sein Traktament.

Friederikus mein König, den der Lorbeerkranz ziert,
ach hättst du nur öfters zu plündern permittiert,
Friederikus Rex, mein König und Held,
wir schlugen den Teufel für dich aus der Welt.““

Dieser Krieg ist entbrannt nicht um ein mittelmäßiges oder vorübergehendes Interesse, nicht um ein paar Waffenplätze oder kleine Provinzen mehr oder weniger, sondern um Sein oder Nichtsein der neuen Monarchie, die der König von Preußen mit einer Kunst und einer Schlagfertigkeit in die Höhe gebracht hat, welche die eine Hälfte von Europa überrascht und die andere getäuscht haben; der Krieg ist entstanden, um zu entscheiden, ob diese neue Monarchie, zusammengesetzt aus verschiedenen Bestandteilen, noch ohne die ganze, für sie notwendige Festigkeit und Ausdehnung, aber ganz und gar militärisch und mit der ganzen Begehrlichkeit eines jugendlichen mageren Körpers bestehen bleiben wird; ob das Reich zwei Häupter haben und der Norden Deutschlands einen Fürsten behalten soll, der aus seinen Staaten ein Lager und aus seinem Volk ein Heer gemacht hat, und der, wofern man ihm Muße läßt, seine Staatsgründung abzurunden und zu befestigen, als Schiedsrichter der großen europäischen Angelegenheiten dastehen und für das Gleichgewicht zwischen den Mächten den Ausschlag geben würde.

Graf Bernstorff,
dänischer Kriegsminister.
1759.

Der siebenjährige Krieg

Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei größten Mächte Europas verteidigt, sondern Friedrich der Große. Napoleon I.

1756. Ende August überschreitet der König die sächsische Grenze. Am 9. September läßt er vier preußische Bataillone in Dresden einrücken, wo er im Schloßarchiv trotz des beinahe körperlichen Widerstandes der Königin (von Polen, Kurfürstin von Sachsen) Maria-Josepha (der Habsburgerin) die geheimen Bündnisakten beschlagnahmt, um seinen Einfall vor dem überraschten Europa rechtfertigen zu können. Der König hofft, die Sachsen rasch zu überwältigen. Sie leisten ihm aber monatelangen Widerstand in Pirna, wo er sie eingeschlossen hatte. Erst als er ein österreichisches Ersatzheer am 1. Oktober bei Lobositz in Böhmen geschlagen hat, kapitulieren sie. Der Kurfürst zieht sich in seiner Eigenschaft als König von Polen nach Warschau zurück. Am 14. November reitet der König in Dresden ein

Der König an den Feldmarschall Prinzen Ferdinand von Braunschweig

Potsdam, den 15. August 1759.

. . . Ich habe bei dem Feldetat das Arrangement gemacht, daß für die Subaltern-Officiers Eures Regiments exclusive ihrer ordinairen Equipagegelder für jeden überhaupt und ein für allemal acht Thaler ausgezahlt werden sollen. Diese werden an den Capitaine jeder Compagnie gezahlt und hiervon wird jedem Subaltern-Officier von seinem Tractament monatlich zwei Thaler abgezogen, welche der Capitaine quartaliter bekommt, dafür er aber den Subaltern-Officiers während der Campagne hindurch, und so lange das Regiment im Felde steht, den freien Tisch geben muß. Ich habe hierunter die Campagne auf vier Monat gerechnet. Das Regiment soll nur einen Compagniewagen zu Felde mitnehmen den andern

aber zurücklassen. Niemand von den Officiers, er habe Namen wie er wolle, selbst die Generals davon nicht ausgenommen, soll das Geringste an Silberzeug, auch nicht einmal einen silbernen Löffel mit in die Campagne mitnehmen. Wer aber Tafel oder Tisch halten muß, der soll solchen mit Zinn serviren lassen, ohne Ausnahme, er sei wer er wolle. Es soll jeder Capitaino eine kleine Tonne mit Essig mitnehmen, wovon Mir dann, sobald die Regimenter in das Lager kommen, die Rechnung gegeben werden muß, da ich dann den Capitains die Auslage deshalb wieder erstatten lassen werde. Dieser Essig soll nur blos und allein dazu gebraucht werden, daß an Orten wo schlecht Wasser ist, den Burschen nur einige wenige Tropfen von dem Essig darunter gegeben werden, um das Wasser zu korrigiren, und sie dadurch vor Krankheiten zu praeserviren. Sobald nun das Regiment zum Marsch aufbricht, so müssen die Weiber, so dabei folgen dürfen, sogleich vom Anfange an dem Profoß zur Aufsicht gegeben werden, um dadurch alle Plünderungen und andere Unordnungen mehr zu verhüten. Wenn die Capitains und Officiers Jäger oder dergleichen Domestiken bei sich haben, so können sie ihnen Flinten mitgeben, daß selbige solche gebrauchen können, wenn allenfalls einmal eine Wagenburg gemacht werden muß . . .

Potsdam, den 26. August 1756.

Ich befehle hierdurch, daß Euer Liebden nunmehro mit den gesamten Regimentern und Corps der unter Dero Commando stehenden Colonne, ohne weitern Aufstand, den 29. dieses aufbrechen und nach Euer Liebden ertheilten Instruction und gegebenen Marschtabellen weiter marschieren sollen, um Alles dasjenige auszurichten, welches Euer Liebden aufgetragen worden. Friedrich.

Aus den „Geständnissen eines österreichischen Veterans" (1789)

„Ungeachtet der bevorstehende Krieg schon über Jahr und Tag in der Armee kein Geheimnis mehr war und die

Zurüstungen mit Elfer betrieben werden sollten, so wurden wir dennoch bei dem Einfalle des Königs in Sachsen wie vom Blitze übereilt, und selbst die Großen des Staats, die Männer an der Spitze des Heeres ruften in einer Art von Betäubung aus: „Wer hätte das gedacht?!“

Der König an den Geheimen Legationsrat von Maltzahn in Dresden

Lommatzsch, 5. September 1756.

. . . Um Sie über meine wahren Absichten aufzuklären, für deren Geheimhaltung Sie mir verantwortlich sind, so gehen sie dahin, die sächsischen Truppen vorher zu entwaffnen, bevor ich nach Böhmen marschiere; denn es hieße von meiner Seite sehr unklug handeln, wenn ich diese Truppen hinter mir ließe, die mir den Todesstoß versetzen konnten, wenn ich mit den Österreichern in Kampf geraten bin. Denn sich auf die Versicherungen des sächsischen Hofes, daß er strenge Neutralität beobachten wolle, zu verlassen, das wäre die äußerste Unklugheit . . .

Der König an seine Minister von Podewils und von Finkenstein

Hauptquartier Sedlitz, den 12. September 1756.

Euch ist . . . bereits bekannt, wie gar feindselig der sächsische Hof nach dem Dresdenschen Friedensschluß und nachher beständighin an auswärtigen Höfen gegen Mich machiniret hat und was vor Ressorts derselbe gebrauchet. Um nun gegen der ganzen Welt die Wahrheit davon darzutun und legitimiren zu können, daß nichts darunter von Mir angeführet werden, so nicht aus authentiquen Piecen erwiesen und jedermann vorgeleget werden könne, so habe Ich bei Meiner jetzigen Anwesenheit in Sachsen vor gut befunden, die Originalpiecen von solcher sächsischen Correspondance aus dem Dresdenschen Archive aufsuchen und nehmen zu lassen, auch dem von Maltzahn aufgegeben, Euch selbige insgesamt zuzusenden, da dann Mein Wille ist, daß, sobald Euch solche zugekommen

sein werden, Ihr solche insgesamt, und zwar in französischer Sprache sowohl als in teutscher, drucken und demnächst public machen lassen sollet...

Am 13. September erläßt der deutsche Kaiser Franz I., der Gemahl Maria Theresias, ein „Dehortatorium", in welchem er den König väterlichst ermahnt, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen, dem Könige von Polen alle Kosten zu erstatten und still und ruhig nach Hause zu gehen". Durch „Avocatoria" aber befiehlt der Kaiser allen preußischen Generalen und Kriegsobersten „ihren gottlosen Herrn zu verlassen und seine entsetzlichen Verbrechen nicht zu theilen, woferne sie sich nicht der Ahndung des Reichsoberhauptes bloßstellen wollten". Die Lage des Königs war dadurch bedenklich, daß er zunächst an England noch nicht die erwartete Hilfe fand, da dieses zur See wiederholt Niederlagen erlitten hatte. England wollte nicht einmal Truppen zum Schutz Hannovers stellen. Andererseits hatte Kaunitz Frankreich zu immer größeren Leistungen zu gewinnen vermocht.

Der König an den Generalleutnant Herzog von Braunschweig-Bevern, seinen Schwager

1. September 1756.

Die Sachsen fangen an solche Sprünge zu machen wie ein Hase, den man bukfiret hat, wann es balde zu Ende gehet.

Hauptquartier Sedlitz, September 1756.

Die Sachsen fangen an zu pfeifen, und wird es morgen wohl ein Ende nehmen.

Der König an den Generalleutnant Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau

den Sohn des alten Dessauers. Dieser war am 9. April 1747 gestorben, nachdem er wenige Wochen vorher dem Könige geschrieben hatte: „Ich aber wünsche, daß Gott Ew. Königlichen Majestät brave und form dable Armee zum Trotz und Erhebung Dero Königreichs und Lande, wie auch zum Schrecken Dero Feinde in dem größesten Flor erhalten möge und wolle. Dieser treue wohlmeinende Wunsch gehet aus alten treuen Kriegsmannes Herzen und ich werde bis an mein Ende mit allergern verharren."

Lobositz, 2. Oktober 1756.

Sie haben geglaubet, Sie kennten meine Armée; aber nach der gestrigen Probe können Sie glauben, daß nichts mehr in

der Welt ihr unmöglich ist. Ich hoffe, daß mir auch die Officiers das Zeugnis geben werden, daß ich vollkommen meine Schuldigkeit darbei getan habe, indem ich den Posten auf dem Feind genommen und die Attaquen so dirigiret habe, daß ich den rechten Flügel Infanterie beständig feste gehalten und nur mit dem linken, den ich zu Zeit verstärket, agiret habe.

Meine Cavalerie hat mehr wie menschlich getan; allein der Nebel hat sie und mir verführet: in Summa, ich habe zuletzt die Cavalerie brauchen müssen, um mein erstes Treffen zu extendiren, und habe sie in's Centrum der Armée gestellet; und durch diese neue und vielleicht nicht ganz erlaubte Manöver habe ich mit meiner schwachen Infanterie den Feind seinen rechten Flügel überflügeln können, die Stadt Lobositz genommen, ihm depositiret und ihn zur Retraite gezwungen. Wegen seiner Menge Kanonen und 34 Bataillons, so nicht getroffen haben, habe ihm nicht getrauet zu verfolgen, und bin wegen meiner Schwäche und großen Mattigkeit der Pferde der Cavalerie gezwungen worden, ihm eine güldene Brücke zu machen; allein, mit 24 Bataillons 72 zu schlagen, habe gehalten, ware genug, und wirklich hätte ich nicht, ohne närrisch zu handeln, die Cavalerie nachschicken können.

Ich habe nicht einen Schritt getan, ohne alles zu bedenken, und bin kaltsinnig gewesen bei Umstände, da einem der Kopf leicht umgehen kann.

Adieu, mein lieber Prinz; wenn ich Ihnen sehe, so werde ich Ihnen ein mehreres sagen. Nun muß der Matz capitulire[n], ich denke, daß ich die Sachsen bei Lobositz werde gekriegt haben.

Lobositz, 3. Oktober 1756.

Ich danke Ihnen vor das Teil, das Sie an dem Tage des 1 Octobre nehmen. Ich wollte gerne nach Sachsen, wenn es möglich wäre, allein ich kann Ihnen versichern, daß ich hier ohnumgänglich nötig bin, weilen ich vom Kleinen bis zum Großen alles besorgen muß, und daß ich keine Hand habe. Gehe ich hier weg, so stehe ich vor nichts, und würde dieses Corps geschlagen oder repoussiret, so wäre es aus mit uns. Deswegen setze mein ganzes Vertrauen auf Ihnen, [und]

ich als einen braven Prinzen und würdigen General estimire, und bin versichert, daß Sie alles vorstehen werden. Hier habe so viel zu tun, daß ich von Anbruch des Tages bis in sinkender Nacht nicht fertig werde.

Der König an den Generalleutnant von Winterfeldt

Hans Karl von Winterfeldt, geb. 1707 in Pommern, einer der tätigsten Heerführer des Königs der ihn auch als stets aufrichtigen Menschen sehr schätzte. In der Armee war er mehr gefürchtet als beliebt.

Im Lager bei Lobositz, 3. Oktober 1756.

Bei itziger Situation möchte gerne wissen, was die Sachsen endlich machen werden, und ob die Bataille ihnen nicht timidirt hat; Ich sollte glauben, daß die Nachricht groß Schrecken beim Sächsischen Lager verursachen muß, worüber von Ihm, so bald möglich, den Rapport erwarte.

Es wäre nötig, daß nunmehro mit den Sachsen ein Ende würde, oder ich muß mit Rechten besorgen, daß meine Affairen darunter leiden; also schreibe Er mir mit guter Überlegung und positive, was dabei wird zu tun seind und wann ein Ende wird, es ist absolut nötig, daß ich bald davon informiret werde.

Lobositz, 8. Oktober 1756.

Da Ich aus Eurem ehegestrigen Rapport vernommen habe, daß dem Verlaut nach die Provision vor des Königs von Polen Tafel Abgang leidet, meine Intention aber nicht ist, daß solches bis auf das Personel des Königs gehen soll, so habt Ihr sogleich an den Generalmajor von Wylich zu schreiben, damit derselbe wie voriges Mal gehöriger Orten bekannt mache, wie man ohne Aufstand abermalen einen Wagen mit Provisionen vor des Königs Tafel abgehen lassen könne . . .

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth.

Dresden, 30. November 1756.

. . . Wir leben hier bei einander, die Preußen auf der einen, die Sachsen auf der andern Seite, bis es meiner Göttin dem Glück, gefällt, die Entscheidung zu treffen.

Fürchten Sie nichts für mich, liebe Schwester, im kommenden Feldzuge. Ich habe ein Vorgefühl, daß ich weder getötet noch verwundet werde; ich bekenne indessen, daß ich, wenn die Sache schief geht, den Tod hundertmal der Lage vorziehen würde, in der ich mich dann befinden würde Sie kennen meine Feinde und können beurteilen, welchen Ärger sie mir zu fressen geben würden. Aber da die Dinge einmal zum Äußersten gekommen sind, muß man hoffen daß, wenn die Vorsehung sich in die menschlichen Jämmerlichkeiten zu mischen geruht, sie nicht dulden wird, daß der Stolz, die Anmaßung und die Bosheit meiner Feinde über meine gerechte Sache den Sieg davontragen . . .

Der König an den Feldmarschall Schwerin

Kurt Christoph Graf von Schwerin, geb. 1684 zu [illegible] bei Anklam, früher in holländischen und mecklenburgischen, seit 1720 in preußischen Diensten. Als Heerführer eine europäische Berühmtheit, als Mensch von umfassender Bildung, verbindlichem Wesen, eine glückliche Verbindung von galantem Lebemann und entschiedenem Christen, war der jetzt zweiundsiebzigjährige Generalfeldmarschall Schwerin einer der volkstümlichen Männer seiner Zeit.

Dresden, 13. Dezember 1756.

Wenn ich genug von den Feinden weiß, um mit Bestimmtheit davon zu reden, werde ich nach Schlesien kommen, um mich mit Ihnen zu besprechen. Der nächste Feldzug wird sehr hart sein, und es wird ein Meisterstück sein, wenn wir uns gut aus der Affäre ziehen. Aber man muß sich durchschlagen oder untergehen. Der Wiener Hof stand im Jahre 1742 viel schlimmer, er hat sich dennoch herausgerissen. Ich, der ich einen Schwerin und die ausgezeichnetsten Truppen von Europa habe, verzweifle an nichts. Aber es bedarf bald einer lebhaften bald einer klugen Haltung und bei allen Gelegenheiten einer bewährten Unerschrockenheit. Wenn man

diese Gesinnungen den Truppen einflößt, wird man die Holle bezwingen.

Dresden, 19. Dezember 1756.

. . . Auf jeden Fall habe ich für zweckmäßig gehalten, eine Vermehrung der Kavallerie und der Husaren anzuordnen; um einen Offizier, zwei Unteroffiziere und zwölf Mann und Pferde für die Schwadron. Man muß alle erdenklichen Anstrengungen machen, unsern Feinden zu widerstehen; man muß sie niederschmettern und ohne Furcht weder vor ihrer Zahl noch Stärke es sich zur Ehre rechnen, daß man eine schwere Aufgabe zu erfüllen hat. Man bezahlt einen Seiltänzer, aber man gibt nichts für einen Menschen, der zu ebener Erde durch die Straße geht, und es gibt Ruhm in der Welt nur für die, die die größten Schwierigkeiten überwinden. Adieu, lieber Marschall, ich umarme Sie. Tragen Sie alle mögliche Sorge für Ihre Gesundheit, der Staat braucht Sie sehr nötig im kommenden Jahre; dann werden wir für Heim und Herd kämpfen müssen . . .

Der König an den Generalleutnant von Winterfeldt

Dresden, 29. Dezember 1756.

. . . Ich bringe künftig Jahr mit Schwerin 120000 Mann gegen die Österreicher ins Feld: wenn die andern 140000 haben, so ist es der Welt Ende. Also, was das angehet, werden wir wohl mit sie fertig, nur muß ich mit meiner Cavalerie solche Verfüren machen, daß ich die immer an den Ort hinbringe, wor ich was decidiren kann; das wird alles ausmachen. Dann, kömmt der Feind, ich schlage ihn und kann nicht nachsetzen, so ist nur ein unnützes Blutbad, das nichts decidiret, und das muß nicht seind, sondern jede Bataille, so wir liefern, muß ein großer Schritt vorwärts zum Verderben des Feindes werden . . .

1757. Trotz der schlagfertigen Opposition des preußischen Vertreters von Plotho beschließt am 17. Januar auf dem Reichstag zu Regensburg das Reich, d. h. die katholische Majorität der

Reichsstände, bewaffnete Hilfe für Sachsen gegen den in die Reichsacht erklärten König, den Friedensbrecher. („Die eilende Reichsexekutionsarmee".) Man will Preußen teilen: Vorpommern soll an Schweden, Ostpreußen an Rußland, Schlesien an Österreich fallen. Friedrich aber war wohl gerüstet. Ungewiß, wo der Gegner zuerst angreifen werde, hält er zunächst in der Defensive. Dann aber, da Franzosen und Russen noch nicht erscheinen, greift er Winterfeldts Plan einer Offensive gegen Österreich auf. Am 6. Mai gewinnt der König bei Prag einen blutigen Sieg über die Österreicher (sein Feldmarschall Schwerin fällt). Trotz der Beschießung halten sich diese aber in Prag, und als der König, dessen Strategie in den ersten Jahren des Krieges auf rasche Vernichtungsschläge gegen die Feinde drängt, auf die stark befestigte Stellung eines zweiten österreichischen Heeres einen forcierten Angriff wagt, wird er am 18. Juni von Daun bei Kolin furchtbar geschlagen. Zwar kann er einen geordneten, vom Feind nicht gestörten Rückzug antreten, aber die Belagerung Prags und ganz Böhmen muß aufgegeben werden, und der in sieben Schlachten bewährte Ruf der Unbesiegbarkeit ist dahin. Gleich darauf ein neuer, persönlicher Schlag: am 28. Juni stirbt die siebzigjährige Mutter des Königs, Sophie Dorothea (Schwester Georgs II. von England), an der er mit besonderer Liebe gehangen hatte.

In dieser Zeit schrieb der König einen Rechenschaftsbericht über die Kriegslage und seine Beweggründe zum Krieg. Er sehnt sich nach einer Entscheidung; aber wo er erscheint, weicht der Gegner aus, wo er nicht ist, geschieht Unglück auf Unglück. Am 26. Juli bleiben bei Hastenbeck, unweit Hameln, die Franzosen (74000 Mann) Sieger über die englisch-deutschen Hilfstruppen des Königs (36000 Mann) unter dem Herzog von Cumberland, der sein Heer in der Konvention von Zeven neutralisierte. Die westlichen Provinzen sind dem Feinde offen. Am 30. August werden die Preußen unter dem tapfern alten Feldmarschall Lehwaldt bei Großjägersdorf in Ostpreußen von den Russen geschlagen. Doch benutzt der russische Thronfolger, Peter, ein Bewunderer des Königs, eine schwere Erkrankung der russischen Kaiserin, der erbitterten Feindin des Königs, um die russischen Truppen nach Memel zurückzuziehen. Am 7. September werden 10000 Preußen unter dem General von Winterfeldt von den Österreichern bei Görlitz geschlagen. Winterfeldt, der dem Könige persönlich befreundet war und sein Feldherrngenie besser als jeder andere verstand, erliegt am folgenden Tage seinen Wunden. Selbst Berlin war schon bedroht gewesen. In diesen Monaten qualvollster Spannung und Ungewißheit, da jeder Tag neue Schreckensnachrichten bringen konnte, beständig auf dem Marsche hin und her

dem die geringste Beachtung schenkt, was ich etwa aus meiner Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück zustieße, will ich mich für den Staat opfern, und man muß meinem Bruder gehorchen, der mir ebenso wie alle meine Minister und Generale mit dem Kopfe dafür haften soll, daß man weder eine Provinz noch ein Lösegeld für mich anbietet, und daß man den Krieg unter Benutzung der errungenen Vorteile fortsetzen wird, ganz als wenn ich niemals auf der Welt gewesen wäre.

Ich hoffe und darf glauben, daß Sie, Graf Finck, nicht nötig haben werden, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen; aber im Falle des Unglücks ermächtige ich Sie, sie anzuwenden, und zeichne sie zum Zeichen, daß dies nach reiflicher und klarer Überlegung mein fester und beständiger Wille ist, eigenhändig und versehe sie mit meinem Siegel.

Der König an den Generalleutnant von Winterfeldt

Dresden, 5. März 1757.

Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ohren steif halten und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dran setzen; eine gute Husche so wird alles klarer werden.

Der König an seine Schwester Amalie

Äbtissin von Quedlinburg.

Lockwitz, 25. März 1757.

Teuerste Schwester, Ich danke Ihnen tausendmal für die Nachrichten, die Sie mir durch Eller von der Krankheit unsrer teuern Mutter verschafft haben. Das hat mich sehr beruhigt, und befestigt mich wieder einem Unglück gegenüber, das ich als ein sehr großes für mich hätte ansehen müssen.

Was uns betrifft, liebe Schwester, so hat sich weder in unsrer politischen noch in unsrer militärischen Lage bis zu diesem Augenblick etwas geändert; alles steht noch gleich, ausgenommen daß wir die Kantonierungsquartiere bezogen

haben, und daß auch der Feind anfängt sich zu sammeln und zu verstärken. Stellen Sie sich, ich beschwöre Sie, über alle Ereignisse; denken Sie an das Vaterland und erinnern Sie sich, daß seine Verteidigung unsre erste Pflicht ist. Wenn Sie erfahren, daß einem von uns ein Unglück zustößt, so fragen Sie, ob er kämpfend gestorben ist, und, wenn das der Fall ist, so danken Sie Gott dafür. Es gibt nur Tod oder Sieg für uns; eins von beiden ist notwendig. Jedermann denkt hier so. Wie, Sie wollten, daß jeder sein Leben für den Staat opfere, aber nicht, daß Ihre Brüder das Beispiel dazu geben? O meine liebe Schwester, in diesem Augenblick gibt es nichts zu schonen. Entweder auf dem Gipfel des Ruhmes, oder vernichtet. Der bevorstehende Feldzug ist wie der von Pharsalus für die Römer oder wie der von Leuktra für die Griechen, oder wie der von Denain für die Franzosen oder wie die Belagerung von Wien für die Österreicher. Das sind Epochen, die über alles entscheiden, und die das Gesicht von Europa verändern. Vor ihrer Entscheidung muß man sich furchtbaren Zufällen aussetzen, aber nach ihrer Entwicklung klärt sich der Himmel auf und wird heiter. Da ist unsre Lage. Man darf an nichts verzweifeln, aber man muß jedes Ereignis voraussehen und das, was die Vorsehung uns zuweist, mit ruhigem Antlitz aufnehmen, ohne Stolz über gute Erfolge und ohne sich durch schlechte erniedrigen zu lassen . . .

Der König an seine Schwester Wilhelmine
Markgräfin von Bayreuth

Im Lager vor Prag, 6. Mai 1757.

Liebste Schwester, Wir haben soeben die österreichische Armee völlig geschlagen. Sie haben sich geteilt; ein großer Teil hat sich nach Prag gerettet, und ich hoffe dort alle ihre Generale und fast ihre ganze Infanterie zu Kriegsgefangenen zu machen. Der arme Marschall Schwerin ist getötet, beinahe 6000 Mann tot und verwundet . . .

Der König an seine Mutter

Im Lager vor Prag, Mai 1757.

Meine Brüder und ich, wir befinden uns noch wohl. Der ganze Feldzug dürfte für die Österreicher verloren sein, und ich habe freie Hand mit 150000 Mann. Nehmen Sie hinzu, daß wir Herren eines Königsreichs sind, das uns Truppen und Geld liefern muß. Die Österreicher sind zerstreut wie Spreu im Winde. Ich werde einen Teil meiner Truppen entsenden, um die Herren Franzosen zu begrüßen und mit dem Rest meiner Armee werde ich die Österreicher verfolgen usw.

Anekdoten

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" rief der zornige König in der unglücklichen Schlacht bei Kolin einem Regiment entgegen, das den Österreichern nicht länger Stand zu halten vermochte. Da antwortete ihm ein alter Grenadier: „Hör mal, Fritze, ich dächte doch, für dreizehn Pfennige Löhnung wärs für heute genug!"

Nach verlorener Schlacht ritt der König abends nach Nimburg, nur von wenigen Truppen begleitet. Um die Pferde zu tränken, ward in einem Dorfe kurze Rast gemacht. Da trat ein alter verwundeter Reiter auf den König zu und bot ihm Wasser. „Trinke Eure Majestät doch und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben. Unser Herrgott lebt gewiß auch, der kann uns schon wieder den Sieg geben."

In Nimburg zogen die Reste der Garde am Könige vorüber. „Kinder," sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." Und auf die Antwort, daß es an der Führung gefehlt habe: „Nun, habt nur Geduld, ich werde alles wieder gutmachen."

Nach Jahren, bei einer Besichtigung des Zietenschen Regiments, fiel dem König ein Husar durch seine Hiebnarben im Gesicht auf. „In welcher Bierschenke hat Er denn die Hiebe bekommen?" — „Bei Kolin, wo Eure Majestät die Zeche bezahlen mußten." —

Der König an den General Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau

nach der verlorenen Schlacht bei Kolin.

Brandeis, 20. Juni 1757.

Ich bin heute, ohngeachtet des großen Unglücks vom 18. mit klingendem Spiel und der größten Fierität um 3 Uhr von

Prag aufgebrochen und bin hier angekommen, ohne nichts feindliches zu finden. Bei unserem Unglücke muß unsere gute Contenance die Sache, so viel möglich, repariren, und denke ich, morgen ein Lager zu nehmen, den rechten Flügel an Lissa . . . Dabei schreiben Sie mir nur gleich, welche von denen ungelücklichen Regimenter noch können ins Treffen en Ordre de bataille gebracht werden . . .

Das Herz ist mir zerrissen, alleine ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen. Adieu. Grüßen Sie alle Officiers von meinetwegen.

Der König an den Marquis d'Argens

der in Sanssouci zu seinen Vertrauten gehört und mit dem er während des ebenfolgenden Krieges sehr offenherzig korrespondierte, wie während des schlesischen Krieges mit dem inzwischen verstorbenen Jordan, mehr um sich selber zu erleichtern, als um ihn zu unterhalten.

Leitmeritz, Juni 1757.

Bedenken Sie, lieber Marquis, daß der Mensch mehr seinen Gefühlsregungen als der Vernunft gehorcht.

Das dritte Buch des Lucrez habe ich gelesen und wieder gelesen, aber nur die Notwendigkeit des Schlachten darin gefunden sowie die Unmöglichkeit, etwas dagegen zu tun.

Das Mittel, meinen Schmerz zu bekämpfen, liegt in der täglichen, mir auferlegten Anstrengung und in der immerwährenden Zerstreuung, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt.

Wäre ich bei Kolin gefallen, so befände ich mich jetzt in einem Hafen, in dem ich keine weitern Stürme zu fürchten hätte. Aber ich muß auf dem bewegten Meere weiter fahren, bis mir ein kleiner Fleck Erde das Glück gewährt, das ich in dieser Welt nicht habe finden können . .

Leitmeritz, 19. Juli 1757.

Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksal Breche gelegt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neu bevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brot. Glauben

Der König an seine Mutter

Im Lager vor Prag, Mai 1757.

Meine Brüder und ich, wir befinden uns noch wohl. Der ganze Feldzug dürfte für die Österreicher verloren sein, und ich habe freie Hand mit 150000 Mann. Nehmen Sie hinzu, daß wir Herren eines Königsreichs sind, das uns Truppen und Geld liefern muß. Die Österreicher sind zerstreut wie Spreu im Winde. Ich werde einen Teil meiner Truppen entsenden, um die Herren Franzosen zu begrüßen und mit dem Rest meiner Armee werde ich die Österreicher verfolgen usw.

Anekdoten

„Kerls, wollt ihr denn ewig leben?" rief der zornige König in der unglücklichen Schlacht bei Kolin einem Regiment entgegen, das den Österreichern nicht länger Stand zu halten vermochte. Da antwortete ihm ein alter Grenadier: „Hor mal, Fritze, ich dachte doch, für dreizehn Pfennige Löhnung wärs für heute genug!"

Nach verlorener Schlacht ritt der König abends nach Nimburg, nur von wenigen Truppen begleitet. Um die Pferde zu tränken, ward in einem Dorfe kurze Rast gemacht. Da trat ein alter verwundeter Reiter auf den König zu und bot ihm Wasser. „Trinke Eure Majestät doch und laß Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben. Unser Herrgott lebt gewiß auch, der kann uns schon wieder den Sieg geben."

In Nimburg zogen die Reste der Garde am Könige vorüber. „Kinder," sagte er, „ihr habt heute einen schlimmen Tag gehabt." Und auf die Antwort, daß es an der Führung gefehlt habe: „Nun, habt nur Geduld, ich werde alles wieder gutmachen."

Nach Jahren, bei einer Besichtigung des Zietenschen Regiments, fiel dem König ein Husar durch seine Hiebnarben im Gesicht auf. „In welcher Bierschenke hat Er denn die Hiebe bekommen?" — „Bei Kolin, wo Eure Majestät die Zeche bezahlen mußten."

Der König an den General Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau

nach der verlorenen Schlacht bei Kolin.

Brandeis, 20. Juni 1757.

Ich bin heute, ohngeachtet des großen Unglücks vom 18. mit klingendem Spiel und der größten Tiertät um 3 Uhr von

Prag aufgebrochen und bin hier angekommen, ohne nichts feindliches zu finden. Bei unserem Unglücke muß unsere gute Contenance die Sache, so viel möglich, repariren, und denke ich, morgen ein Lager zu nehmen, den rechten Flügel an Lissa . . . Dabei schreiben Sie mir nur gleich, welche von denen ungelücklichen Regimenter noch können ins Treffen en Ordre de bataille gebracht werden . .

Das Herz ist mir zerrissen, alleine ich bin nicht niedergeschlagen und werde bei der ersten Gelegenheit suchen, diese Scharte auszuwetzen. Adieu. Grüßen Sie alle Officiers von meinetwegen.

Der König an den Marquis d'Argens

der in Sanssouci zu seinen Vertrauten gehörte und mit dem er während des [illegible] Krieges sehr offenherzig korrespondierte, wie während der [illegible] mit dem inzwischen verstorbenen Jordan, mehr um sich selbst zu [illegible], als um ihn zu unterhalten.

Leitmeritz, Juni 1757.

Bedenken Sie, lieber Marquis, daß der Mensch mehr seinen Gefühlsregungen als der Vernunft gehorcht.

Das dritte Buch des Lucrez habe ich gelesen und [illegible] gelesen, aber nur die Notwendigkeit des Schlechten darin gefunden sowie die Unmöglichkeit, etwas dagegen zu tun.

Das Mittel, meinen Schmerz zu bekämpfen, liegt in der täglichen, mir auferlegten Anstrengung und in der immerwährenden Zerstreuung, die mir die Zahl meiner Feinde gewährt.

Wäre ich bei Kolin gefallen, so befände ich mich jetzt in einem Hafen, in dem ich keine weitern Stürme zu [illegible] hätte. Aber ich muß auf dem bewegten Meere weiter fahren, bis mir ein kleiner Fleck Erde das Glück gewährt, das ich in dieser Welt nicht habe finden können . .

Leitmeritz, 19. Juli 1757.

Sehen Sie mich, mein lieber Marquis, als eine Mauer an, in welche seit zwei Jahren durch das Schicksal Brüche gelegt wird. Ich werde von allen Seiten erschüttert. Häusliche Unglücksfälle, geheime Leiden, öffentliche Not, neu bevorstehende Plagen, das ist mein täglich Brot. Glauben

Sie aber nicht, daß ich nachgebe. Lösten sich alle Elemente auf, so würde ich mich unter ihren Trümmern mit dem kalten Blute begraben, mit dem ich Ihnen jetzt schreibe. In so heillosen Zeiten muß man sich mit Eingeweiden von Eisen und mit einem ehernen Herzen versehen, um alle Empfindsamkeit loszuwerden. Jetzt ist die Zeit zum Stoizismus. Die armen Schüler des Epikur würden in diesem Augenblicke auch nicht ein Wort von ihrer Philosophie anzubringen vermögen. Der nächste Monat wird schrecklich werden und sehr entscheidend für mein armes Land. Ich meinerseits, fest entschlossen es zu retten oder mit ihm zu Grunde zu gehen, habe mir eine Denkart zugelegt, wie sie sich für solche Zeiten und Umstände schickt . . . .

Anekdote Als ein Leutnant den Soldaten auf dem Marsche das Singen untersagte, fuhr ihn der König an: „Herr! laß Er meine Leute vergnügt sein! Denk: Er, daß er Sklaven unter sich hat? Nein, es sind meine Preußen! Kinder, singt fort! ich will euch nicht stören!" —

Der König an seine Schwester Wilhelmine
Markgräfin von Bayreuth.

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Meine Liebe, ich bin so erfreut wie man es nur sein kann über den liebevollen Anteil, den Sie an meinen Angelegenheiten nehmen. Sie haben nichts für mich zu fürchten, meine liebe Schwester. Die Menschen sind immer in der Hand des sogenannten Schicksals. Vielen Menschen begegnen Unglücksfälle auf einem Spaziergange, in ihrem Zimmer, in ihrem Bett; viele entgehen den Gefahren des Krieges. Diese Gefahren sind weniger zahlreich für einen General, der eine Armee befehligt, als für andre Offiziere. Ich werde zu tun haben, aber ich scheue es nicht; ich werde Anstrengungen zu erdulden haben, aber die Ärzte sagen, daß Übung gesund ist. Es wird also von alledem kommen, was dem Himmel gefällt . .

Deutschland ist jetzt in einer furchtbaren Krise; es ist meine Pflicht, ganz allein seine Freiheiten, seine Privilegien

und seine Religion zu verteidigen. Wenn ich diesmal unterliege, wird es darum geschehen sein. Aber ich habe gute Hoffnung, und wie groß auch die Zahl meiner Feinde ist, ich vertraue auf meine gute Sache, auf die bewundernswerte Tapferkeit der Truppen und auf ihren guten Willen von den Marschällen bis zum geringsten Soldaten . . .

Der König an seine Schwester Amalie

nach dem am 28. Juni erfolgten Tode der Mutter.

Leitmeritz, 1. Juli 1757.

Meine liebe Schwester, alles Unglück trifft mich auf einmal. O, meine teure Mutter! Großer Gott, ich werde nicht mehr den Trost haben, sie zu sehen. O Gott, o Gott, welches Verhängnis für mich! Ich bin mehr tot als lebendig. Ich habe einen Brief von der regierenden Königin erhalten, die mir dies alles mitteilt. Vielleicht hat der Himmel unsre liebe Mutter hinweggenommen, damit sie nicht das Unglück unsers Hauses sehe. Teure Schwester, ich bin unfähig mehr zu sagen. Ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth

Leitmeritz, 13. Juli 1757.

Ihr Brief ist richtig eingegangen. Sie geben darin Ihrem Schmerze über den unersetzlichen Verlust der achtbarsten und würdigsten Mutter auf Erden Ausdruck. Ich selbst bin von so vielen Schlägen getroffen worden, daß ich mich in einer Art von Betäubung befinde.

Die Franzosen haben sich Hannovers bemächtigt und werden über die Weser hinübergehen. Sie haben die Schweden dazu veranlaßt, sich gegen mich zu erklären. Siebzehntausend Mann schwedischer Truppen werden nach Pommern übergesetzt werden. Die Russen belagern Memel, Lehwaldt hat sie vor und hinter sich. Ebenso stehen die Reichstruppen im Begriffe, sich in Bewegung zu setzen.

Alles dies wird mich zwingen, Böhmen zu räumen, sobald die großen feindlichen Streitkräfte ihren Aufmarsch be-

gunnen. Ich bin fest dazu entschlossen, die äußersten Anstrengungen zur Rettung des Vaterlandes zu machen, und muß abwarten, ob das Glück sich wendet oder mir gänzlich den Rücken zukehrt.

Doch das sind künftige Möglichkeiten, auf die keine menschliche Voraussicht Einfluß hat. Ich segne den Augenblick, in dem ich mich mit der Philosophie vertraut gemacht habe. Nur sie kann die Seele in einer solchen Lage, wie die meinige ist, aufrecht erhalten.

Ich lege Ihnen, teure Schwester, meine Sorgen dar. Hätte ich nur persönlich darunter zu leiden, so würde ich nicht bekümmert sein; aber ich muß für Rettung und Glück des mir anvertrauten Volkes sorgen. Das ist der Punkt, um den sich alles dreht. Der kleinste Fehler würde zum schweren Vorwurfe für mich, wenn ich durch Langsamkeit oder Übereilung den geringsten Verlust herbeiführte, um so mehr, als im gegenwärtigen Augenblicke alle Fehler verhängnisvoll sind.

Die Freiheit Deutschlands und die Sache des Protestantismus, für die soviel Blut vergossen ist, steht auf dem Spiele. Die Krisis ist so gefährlich, daß eine unglückliche Viertelstunde die tyrannische Herrschaft des Hauses Österreich für alle Zeiten im Reiche befestigen kann.

Ich bin in der Lage eines Reisenden, der sich von einem Haufen Schurken umringt und im Begriffe sieht, ermordet zu werden, weil die Räuber seine Habe unter sich verteilen wollen. Seit der Liga von Cambrai hat es kein Beispiel einer Verschwörung gegeben, wie sie dieses verruchte Triumvirat gegen mich geschmiedet hat. Die Sache ist nichtswürdig und eine Schande für die Menschheit und für die Sittlichkeit.

Hat die Welt jemals gesehen, wie drei mächtige Fürsten ein Komplott schmieden, um einen vierten zu vernichten, der ihnen nichts getan hat? Ich habe weder mit Frankreich noch mit Rußland und am allerwenigsten mit Schweden Differenzen gehabt. Wollten im bürgerlichen Leben drei Leute sich einfallen lassen, ihren lieben Nachbar auszuplündern, so würden sie von den Gerichten gehörig vernommen werden, und nun geben Monarchen, die ja gerade diese Gesetze in ihren Staaten

beobachten lassen, ihren Untertanen ein so abscheuliches Beispiel! . . .

Aber alle diese Betrachtungen sind überflüssig. Wir müssen das sein, wozu die Geburt, die darüber entscheidet, uns bei unserm Eintritt in die Welt gemacht hat.

Ich bin König und habe gemeint, wie ein Monarch denken zu müssen. Mein Grundsatz ist stets gewesen, daß einem Fürsten sein guter Name mehr wert sein muß als das Leben. Es ist eine Verschwörung gegen mich angezettelt worden, und der Wiener Hof ließ es sich einfallen, mich zu beleidigen: das zu erdulden war gegen meine Ehre. Nun beginnt der Krieg und die Schurkenbande fällt über mich her: das ist meine Geschichte.

Wie zu helfen wäre, ist nicht leicht zu sagen. Bei schlimmen Krankheitsfällen müssen verzweifelte Mittel angewandt werden . . .

Der König an seinen Bruder August Wilhelm

den „Prinzen von Preußen" (Thronfolger), der nach der unglücklichen Schlacht von Kolin den Prinzen von Anhalt-Dessau im Oberkommando des zweiten Heeres abgelöst, in dessen Führung aber schwere Fehler gemacht hatte. Der Prinz legte darauf in das Oberbefehl [illegible].

Lager von Bautzen, 30. Juli 1757.

Durch Ihre schlechten Maßregeln haben Sie meine Lage verzweifelt gemacht. Nicht meine Feinde haben mich ins Unglück gestürzt, sondern die Unvollkommenheit Ihrer Anordnungen. Meine Generale sind nicht zu entschuldigen, weil diese Sie entweder schlecht beraten oder zugelassen haben, daß Sie so unheilvolle Entschlüsse faßten.

Ihre Ohren sind nur an die Stimme von Schmeichlern gewohnt, Daun schmeichelt Ihnen nicht, und nun sehen Sie die Folgen.

Mir bleibt in dieser traurigen Lage nichts andres übrig als die verzweifeltsten Entschlüsse zu fassen. Ich muß mich schlagen, wir lassen uns alle niedermachen, wenn wir nicht siegen können.

Ich klage nicht Ihr Herz an, sondern Ihre Ungeschick

lichkeit und den Mangel an Urteil, der Sie verhindert hat, das Rechte zu sehen.

Ich spreche aufrichtig mit Ihnen. Wer nur noch einen Augenblick zu leben hat, braucht nichts zu verheimlichen.

Ich wünsche Ihnen mehr Glück, als ich gehabt habe. Mögen Sie nach all dem schweren Unglück, das uns betroffen hat, in der Folge lernen, wichtige Dinge mit mehr Gründlichkeit, Urteil und Entschlossenheit zu behandeln.

Das Unglück, das ich kommen sehe, ist zum Teile durch Ihre Schuld herbeigeführt worden. Sie und Ihre Kinder werden schwerer darunter leiden als ich.

Halten Sie sich trotzdem davon überzeugt, daß ich Sie stets geliebt habe und in dieser Gesinnung sterben werde.

Der König an den General Prinzen Moritz von Anhalt-Dessau

Weißenberg, 4. August 1757.

Ich kann mich unmöglich mit alle Ihre Schreiberei abgeben; ich bin nicht hier, zu schreiben. Sie müssen Pirna und Dresden souteniren. Kommt Ihnen was zu nahe, so gehen Sie die Leute auf den Hals und prügeln Sie ihnen das Leder voll, und haben Sie Geduld, daß ich hier fertig werde.

Bernstadt, 20. August 1757.

Ich hätte mir nicht eingebildet, daß nach mein expressen Befehl, Cotta nicht zu verlassen, Sie doch allda wegmarschieret wären. Laudon hat kein 2500 Mann. Ich bin gar nicht mit Ihrer Conduite zufrieden. Gehen Sie die Schurken auf den Hals und agiren offensive, oder unsere Freundschaft hört auf. Hier ist kein Complaisance vor den Prinzen, sondern der General muß seine Schuldigkeit tun, sonsten höret alles auf.

Wor ist die Ehre der Preußen? Vor 2500 Mann läuft ein General von der Infanterie mit 14 Bataillons und 20 Escadrons zurück. Wann Ihr Vater dieses im Grabe horte, würde er sich umkehren.

Der König an den Minister von Finkenstein

Quartier bei Tannenberg, 31. August 1757.

Haben Sie keine solche Furcht; nichts ist verzweifelt oder verloren; solange ich am Leben bin, werde ich mich halten und mich wie ein Löwe verteidigen. Wenn es um mich geschehen ist, so brauche ich mich nicht mehr darum zu kümmern, aber ich versichere Ihnen, nachdem ich Ihren Brief wiederholt gelesen habe, daß ich noch nichts fürchte.

Der König an den General von Winterfeldt

der am [illegible] September im Treffen von Mons tödlich verwundet und schon [illegible] Görlitz gestorben war

Erfurt, 14. September 1757.

Hier geht alles nach Wunsch. Es ist aber eine verflogene Zeitung aus der Lausnitz gekommen, die mir in großen Sorgen setzet; ich weiß nicht, was ich davon glauben soll. Aus Dresden schreibet man mir, Er wäre tot, und aus Berlin, Er hätte einen Hieb über die Schulter; aus diesem kann ich mir nicht vernehmen; der Prinz Franz sei gefallen und Anhalt tot. Der Prinz von Bevern wird mir gewisse geschrieben haben, der Jäger muß seind aufgehoben worden.

Wende der Himmel alles zum besten!

Der König an seine Schwester Amalie

Äbtissin von Quedlinburg

Erfurt, 27. September 1757.

Liebe Schwester, Unsre Sache ist noch auf dem gleichen Punkt wie neulich, als ich Ihnen schrieb. Ich handle so wie Leute, die, von Fliegen belästigt, sie von ihrem Gesicht wegscheuchen, aber wenn die eine von der Backe wegfliegt, so kommt eine andre sich auf die Nase zu setzen, und kaum hat man diese vertrieben, so fliegt eine neue daher und setzt sich auf die Stirn, auf die Augen und überallhin. Kurz, diese Geschichte wird, glaube ich, so lange dauern, bis die große Kälte diesen unerträglichen Schwarm erstarren macht. [illegible]

mochte ich mich betrinken, um den Ärger zu ertränken, aber da ich nicht trinken kann, zerstreut mich nur das Versemachen, und solange diese Zerstreuung dauert, fühle ich mein Unglück nicht. Das hat meinen Geschmack an der Poesie erneuert, und wie schlecht auch meine Verse sind, sie leisten mir in meiner traurigen Lage den größten Dienst. Ich habe einige für Sie geschrieben, liebe Schwester, und schicke sie Ihnen, damit Sie sehen, daß auch die traurige Stimmung mich nicht daran verhindert, meinen Geist völlig mit der Erinnerung an Sie zu beschäftigen . . .

Professor Gottsched in Leipzig an Professor Flottwell in Königsberg

Leipzig, 22. Oktober 1757.

. . . Verwichnen Sonnabend halb zwölf kommt der König selbst mit etlichen Regimentern und zwei Bataillon von seiner großen Potsdammer Garde, neu recrutirt und aufs beste montirt hier an. Da machen unsre Leipziger große Augen. — —

Die Universität schickte abermal vier Professores zu ihm, ihn zu bewillkommen. Ein Jurist führet das Wort. Er fragt sie allerlei, die Studia betreffend, zumal die Historie und Philosophie, aber er fragt gleichfalls nach mir und meiner Frauen.

Ich werde gemeldet und hereingerufen. Der Herr steht vor einem Kamin, den Hut unter dem Arm und die Hände auf dem Rücken als um sich zu wärmen. Ich näherte mich ihm und küßte ihm den Rock. Seine Worte waren:

— Ich habe neulich nicht recht mit Ihm sprechen können und wollte doch gerne etwas mehr mit Ihm bekannt werden. Sage Er mir, hat Seine Frau den Bayle übersetzt?

— Nein, Euer Majestät, das wäre wohl zu viel Arbeit für ein Frauenzimmer.

— So hat Er ihn denn selbst gemacht?

— Auch ich habe es nicht getan, Allergnädigster Herr, sondern ein anderer Gelehrter, Königslöwen, der schon tot ist.

— Was hat Er denn dabei getan?

— Ich habe ihn durchgehends mit dem Original verglichen und ausgebessert, auch Anmerkungen dazu gemacht.

— Also ist er nun recht übersetzt, auch überall wohl getroffen?

— Ja, Euer Majestät, soviel die juristische Schreibart des Übersetzers solches zugelassen. In Ansehung der Sachen stehe ich dafür, in Ansehung des Stili kann Bayle nichts verlieren, da er der größte Stilist nicht ist.

— Wie kann Er von des Bayle Stylo urteilen? Hat Er ihn denn recht gelesen?

— Zwei bis drei mal, weil ich ihn bei der Edition zwei bis drei mal corrigiren und revidiren müssen. So viel Französisch aber habe ich schon aus andern Büchern gelernt, daß ich von Bayle und seiner Schreibart urteilen kann . . .

. . Als wir auf den Horaz kamen, dergleichen jetzo nicht wären, sagte ich, es fehle in Deutschland noch an einem Augustus.

Sie haben einen, versetzte er

Aber es fehlt an einem Mäcen, erwiderte ich.

Darin haben Sie Recht, war seine Antwort.

Als ich sagte, daß die Deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hatten, weil der Adel und die Höfe zu viel Französisch und zu wenig Deutsch verstunden, alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen, sagte er:

Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein Deutsch Buch gelesen, und ich rede es wie ein Kutscher, ich aber bin ich ein alter Kerl von sechs und vierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu . . .

Er gab mir hernach eine Strophe aus dem Rousseau zu übersetzen auf, die er vor unmöglich auszudrucken hielte. Sie steht im ersten Buch der Oden und ist an eine junge Wittwe gerichtet, die wieder heiraten soll

Bei allen diesen Unterredungen ward es dunkel, und weil ich schon vorhin einmal gesagt hatte, daß alle Franzosen den Horaz sehr weitläuftig und schlecht übersetzt hätten, wollte er mir eine Ode vorlesen. Es war die Tyrrhena regum, sagte er progenies. Setzte ich hinzu, und sah sie an den Mäcenas als

einen Abkömmling aus Etrurischem Geschlecht gerichtet wäre. So sahe er damahl, daß ich den Horaz auch kannte, wie ich denn bei seinem Vorlesen die besten Lateinischen Stellen laut dazu sagte.

Die Uebersetzung war sehr gut geraten, so daß ich sie mit Recht loben konnte; aber ich sahe auch wohl an dem prächtigen Druck des Quartanten, den er vor sich hatte, daß es sein Philosophe de Sans-Souçi wäre, den er in seinem Schloß hat drucken lassen, und den niemand hat als der, dem er ihn selbst gibt. Es war also seine eigene Uebersetzung, und ich lobte sie desto mehr . . .

Es sind noch hunderterlei im Reden vorgekommen, die ein ganz Buch Papier erfordern würden, denn unser Gespräch währte von vier bis sieben Uhr in einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze . . .

Des Klopstock Messias verwirft er ganz, und die Miltonsche Schreibart auch:

Dieser Gegenstand paßt nicht für die Poesie. —

Weil er mir nun so viel Regeln der Poesie gegeben hatte, die größtenteils vollkommen richtig waren, so sagte ich beim Abschiede:

Ich werde mich künftig rühmen können, die Gesetze der Dichtkunst von dem Gesetzgeber aller Völker gelernt zu haben. —

Er verstand wohl, was ich sagte; es schien ihm nicht zu mißfallen, denn er sagte:

Ich werde die Ehre haben, Sie wiederzusehen. —

Und so entfernte ich mich, indem er ein Paket aufbrach, welches ihm der Geheime Rat Eichel zuschickte.

Nun, was dünket Ihnen, werter Freund, von dieser langen Unterredung eines Königs, eines Helden, der in solchen Umständen ist, der gleich beim Antritt aus dem Reisewagen nach mir fragt, der, da sich unsere Ratsherren und Handelsleute auf dem Vorsaale befinden und Audienz suchen, mit einem Professor sich von Dingen unterhalt, die nur bei der größten Muße für Fürsten gehören, und mit einer solchen

Munterkeit des Geistes, als ob er sonst gar nichts zu denken hätte. Allein noch nicht genug, Sie werden Wunder hören.

Ich mache des nächsten Tages die Strophe des Rousseau und schicke sie des Abends gegen acht Uhr versiegelt „an Seine Majestät den König von Preußen" überschrieben an seinen Kammerdiener. Es dauerte nicht eine Stunde, ja keine halbe, so ist ein Königlicher Kammerlackei da, der mir eine Antwort versiegelt bringt „an den Professor der Philosophie Herrn Gottsched", mit zwei schwarzen Königlichen Pitschaften bedruckt.

Ich erbreche es und finde außer einer gedruckten Französischen Ode auf die Eroberung von Port Mahon, die ich ihm geschickt hatte, auch ein Quartblatt, das er mit schönen Französischen Versen eigenhändig beschrieben hatte. Ich lese sie mit Beschämung durch und erstaunte über die Geschwindigkeit der Antwort, ungeachtet es um die Tafelstunde war. Ich sahe, daß es sich auf unsere Discurse bezog, und machte geschwinde zwölf Zeilen deutscher Verse zur Antwort, aber weil der König morgens früh um sieben Uhr abreisen wollte, so war er um zehn Uhr schon zu Bette. Es ist ihm also auf seinen Tisch gelegt worden . . .

1. November 1757.

P. S. Als der König den vorigen Mittwoch zum zweiten mal wiederkam, schickte er gleich nach Tische um drei Uhr nach mir; halb vier war ich da und ward gleich vorgelassen . .

Er kam wieder und tadelte die Art, die alten Redner und Dichter in Schulen zu tractiren, da man bloß auf den Sinn der Redensart und Worter geht, aber die Kunst im Reden und Dichten, ihre Schönheiten im ganzen, ihre Ökonomie und Einrichtung, kurz, das Feine im Geschmack der Alten nicht erkläret und begreiflich macht

Kurz, der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat .

Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging in große Zimmer, um die Befehle zum Marsche und zum Angriffe der österreichischen Armee

truppen und Franzosen zu geben. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort, bis dreiviertel auf acht, als ob er weiter nichts wichtiges zu tun hatte . . .

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth, nach der Schlacht bei Roßbach.

Bei Weißenfels, 5. November 1757.

Teuerste Schwester, Endlich kann ich Ihnen eine gute Nachricht mitteilen. Sie wissen, daß die Franzosen mit ihren Verbündeten Leipzig erobern wollten. Ich eilte herbei und jagte sie über die Saale zurück. Der Herzog von Richelieu hatte Verstärkungen im Betrage von 20 Bataillonen und 14 Schwadronen zu ihnen stoßen lassen; sie selbst gaben ihre Stärke auf 63000 Mann an.

Gestern rückte ich zu einer Rekognoszierung aus, konnte sie aber nicht in ihrer Stellung angreifen. Das machte sie verwegen, so daß sie heute zum Angriffe gegen mich vorgingen. Ich kam ihnen jedoch zuvor.

Die Schlacht war fast ein Spaß. Auf unsrer Seite sind, Gott sei Dank, nicht hundert Mann gefallen. Der einzige schlimm verwundete General ist Meinecke. Mein Bruder Heinrich und der General von Seydlitz haben leichte Verletzungen am Arm.

Wir haben sämtliche feindliche Kanonen genommen. Die Niederlage ist vollständig. Ich bin in vollem Marsche, um sie über die Unstrut zurückzuwerfen.

Nach so viel Angst endlich einmal, dem Himmel sei Dank, ein glückliches Ereignis! Nun wird es in der Welt heißen, daß 20000 Preußen 50000 Franzosen und Deutsche geschlagen haben.

Jetzt kann ich mich mit Frieden in mein Grab legen, denn Ruhm und Ehre meines Volkes ist gerettet. Wir können noch unglücklich, aber nicht mehr ehrlos sein . . .

Der franzöſiſche General Graf Saint-Germain an ſeinen Freund du Verney in Paris

nach der Schlacht bei Roßbach.

. . . . Ich habe viele Leiden erfahren durch die Zügelloſigkeit und Frechheit unſerer Truppen, man muß hoffen, daß der Hof Ordnung ſchafft. Es bedarf großer Heilmittel; und wenn man das Meſſer nicht an die Wurzel ſetzt, muß man auf den Krieg verzichten . . . . Das Land iſt mit unſern Soldaten auf vierzig Meilen in die Runde bedeckt geweſen, ſie haben geplundert, gemordet, Frauen entehrt, geraubt und alle möglichen Greuel begangen. Hätte der Feind uns verfolgt, nachdem er mich geworfen, ſo würde er unſere ganze Armee vernichtet haben . . . Es iſt gewiß, daß der König von Preußen Befehl gegeben hat, unſerer Leute zu ſchonen. Nicht zu übertreffen iſt der Edelmut, mit dem er unſeren Gefangenen begegnet iſt. Als ſie ihre Briefe unverſiegelt ſchickten, mit der Bitte, ſie durchzulaſſen, da ſagte der König: „Ich kann mich nicht daran gewöhnen, Sie als meine Feinde zu betrachten und ich habe kein Mißtrauen gegen Sie. Alſo verſiegeln Sie Ihre Briefe und Sie ſollen auch die Antworten ungeöffnet empfangen.

Das Teſtament des Königs

zwiſchen der Schlacht bei Roßbach und der bei Leuthen (5. Dezember 1757)

Verfügung über das, was im Fall meines Todes geſchehen ſoll

Ich habe meinen Generalen alles befohlen, was nach der Schlacht geſchehen ſoll, wenn ſie glücklich und wenn ſie unglücklich verläuft. Was im übrigen mich ſelbſt betrifft, ſo will ich in Sansſouci beerdigt werden, ohne Feier, ohne Prunk, und bei Nacht. Ich will nicht, daß mein Leichnam geöffnet werde, ſondern daß man ihn ohne Förmlichkeit fortbringe und in der Nacht begrabe.

In bezug auf die Geſchäfte muß zunächſt allen Kommandeuren befohlen werden, meinem Bruder den Eid leiſten zu laſſen. Auch wenn die Schlacht gewonnen iſt, muß mein Bruder gleichwohl ſofort jemand nach Frankreich mit einer

Mitteilung schicken, der zugleich Vollmacht zur Friedensverhandlung haben muß.

Man wird dann mein Testament öffnen und ich befreie meinen Bruder von allen Geldvermächtnissen, die ich gemacht habe, weil der traurige Zustand der Dinge ihn verhindert, sie zu erfüllen. Ich empfehle ihm meine Flügeladjutanten, namentlich Wobersnow, Krusemarck, Oppen und Lentulus. Dies muß als militärisches Testament gelten.

Ich empfehle seiner Fürsorge alle meine Diener.

Gegeben den 28. November 1757 Friedrich

Die Schlacht bei Roßbach verschaffte dem Könige, wie er in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges selber sagt, nur die Freiheit, in Schlesien neue Gefahren aufzusuchen. Auf dem Durchmarsch dorthin besuchte er in Leipzig den schwerverwundeten französischen General Custine und tröstete ihn so einnehmend, daß der Gefangene seiner Schmerzen vergaß und sterbend im Bette sich aufrichtend sagte: „Ach Sire, Sie sind größer als Alexander. Dieser quälte seine Gefangenen, Sie aber gießen Öl in ihre Wunden."

In Schlesien fand der König die Hauptpunkte des Landes in den Händen der Feinde, die Truppen, die er selbst dort zurückgelassen, aufgerieben, und die Österreicher unter der Führung des vorsichtigen und gefährlichen Daun und des Prinzen Karl in überlegener Zahl und in einem unangreifbaren Lager nahe Schweidnitz. Der König beschloß gleichwohl ohne Zögern anzugreifen. Als einer der Generale ihn aufmerksam machte, daß der Gegner gerade doppelt so stark sei wie seine eigene Armee, sagt er: „Ich weiß es, aber es bleibt mir kein anderer Ausweg mehr, als zu siegen oder umzukommen. Ich werde angreifen, und wenn die Österreicher auf dem Breslauischen Glockenturm hingen."

Zum Glück für den König verachteten die Feinde seine kleine Armee, und Prinz Karl fand die Vorsicht Dauns lächerlich und feige. Er führte am 4. Dezember seine Truppen aus dem befestigten Lager über die Schweidnitz und stellte das Heer, zur Schlacht herausfordernd, zwischen Nippern und Leuthen auf.

Am Abend dieses Tages versammelte Friedrich auf freiem Felde, zwischen Leuthen und Neumarkt, seine Generale um sich und hielt an sie eine Ansprache, die beweist, wie meisterhaft er Ruhe und Würde zu bewahren und doch seine Untergebenen zu entflammen verstand.

Die Ansprache des Königs an seine Generale und Stabs-Offiziere

am 4. Dezember 1757, dem Vorabend der Schlacht bei Leuthen.

„Ihnen, meine Herren, ist es bekannt, daß es dem Prinzen von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich Meister von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu tun. Ein Teil von Schlesien, meine Hauptstadt und alle meine darin befindlich gewesnen Kriegsbedürfnisse sind verloren gegangen, und meine Widerwärtigkeiten würden aufs höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in Ihren Mut, Ihre Standhaftigkeit und Ihre Vaterlandsliebe, die Sie bei so vielen Gelegenheiten mir bewiesen haben.

Ich erkenne diese dem Vaterlande und mir geleisteten Dienste mit der innigsten Rührung meines Herzens.

Es ist fast keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hatte, und ich schmeichle mir daher, Sie werden bei vorfallender Gelegenheit nichts an dem mangeln lassen, was der Staat von Ihre Tapferkeit zu fordern berechtigt ist

Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nicht getan zu haben, ließe ich die Österreicher in dem Besitze von Schlesien.

Lassen Sie es sich also gesagt sein, ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee de Prinzen Karl angreifen, wo ich sie finde. Es ist hier nicht die Frage von der Anzahl der Feinde noch von der Wichtigkeit ihres gewählten Postens; alles dieses, hoffe ich, wird die herzhaftigkeit meiner Truppen und die richtige Berolauna meiner Dispositionen zu überwinden suchen.

Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist alles verloren, wir müssen den Feind schlagen, oder uns alle vor seinen Batterien begraben lassen

So denke ich — so werde ich handeln.

Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt, bereiten Sie den gemeinen Mann zu den

Auftritten vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Wenn Sie übrigens bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie gewiß sich dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; ist aber einer oder der andre unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu teilen, der kann noch heute seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Ja, sagte der Major Billerbeck, das müßte ein infamer Hundsfott sein: nun wäre es Zeit! —

Die Rede des Königs durchströmte die Adern der anwesenden Helden, fachte ein neues Feuer in ihnen an, sich durch ausgezeichnete Tapferkeit hervorzutun und Blut und Leben für ihren großen Monarchen aufzuopfern, der diesen Eindruck mit der innigsten Zufriedenheit bemerkte.

Eine heilige Stille, die von seiten der Zuhörer erfolgte, und eine gewisse Begeisterung, die er in ihren Gesichtszügen wahrnahm, bürgte ihm für die völlige Ergebenheit seiner Armee.

Mit einem freundlichen Lächeln fuhr er darauf fort:

„Schon im voraus hielt ich mich überzeugt, daß keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also ganz auf Ihre treue Hilfe und auf den gewissen Sieg.

Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland tun.

Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben."

So lange hatte Friedrich II. in dem Tone der Überzeugung geredet, um den Enthusiasmus seiner Zuhörer anzufachen; jetzt aber, da er sich von der unwiderstehlichen Gewalt seiner Worte überzeugt hielt, sprach er wieder als König und kündigte die Strafen an, die er über die verhängen wollte, die ihre Schuldigkeit verabsäumen würden:

„Das Regiment Kavallerie, das nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam in den Feind stürzt, lasse ich gleich nach der Schlacht abdanken und mache es zu einem Garnisonregimente.

Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montierung abschneiden.

Nun leben Sie wohl, meine Herren; in kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder. — "

Am Abend ritt der König selbst durch das Lager und begrüßte die Truppen.

„Nun, Kinder, wie wirds morgen aussehen? Der Feind ist noch einmal so stark als wir," sagte er zu einigen Leuten vom pommerschen Infanterieregiment.

„Das laß du nur gut sein; es sind doch keine Pommern darunter."

„Ja freilich," sagte er lächelnd, „sonst konnte ich die Bataille nicht wagen. Nun schlaft wohl; morgen haben wir also den Feind geschlagen, oder wir sind alle tot!"

Bei Tagesanbruch am 5. Dezember rufen die Preußen zur Schlacht. An ihrer Spitze reitet der König. Die Kolonnen singen zur Feldmusik fromme Lieder.

„Gib, daß ich tu mit Fleiß, was mir zu tun gebühret,
Wozu mich dein Befehl in meinem Stande führt,
gib, daß ichs tue bald, zu der Zeit, da ichs soll,
und wenn ichs tu, so gib, daß es gerate wohl."

Ein General fragt, ob er die Soldaten ansingen lassen solle. „Nein!" antwortet der König, „lasse Er das! Mit solchen Leuten wird Gott mir heute gewiß den Sieg verleihen." Dem Offizier aber, der ihn in der Schlacht mit wenigen Soldaten decken sollte, befahl der König: „Ich werde mich heute bei der Schlacht mehr aussetzen müssen als jemals. Er verläßt mich nicht und gibt acht, daß ich nicht in Gefangenschaft in die Hände falle. Bleib ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit seinem Mantel und laßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt heimlich im Dorf: Die Schlacht geht fort, und der König ist nur leicht geschlagen!"

Gegen 1 Uhr mittags kam man an den Feind und die Schlacht begann. Um 3 Uhr war die völlige Niederlage der Österreicher entschieden, sie flohen in wilder Verwirrung über das Schlachtfeld nach Lissa und Breslau. Die Preußen hatten nur 6000 Mann verloren, die Österreicher 22 000 Mann. Dazu kamen noch 12 000 Gefangene, 116 Kanonen und 51 Fahnen. Der Weg nach Breslau war mit Toten und Verwundeten bedeckt, und in der Oder und in den Lachen bei Lissa lagen viele Leichen. Die Preußen hatten nur 6000 Mann verloren, die Österreicher 22 000 Mann. Dazu kamen noch 12 000 Gefangene, 116 Kanonen und 51 Fahnen. Der Weg nach Breslau war mit Toten und Verwundeten bedeckt, und in der Oder und in den Lachen bei Lissa lagen viele Leichen. Die Preußen hatten nur 6000 Mann verloren, die Österreicher 22 000 Mann. Dazu kamen noch 12 000 Gefangene, 116 Kanonen und 51 Fahnen. Der Weg nach Breslau war mit Toten und Verwundeten bedeckt, und in der Oder und in den Lachen bei Lissa lagen viele Leichen.

Abends im Lager stimmte ein preußischer Grenadier das deutsche Tedeum, den Choral „Nun danket alle Gott" an, und vieltausendstimmig fiel das ganze Heer ein. Im Volke aber begann man nach diesem Hauptschlage der preußischen Waffen zu singen:

Es lebe durch des Herren Hände
der König, der uns schützen kann,
so schlägt er mit der Waffen Ende
noch einmal achtzigtausend Mann.

hatte doch ein österreichischer General seinem Oberfeldherrn dem Prinzen Karl von Lothringen, noch kurz vor der Schlacht geschmeichelt, wie leicht er mit der „Berliner Wachtparade" fertig werden würde. Inzwischen war es ganz dunkel geworden, und die Nacht behinderte die Verfolgung und eine gründliche Ausnutzung des Sieges. Doch beschloß der König immerhin das nahe Lissa und die dortigen Brücken zu besetzen. Überzeugt, daß die Österreicher nicht so bald Halt gemacht hätten, hielt er eine kleine Truppe für ausreichend, den Ort einzunehmen. Er ritt daher mit einigen Offizieren auf dem rechten Flügel des Heeres nach vorn gegen Lissa zu. Auf äußerstem Vorposten fand er dort die beiden Grenadierbataillone von Manteuffel und von Wedell und etwa 400 Schritte vor ihnen noch ein Dragonerregiment. Der Kommandant der Dragoner, der erst vor einer Viertelstunde den Punkt besetzt hatte, konnte über die Stellung und irgendwelche Maßnahmen des geschlagenen Feindes keine Auskunft geben. Reiter die er vorgeschickt, wollten in etwa 800 Schritt Entfernung eine ganze feste feindliche Linie, andere wieder keine Spur vom Feind gesehen haben. Um Gewißheit zu bekommen, ließ der König die beiden Kanonen des Bataillons von Wedell holen und sechs Schüsse nach der Richtung feuern, wo man den Feind wußte. Nichts regte sich. Nur sah man in der Ferne ein großes Feuer durch die Nacht leuchten. Der König vermutete, die abziehenden Österreicher hätten Schweidnitz in Brand gesteckt. Einige Offiziere ritten vor, um sichere Nachrichten zu holen. Unterdessen kam der General von Zieten mit zwölf Husaren über das Feld, um zu erfahren, was die Kanonenschüsse bedeuteten. Der König, der ihn seit der Schlacht noch nicht gesehen hatte, begrüßte ihn herzlich und dankte ihm für seine treffliche Hilfe in der Bataille.

Die Offiziere kamen zurück und brachten Nachricht, daß das Feuer nicht in Lissa oder Schweidnitz sein könne. Ihre Vermutung, daß die Österreicher nur ihr altes Lager angezündet hatten, bestätigte sich am anderen Tage. Vom Feinde hatten sie nichts wahrgenommen, obgleich sie ziemlich weit bis zu einem einzelnen Gehöft an der Straße vorgeritten waren.

„Nun weiß ich," sagte der König, „wo wir uns befinden. Das einzelne Gehöft ist die Schenke bei Sabra, rechts am Damme nach Lissa, und wir sind auf der Breslauer Landstraße."

Er beschloß sogleich mit seiner Begleitung selbst nach Lissa zu reiten. „Bleibe Er nur auch bei mir," sagte er zu Zieten, „und schicke Er von den Husaren einige Mann auf etwa dreißig Schritt vor." Dann setzte sich der kleine Zug in Bewegung. Als man an das Wirtshaus kam und der Weg immer finsterer wurde, ließ der König eine Laterne holen. Der Wirt,

der sein Eigentum nicht gern verlieren wollte, kam selbst und erbot sich mitzugehen. Der König rief ihn dicht an sein Pferd und ließ ihn sich am Steigbügel anhalten.

„Wir sind doch auf der Breslauer Straße, die durch Lissa geht?" fragte er ihn im Weiterreiten. „Ja, Ihro Exzellenz, Lissa ist kaum eine Viertelmeile voraus."

Der Wirt, der nicht wußte, wem er leuchtete, erzählte ein wenig geschwätzig, nach der Art seines Standes, wie es ihm in den letzten Tagen ergangen: wie Prinz Karl sein Hauptquartier in der Schenke genommen, daß es nun darin aus und ein geflogen wie in einem Taubenschlag; wie hohnisch die Offiziere die Potsdamer Wachtparade des Königs von Preußen verlacht hätten, und wie sie doch zuletzt alle miteinander gar verwirrt vom Schlachtfeld auf Lissa zu davongestoben seien.

Alle, die mitritten, scharten sich dicht und schweigend um den König und seinen Führer, ihrem Gespräch zuzuhören. Auch die Husaren, die hatten vorausreiten sollen, hielten dicht vor dem König. Plötzlich fielen rasch aufeinander mehrere Flintenschüsse und einige Pferde wurden an den Beinen verwundet. Offenbar hatten die Schützen auf die Laterne zu gehalten. Der König ließ sie sogleich auslöschen und den Zug sich auflösen. Die Reiter schwärmten nach den Seiten vor. Die ersten Häuser von Lissa tauchten kaum 300 Schritte vorwärts aus der Dunkelheit auf. Von dort hatten österreichische Wachen am Klang der Stimmen in den Nahenden Preußen erkannt und auf sie geschossen. Zum Glück waren sie dann eiligst davongelaufen, sich selbst in Sicherheit zu bringen.

Der König sandte sogleich nach den ersten Schüssen einen Adjutanten zu den Bataillonen von Wedell und von Manteuffel. „Sagen Sie den Leuten, ich wäre mit ihrer heutigen Bravour vollkommen zufrieden. Sie sollten nur diese Nacht mit mir in Lissa Quartier nehmen, und jeder Gemeine soll obendrein einen Taler erhalten." Nach der Ankunft der Bataillone stellte sich der König an ihre Spitze und führte sie unbehelligt nach Lissa hinein.

„Messieurs," sagte er zu seinen Offizieren, „folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid." Er ritt über die Straßenbrücke nach dem Schlosse. Als er vor das Portal kam, traten eben einige österreichische Offiziere, denen Diener und Reitknechte die Treppe hinableuchteten, in den Hof, die Ursache des Schusses und des Lärmens zu erkunden. Völlig verdutzt sahen sie sich dem König von Preußen gegenüber, der gelassen vom Pferde stieg und sie kaltblütig begrüßte: „Bon soir, messieurs, gewiß sind Sie mich hier nicht vermutend. Kann man hier auch noch mit unterkommen?"

Diese kaltblutige Ruhe ließ die Österreicher keinen Augenblick an ein Handeln denken. Sie fuhren sich von einer Armee umstellt. Eiligst nahmen die Offiziere den Dienern die Lichter ab und leuchteten dem König, der ohne weiteres eintrat, die Treppe hinauf in den Schloßsaal, wo die Generalität noch an der Abendtafel saß. Auch hier wirkte die Verblüffung und die kaltblütige Höflichkeit des Königs. Einer stellte den anderen dem König vor, der sich mit allen freundlich unterhielt und sich entschuldigte, daß er ein so behagliches Beisammensein zu stören gekommen sei, und daß er, der Gast, seine Gastgeber zu Gefangenen machen müsse. „Aber ich möchte nicht, meine Herren, daß Ihre Behaglichkeit noch weiter gestört wird. Ihre Wohnungen im Schloß behalten Sie. Meine Offiziere werden schon unterkommen."

Mit Erstaunen bemerkte der König, daß immer mehr preußische Generale in den Saal traten und sich um ihn sammelten. „Wie kommen denn auch Sie alle hierher?" fragte er einen von ihnen; der führte ihn an ein Fenster und stieß es auf. Da hörte man im Dunkeln den Lärm vieler Waffen und heranziehender Bataillone, Rufe und immer mehr anschwellenden Gesang. Die ganze preußische Armee war auf dem Marsche nach Lissa. Als die Truppen auf dem Schlachtfeld von dem kühnen Vordringen des Königs vernommen, fürchteten sie eine Gefahr für ihn, zogen ihm nach und lagerten sich alle noch in der Nacht um ihn her.

Tief ergriffen trat der König, der lange in die Nacht hinaus geblickt, vom Fenster zurück. „Ja," sagte er zu dem Baron, dem Besitzer des Lissaer Schlosses, der ihm am nächsten stand, „weiß Er, was Va banque ist? Das habe ich heute gespielt."

Als man am anderen Morgen die Gefangenen zählte, zeigte sich, daß Friedrich mit zwei Grenadierbataillonen und seiner Verwegenheit in Lissa dreieinhalbtausend Österreicher überrumpelt hatte.

Der König an seinen Bruder Heinrich

der in der Schlacht bei Roßbach am 5. November verwundet worden war

Lissa, 5. Dezember 1757.

Liebes Herz, heute, einen Monat nach Ihrem Ruhmestage, bin ich so glücklich gewesen, die Österreicher ebenso zu behandeln. Ich glaube, wir haben achttausend Gefangene und ungeheuer viele Kanonen und Fahnen. Ferdinand geht es gut. Kein General ist gefallen. Unser Verlust beträgt im ganzen zweitausend Mann.

Um ein Uhr griff ich mit meinem rechten Flügel an, seit sieben Uhr bin ich hier. Morgen verfolge ich sie nach Breslau.

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Lissa, 5. Dezember 1757.

Wir haben soeben die Österreicher vollständig geschlagen. Ich marschiere morgen nach Breslau, um die Stadt zurückzuerobern. Wir haben eine wundervolle Menge von Fahnen und Kanonen und viele Gefangene. Wir haben im ganzen nur zweitausend Mann Tote und Verwundete; ich schätze den Verlust der Feinde auf über zehntausend Mann. Die zärtliche Anteilnahme, die Sie an allem, was mich betrifft, nehmen, veranlaßt mich zu dieser Mitteilung, meine liebe Schwester, indem ich Sie meiner herzlichen Freundschaft und Ergebenheit versichere.

Der König an den Generalleutnant von Zieten

Hans Joachim von Zieten, 1699 zu Wustrau bei Ruppin geboren, hatte sich schon im zweiten schlesischen Kriege besonders bei Hohenfriedberg und Katholisch Hennersdorf ausgezeichnet. Bei Kolin hatte er den geordneten Rückzug ermöglicht, bei Leuthen zum Siege wesentlich beigetragen und die Verfolgung des Feindes nachdrücklich betrieben. Zieten war der volkstümlichste unter den Heerführern des Königs.

Hauptquartier Durgoy, 9. Dezember 1757.

Ein Tag fatigue in dießen umbständen, mein lieber Zitten bringet uns in der folge 100 Ruhetage; mehr immer den feindt in die Hesen [Hacken] gesessen.

Nach den Siegen von Roßbach und Leuthen stieg die Begeisterung für den König auch im Auslande ins Ungemessene. In London „tönten beide Häuser des Parlamentes von seinem Ruhme wieder", in Paris „schien es mehr Preußen als Franzosen zu geben".

Wohl von Berlin ein tapfrer Held
regiert nebst Gott jetzt in der Welt.

Politisch hatten diese Siege die Wirkung, daß England, wo Pitt ans Ruder gekommen war, die Konvention von Seven nicht bestätigte und sich entschloß, den König jetzt energisch mit Truppen und vor allem mit Subsidien zu unterstützen.

Der König an Maria Thereſia

Am 20. Dezember hatte die öſterreichiſche Beſatzung von Breslau kapituliert. Durch den Kriegsgefangenen Fürſten Lobkowitz überſandte der König den folgenden Brief

. . . Ohne die Schlacht vom 18. Juni (Kolin), wo mir das Glück zuwider war, würde ich vielleicht Gelegenheit gehabt haben, Ihnen meine Aufwartung zu machen; es kann ſein, daß wider meine Natur Dero Schönheit und Großmut den Sieger überwunden, wir aber ein Mittel gefunden hätten, uns zu vergleichen. Eure Majeſtät hatten zwar einigen Vorteil in Schleſien, er war aber nicht von langer Dauer und die letzte Schlacht iſt mir wegen des dabei vergoſſenen vielen Blutes noch ſchrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau eingenommen, ich hoffe auch Schweidnitz wieder in meine Gewalt zu bekommen, ſodaß ich im Stande ſein werde, in Böhmen und Mähren einzurücken. Überlegen Sie dieſes, meine Couſine, lernen Sie einſehen, wem Sie vertrauen. Sie werden ſehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben ſtürzen, daß Sie an Vergießung ſo vielen Blutes Urſache ſind, und daß Sie denjenigen nicht überwinden können, der wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, ſo wie er Ihr naher Verwandter iſt, mit Ihnen hätte Europa zittern machen können. Ich ſchreibe dies aus dem Innerſten meines Herzens und wünſche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache aufs Äußerſte treiben, ſo werde ich alles verſuchen, was mir meine Kräfte verſtatten. Wenn Ihnen Ihre Bundesgenoſſen ſo beiſtehen wie es ihre Schuldigkeit iſt, ſo ſehe ich voraus, daß es um mich geſchehen ſein wird. Allein es wird mich rechtfertigen, daß ich einen Mitkurfürſten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauſes Bourbon nichts beigetragen und daß ich zweien Kaiſerinnen und drei Königinnen Widerſtand leiſten mußte . . .

1758. Am 10. April nimmt der König den Öſterreichern die Feſtung Schweidnitz, dann, in der Abſicht auf Wien zu marſchieren, wendet er ſich gegen Mähren, muß aber die Belagerung von Olmütz nach böſen Verluſten Anfang Juli aufgeben. Er wendet ſich nach Böhmen. Der neue Führer der engliſch deutſchen Hilfstruppen, Prinz Ferdinand von Braunſchweig, wirft, von 8000

Preußen unter dem Prinzen Heinrich, dem Bruder des Königs, unterstützt, im März und April die Franzosen an und über den Rhein zurück: 23. Juni Schlacht bei Crefeld. Am 25. August schlägt der König (Seydlitz) mit 36000 Mann die 42000 Russen bei Zorndorf, in der Nähe von Küstrin. Von da geht es in Eilmärschen nach Sachsen zurück; aber Daun („die große Perücke") weicht jedem Kampf aus und Friedrich glaubt sich deshalb absolut sicher. Da wird er am 14. Oktober von Daun, den er an der Besetzung Dresdens hindern will, bei Hochkirch in der Lausitz überfallen. Sein Feldmarschall Keith, der ihm auch persönlich nahestand, wird getötet, sein Heer erleidet empfindliche Verluste, bleibt aber geordnet. Und wie nach Kolin der Tod der Mutter, so trifft ihn auch jetzt ein furchtbarer Schlag, das Hinscheiden seiner Lieblingsschwester, der Markgrafin von Bayreuth. („Grand dieu, ma sœur de Bayreuth!") Der tiefe Schmerz bringt den König der Verzweiflung nahe. Er begibt sich nach Dresden, dann nach Breslau, wo er den Winter über bleibt.

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgrafin von Bayreuth

Breslau, 8. Februar 1758.

. . . Schließlich, liebe Schwester, zwingen mich diese Schurken von Kaisern, Kaiserinnen und Königen, noch dies Jahr auf dem Seile zu tanzen. Ich tröste mich darüber in der Hoffnung, den einen oder den andern kräftige Schläge auf die Nase mit der Balancierstange zu geben; aber wenn dies geschehen ist, muß man wirklich zum Frieden kommen. Welche Opfer an Menschen! welche entsetzliche Schlachterei! Nur schaudernd denke ich daran. Wie dem aber auch sei, man muß sich ein ehernes Herz anschaffen und sich auf Mord und Gemetzel vorbereiten, die Vorurteile als heroisch hinstellen, die aber immer schrecklich sind, wenn man sie aus der Nähe betrachtet . . .

Der König an den General von Treskow

der die Belagerung der noch von den Österreichern besetzten Festung [illegible]

Grüssau, April 1758

Er möchte doch den Herren Artilleristen sagen, daß sie Esels wären, daß sie Magazins in Brand steckten, wovon [illegible]

selbst eine gute Usage machen könnten; sie sollten ihre Bomben nach die Werke und nicht nach die Magazins richten.

Der König an seine Gemahlin

nach Empfang der Nachricht vom Tode seines Bruders August Wilhelm, des „Prinzen von Preußen".

Lager von Proßnitz, 19. Juli 1758.

Gnädige Frau, Sie haben sehr recht daran getan, meiner Schwägerin den großen Verlust, den sie erlitten hat, zu verheimlichen. Ich bin überzeugt, daß Sie bei der Mitteilung jede nur mögliche Vorsicht anwenden werden.

Gleichzeitig wollen Sie ihr mitteilen, daß niemand größeren Schmerz über dieses Unglück empfinden kann als ich, und daß ich in allem, was von mir abhängt, zu ihrem Glücke beizutragen suchen will. Ich werde versuchen, ihr durch meine Liebe ihren schweren Verlust zu erleichtern, soweit ein derartiger Verlust überhaupt erleichtert werden kann. Ich sehe ihre Kinder als meine eigenen an. Sie kann darauf rechnen, daß ich auf das eifrigste für sie sorgen und das Bild meines armen Bruders im Grunde des Herzens bewahren werde, aus dem es allein der Tod entfernen kann . . .

Inzwischen war nach der Genesung der Zarin Elisabeth die Politik des russischen Hofes wieder preußenfeindlich geworden, so daß der russische General Fermor seine Truppen wieder marschieren lassen mußte. Da eilte der König in Gewaltmärschen mit 14000 Mann seiner jetzt unter dem Grafen Dohna bei Frankfurt an der Oder stehenden Ostarmee zu Hilfe, die im Vorjahre unter Lehwaldt bei Großjägersdorf von den Russen besiegt worden war. Bei der Musterung dieser Truppen am 21. August bemerkte der König zum Grafen Dohna: „Ihre Leute haben sich außerordentlich geputzt; ich bringe welche mit, die sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen." — Den unglücklichen Bewohnern der nahen von den Russen in Brand geschossenen Festung Küstrin spendete der König am 22. August 200000 Taler

Anekdote Bei der Verteidigung Küstrins waren große Fehler gemacht worden. Der Kommandant versuchte sich deshalb beim Könige zu entschuldigen. Der antwortete gelassen: „Der Fehler liegt freilich an mir selbst! Warum habe ich Ihn auch zum Kommandanten gemacht?"

„Ordre an meine Generale dieser Armee, wie sie sich im Fall zu verhalten haben, wenn ich sollte totgeschossen werden"

am 22. August, vor der Schlacht bei Zorndorf, 25. August 17[illegible]

Sollte die Bataille gegen die Russen gewonnen werden, wie wir es alle hoffen, so muß der Feind mit aller Vigueur verfolgt werden: alle Freibataillons mit einem preußischen Grenadierbataillon und Kreutzen nebst Malachowski-Husaren erstlich geschicket nach Driesen, um sie auszunisteln; darnach muß dieses Corps in Polen herein, um die Polen so viel mehr gegen die Russen zu animiren, und sich also der Weichsel zu nähern. Der General Dohna, mit seinem Corps und zwei Bataillons Pioniers und Burgsdorff marschiret zugleich gegen Königsberg und Soldin, jaget die Russen aus Pommern und wendet sich über Stettin gegen die Schweden.

Das Corps, was ich bei mir gehabt habe, neben die zwei Kürassierregimenter von meinem Bruder Heinrich, Kurssell und Bülow marschiren sogleich wieder von Küstrin nach Frankfurt und so in der Lausitz, um den Laudon Inhalt zu tun. Auf vier Wochen Mehl können sie aus Berlin auf dem Neuen Graben nachkriegen, und muß dieses Corps erstlich die Mark decken, und nach denen Umständen entweder zum Markgrafen oder Prinz Heinrich stoßen.

Es muß gleich nach meinem Tode die Armee in meines Neveus Eid genommen werden, und da mein Bruder Heinrich Vormund desselben mit einer unbeschränkten Autorité ist, so muß die ganze Armee seine Befehle so respectiren als die von dem regierenden Herrn.

Ich will, daß nach meinem Tode keine Umstände mit mir gemacht werden; man soll mich nicht öffnen, sondern stille nach Sans-Souci bringen und in meinem Garten begraben lassen.

Dieses ist mein letzter Wille, und hoffe, daß alle meine Generale und die Armee solchem strikte nachleben werden.

NB. Sollte die Bataille verloren gehen, so muß gleich die Armée hinter Küstrin gehen, von allen anderen Armeen Succurs an sich ziehen und je eher je lieber dem Feind von frischem wieder auf den Hals gehen.

Der König an seine Schwester Wilhelmine

Markgräfin von Bayreuth. Nach der Schlacht bei Zorndorf

Im Lager bei Küstrin, 25. August 1758.

Meine liebste Schwester. Ich habe die Freude, Ihnen mitzuteilen, daß wir die Russen geschlagen haben; wir haben nicht viel dabei verloren, der Feind aber hat sehr beträchtliche Verluste an Menschen und Artillerie gehabt. Ich umarme Sie von ganzem Herzen. Mir ist nichts zugestoßen, aber ich schmeichle mir, daß diese Nachricht zur Wiederherstellung Ihrer Gesundheit und zu Ihrer völligen Heilung beitragen wird . . .

Schönfeld, den 20. September 1758.

Teuerste Schwester, Ihre Krankheit bringt mich zur Verzweiflung, sie fehlte nur noch, um mich gänzlich niederzudrücken. Großer Gott, ist es denn nötig, daß ich alle Leiden Hiobs durchkoste? Ich weiß nicht, wie es kommt, aber eine gewisse Ahnung tröstet mich noch, sie sagt mir, daß Sie bei sehr vorsichtiger Behandlung gesund aus der Krankheit hervorgehen werden. Ich falle Ihnen zu Füßen und flehe Sie an, ich beschwöre Sie, alles zu tun, um sich von dieser Krankheit loszumachen. Essen Sie, gebrauchen Sie die Medizin, und befolgen Sie blindlings, was Ihr Arzt Ihnen verordnet. Bedenken Sie, daß Ihr Tod mich zu dem unglücklichsten Geschöpf machen würde, welches auf der Erdoberfläche kriecht; bedenken Sie, daß der Schmerz mich niederdrücken und daß dann der schrecklichste Tod für mich angenehm wäre, da er mich von diesem elenden Leben erlösen würde. Mein Schmerz ist zu groß, um Ihnen mehr darüber zu sagen, seien Sie jederzeit überzeugt, daß auf der ganzen Welt niemand so viel aufrichtige Liebe, lebhafte Zuneigung und unerschütterliche Freundschaft für Sie empfindet, wie es bis zum Tode tun wird, teuerste Schwester, Ihr treuester Bruder und Diener

Friedrich.

Der König an seinen Bruder Heinrich

Elsterwerda, 8. September 1758.

Lieber Bruder, Sie sehen, daß wir nicht gezögert haben Ihnen zu Hilfe zu eilen; das würde indessen so bald nicht geschehen sein, wenn die Russen sich nicht am 2. zurückgezogen hätten. Ich bin ihnen bis eine kleine Meile von Landsberg gefolgt, wo ich meine Armee in den Wäldern gelassen habe. Da dies Land weder zur Verfolgung noch zu irgend etwas geeignet ist, habe ich die Sorge für die Russen Dohna überlassen und bin zu Ihrer Hilfe herbeigeeilt. Wir haben in sieben Tagen 24 deutsche Meilen gemacht und sind, ich versichere es Ihnen, im Stande zu kämpfen, vorausgesetzt, daß die dicke Exzellenz von Kolin (der österreichische Feldmarschall Daun) sich an den Kragen gehen läßt.

Der König an den Minister von Finkenstein

nach dem verhängnisvollen Überfall durch die Österreicher bei Hochkirch am 14. Oktober

Lager bei Bautzen, 14. Oktober 1758

Zu meinem Kummer muß ich Ihnen mitteilen, daß mich der Feind heute früh in der hiesigen Gegend angegriffen hat und ich gezwungen war, mich bis auf eine halbe Meile von Bautzen zurückzuziehen. Das kommt davon, wenn man sich zu sehr geschwächt hat. Ich teile Ihnen dies hierüber mit damit Sie meine gegenwärtige Lage kennen, in welcher ich versuchen werde, mich dem Feinde gegenüber zu halten und ihn, wenn möglich, von neuem anzugreifen.

Wir haben den Prinzen Ferdinand von Braunschweig und den Marschall Keith verloren, die sich unter den Toten befinden, und Prinz Moritz von Anhalt ist verwundet.

Der Überfall bei Hochkirch. 14. Oktober 1758

Bericht eines Augenzeugen des Stabsfeldpredigers Daniel Kaiser

Es war den 14. Oktober, des Morgens um drei Uhr als ich durch das Feuer des kleinen Gewehrs aus meinem sanften Schlafe geweckt wurde. Ich hielt es erst für einen Traum; als ich mich aber ermunterte und deutlicher hörte

daß es ein irreguläres Scharmützelfeuer wäre, so glaubte ich, daß es eine Pandurenattacke sei, deren wir fast alle Nächte gewohnt waren. Ich weckte indessen den mir gegenüberliegenden Herrn Hauptmann von Katolynski. Er hielt es auch nur für eine Pandurenattacke. Da aber auch bei kleinen nächtlichen Anfällen die Kompagnien auf ihren Lärmplätzen antreten mußten, so sagte mir dieser wachsame Offizier, ich möchte, weil mein Bett am Fenster stände, dieses öffnen und dem Feldwebel sagen, daß er die in der Scheune liegende Kompagnie wecke, damit, wenn Order käme, sie sogleich das Gewehr nehmen und nach dem Kirchhof marschieren könne. Ich bestellte dies, weil das Feuer schwächer wurde, mit großer Gelassenheit. Auf einmal hörte das Feuer ganz auf. Indessen sagte der Herr Hauptmann sowohl als ich mit ruhigem Gesichte: „Es ist doch wohl gut, daß wir aufstehen, denn man hat im Lager schon mit den kleinen Glocken zum Morgengebet geläutet; wenn nur die großen Glocken nicht auch anfangen zu läuten." Kaum war dies gesagt, als das große Geschütz vor und hinter dem Dorfe mächtig zu donnern anfing und das kleine Gewehr prasselte. Ich fuhr mit Eile aus dem Bette und hatte nur eine Minute nötig, mich anzuziehen. Der Herr Hauptmann war indes schon geschäftig, seine Kompagnie zu stellen. Das Feuer ward von allen Seiten heftiger, und es fielen schon Granaten in das Dorf.

Mit dem Letzten der Kompagnie ging ich auf den Platz vor dem Bauernhofe, wo eben der Herr Hauptmann seine Leute bei zunehmendem Feuer ermahnte, in Ordnung zu bleiben. Ich drückte ihm die Hand mit dem Wunsche göttlicher Bewahrung. Er eilte mutig mit seinen Leuten nach dem Kirchhof. Indessen bebte die Erde von dem Krachen des schweren Geschützes und der feindlichen Mordschlünde. Die pechdunkle Nacht wurde durch ein unaufhörliches, blitzähnliches Licht so erleuchtet, daß man das Gemenge der feindlichen weißen Röcke und Bärenmützen von den freundlichen blauen Röcken und blanken Grenadiermützen unterscheiden konnte. Plötzlich aber hörte das Feuer auf, und ich

fühlte mich in der Finsternis in einem Gedränge, das Erdrücken drohte. Denn der Rest der über dem Dorfe gestandenen übermannten und zum Weichen gebrachten preußischen Bataillone stürzte in diese Dorfgasse, um sich da wieder zu setzen und das Dorf zu verteidigen. Die Luft ertönte von dem Rufen braver Offiziere und Gemeinen, die schrien: „Kinder, steht! Kameraden, haltet! Es wird Sukkurs kommen!“ Ich vereinigte meine Stimme ungekannt mit ihnen und rief: „Kinder, tut eure Pflicht! Gott wird uns helfen, der König wird bald mit Sukkurs kommen!“ — und da schlechte Leute die Gewehre weggeworfen hatten, über die man ging, so fühlte ich in dem bald vor-, bald rückwärts gehenden Gedränge, daß brave Offiziere und Gemeine weggeworfene Gewehre aufnahmen und sie denen gaben oder aufdrangen, die keine hatten. Das geschah in dem Zeitpunkte, wo der brave General Zieten hinter dem Dorfe auf den aus dem Walde kommenden Feind einzuhauen und einen großen Teil der feindlichen Sieger zu Gefangenen gemacht hatte.

Es ging nun in der Dorfstraße die bedrängt und flüchtig gewesene Infanterie wieder vorwärts, und je näher sie an den Ausgang der Dorfstraße nach der Batterie hinkam, desto mehr mußte man schon über Tote wegsteigen und hörte das Ächzen der Verwundeten, weil das Feuer von beiden Seiten jetzt kleiner wurde. Schon waren wir unsrer Batterie wieder nahe und, wie es schien, der Sieg über diese Nacht unter gewiß. Freude und Mut belebte uns. Aber diese kurze Stille und die Freude wandten sich plötzlich. Denn da die Zietensche Kavallerie, so unbeschreiblich brav sie sich auch gezeigt hatte, doch zu schwach gewesen war, die nun vordringende ganze feindliche Macht zurückzuhalten, so wurde die Batterie uns entrissen, und der Feind avancierte wieder auf der Dorfstraße teils mit Feuer, teils mit dem Säbel in der Hand, ohne jedoch weiter etwas zu gewinnen, als daß das Zurückdrängen etwas stärker wurde. Viele Grenadiere des ersten Bataillons vom Regiment Karl standen als brave Leute. Das Zurufen der Offiziere: „Kinder, steht als brave Preußen, wir kriegen Sukkurs!“ tat wieder seine

gute Wirkung. Als aber der Feind in dieser Dorfstraße weder durch Gewehrfeuer noch mit Säbel und Bajonett vordringen konnte, so führte er Kartätschen und schwere Kanonen von unsrer frühern großen Batterie vor den Eingang des Dorfes und streckte nun mit einer Lage von den in der Straße gedrängt stehenden Helden Hunderte zu Boden. Aber erst als der dichte Haufen durch Tote, Verwundete und Davonläufer merklich dünner geworden war, ging der Rest der braven Grenadiere und Karlschen Soldaten zurück, um sich unter dem Dorfe an das von Geistliche und andre Regimenter anzuschließen. Freilich waren die aus der Dorfstraße Zurückgekommenen nicht mehr so viele Hunderte, als es Bataillone gewesen waren. Die übrigen waren zerstreut, tot, verwundet oder gefangen.

Ich schloß mich dem dicht unter dem Dorfe stehenden Regimente von Geist an, auf das eine feindliche, gegenüberliegende Batterie heftig mit Haubitzgranaten feuerte, aber wenig Schaden tat, weil sie zu hoch schossen. Jede Abfeuerung aber machte es auf einige Momente so hell, daß man in der dunklen Nacht einander sehen konnte; und so ward ich von dem Herrn Major Kommandeur von Gelsdorff und einigen reformierten Gemeinen erkannt. Diese beklagten mich, und einer sagte: „Hier müssen die Schafe und nicht der Hirte kämpfen!“ Jetzt war es dem Könige zur Gewißheit geworden, daß der Feind seinen Hauptangriff auf unsern rechten Flügel gerichtet hatte. Der brave Feldmarschall von Keith kam an das von Geistliche Regiment heran und befahl, dieses sollte unter dem Dorfe auf seinem jetzigen Platze fest stehenbleiben. Darauf wandte er sein Pferd und befahl seinem Adjutanten, er solle das Regiment v. Itzenplitz rufen. Dieses ganz vortreffliche Regiment kam und ging mutig mit aufgepflanztem Bajonett in das Dorf; ehe es aber den Feind mit dem kleinen Gewehr erreichen konnte, war es durch die am Eingange der Dorfgasse aufgepflanzten feindlichen Kanonen in weniger als zehn Minuten niedergestreckt, ehe es zwei Drittel der Dorfgasse zurückgelegt hatte. Es kam nur ein kleiner Rest dieses Heldenregiments zerstreut

wieder zurück und schloß sich an das v. Geistsche Regiment an. Der Feind, der dies bemerkte und nun, da es hell geworden war, sah, daß er zu hoch geschossen hatte, richtete seine Kanonen kürzer, und nun fielen die Haubitzkugeln gerade wie Hagelsteine und schlugen rottenweise die Soldaten nieder. Ich stand neben dem Herrn Hauptmann von Vittighofen, er und ich redeten den Leuten zu, fest zu stehen, bis wir abgerufen würden. Ein junger Soldat sagte: „Wir müssen doch alle einmal sterben und bitten ja täglich im Vaterunser: Dein Wille geschehe!" Kaum hatte er dies gesagt, so sank er, von einer Kugel tödlich getroffen, neben uns nieder.

Um nicht ferner Menschen nutzlos totschießen zu lassen, befahl der Kommandeur Herr von Gelsdorff, das Regiment solle einige zwanzig Schritte vorwärtsrücken. Dies geschah, und wir kamen dadurch glücklich aus dem Strich der feindlichen Kanonen, die nun wieder über uns wegschossen. Während dessen kam das Regiment Prinz von Preußen unter Anführung seines mutigen und freundlichen Kommandeurs, des Herrn Grafen v. Lottum, mit starken Schritten anmarschiert, um durch die Dorfgasse zur Wiedereroberung der Batterie jenseit Hochkirchs zu eilen. Da der Graf von Lottum von meiner Gemeinde war, so redete er mich an. Ich sagte ihm, daß er schwerlich durch die Dorfgasse zur Batterie kommen könnte, wenn er nicht um das Dorf herumgehen würde. Er antwortete: „Ich habe Ordre, gerade in das Dorf zu gehen, des Herrn Wille geschehe!" Er wandte sich mit einem Gesicht voll Mut, überfah das aufmarschierte Regiment noch einmal, kommandierte mit starker Stimme: „Marsch!" Das feindliche Feuer vervielfachte sich, die Erde bebte, als ob eine Erderschütterung ihren Anfang nähme, und wo man hinter uns sah, da fielen Helden, die auch zum Wiedereinnehmen des Dorfes zu Fuß und zu Pferde anrückten. Eben war der Herr Feldmarschall von Keith wieder zu Pferde angekommen, den Fortgang der Attacke des Regiments Prinz von Preußen auf das Dorf zu sehen. Er hielt wenige Schritte auf der rechten Seite diesseits des Dorfes. Da nun er und

der Herr von Lottum die zwei Personen waren, die meine größte Aufmerksamkeit auf sich zogen, so waren meine Blicke zwischen dem Feldmarschall und der Dorfgasse geteilt, in der der Graf von Lottum mit seinen Helden ziemlich weit avanciert war. Der Feldmarschall näherte sich etwas, vermutlich, um den Angriff desto besser beobachten zu können. Da sah ich ihn im Sattel wanken und dann vom Pferde stürzen, wobei ich mich des Ausrufes nicht enthalten konnte: „Mein Gott, da fällt der Feldmarschall!“ Ich würde zu ihm gelaufen sein, wenn nicht in diesem Augenblick der kleine Rest des Regiments Prinz von Preußen unter einem furchtbaren Kugelregen aus dem Dorfe herausstürzend sich so gesetzt hätte, daß ich den gefallenen Marschall nicht mehr sehen konnte. Zu eben dieser Zeit, etwa eine Viertelstunde nach des Feldmarschalls Tode, kam Ihre königliche Hoheit der Markgraf Karl, von einer Abteilung Garde du Korps begleitet, und brachte die königliche Ordre, daß das von Geistsche Regiment und die übrig Gebliebenen von den Bataillonen, die so lange im Feuer gestanden hatten, sich zusammenziehen und abmarschieren sollten, zugleich fügte der Markgraf hinzu, daß der König mit dem linken Flügel zum Sukkurs käme. „Das ist brav,“ sagten die Gemeinen, „es fehlt uns nicht an Mut, sondern an Leuten, die Nachtgespenster wieder bei Tage anzugreifen. Wenn sie brav sind, mögen sie aus ihren Bergen und aus dem Dorfe aufs Freie kommen!“ Die Haubitzgranaten flogen häufig auf die langsam abmarschierenden Züge, und ich eilte, wieder zum Markgrafen an die Spitze zu kommen, um, wie ich hoffte, unter den ersten zu sein, die aus dem Strich des feindlichen Feuers kämen. Aber es wurde einige Augenblicke nachher wider meinen Wunsch und Vermuten meine Bestimmung, erst mit der letzten Arrièregarde vom Schlachtfelde abzugehen . . .

Da ich großes Verlangen hatte, zu erfahren, wer von meinen Freunden oder Bekannten lebend aus dieser Mordnacht gekommen wäre, so ging ich zu den andern größtenteils sehr zusammengeschmolzenen Bataillonen. Mutig war alles

noch, aber gleichwohl sehr betrübt im Hinblick auf das Schlachtfeld und die großen Verluste, welche die fast aller Bagage, alles Proviantes und so vieler Artillerie beraubte Armee erlitten hatte. Von den Unsrigen hatten nur wenige Gemeine ihre Tornister und fast kein Offizier des rechten Flügels seine Bagage gerettet. Eines jeden Reichtum bestand in dem Rock, den er auf dem Leib hatte. Ich fragte einen Bekannten, ob er von dem braven, so hart mitgenommenen Markgraf Karlschen Regiment nichts gesehen hätte? Denn die vielen guten Freunde, die ich bei diesem Regiment hatte, lagen mir sehr am Herzen, auch hoffte ich, Nachricht von ihnen über meine Bagage zu bekommen. Er wies mich zu den Karlschen Grenadieren, wo ich die Freude hatte, den Hauptmann v. Hombold lebend und gesund anzutreffen. Wie hoch wurde aber mein Herz erfreut, als ich unter diesem Trupp von Offizieren ganz unvermutet unsern Heldenkönig erblickte, so leutselig mit den ihre Regimenter suchenden Offizieren und Gemeinen sprechend, daß ich erstaunte. Hier traf ich auch den Markgrafen Karl und den General Zieten unverwundet und gesund. Es kam eben eines von den zusammengeschmolzenen Grenadierbataillonen vorbei, das kaum 80 oder 100 Mann stark sein mochte. Man konnte die Wehmut des Königs bei diesem Anblick in seinen Augen lesen. Aber auf einmal erheiterte sich sein Gesicht. Er fragte die vor dem Bataillon hergehenden Kanoniere mit lauter aber nicht ungnädiger Stimme: „Kanoniere, wo habt ihr eure Kanonen gelassen?" Einer von ihnen antwortete: „Der Teufel hat sie bei Nachtzeit durch Deserteurs geholt." „So wollen wir," erwiderte der König, „sie ihm bei Tage wieder abnehmen! Nicht wahr, Grenadiere?" „Ja," sagten diese im Vorbeigehen, „das ist recht, sie sollen uns auch Zimmer dazu geben." Der König lächelte und sagte: „Ich werde auch dabei sein." . .

Der König an den Generalmajor von Finck

Lauban, 31. Oktober 1758.

Essen, Trinken und Nichtstun ist die Devise der Mönche, aber nicht der Soldaten.

Der König an den Earl Marischal

George Keith, Marschall von Schottland, 1751–1754 preußischer Gesandter zu Paris, damals Gouverneur von Neufchatel, dessen Bruder, der preußische Feldmarschall Keith, am 14. Oktober bei Hochkirch gefallen war. An demselben Tage war die Lieblingsschwester des Königs, die Markgräfin von Baireuth, ihrem langen Leiden erlegen.

Dresden, 23. November 1758.

Es bleibt uns nichts übrig, lieber Lord, als zusammen über unsern beiderseitigen Verlust zu weinen. Wenn mein Kopf ein Tränenbassin wäre, so wäre es doch nie groß genug für meine Trauer.

Unser Feldzug ist zu Ende. Auf beiden Seiten ist kein andrer Erfolg zu verzeichnen als der Verlust vieler braven Männer, das Unglück vieler armen Soldaten, die für immer Krüppel geworden sind, der Ruin so mancher Provinzen und Beraubung, Plünderung und Niederbrennung einiger blühenden Städte.

Derartige Taten, lieber Lord, flößen dem menschlichen Gefühle Entsetzen ein. Das sind die traurigen Folgen der Bosheit und Ehrsucht einiger Machthaber, die alles ihren zügellosen Leidenschaften opfern!

Ihnen, lieber Lord, wünsche ich nichts, was die mindeste Ähnlichkeit mit meinem Schicksale hat, dagegen alles, was ihm fehlt. Nur auf diese Weise können Sie glücklich sein, und daran nehme ich lebhafteren Anteil als jeder andre, da ich Ihr alter Freund bin und bis ins Grab bleiben werde.

Der König an Herrn von Aschersleben

den Präsidenten der pommerschen Kammer.

Dresden, 5. Dezember 1758.

Ich habe den Inhalt Eures Berichtes vom 30. vor. Mon. mit mehrern ersehen und gebe Euch darauf in Antwort, wie es Mir vorhin schon bekannt gewesen, daß leider

die Provinz Hinterpommern durch die russische invasion in schlechte Umstände gesetzet worden. So sehr Ich nun solches auch bedauere, so müsset Ihr dennoch bedenken, daß Ich jetzo nicht in denen Umständen bin, daß Ihr jetzo auf Meine Cassen, so wie sonsten wohl in Friedenszeiten, rechnen könnet; was Ich aber tun kann, ist, daß Ich eine Summe von Einmal-Hunderttausend Taler, und zwar durch den Geheimen Rat Koppen zu Berlin, für die armen durch die russische invasion in dortiger Provintz sehr zurückgekommenen und notleidenden Untertanen an die dasige Kriegs- und Domainen-Cammer auszahlen lassen will, damit dadurch denen notleidenden Untertanen die möglichste Hülfe an Getreyde geschehen, auch vor dieselbe wiederum etwas Vieh angekauset werden kann. Ich befehle aber und recommandire Euch sowohl als der gesamten Cammer dorten, so gnädig als alles Ernstes, daß Ihr auf Ehre, reputation und Pflicht, dahin sehen und wohl sorgen sollet, daß mit diesem Gelde sehr gut und vernunftig gewirtschaftet und solches bis auf den letzten Groschen zu nicht anders, als bloß und allein zur Ankaufung des benotigten Getreydes und etwas von Vieh angewandt werde, um vorgedachte davon notleidende Untertanen damit alsofort und auf das promteste, mithin sogleich zu helfen, damit ihnen diese Meine landesväterliche hulfe noch wurklich und zu rechter Zeit zu statten kommen kann, im übrigen auch die groste égalité unter denen Untertanen hierbey gehalten werden muß; Maßen Ich zu dem Ende will, daß deshalb die Landräte derer Creyssen bey der zu machenden repartition in Person mit zugezogen und gegenwärtig seyn sollen. Ihr habet Euch also hiernach exacte zu achten

Der König an den Carl Marischal

Dresden, 8. Dezember 1758.

Ich will unsre noch frischen Wunden nicht mit unvorsichtiger Hand berühren und erwähne den Grund unsrer Trauer und Tränen lieber gar nicht, um auf Ihre Reise nach Spanien zu kommen.

Ich erkenne in dieser Ihrer Absicht einen Beweis Ihrer Freundschaft und den Wunsch, dem Staate zu dienen, den Ihr Freund regiert. Die von Ihnen angesetzten Reisekosten will ich anweisen.

Schwer wird es sein, Ihnen Verhaltungsmaßregeln zu geben. Wir wissen es ja nicht einmal mit Bestimmtheit, ob Spanien es auf sich nehmen will, den Frieden zu vermitteln. Für den Fall, daß dies so ist, können Sie sich von vornherein darauf verlassen, daß ich lieber tausendmal sterben als für Preußen schmachvollen Friedensbedingungen meine Zustimmung geben will. Vielleicht lassen sich sogar bei einer Übereinkunft Vorteile erzielen.

Da die Vorbedingung bei derartigen Verhandlungen stets die Notwendigkeit ist, sich des guten Willens des in Aussicht genommenen Vermittlers zu versichern, so ist niemand geeigneter, sich in Gunst und den von ihm vertretenen Hof in Achtung zu setzen als eben Sie.

Ich kann Ihnen keine bestimmten Verhaltungsmaßregeln erteilen, ehe unsre Feinde nicht anfangen, sich auszusprechen, oder ehe die von ihnen mit der Mitteilung ihrer Absichten bedachten Organe nicht mit der Sprache herausrücken.

Sie sagen mir, daß meine Feinde mich bis in den Escurial verleumden. Ich bin daran gewöhnt. Ich höre über mich nichts als die Unwahrheit . . .

Doch was kommt es auf die kleinen Demütigungen der Eigenliebe an? . . .

Der König an den Marquis d'Argens

Breslau, 22. Dezember 1758.

Ich kenne Sie schon zu lange, lieber Marquis, als daß ich nicht hätte voraussehen müssen, daß Sie, einmal in Hamburg, nicht sobald wieder weiterreisen würden. Um Prophet zu sein, will ich doch voraussagen, daß Sie noch im nächsten Sommer da sein werden, falls Ihnen nicht etwa der Friede und die gute Jahreszeit gestattet, zu Wasser nach Berlin zurückzugehen.

Ich danke Ihnen für die Lobsprüche, die Sie mir wegen meines Feldzuges erteilen: wenn ich auch ebenso wie meine Truppen entsetzliche Anstrengungen auszustehn gehabt habe, so haben wir dort sonst weiter kein Lob verdient. Die Sache ging soso, und die Entscheidung, die dennoch nicht erfolgt ist, hat der Zukunft vorbehalten werden müssen.

Ich habe dieses Leben recht satt. Der ewige Jude kann nicht müder geworden sein als ich. Ich habe alles verloren, was ich auf Erden am meisten liebte und achtete. Ich bin von Unglücklichen umgeben, denen Hilfe zu bringen die jammervollen Zeiten mich verhindern. Noch immer steht mir das Elend unsrer blühendsten Provinzen sowie die schauderhaften Taten vor Augen, die eine Bande, nicht von Menschen, sondern Bestien, verübt hat; in meinen alten Tagen bin ich fast zu einem Theaterkönig herabgesunken: kurz, Sie werden mir zugeben, daß eine derartige Lage nicht Reize genug hat, die Seele eines Philosophen an das Leben zu fesseln. Ich bin überladen mit Geschäften und Unannehmlichkeiten und führe das Leben eines Einsiedlers.

Essen Sie Austern und Taschenkrebse in Hamburg, leeren Sie die Pillenkasten der Apotheken, nehmen Sie sämtliche Lavements, die die Apotheker haben, schließen Sie Ihr Zimmer hermetisch ab, und vergessen Sie, wenn Sie das Glück der seligen Geister im Paradiese genießen, einen armen von Gott verwünschten Mann nicht, der dazu verdammt ist, bis in alle Ewigkeit Krieg zu führen und der Anstrengung zu erliegen, die ihn zu Boden drückt.

Anekdoten Der Marquis d'Argens hatte eine kindische Angst vor dem Tode. Er hatte gehört, daß der Urin eines Menschen, der dem Tode nahe sei, sich in vierundzwanzig Stunden schwarz färbe. Darum standen bei ihm stets einige Flaschen mit dieser Flüssigkeit, die er sorgfältig beobachtete. Einst goß man heimlich etwas Tinte hinein. Da erschrak der Marquis dermaßen, daß man ihm den Scherz gestehen mußte, um ihn vor einer wirklichen Krankheit zu bewahren.

Einmal war der Marquis tief unglücklich über seine Beine, das eine wäre dicker als das andere, und dies wäre immer ein Vorzeichen nahen Todes. Sein Diener erlöste ihn aus diesen Qua-

len, indem er ihm nachwies, daß er versehentlich statt, wie sonst, je fünf Strümpfe übereinander auf jeden Fuß, diesmal auf den einen acht, auf den andern nur zwei gezogen hätte . . .

Der König an den Minister von Finkenstein

Breslau, 22. Dezember 1758.

Ich schicke Ihnen hier die Memoiren über den Feldzug von 1758, habe aber nicht die Zeit gehabt, sie gut zu redigieren. Ich habe mich vor allen Dingen bemüht, die Ursachen der Ereignisse und die Gründe meines Verhaltens darzustellen.

Es scheint unglücklicherweise, daß wir noch nicht am Ende unsrer Arbeiten sind. Wir haben zu viele Feinde, als daß wir über sie eine Überlegenheit gewinnen könnten, die sie zum Frieden zwingt. Ganz Europa stürzt sich auf uns, es scheint Mode zu sein, unser Feind zu sein, und ein Ehrentitel, zu unserm Verderben beizutragen . . .

Unsre Feinde planen einen Winterfeldzug gegen den Prinzen Ferdinand, ich habe ihn davon benachrichtigt und rüste mich darauf, ihm zu Hilfe zu eilen. Wie wird alles das enden? Wenn wir auch noch einige Schläge, die man gegen uns führt, parieren, so werden wir am Ende doch unterliegen. Traurige Mutmaßung, von der ich wünsche, daß sie sich nicht erfüllen möge.

1759. Am 13. April werden unter Ferdinand von Braunschweig, dem Schwager des Königs, die englisch-deutschen Hilfstruppen von den Franzosen bei Bergen, in der Nähe von Frankfurt am Main, geschlagen. Am 1. August schlägt Ferdinand von Braunschweig die Franzosen bei Minden. So ist der König im Westen gedeckt; aber im Osten werfen Österreich, Rußland und Schweden immer mehr Truppen ins Feld, während seine eigene Armee durch die vielen Rekruten nicht mehr auf der alten Höhe steht. Mit der kraftvollen Offensive ist es vorbei; er muß sich jetzt auf der Lauer halten, um im geeigneten Moment einen der Gegner zu überrumpeln. Der König steht, in der Hoffnung, Daun zur Annahme einer Schlacht zu bewegen, monatelang am Fuße der schlesisch-böhmischen Gebirge. General Wedell wird bei Zullich von den Russen geschlagen, zu denen jetzt eine Heeresabteilung der Österreicher stößt. Nun wendet sich der König gegen die bei

Kunersdorf unweit Frankfurt an der Oder vereinigten Russen und Österreicher. Am 12. August besiegt er die Russen, wird aber am gleichen Tage von den Österreichern unter Laudon geschlagen, fast vernichtet. Er ist der Verzweiflung nahe und übergibt das Kommando über die Reste seiner Armee dem General Finck. Am 5. September geht Dresden an die Österreicher und die Reichsarmee verloren. Die Uneinigkeit der Feinde („das Mirakel des Hauses Brandenburg") gibt dem Könige seine Spannkraft wieder, der inzwischen an Gicht und Fiebern schwer erkrankt gewesen ist. Am 13. November übernimmt er aus den Händen seines Bruders, des Prinzen Heinrich, der unterdessen Dauns großes Heer ein Vierteljahr in Schach gehalten hat, zu Hirschstein bei Meißen den Oberbefehl über 50000 Mann. Er vereitelt die beabsichtigte Belagerung Glogaus und schickt Finck mit 15000 Mann zur Beunruhigung in den Rücken der Österreicher. Am 20. November überfällt Daun diese preußische Truppe bei Maxen und zwingt den General Finck nach tapferer Gegenwehr, auf offenem Felde zu kapitulieren. Am 10. Januar 1760 bezieht der König Winterquartiere bei Freiberg in Sachsen.

Der König an den Generalmajor von Puttkamer

Bolkenhain, 3. April 1759.

Er soll was gegen Naumburg und Bunzlau detachiren, um den Feind wegzujagen. Ob er meinet, daß er mit 1500 Pferde dastehet, um sich in die Hasen zu kratzen. Er soll um sich greifen und nicht faulenzen.

Der König an den Generalleutnant von Seydlitz

Bolkenhain, 6. April 1759.

Mir nur von allem berichtet, mein lieber Seydlitz. Ich lauere wie eine Katze auf der Maus.

Der König an den Marquis d'Argens

Reich-Hennersdorf, 28. Mai 1759.

Unsre heroischen Torheiten machen mir hier so viel zu schaffen, lieber Marquis, daß ich fürchte, Sie in Ihrem ähnlichen Vorhaben nur schwach unterstützen zu können.

Ich habe den Feind nicht geschlagen, weil ich keine Gelegenheit dazu fand. Es wird mir sehr schwer werden, alle

meine Geschäfte zu besorgen. Der Feind, der Schlesien bedroht, ist 90000 Mann stark, und ich habe nur ungefähr 50000, um ihm zu widerstehen. Die Verlegenheit wird sich erst recht fühlbar machen, wenn die Armeen den Feldzug eröffnen. Viel Geschicklichkeit, Kunst und Tapferkeit wird dazu gehören, um der uns drohenden Gefahr zu entgehen.

Mein Bruder hat keine Truppen nach Nürnberg geschickt: bei den jetzigen Umständen wäre es ein großer Fehler gewesen, auf diesem Vorsatz zu bestehen. Vielmehr muß er schleunigst nach Sachsen zurückeilen, um Truppen gegen die Russen zu schicken. Noch ist es nicht Zeit, Viktoria zu rufen oder zu sagen, wie es kommen wird. Die Hauptsache, den schwersten Knoten, haben wir vor uns und müssen abwarten, was das Schicksal beschließt. Meine Philosophie wird jedoch dadurch nicht gestört werden, es komme, wie es wolle. Meine Gesundheit und die Zufriedenheit meines Herzens sind Dinge, an die ich nicht denke, und die mir sehr gleichgültig sind.

Ich sehe wohl, mein lieber Marquis, daß Sie ebenso verblendet sind wie das Publikum. In der Ferne mag meine Lage einen gewissen Glanz haben; kommen Sie aber näher, so finden Sie nichts als einen undurchdringlichen Dunst.

Fast weiß ich nicht mehr, ob es ein Sanssouci in der Welt gibt; der Ort sei, wie er wolle, für mich paßt dieser Name nicht mehr. Kurz, mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig und verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor; aber das sind Funken, die geschwind verlöschen, weil die Glut fehlt, die ihnen Dauer geben könnte. Es sind Blitze, die aus dunkeln Wetterwolken hervorbrechen. Ich rede aufrichtig mit Ihnen: sähen Sie mich, Sie würden keine Spur mehr von dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann sehen, der zu ergrauen anfängt, die Hälfte seiner Zähne verloren hat, ohne Frohsinn, Feuer und Lebhaftigkeit; kurz, ebensowenig mein früheres Selbst als die Überbleibsel von Tusculum, wovon die Architekten, aus Mangel an Ruinen, die die eigentliche Wohnung des Cicero anzeigen könnten, so viele eingebildete Pläne entworfen haben.

Das sind, mein Lieber, die Wirkungen, nicht sowohl der Jahre als der Sorgen, die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unseres Alters unausbleiblich mit bringt.

Diese Betrachtungen, die mich sehr gleichgültig gegen das Leben machen, versetzen mich gerade in den Zustand, in dem ein Mensch sein muß, der bestimmt ist, sich auf Tod und Leben zu schlagen: mit dieser Gleichgültigkeit gegen das Leben kämpft man mutiger und verläßt die Erde ohne Bedauern . . .

Eigenhändige Instruktion des Königs für den Generalleutnant von Wedell

als dieser, zum Diktator ernannt, nach der Neumark ging.

Juli 1759.

1) alle Wagens So fort von der Armée abzuschaffen und es auf den hießigen fuhs, der den General Wedel bekannt ist, zu halten.
2) vohr das brodt zu Sorgen und Solches aus glogau oder Cüstrin bei zu Schaffen.
3) auf Scharfen gehorsam zu halten.
4) denen officiers bei Cassation das lamentiren und Niedertrechtige Reden zu Untersagen.
5) zu Schimpfen auf diejenigen, die des feindes Starke bei allen Gelegenheiten zu Gros aus Schreien.
6) den feindt ernstlich durch eine gute position aufzuhalten
7) alsdann nach meiner Manihr zu attaquiren.
8) Solte, davohr Gott sei, die Armée geschlagen werden, Sich zu Setzen vohr der feindt eindringen wil oder hinter Francfort, Crossen oder bei der Festung Glogau
9) die geringen officiers So Lachetoten begeben So forth vohrs Kriegsrecht zu Setzen.
10) die leichten Trupen durch unßere Husaren Dragohner etc. in Respect zu halten.
11) Manszucht und Strengen gehorsam bei der Armée zu erhalten.

12) Mihr bei Seiner ankunft gleich von allem zu benachrichtigen.

Friderich.

Der König an den Generalleutnant von Wedell

der am 23. Juli von den Russen bei Kay geschlagen worden war.

Im Lager bei Schmottseifen, 24. Juli 1759.

Ihr könnet wohl glauben, daß Mich das Unglück sehr afficiret, so sich bei Euch ereignet. Ich war es Mir schon auf einige Weise vermuten. Ich ziehe nunmehr Meinen Bruder, des Prinzen Heinrichs Liebden, an Mich, und sobald Ich bei Sagan sein werde, so werde zugleich zu Euch marschiren, wann Ich nur weiß, wo Ihr seid und wo Ihr hingehen werdet, damit wir mit ehesten denen Leuten wieder auf den Hals gehen und sie wegjagen. Schreibet doch gleich, wo Ihr seid, und machet nur gleich Anstalten und haltet vorläufig alles parat zu einem neuen Angriff. Mir hat es geahnet, das Ding würde schief gehen, ich habe es Ihm auch gesagt, denn die Leute waren verblüfft. Nun nicht mehr daran gedacht, sondern wo der Succurs zum ersten zustoßen kann, um von neuem drauf zu gehen; es ist Seine Schuld nicht, daß die Schurken so schändlich davonlaufen.

Der König an den Minister von Finkenstein

nach der Schlacht bei Kunersdorf.

12. August 1759.

Ich habe diesen Morgen um 11 Uhr den Feind angegriffen. Wir haben sie bis zum Judenkirchhof bei Frankfurt zurückgeworfen. Alle meine Truppen haben Wunder der Tapferkeit getan, aber dieser Kirchhof kostete uns eine große Menge von Menschen. Unsre Leute gerieten in Verwirrung, ich habe sie dreimal wieder gesammelt, schließlich war ich selbst nahe daran, gefangengenommen zu werden. Ich war gezwungen, das Schlachtfeld zu räumen. Mein Rock ist von Schüssen durchlöchert, zwei Pferde wurden mir getötet; mein Unglück ist, daß ich noch lebe. Unser Verlust ist sehr beträcht-

lich: Von einem Heere von 48000 Mann habe ich nur noch 3000. In dem Augenblicke, in dem ich schreibe, flieht alles, und ich bin nicht mehr Herr über meine Leute. Man wird gut tun, in Berlin an seine Sicherheit zu denken.

Das ist ein grausamer Umschlag, und ich werde es nicht überleben; die Folgen dieses Ereignisses werden noch schlimmer sein als dieses selbst. Ich habe keine Hilfsmittel mehr, und, um nicht zu lügen, ich glaube, daß alles verloren ist; ich werde den Untergang meines Vaterlandes nicht überleben.

Adieu für immer!

Der König an den Generalleutnant von Finck

15. oder 14. August 1759.

Weilen mir eine schwere Krankheit zugestoßen, so übergebe das Kommando meiner Armee während Krankheit bis an meine Besserung an den General Finck, und kann er im Notfall von des General Kleisten Corps ingleichen disponiren, nachdem es die Umstände erfordern; ingleichen von denen Magazins in Stettin, Berlin, Küstrin und Magdeburg.

Instruktion für den General von Finck

August 1759.

Der General Finck kriegt eine schwere Commission. Die unglückliche Armee, so ich ihm übergebe, ist nicht mehr im Stande mit die Russen zu schlagen. Hadik wird nach Berlin eilen, vielleicht Laudon auch. Gehet der General Finck die beide nach, so kommen die Russen ihm in den Rucken, bleibt er an der Oder stehen, so kriegt er den Hadik dissert. Indessen so glaube, daß wann Laudon nach Berlin wollte, solcher konnte er unterwegens attaquiren und schlagen. Solches, wo es gut gehet, giebt dem Ungelück einen Umstand und hält die Sachen auf. Zeit gewonnen ist sehr viel bei diesen desperaten Umständen.

Die Zeitungen aus Torgau und Dresden wird ihm Coeper, mein Sekretär, geben. Er muß meinem Bruder, den

ich Generalissimus der Armee declariret, von allem berichten. Dieses Unglück ganz wiederherzustellen gehet nicht an; indessen, was mein Bruder befehlen wird, das muß geschehen. An meinen Neveu muß die Armee schwören.

Dieses ist der einzige Rat, den ich bei denen unglücklichen Umständen im Stande zu geben bin; hätte ich noch Ressourcen, so wäre ich darbei geblieben.

Der König an seinen Bruder Heinrich

Lebus, 16. August 1759.

. . . In dem Augenblicke, da ich Ihnen unser Unglück mitteilte, schien alles verzweifelt; nicht daß die Gefahr nicht auch jetzt noch sehr groß wäre, aber rechnen Sie darauf, daß ich, solange ich die Augen offen habe, den Staat aufrecht erhalten werde, wie es meine Pflicht ist. Ein Etui, das ich in der Tasche hatte, hat das Bein vor einem Kartätschenschusse geschützt, der das Etui zertrümmert hat. Wir sind alle zerlumpt; fast niemand, der nicht zwei oder drei Schußlocher im Rock oder Hut hätte. Wir würden gern unsre Garderobe opfern, wenn es nur das wäre.

Der Feind hat sich ein wenig von Frankfurt entfernt und kampiert in den Wäldern zwischen der Oder und der Reppener Straße.

Stellen Sie sich vor, was mein Geist alles in dieser schrecklichen Krise leidet, und Sie werden leicht verstehen, daß die Qual der Verdammten der meinigen nicht beikommt. Glücklich die Toten! Sie sind sicher geschützt vor Kummer und aller Unruhe.

Waldow, 1. September 1759.

Ich habe Ihr Billet vom 25. erhalten, und ich verkündige Ihnen das Mirakel des Hauses Brandenburg. In der Zeit, da der Feind die Oder überschritten hatte und eine zweite Schlacht hätte wagen und den Krieg beendigen können, ist er von Müllrose nach Lieberose marschiert. Ich bin sofort nach Triebatsch marschiert und gestern hierher nach Waldow ge-

kommen, wo ich ihn durch meine Stellung von Lübben abschneide, das ich besetzen ließ. Ich schneide ihn dadurch gerade von dem ganzen Teil der Lausitz ab, der ihm hätte Lebensmittel liefern müssen. Der Hunger wird ihn zwingen, einen Entschluß zu fassen . . .

Wunsch[1]) tut Wunder; ich glaube, er wird in kurzer Zeit die Reichstruppen aus Sachsen verjagt haben. Die Franzosen laufen bis hinter den Main zurück.

Der König an seinen Bruder Ferdinand

Waldow, 5. September 1759.

Lieber Bruder. Ich bin nur ein Mensch; Sie interessieren sich aus Freundschaft für meine Erhaltung, aber, lieber Bruder, der Staat hat vor mir bestanden und wird sich, wenn es Gott gefällt, nach meinem Tode halten. Sie können sich wohl vorstellen, was ich, empfindlich wie ich von Natur bin, während dreier Wochen für ein Martyrium erlitten habe. Unsre Lage ist weniger verzweifelt, als sie vor acht Tagen war, aber ich sehe mich von Klippen und Abgründen umgeben, meine Aufgabe ist sehr schwierig, und ohne irgend ein Wunder oder die göttliche Eselei meiner Feinde wird es unmöglich sein, den Feldzug glücklich zu beenden.

Meine Grüße an alle unsere Verwundeten. Sagen Sie bitte Seydlitz, daß ich mehr leide als er, mein Geist ist kranker als seine Hand, meine Lage ist ohne Ende schlimm. Es gibt keine Ehre mehr bei den Truppen, der Teufel hat sie fast alle besessen, man weiß nicht, welchem Heiligen man sich verschreiben soll. Trotz alledem habe ich eine gute Volte[illegible] mit meinen Feiglingen, aber ich wage nicht, etwas Kühnes mit ihnen zu unternehmen.

Ich verstehe sehr wohl, daß diese Katastrophe Ihre Gesundheit nicht gebessert hat; aber man muß es bei solchen Gelegenheiten auf sich nehmen. Das Unglück, das uns zu Boden drückt, kam nicht durch Ihre Schuld, Sie müssen sich also darüber nicht grämen. Jeder Mensch erleidet, soviel

1) preußischer General.

er nur im Mindesten lebt, Unglücksfälle und sieht manchmal durch diese Wolken hindurch Strahlen des Glücks; man muß das eine wie das andre ertragen, gute wie schlimme Zeiten gehen vorüber, und schließlich führt unsre Bestimmung uns zum Grabe. Das Leben ist zu kurz für lange Leiden . . .

Der König an den General von Schmettau

Waldow, 10. September 1759.

Soeben geht Ihr Bericht vom 9. dieses Monats ein.

Ich kann unmöglich Ihr Benehmen bei der Verteidigung Dresdens billigen. Sie hätten sich halten sollen. Von der feindlichen Artillerie hatten Sie sicherlich nichts zu fürchten; der Feind hätte sich wohl in acht genommen, auf Dresden zu schießen. Aber es ist Ihnen gegangen, wie es meinen Generalen gewöhnlich geht: in dem Augenblick, wo ihnen Haltung nottut, verlieren sie sie.

Wie dem auch sei, es ist mein Wille, daß Sie die Uniformen in Magdeburg lassen. Sowie Sie in Magdeburg angekommen sind, kehren Sie um und gehen geradeswegs auf Wittenberg zurück, um dort Ihre etwa in Dresden nötige Verwendung abzuwarten.

Der König an den Feldmarschall Prinzen Ferdinand von Braunschweig

Waldow, 12. September 1759.

Dieser Feldzug ist der schwierigste von allen; aber man muß gegen den Strom schwimmen und gegen diese sich immer erneuernde Hydra von Feinden kämpfen, bis wir den letzten ihrer Köpfe abgeschlagen haben. Der Plan ist schon, aber die Ausführung mühevoll und schwer.

Der König an den Marquis d'Argens

Kottbus, 17. September 1759.

Berlin ist zwar außer Gefahr, die Russen stehen bei Guben und Forst, aber mich umgeben trotzdem entsetzliche

Beschwerden, Gefahren und Verlegenheiten. Sehr leicht läßt sich sagen, lieber Marquis: „man muß den Krieg nur defensiv führen", allein die Menge meiner Feinde ist so groß, daß die Not mich zwingt, anzugreifen. Hier bin ich in einem Dreieck, wo mir die Russen zur Linken, Daun zur Rechten und die Schweden im Rücken stehen. Nun bitte ich Sie, da schränken Sie sich auf einen Verteidigungskrieg ein! Gerade im Gegenteil behaupte ich mich nur dadurch, daß ich alles angreife, was ich angreifen kann, und mir kleine Vorteile verschaffe, die ich so viel als möglich zu vermehren suche.

Seit Beginn des Krieges lerne ich den Stoizismus; wenn das so weiter geht, denke ich gleichgültiger und unempfindlicher als Empedokles und Zeno zu werden.

Nein, lieber Marquis, ich will nicht von Ihnen verlangen, daß Sie zu mir kommen. Bleibe ich am Leben, so werde ich Sie wahrscheinlich nicht eher wiedersehen, als bis der Winter einen sichern sechsmonatlichen Waffenstillstand erwirkt. Bis dahin wird viel Blut vergossen werden, und es werden sich eine Menge guter und schlimmer Vorfälle ereignen, durch die sich unser Schicksal aufklären muß . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich

Glogau, 2. November 1759

Ich fange an mich wieder zu erholen; ich werde zu Ihnen fliegen auf den Flügeln der Vaterlandsliebe und der Pflicht, aber Sie werden nur ein Skelett ankommen sehen, erfüllt von gutem Willen. Meine Seele wird den verdorbenen und schwachen Körper gehen machen. Jedenfalls werde ich alles tun, was die geringen Kräfte, die ich noch habe, mir zu unternehmen ermöglichen werden . . .

Der König an den Minister von Finkenstein

Wilsdruff, 22. November 1759

Mit dem höchsten Kummer sehe ich mich genötigt, Ihnen Mitteilung von einem großen Unglück zu machen, das gegen

alle meine Erwartung uns soeben zugestoßen ist, und das mir um so empfindlicher ist, als ich kaum ein anderes Beispiel kenne. Ich hatte den Generalleutnant Finck und die Generalmajore Rebentisch und Wunsch mit 16 Bataillonen und 35 Schwadronen entsandt, um den Posten von Maxen zu besetzen. Dieses Korps hat, nachdem es am 20. durch einen sehr überlegenen Feind angegriffen worden ist, anstatt, was es in diesem Falle tun mußte, auf Freiberg zurückzuweichen, unglücklicherweise den Entschluß gefaßt, sich nach der kleinen Stadt Dohna zurückzuziehen und sah sich dort, von allen Seiten von der feindlichen Armee eingeschlossen, nach aller nur möglichen Verteidigung gezwungen, die Waffen zu strecken und sich kriegsgefangen zu ergeben. Ein solches Unglück konnte der Zufall nur mich allein erleben lassen. Ich kenne noch nicht die wahren Einzelheiten dieser unglücklichen Sache, aber wenigstens das, was ich durch die umlaufenden Gerüchte erfahren habe. Sie müssen versuchen, dieses Unglück dem Publikum gegenüber so weit als möglich zu beschönigen.

Indessen sagen uns trotzdem alle Nachrichten, daß der Marschall Daun aus Mangel an Lebens- und Unterhaltsmitteln so bald als möglich nach Böhmen marschieren wird, man glaubt sogar, daß er Dresden verlassen wird, was ich hier abwarten muß; denn wenn er es nicht freiwillig räumen will, muß ich es mit Gewalt nehmen, bevor ich diesen Feldzug beendige.

Alles, was ich Ihnen voriges Jahr in Dresden vorausgesagt habe, erfüllt sich bis auf den Rest nur zu unglücklich. Indessen kämpfe ich immer weiter gegen mein Unglück. Das Unglück schlägt mich nicht nieder, aber es macht mich endlich ungeduldig, denn es ist wahrlich zu viel; vielleicht kann das übereilte Vorgehen des Londoner Hofes uns unter diesen Umständen noch günstig werden.

Der König an den General von Finck

Wilsdruff, 23. November 1759.

Euer Schreiben vom 21. dieses ist Mir eingeliefert worden. Es ist bis dato ein ganz unerhörtes Exempel, daß ein

preußiſches Corps das Gewehr vor ſeinem Feind niederleget, von dergleichen Vorfall man vorhin gar keine Idee gehabt. Von der Sache ſelbſt muß Ich annoch mein Judicium ſuſpendiren, weil Ich die eigentlichen Umſtände, ſo dabei vorgegangen, noch gar nicht weiß.

Der König an den Marquis d'Argens

Ludwig XV. hatte, um dem Staatsbankerott vorzubeugen, die Franzoſen aufgefordert, ihr Silberzeug in die Königliche Münze zu ſchicken.

Wilsdruff, 28. November 1759.

Die Töpfe und Löffel der Franzoſen ſcheinen mir drollige Hilfsmittel zum Kriegführen zu ſein. Es iſt eine Mummerei, durch die man das Publikum zu blenden ſucht. Ich bin überzeugt, daß die Sache unbedeutend ſein wird; allein da die im Druck erſchienenen Briefe des Marſchall Belle-Isle über Not und Elend klagen, ſo wollten ſie ihre Feinde blenden und ſie überreden, daß das ziſelierte und ornamentierte Silberzeug des Landes hinreichend ſein würde, um im künftigen Feldzuge wichtige Dinge zu unternehmen. Gewiß haben ſie nur deswegen die Komödie, die ſie ſpielen, ausgeſonnen.

Die Hannoveraner haben Münſter erobert, und am 25. ſollen die Franzoſen Gießen verlaſſen haben, um über Friedberg zu marſchieren und über den Rhein zurückzugehen. Wir befinden uns hier dem Feinde gegenüber in den Dörfern einquartiert. Das letzte Bund Stroh und der letzte Biſſen Brot werden entſcheiden, wer von uns beiden in Sachſen bleibt. Weil die Öſterreicher außerordentlich dicht ſtehen und nichts aus Böhmen ziehen können, ſo hoffe ich, daß ſie zuerſt aufbrechen werden: Geduld alſo bis ans Ende: wir müſſen ſehen, wie dieſer holliſche Feldzug ablaufen wird . . .

Freiberg, 16. Dezember 1759.

. Sie ſprechen viel von den Franzoſen und ihrem Verluſt; freilich haben ſie viel verloren, aber deswegen können wir doch noch nicht gewiß auf den Frieden rechnen. Meine Lage iſt noch immer ſchlimm genug. Ich bekomme jetzt Zufuhr, aber es ſchneit hier ſoviel, und es liegt ſchon ſoviel Schnee

daß es fast unmöglich ist, die Truppen in Bewegung zu setzen, wenn man den Feind vor sich hat.

So ist meine Lage; Schwierigkeiten, Verlegenheiten und Gefahren umringen mich auf allen Seiten; wenn ich nun die Treulosigkeit des Glücks, von der ich in diesem Feldzuge so viel Beweise erhalten habe, dazu rechne, so darf ich mich in meinen Unternehmungen nicht auf das Glück verlassen; auf meine Kräfte auch nicht: also bleibt mir bloß der Zufall übrig, und meine Hoffnung gründet sich allein auf die Verkettung entfernter Ursachen . . .

1760. England und Preußen hatten der Koalition Friedensvorschläge angeboten, aber selbst Frankreich, das überall, besonders zur See und in den Kolonien, schwere Niederlagen erlitten hatte, lehnte sie ab. Freilich hielt Friedrich daran fest, keinerlei Land abzutreten. — Im weiteren Verlauf des Feldzuges muß sich der König immer mehr in der Defensive halten. Sein General Fouqué erleidet am 23. Juni bei Landeshut in Schlesien durch die Österreicher eine ehrenvolle Niederlage und wird mit 8000 Mann gefangen genommen. Breslau unter Tauenzien hält die Belagerung durch die Österreicher aus. Am 15. August schlägt der König mit 30000 Mann bei Liegnitz durch nächtlichen Überfall 90000 Österreicher unter Laudon, Daun und Lacy. Im Oktober befreit er seine von russischen und österreichischen Truppen besetzte und gebrandschatzte Hauptstadt Berlin, wendet sich dann nach Süden und (Sieten) schlägt am 3. November die Österreicher unter Daun bei Torgau an der Elbe, wodurch Sachsen mit Ausnahme Dresdens wiedergewonnen wird. Am 25. Oktober stirbt, siebenundsiebzigjährig, der englische Oheim des Königs, Georg II. Sein zweiundzwanzigjähriger Enkel und Nachfolger, Georg III., löst zwar das Bündnis mit Preußen nicht, doch entstehen bald Schwierigkeiten hinsichtlich der Zahlung der Subsidien. Die Münzpächter des Königs, Ephraim, Isaac und Itzig wissen sich und ihn aber durch vorteilhaftes Umprägen schwerer Münzen in leichte vor Geldmangel zu bewahren. (Von außen schön, von innen schlimm — von außen Friedrich, von innen Ephraim.) Aus Polen, Ungarn und Rußland allein ziehen ihre findigen Agenten „vor leicht Geld" nach und nach mehr als 50 Millionen in Gold. Auch Sachsen mußte beständig hohe Kontributionen zahlen. Der König ist sogar in der Lage, den Dänen und den Türken, mit denen er wegen militärischer Unterstützung verhandelt, Kriegsgelder zu bieten.

Der König an den Marquis d'Argens

Freiberg, 15. Januar 1760.

. . . Der Friede ist nichts weniger als gewiß: man erhofft ihn, man schmeichelt sich mit dieser Erwartung; aber das ist auch alles. Ich kann nichts weiter als standhaft gegen die Widerwärtigkeiten kämpfen; aber ich vermag weder das Glück zurückzubringen noch die Menge meiner Feinde zu vermindern In solchen Umständen bleibt meine Lage gleich: trifft mich noch ein Unglück, so ist es der Gnadenstoß . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich

Lager von Hohendorf a. d. Katzbach, 9. August 1760.

Es ist nicht schwer, lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in leichten und glücklichen Zeiten dienen, gute Bürger sind die, die dem Staate in einer Zeit der Gefahr und des Unglücks dienen. Solides Ansehen beruht auf der Ausführung schwieriger Dinge. Je schwieriger sie sind, desto mehr Ehre bringen sie. Es ist gewiß, daß weder Sie noch ich in der gegenwärtigen Lage für den Ausgang verantwortlich sein werden. Aber wenn wir alles getan haben, was wir können, wird unser eignes Gewissen wie das Publikum uns Gerechtigkeit widerfahren lassen . .

Kabinettsrat Eichel an Major von Lichnowsky

Die Kommandantur von Glogau

Auf der Wahlstatt (Schlacht bei Liegnitz), 15. August 1760 um 9 Uhr vormittags.

Auf Sr. Königl. Majestät Befehl soll des Herrn Majors von Lichnowsky hochwohlgeboren vorläufig in aller Eil melden, daß, als höchstdieselben diese Nacht aus dem Lager bei Liegnitz aufgebrochen, Sie auf Dero Marsch gegen Ullersdorf den General Laudon mit seinem ganzen Corps angetroffen, solches sogleich attaquiret und totaliter geschlagen haben. Die Bataille ist nach 3 Uhr Morgens angegangen und hat kaum zwei Stunden gedauert Der Feind hat

viel jetzt bekannt, über 7000 Mann an Toten und Blessirten gehabt; wir haben über 4000 Gefangene, an 90 Canons und eine Anzahl von Fahnen erobert, deren Anzahl man noch nicht angeben kann.

Die Unsicherheit der Wege hat noch nicht zugegeben, Couriers deshalb zu schicken, die aber heute Abend unfehlbar abgehen werden. Der König will, daß Euer Hochwohlgeboren diese Nachricht durch Estafettes sogleich nach Berlin und Magdeburg bekannt machen sollen. Eichel

Der Verlust unsrerseits beläuft sich in allem noch nicht ganz auf 1000 Mann.

Der König an den Marquis d'Argens

Nemberg, 28. Oktober 1760.

Nennen Sie meine Gesinnungen, wie Sie wollen, lieber Marquis, ich sehe, daß wir nie in unsern Vorstellungen übereinstimmen, und daß wir von sehr verschiednen Grundsätzen ausgehen. Sie schätzen das Leben als ein Sybarit, und ich betrachte den Tod als ein Stoiker. Nie werde ich den Augenblick überleben, der mich nötigt, einen nachteiligen Frieden zu schließen; kein Beweggrund, keine Beredsamkeit wird imstande sein, mich dahin zu bringen, daß ich meine Schande unterschreibe. Entweder lasse ich mich unter den Trümmern meines Vaterlandes begraben, oder, wenn dem Geschicke, das mich verfolgt, auch dieser Trost als zu schön erscheinen sollte, so werde ich mein Unglück zu beenden wissen, wenn es nicht mehr möglich ist, es zu ertragen. Stets habe ich der innern Überzeugung und jenem Gefühle von Ehre gemäß gehandelt, das alle meine Schritte leitet, und wonach ich stets handeln werde; mein Betragen wird immer mit diesen Grundsätzen übereinstimmen. Nachdem ich die Jugend meinem Vater, die männlichen Jahre meinem Vaterlande geopfert habe, glaube ich berechtigt zu sein, über mein Alter zu gebieten.

Ich habe es Ihnen gesagt und wiederhole es: nie wird meine Hand einen schimpflichen Frieden unterzeichnen. Ich bin fest entschlossen, in diesem Feldzuge alles zu wagen und

die verzweifeltsten Dinge zu unternehmen, um zu siegen oder ein ehrenvolles Ende zu finden.

Ich habe einige Betrachtungen über die kriegerischen Talente Karls XII. angestellt; allein ich habe nicht untersucht, ob er sich hätte töten sollen oder nicht. Nach der Eroberung von Stralsund hätte er, denke ich, klug getan, ein Ende mit sich zu machen: er mag aber getan oder unterlassen haben, was er will; sein Beispiel ist keine Regel für mich. Es gibt Leute, die gegen das Geschick folgsam sind: das ist nicht meine Sache; habe ich für andre gelebt, so will ich für mich sterben, ohne mich darum zu kümmern, was man davon sagen wird; ich stehe Ihnen sogar dafür, daß ich es nie erfahren werde. Heinrich IV. gehörte zu einer Nebenlinie, die ihr Glück machte; da hatte er keinen Grund, sich zu erhängen; Ludwig XIV. war ein großer König, er hatte große Hilfsquellen und zog sich aus der Verlegenheit; ich hingegen gleiche ihm nicht an Macht, aber teurer als ihm ist mir die Ehre, und, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ich nehme von niemand ein Beispiel an.

Seit Erschaffung der Erde zählen wir, glaube ich, fünftausend Jahre; die Angabe scheint mir sehr gering gegen die Dauer des Weltalls zu sein; Brandenburg hat diese ganze Zeit bestanden, ehe ich lebte; ebenso wird es noch bestehen, wenn ich tot bin. Die Staaten erhalten sich durch die Fortpflanzung der Menschen; und solange man sich noch mit Vergnügen vermehren wird, so lange werden sich Minister und Regenten finden, die das Volk beherrschen, etwas mehr Torheit, etwas mehr Weisheit, das läuft ziemlich auf eins hinaus; der Unterschied ist so gering, daß es das Volk, im ganzen genommen, kaum bemerkt.

Predigen Sie mir also, lieber Marquis, nicht ferner dieses alte Hofgeschwätz vor, und bilden Sie sich nicht ein, daß mich die Vorurteile der Eigenliebe und Eitelkeit blenden oder mich zur kleinsten Veränderung meiner Gesinnungen bewegen können. Nicht aus Schwachheit endigt man ein unglückliches Leben, sondern aus überdachter Klugheit, die uns überzeugt, daß der Zustand, in dem uns niemand schützen

und nichts unsre Ruhe stören kann, unser größtes Glück ist. Wie viel Gründe hat man nicht in einem Alter von fünfzig Jahren, das Leben zu verachten! Meine Aussicht für die Zukunft ist ein kraftloses, schmerzhaftes Alter, Verdruß, Trauer, Schmach und Beleidigungen. Wahrlich, wenn Sie sich in meine Lage hineindenken, dann werden Sie meinen Vorsatz weniger tadeln, als Sie es jetzt tun. Alle meine Freunde, meine teuersten Verwandten habe ich verloren; jede mögliche Art des Unglücks trifft mich; keine Hoffnung bleibt mir; ich sehe mich von meinen Feinden verspottet, und ihr Stolz denkt schon daran, mich unter die Füße zu treten . . .

Anekdote Als ein Offizier einen Stückknecht schwer geschunden hatte, sagte der König: „Da meine Armee aus lauter Menschen besteht, Ihr aber ein Unmensch seid, so seid Ihr hiermit weggejagt. Bezahlt dem Knechte fünfzig Taler für seine Schmerzen. Nun schert Euch zum Teufel."

Der König an den Minister von Finkenstein

Auf dem Schlachtfelde bei Torgau, 3. November 1760.

Wir haben Daun und die Österreicher geschlagen. Die Nacht ist dazwischengekommen, sonst würde ich Ihnen mehr über die näheren Umstände mitteilen. Wir haben viele Gefangene gemacht, deren Zahl ich nicht weiß. Aber begnügen Sie sich mit der Nachricht, so wie ich sie Ihnen geben kann. Morgen werden Sie die Einzelheiten erfahren.

Der König an den Marquis d'Argens

Torgau, 5. November 1760.

Heute am 5. November erhalte ich einen Brief, den Sie mir, lieber Marquis, am 25. September geschrieben haben. Sie sehen, daß unser Briefwechsel sehr regelmäßig ist.

Gott! was für Dinge haben sich seitdem ereignet! Eben haben wir die Österreicher geschlagen; sie und wir haben eine außerordentlich große Menge Leute verloren. Dieser Sieg wird uns vielleicht den Winter über einige Ruhe verschaffen,

und das ist alles. Mit dem künftigen Jahre wird es von neuem angehen. Ich habe einen Schuß bekommen, der mich oben an der Brust gestreift hat; es ist aber nur eine Quetschung, ein wenig Schmerz ohne Gefahr, und das wird mich nicht abhalten, wie gewöhnlich tätig zu sein . . .

Meißen, 10. November 1760.

Aus dem Briefe, den ich Ihnen aus Torgau schrieb, müssen Sie jetzt alles wissen, was mich angeht. Es wird Ihnen bekannt sein, daß meine Quetschung nicht gefährlich war: die Kugel hatte einen Teil ihrer Kraft verloren, weil sie erst einen dichten Pelz und einen Sammetrock, den ich anhatte, durchdringen mußte: dadurch war das Brustbein imstande, ihrer Gewalt zu widerstehen; seien Sie indessen versichert, daß ich mich darum am wenigsten bekümmert habe, da Siegen oder Sterben mein einziger Gedanke ist. Ich habe die Österreicher bis an die Tore von Dresden getrieben, wo sie ihr vorjähriges Lager bezogen haben, aus dem alle meine Geschicklichkeit nicht vermag, sie zu vertreiben. Man sagt, daß die Stadt nicht mit Vorrat versehen ist. Ist das wahr, so wird vielleicht der Hunger zustande bringen, was das Schwert nicht vermag. Bestehen indessen die Leute hartnäckig darauf, in ihrer Stellung zu bleiben, so werde ich, wie im vorigen Winter, gezwungen sein, mich auf außerordentlich enge Quartiere zu beschränken, und alle Truppen zur Bildung eines Kordons brauchen, um uns in Sachsen zu behaupten. Das ist allerdings eine traurige Aussicht und ein geringer Gewinn für die maßlosen Beschwerden und Gefahren dieses Feldzuges.

Mitten unter so vielen Widerwärtigkeiten habe ich keine andre Stütze als meine Philosophie; sie ist der Stab, auf den ich mich stütze, und mein einziger Trost in diesen unruhigen Zeiten, wo alles drunter und drüber geht . . .

Der König an die Gräfin von Camas

Neuſtadt, 18. November 1760.

... Wir waren ganz aufgebläht von unſerm Siege und ſind wie Narren gelaufen, um zu verſuchen, ob wir die Öſterreicher aus Dresden herauswerfen könnten. Sie haben uns aber von der Höhe ihrer Stellung auf den Bergen ausgelacht. Da bin ich denn wie ein kleiner Junge ſachte wieder zurückgegangen, um meinen Ärger in einem der verwünſchteſten Dörfer Sachſens zu verbergen.

Augenblicklich muß ich die Herren Reichstruppen aus Freiberg und Chemnitz verjagen, um Lebensmittel und Quartiere zu erlangen.

Ich ſchwöre Ihnen, es iſt ein Hundeleben. Kein Menſch außer mir und Don Quixote hat ſo gelebt. Dieſe unaufhörlichen Geſchäfte, dieſe ſtete Unruhe haben mich ſo alt gemacht, daß Sie Mühe haben werden, mich wieder zu erkennen. Auf der rechten Seite ſind mir die Haare völlig grau geworden, meine Zähne werden mürbe und fallen aus. Mein Geſicht iſt ſo voll von Runzeln wie ein Frauenkleid von Falten, der Rücken krumm wie ein Fiedelbogen, und mein Inneres ſo traurig und niedergeſchlagen wie die Seele eines Trappiſten ....

Der König an Luiſe Dorothea, Herzogin von Sachſen-Gotha.

Neuſtadt bei Meißen, 22. November 1760.

Nachdem mein Irrleben mich ſeit faſt ſechs Monaten von Provinz zu Provinz geführt hat, iſt es mir, Madame, ein wahrer Troſt, Nachrichten von Ihnen zu bekommen und durch Sie ſelbſt von dem Anteil zu hören, den Sie an einigen Erfolgen zu nehmen geruhen, die unſere Unternehmungen begleitet haben. Gewiß unterſcheidet ſich der gegenwärtige Krieg von allen andern durch eine gewiſſe hartnäckige und wilde Erbitterung, die den Geiſt unſerer modernen Politik charakteriſiert. Dieſer Feldzug war für mich der ſchrecklichſte von allen. Es gab kein Mittel, den

Feind aus seiner vorteilhaften Stellung bei Dresden zu vertreiben. Wir werden nun unsere Quartiere beziehen.....

Der Professor Gellert zu Leipzig an den Obersteuersekretär Rabener zu Dresden

Christian Fürchtegott Gellert 1715–1769, Gottlieb Wilhelm Rabener 1714–1771, beide damals viel gelesene deutsche Dichter.

Leipzig, 27. Januar 1761.

Der achtzehnte Dezember vorigen Jahres war der merkwürdige Tag, an welchem der Herr Professor Gellert nachmittags um drei Uhr in einem Schlafrocke, in einer weißen Mütze emballiert und gar nicht wohl, an seinem Pulte saß, und jemand an seine Tür pochte: — Herein! — Ich bin der Quintus Icilius[1]) und freue mich, Sie kennen zu lernen. Ihro Majestät der König verlangen Sie zu sprechen und haben mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen. — Gellert: Herr Major — Sie müssen mir ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige an einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gelegen sein. — Der Major: Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nötigen, heute mitzugehen. Aber das muß ich Ihnen sagen, wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich, ich muß morgen wiederkommen, und wenn Sie dann nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie mitgehen können. Entschließen Sie sich also, ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit, um vier Uhr werde ich wieder anfragen, ob ich Sie heute oder ein andermal mitnehmen soll. — Gellert: Ja das tun Sie, Herr Major, ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde.

Nun ist also der Herr Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglück seinen Herrn B. nicht zu Hause hat, schafft sich mit vielem Verdruß und großen Umständen Barbier und einen Perruquier und ist um vier Uhr fertig. Der Herr Quintus kommt, und sie gehen nach dem Apelischen Hause

1) Ein [illegible] Offizier Gu[illegible] [illegible] 1758 als [illegible] in preußischen Diensten und zu den Vertrautesten des Königs zählend.

In dem Vorzimmer fanden sich zwei, drei Personen, welche voller Freuden waren, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Tür zu Ihro Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem Könige die ganze Zeit über allein. —

Der König: Ist Er der Professor Gellert? — Gellert: Ja, Ihro Majestät. — Der König: Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt; wo ist Er her? — Gellert: Von Hänichen bei Freiberg. — Der König: Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg? — Gellert: Ja, Ihro Majestät. — Der König: Sage Er mir doch, warum wir keine gute deutsche Schriftsteller haben? — Der Major Quintus: Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen. — Der König: Das ist viel, hat Er den La Fontaine gelesen? — Gellert: Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmet: ich bin ein Original. — Der König: Gut, das ist einer, aber warum haben wir denn nicht mehr gute Autoren? — Gellert: Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen. — Der König: Nein, das kann ich nicht sagen. — Gellert: Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller. — Der König: Das ist wahr! Warum haben wir keine gute Geschichtschreiber? — Gellert: Es fehlt uns auch daran nicht, wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat. — Der König: Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat? — Gellert: Ja! und glücklich; einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe. — Der König: Hats der Mann auch verstunden? — Gellert: Die Welt glaubt es. — Der König: Aber warum macht sich keiner an den Tacitum, den sollte man gut übersetzen? — Gellert: Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Übersetzungen von ihm. — Der König: Da hat Er recht. — Gellert: Und überhaupt lassen sich verschiedne Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in allen Arten guter Schriften

sich hervorgetan haben; da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzo das kriegerische Säkulum der Deutschen. Vielleicht hat es ihnen auch an Augusten und Louis XIV. gefehlet? — Der König: Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt? — Gellert: Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. — Der König: Wie will Er denn einen August in ganz Deutschland haben? — Gellert: Nicht eben das: ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies aufmuntere. — Der König: Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen? — Gellert: Ich bin einmal in Berlin gewesen. — Der König: Er sollte reisen! — Gellert: Ihro Majestät: dazu fehlet mir Gesundheit und Vermögen. — Der König: Was hat Er denn für eine Krankheit, etwa die gelehrte? — Gellert: Weil sie Ihro Majestät selbst so nennen, so mag sie so heißen, in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben. — Der König: Ich habe sie auch gehabt, ich will Ihn kurieren. Er muß sich Bewegung machen, alle Tage ausreiten und alle Wochen Rhabarber nehmen. — Gellert: Diese Kur möchte wohl eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesünder wäre als ich, so würde ich nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so würde ich auch nicht fortkommen. — Der König: So muß Er fahren! — Gellert: Dazu fehlt mir das Vermögen. — Der König: Ja, das ist wahr, da fehlt immer den Gelehrten in Deutschland, es sind wohl jetzo böse Zeiten? — Gellert: Jawohl, und wenn nur Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten. — Der König: Wie kann ich denn! hat Ers denn nicht gehöret, es sind ja drei wider mich? — Gellert: Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte. — Der König: Was meinet Er, welcher ist schöner in der Epopöe, Homer oder Virgil? — Gellert: Homer scheinet wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist. — Der König: Aber Virgil ist viel polierter. — Gellert: Wir sind so weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollen urteilen können, ich traue darinnen

dem Quintilian, welcher Homero den Vorzug gibt. — Der König: Man muß aber auch nicht ein Sklave von den Urteilen der Alten sein? — Gellert: Das bin ich nicht, ich solge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urteilen kann. — Der Major Quintus: Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben. — Der König: So! hat Er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben? — Gellert: Ach ja, Ihro Majestät. — Der König: Aber warum wird das nicht anders? es ist was verteufeltes, sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon. — Gellert: Wenn es Ihro Majestät nicht ändern konnen, so kann ich es noch weniger; ich kann nur raten, wo Sie befehlen. — Der König: Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig? — Gellert: Ich zweifle, mein Gedächtnis ist mir sehr ungetreu. — Der König: Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen. Nun, hat Er eine? — Gellert: Ja, Ihro Majestät: „Ein kluger Maler in Athen, / der minder, weil man ihn bezahlte, / als weil er Ehre suchte, malte, / ließ einen Kenner einst den Mars im Bilde sehn / und bat sich seine Meinung aus; / der Kenner sagt ihm frei heraus, / daß ihm das Bild nicht ganz gefallen wollte, / und daß es, um recht schön zu sein, / weit minder Kunst verraten sollte. / Der Maler wandte vieles ein: / der Kenner stritt mit ihm aus Gründen / und konnt ihn doch nicht überwinden. / Gleich trat ein junger Geck herein / und nahm das Bild in Augenschein. / O, rief er bei dem ersten Blicke, / ihr Götter, welch ein Meisterstücke! / Ach welcher Fuß! O wie geschickt / sind nicht die Nägel ausgedrückt! / Mars lebt durchaus in diesem Bilde. / Wie viele Kunst, wie viele Pracht / ist in dem Helm und in dem Schilde / und in der Rüstung angebracht. / Der Maler ward beschämt, gerühret / und sah den Kenner klüglich an. / Nun, sprach er, bin ich überführet! / Ihr habt mir nicht zu viel getan. / Der junge Geck war kaum hinaus, / so strich er seinen Kriegsgott aus." — Der König: Und die Moral? — Gellert: Gleich, Ihro Majestät: „Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt, / so ist es schon ein böses Zeichen; / doch wenn sie gar des Narren Lob erhält, / so ist es Zeit, sie aus-

zustreichen." — Der König: Das ist schön; recht schön: Er hat so was galantes in seinem Wesen. Das verstehe ich alles. Da hat mir aber Gottsched eine Übersetzung der Iphigenia vorgelesen, ich habe das Französische darbei gehabt und kein Wort verstanden: sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht: den habe ich weggeworfen. — Gellert: Ihro Majestät: den werfe ich auch weg. — Der König: Nein, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen und seine Fabeln mitbringen und mir daraus vorlesen. — Gellert: Ich weiß nicht, ob ich ganz gut lese, ich habe so einen singenden gebirgischen Ton. — Der König: Ja, wie die Schlesier; nein, Er muß seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst. Nun! komme Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, so ist doch der Professor nicht wiedergekommen oder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: Das ist ein ganz anderer Mann als Gottsched, und den andern Tag bei der Tafel: Das ist der vernünftigste unter allen deutschen Gelehrten.

Anekdote In Leipzig besuchte der Marquis d'Argens den König. Eines Abends traf er ihn auf dem Boden sitzend und seine Hunde futternd. Mit einem Stöckchen hielt er Ordnung, schob es dem Lieblingshunde die besten Stücke zu. Der erstaunte Marquis schlug die Hände zusammen und rief: „Wie werden sich doch jetzt die fünf großen Mächte von Europa, die sich wider den Marquis de Brandebourg verschworen haben, den Kopf zerbrechen, was er jetzt tue. Sie werden etwa glauben, er mache einen für sie gefährlichen Plan zum nächsten Feldzuge, er sammle die Fonds, um dazu Geld genug zu haben, oder er besorge die Magazine für Mann und Pferd, oder er entwerfe Negotiationen, um seine Feinde zu trennen und sich neue Alliierte zu schaffen. Nichts von dem allen! Er sitzt ruhig in seinem Zimmer und füttert seine Hunde."

1761. Der König hat nur 95000 Mann den 250000 Russen und Österreichern entgegenzustellen. Er bleibt während des Winters in Leipzig. Dann zieht er nach Schlesien, feste Lager bei Bunzelwitz und Strehlen, wo er fast völlig von der Außenwelt abgeschnitten war. Friedensverhandlungen zunächst zwischen England und Frankreich, wodurch dem König der Rückhalt an England

entzogen zu werden droht. In der Nacht zum 1. Oktober überrumpelt Laudon die Festung Schweidnitz. Am 16. Dezember wird Kolberg von den Russen genommen. Ergebnis des Jahres: halb Schlesien, halb Pommern verloren, der preußische Staat dem Untergange nahe.

Der König an die Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha

Leipzig, 12. Januar 1761.

. . . Ich befinde mich seit vier Wochen im Lande des Lateins und habe zu meiner Zerstreuung sämtliche Professoren der hiesigen Universität Revue passieren lassen. Drei oder vier habe ich gefunden, die von Bedeutung sind und schöne Kenntnisse haben, darunter einen Professor der griechischen Sprache, der mehr Urteil und Geschmack zu haben scheint, als man gewöhnlich bei den deutschen Gelehrten findet. Außerdem aber habe ich einen unter ihnen aufgespürt, den sich Moliere nicht hätte entgehen lassen, wenn er zu seiner Zeit gelebt hätte. Dieser bewunderungswürdige Mann hat mir mit unerschütterlicher Ruhe mitgeteilt, er sei von sechzig Folianten entbunden worden und veröffentliche gewöhnlich vierteljährlich zwei Folianten.

— Aber, mein Herr, sagte ich, dann beherrschen Sie also das ganze Gebiet der Wissenschaften?

— Allerdings, erwiderte er.

— So überlegen Sie sich doch nur, was Sie sagen: alle Vierteljahre zwei Folianten! Ich würde gar nicht die Zeit haben, sie bloß zu schreiben, und wie konnten Sie sie denn noch verfassen?

— Das kommt alles hier heraus, antwortete er, indem er mit der Hand auf seine Stirn zeigte.

— Und aus Bayles Dictionnaire, fügte einer seiner gütigen Kollegen hinzu, sowie aus dem von Moreri, Chambers und was es nur sonst noch ähnliches gibt. Der Herr Professor hat sie alle zusammengeschmolzen.

— Ja, und dabei umgestaltet, sagte der Gelehrte. Ich habe sie durch meine Verbesserungen so verändert, daß das Resultat ausgezeichnet geworden ist . . .

Die russischen und österreichischen Truppen, die im Herbst 1760 Berlin kurze Zeit besetzt hatten, waren dort und in Potsdam von ihren Offizieren in guter Zucht gehalten worden. Aber im Schlosse der Königin zu Schönhausen und im Charlottenburger Schlosse hatten sie übel gehaust und unter den Augen ihrer Offiziere gründlich geraubt und zerstört. Der König hatte darüber öffentlich Klage geführt, aber vergeblich auch nur auf ein Wort der Entschuldigung gewartet. Jetzt, im Februar 1761, beschloß er, sich am sächsischen Jagdschloß Hubertusburg, „dem Herzblatt des Königs von Polen" schadlos zu halten. Der Generalmajor von Saldern sollte in Hubertusburg „aufraumen". Der König: „Er geht morgen mit einem Detachement Infanterie und Kavallerie in aller Stille nach Hubertusburg, besetzet das Schloß, laßt alle geldwerte Meubles sorgfältig aufschreiben und einpacken. Ich will nichts davon haben. Ich werde das daraus gelöste Geld dem Lazarett assignieren, und Ihn nicht vergessen." Saldern: „Euer Majestät halten zu Gnaden, das ist gegen meine Ehre und Eid." Der König: „Er wurde Recht haben, wenn ich dieses desparate Mittel nicht zu einem guten Zwecke gebrauchen wollte. Aber, höre Er einmal: der Kopf der großen Herren fühlt es nicht, wenn den Untertanen die Haare ausgerauft werden; man muß sie da angreifen, wo es ihnen selbst wehe tut." Saldern: „Euer Majestät schicken mich stehenden Fußes, den Feind und dessen Batterien anzugreifen, so werde ich herzhaft gehorchen, aber wider die Ehre, Eid und Pflicht kann ich nicht, darf ich nicht. Zu dieser Kommission werden Eure Majestät leicht einen andern setzen können." Der König: „Saldern, Er will nicht reut werden." Saldern fiel in Ungnade und verließ die Armee, trat aber nach dem Friedensschlusse mit hohen Ehren wieder ein. — Den Auftrag, in Hubertusburg „aufzuraumen", führte Gurbard aus, der seit 1758 unter dem Namen Quintus Icilius als Major in preußischen Diensten stand und zu den Vertrauten des Königs gehörte. Er hatte nur 10000 Taler für das Lazarett abzuliefern, das übrige durfte er behalten. Als er aber einige Jahre später um Vergütung der von seinen Offizieren angelegten Werbegelder bat, schrieb ihm der König auf den Rand der Eingabe: „Seine Officiers haben wie die Raben gestohlen. Sie Kriegen nichts."

Der König an seinen Bruder Heinrich

Meißen, 20. März 1761.

Lieber Bruder! Trotz aller der guten Nachrichten, die ich Ihnen gegeben habe, müssen Sie Sich doch nicht einbilden, der Friede sei geschlossen. Es ist eben gegen eins zu wetten,

daß die Franzosen noch vor der Eröffnung des Feldzuges [mit den Engländern] sich vergleichen; ich glaube, daß man ebenso die Schweden als außerhalb des Spiels stehend ansehen kann; ich zweifle, ob die Russen sich in den nächsten Feldzug wagen werden: aber man muß damit rechnen, daß die Österreicher, obwohl sie kein Geld haben, nach ihrer löblichen Gewohnheit die letzten sein werden, die sich zu einer Verständigung entschließen. Man muß sich also rüsten, ihnen entgegenzutreten, und wie wir uns bis zu diesem Augenblick gut gehalten haben, so müssen wir das Werk krönen und noch einen Feldzug auf die schon geführten fünf folgen lassen. Ich hoffe also: daß Sie als guter Patriot sich eifrig bemühen werden, zum Abschluß des Friedens beizutragen. Im übrigen bin ich überzeugt, daß der Dienst die beste Arznei ist, die Ihnen die Ärzte verschreiben können. Ich schmeichle mir also, daß Sie hierher kommen werden, damit ich Ihnen näher auseinandersetzen kann, um was es sich handelt. Sie werden über Berlin nach Wittenberg reisen müssen, — die Brücke bei Torgau ist noch nicht wiederhergestellt — und ich freue mich darauf, Sie zu umarmen . . .

Der König an den Marquis d'Argens.

Kunzendorf, Juni 1761.

Eitelkeit der Eitelkeiten! Eitelkeit der Politik! Diese Worte des Weisen, die ich als ein Unwürdiger anführe, mein lieber Marquis, passen sehr gut auf die schönen politischen Auseinandersetzungen, die wir diesen Winter in Leipzig gehabt haben; wie richtig ist es, daß das was am wahrscheinlichsten zu sein scheint, oft das am wenigsten wahre ist. Die Österreicher haben, seit ich hier bin, zweimal ihren Feldzugsplan geändert. Ich versichere Sie, daß ich nicht mit gekreuzten Armen dastehe, und daß ich allem Trotz biete was mir die Feinde antun wollen. Rechnen Sie dies Jahr nicht mehr auf den Frieden; trotz der triftigsten Erwägungen und so vieler verschiedenen Wahrscheinlichkeiten wird es nicht

dazu kommen. Wenn das Glück mich nicht verläßt, werde ich mich, wie ich kann, aus der Sache ziehen; aber es wird nötig sein, noch im nächsten Jahre auf dem Seil zu tanzen und den gefährlichen Sprung zu tun, wenn es Ihren apostolischen Majestäten, den sehr christlichen und sehr moskowitischen, gefällt zu sagen: „Springen Sie, Marquis!"

. . . Ach, was haben die Menschen für ein hartes Herz! Man sagt: Sie haben Freunde. — Ja, schöne Freunde, die Ihnen, mit gekreuzten Armen, sagen: Wirklich, ich wünsche Ihnen viel Glück. — Aber ich ertrinke, werfen Sie mir doch ein Seil zu! — Nein, Sie werden nicht ertrinken. — Doch, ich werde gleich untersinken. — Oh, wir hoffen das Gegenteil; aber, wenn es geschieht, seien Sie überzeugt, daß wir Ihnen ein schönes Epitaph setzen. So, Marquis, ists in der Welt, das sind die schönen Komplimente, mit denen man mich von allen Seiten begrüßt. Der gute Genius unseres Reichs und noch mehr das Glück muß unser Verbündeter sein; fügen Sie hinzu: unsere Arme, unsere Beine, Wachsamkeit, Tapferkeit und Ausdauer. Mit all dem werden wir noch das Gleichgewicht herstellen können bei dieser gestörten Balance, deren Schwerpunkt Herr Pitt nicht hat finden können. . .

Ich bin mit der Gegenwart und hunderttausend Vorkehrungen die ich treffen muß, so beschäftigt, daß ich kaum an Sanssouci denke; ich weiß nicht, ob ich es in meinem Leben je wiedersehe. Aber Sie, mein lieber Marquis, Sie, sage ich, und die Philosophie, ihr seid mein Trost, meine Zuflucht und mein Ruhm. Um Ihnen indessen Nachrichten zu geben, die Sie interessieren können, sage ich Ihnen, daß von uns aus bis zum 15. Juli alles ruhig bleiben wird, und daß, wenn das Glück mir lacht, über kurz oder lang sich vielleicht ein Streich führen läßt, auf den unsere Feinde am wenigsten gefaßt sind. Sie werden bald hören was es ist. Alles ist sehr gut erwogen worden; bleibt nur noch zu wissen, ob die Ausführung dem entspricht. Adieu, lieber Marquis, ich umarme Sie.

P. S. Verzeihen Sie, lieber Marquis, die schlechte Schrift und die Nachlässigkeit des Stils, aber wenn ein Mensch den

Teufel im Leib hat, schreibt er weder in elegischem noch in attischem Geschmack.

Der König an den Legationsrat von Knyphausen in London

Kunzendorf, 25. Juni 1761.

. . . Was mich mehr als alles andere in Erstaunen versetzt hat, ist der unerwartete Antrag, den Ihnen Herr Pitt gemacht hat, indem er von Ihnen klare Erklärungen über die Opfer verlangt, die ich meinen Feinden zu bringen gedächte, um zum Frieden zu gelangen. Hierüber will ich Ihnen sagen, daß Sie diesem Minister ganz positiv und ohne Umschweife erklären müssen, daß ich keineswegs gewohnt sei, mich vor meinen Feinden zu erniedrigen, daß Herr Pitt niemals darauf rechnen solle, daß ich mich dazu weder zu dieser Stunde hergeben, noch, wie ich ihn versichert zu haben bäte, jemals, was mir auch immer begegnen sollte, mich bewegen lassen würde, irgendeine Landabtretung an meine Feinde zu unterzeichnen, endlich, daß nichts in der Welt imstande sein würde, mich von diesem festgefaßten Entschlusse abzubringen: daß ich den Krieg bisher ehrenvoll geführt hatte, und daß ich nicht Willens sei, ihn schimpflich zu führen; daß ich mich, dem Himmel sei Dank! noch nicht so schwach und erniedrigt fühlte, meinen Feinden nicht mehr die Stirne bieten zu können, und daß ich, da ich alle meine den Verbündeten gegenüber übernommenen Verpflichtungen treu und gewissenhaft erfüllt hätte, mich von ihnen eines gleichen versehen könne . . .

Der König an den englischen Minister Pitt

Kunzendorf, 3. Juli 1761.

. . . Zwei Triebfedern bestimmen mein Handeln, die eine ist das Ehrgefühl und die andere das Wohl des Staates, den der Himmel mir zum Regieren gegeben hat. Sie schreiben mir zwei Gebote vor; einmal, nie etwas zu tun, worüber ich

zu erröten hätte, wenn ich meinem Volke Rede stehen müßte, und sodann: für meines Vaterlandes Heil und Ruhm den letzten Tropfen meines Blutes hinzugeben. Mit solchen Grundsätzen weicht man seinen Feinden nie; mit solchen Grundsätzen hielt Rom sich aufrecht gegen Hannibal nach der Schlacht von Cannä; mit solchen Grundsätzen behauptete sich Eure große Königin Elisabeth gegen Philipp II. und die unüberwindliche Flotte; mit solchen Grundsätzen hat Gustav Wasa Schweden aufgerichtet und den Tyrannen Christian aus dem Lande gejagt; und mit gleicher Seelengröße, Tapferkeit und Ausdauer haben die Prinzen von Oranien die Republik der Niederlande gegründet. Das sind die Vorbilder, denen ich zu folgen entschlossen bin. Sie selbst haben Gefühl für das Große und Erhabene; verwerfen Sie meine Wahl, wenn Sie können . . .

Der König an den Marquis d'Argens.

Wahlstatt, 18. August 1761.

Ich schreibe Ihnen, mein lieber Marquis, mitten zwischen der russischen und der österreichischen Armee. Indessen gibt es bis jetzt noch nichts zu fürchten. Ich glaube, daß unsere Angelegenheiten in wenigen Tagen zu einer Entscheidung kommen werden. In diesem kritischen Augenblick werden wir das Glück am nötigsten haben, denn es handelt sich um Ereignisse, an denen die Klugheit nicht so viel Anteil hat als zu wünschen wäre und bei denen man den Klugen umkommen und den Dummen Erfolg haben sieht, aber still davon! Sie sehen unsere Staatskunst über den Haufen geworfen und Sie gestehen es zu; mich jetzt es nicht in Erstaunen, denn es gibt da droben etwas, das unserer Weisheit spottet. Alles, was wahrscheinlich erscheint, ist oft das wenigste Wahre. Hoffnung, Ehrgeiz, Haß, Eigennutz sind Leidenschaften, welche auf die Beschaffenheit der Menschen so verschiedenartig einwirken, daß das, was dem einen gut dünkt, dem andern sehr schlecht erscheint. Daher kommt es, daß es für die Menschen unmöglich ist, in die Zukunft

einzudringen; davon sprechen heißt raten. Lieber würde ich die Rätsel entwirren, welche die Sphinx den Thebanern aufgab. Gewiß kann man in einigen Fällen die Folgen aus den Ursachen lesen; aber wenn man richtig denkt und annimmt, daß alle die, mit denen unser Geist sich beschäftigt, ebenso denken, so täuscht man sich sehr. Herr von Turenne sagte, daß er lieber einen geschickten General zum Gegner habe als einen unfähigen, aus dem Grunde, weil er sich nicht täusche, indem er Vermutungen darüber anstelle, was ein geschickter Feldherr thun würde, sich aber immer irre hinsichtlich der Pläne eines Generals, der nicht nach Grundsätzen handelt. Nach alle dem fassen Sie Geduld; weder Sie noch ich werden die Vernunft gegen die Angriffe der Dummheit schützen. Lassen wir die Dinge gehen, wie sie gehen, lachen wir über die Torheiten, die begangen werden, ohne in Zorn zu geraten, und denken wir, daß die Toren hienieden dazu da sind, um uns ein wenig zu belustigen. Bedenken Sie, daß ich diesen Brief mitten durch die feindlichen Lager hindurch gehen lasse, und urteilen Sie danach, wie schwer es ist den Briefverkehr zu unterhalten. Die Russen haben sich an Greueln, die ihre Kosaken verübt haben, überboten; es könnte Busiris und Phalaris rühren, so unmenschlich waren sie. Ich muß Beschimpfungen und Barbareien erdulden, welche sozusagen unter meinen Augen begangen werden; aber ich habe gelernt zu leiden, ohne ungeduldig zu werden. Demnach wird nichts das Innerste meiner Seele ändern, und ich werde meinen geraden Weg gehen und tun, was ich für nützlich und ehrenvoll halte. Solche Lehren gibt uns die Reife des Alters, während es unmöglich ist, den allzu feurigen Geist der Jugend unter dieselben zu beugen. Ich fürchte, Sie mit meinen ernsten und traurigen Betrachtungen zu langweilen; ich gestehe, daß Sie dieses trübe Geschwätz entbehren könnten; aber schließlich werde ich es nicht ausstreichen, und da es einmal geschrieben ist, mag es so bleiben. Leben Sie wohl, mein lieber Marquis; ich werde Ihnen schreiben, ich weiß nicht, wann, und ich weiß nicht, von wo. In diesen Verhältnissen müssen Sie die uner-

ſchütterliche Stirn eines Philoſophen und den Gleichmut der Stoiker zeigen. Die ſpekulative Philoſophie taugt nur dazu, unſere Neugierde zu nähren; diejenige, welche ſich an das praktiſche Handeln anſchließt, iſt die einzig nützliche. Ich empfehle ſie Ihnen, indem ich Sie inzwiſchen bitte, eine Mißgeburt von einem militäriſchen Philoſophen, der Sie ſehr liebt, nicht zu vergeſſen.

Bunzelwitz, 25. September 1761.

Eben erhalte ich einen Brief von Ihnen vom 20. Auguſt, mein lieber Marquis. Das iſt der erſte in 5 Wochen. Wir ſind von den Feinden belagert und blockiert geweſen. Unſre Neuigkeiten beſchränkten ſich auf die Grenzen unſeres Lagers. Dieſe Situation hat vierzehn Tage gedauert, worauf der Feind nächtlicherweile ſein Lager abgebrochen hat. Aber da die Barbaren ſich gegen Glogau hin zurückzogen, iſt die Möglichkeit des Briefwechſels nicht größer geworden. Ich habe die ſich bietende Gelegenheit benutzt, den Ruſſen alle Magazine aufheben zu laſſen, die ſie in Polen gehabt haben. Das iſt ſo gut geglückt, daß man ihnen alle Truppen nahm, die ſie bewachten, alle Kanonen, die ganze Bagage und eine große Menge von Wagen. . . .

Der König an den General der Infanterie Markgraf Karl

Bunzelwitz, 21. September 1761.

Es ſeind an Mich abermalen große Beſchwerden wegen Meiner in öſterreichſcher Kriegsgefangenſchaft befindlichen Officiers eingelaufen, daß denenſelben nicht nur nunmehro in 7 Monaten die kartellmäßige monatliche Verpflegungsgelder dorten vorenthalten, ſondern daß man zugleichin auch dem General von Fouque zwar ein geringeres Quantum an Ducaten offeriren, ihm aber zugleich anmuthen wollen, darüber dergeſtalt zu quittiren, daß in der Quittung weder der Preis derer Ducaten und wie hoch jeder in Valeur angenommen worden, noch ſonſten geſetzet werden ſolle, daß

diese Bezahlung abschlägig geschehen sei. Dergleichen ungebührliches Anmuthen denn gedachter General nicht anders wie refusiren können und mithin auch die à proportion des österreichischerseits deshalb gebliebenen Rückstandes offerirte wenige Gelder wegen des dabei vorwaltenden ganz verfänglichen Préjudice refusiren müssen.

Bei solchen und allen dergleichen fast unerträglichen Procédés derer Oesterreicher, so bisher noch nicht erhöret worden und welche wider alle bonne foi und wider alles dasjenige laufen, was noch jetzo unter gesitteten mit einander im Kriege verwickelten Puissances als ein Natur- und Völkerrecht observiret wird, finde Ich nöthig, daß Euer Liebden dem General Laudon énergiquement und ohngefähr in nachstehenden Terminis schreiben.

Daß, was Treu und Glauben bei denen Oesterreichern hieße, Ich schon durch die lange Erfahrung gelernet hätte, indem sie gegen alle Gesetze und Kriegesgebräuche, so in der Welt bekannt wären, die sonst als heilig gehaltene, zwischen Armeen getroffene Convention und Kartells nach eigenem Gefallen und wie sie es von ihrer alleinigen Convenance zu sein glaubeten, brächen, auch den Krieg mehrentheils wie barbarische Völker führeten, so daß fast nur allein und nichts anderes daran fehlete, als daß sie die Kriegsgefangene in eine völlige Sclaverei setzeten und auf solchem Fuß sich gegen solche betrügen. Hierbei jetzo derer gewaltsamen Mittel nicht zu gedenken, welcher sie sich ihres Ortes gebrauchet, um viele von unseren dortigen kriegsgefangenen Leuten mit Drohungen, Schlägen und anderen härtesten Tractamenten zu zwingen, bei ihnen Dienste zu nehmen.

Indeß sei ein so unbilliges Verfahren noch so lange einigermaaßen zu dulden gewesen, so lange sie denen dortigen Kriegsgefangenen die kartellmäßige Verpflegung hätten bezahlen können. Da es aber schiene, als ob ihnen nunmehro sowohl die Mittel als der Wille dazu abgingen, so würde ihnen doch noch die Billigkeit übrig bleiben, daß sie sich der unsrigen Kriegsgefangenen durch eine kartellmäßige Auswechselung entschlügen, als welches ihnen selbst vortheilhaft

sein dorfte, da bekannt, daß wir unsererseits mehr Kriegsgefangene von ihnen als sie von uns hatten. Wobei dann und bei Führung obgedachter Klagen Euer Liebden en passant mit hinwerfen können, daß in der Entstehung einer prompten und höchst rechtlichen Remedur wir unsererseits uns gezwungen sehen würden, gegen alle unsere sonstige Neigung wider die von ihnen bei uns befindliche Krieggefangene rechtliche Represailles zu gebrauchen und solche überall auf gleichem Fuß zu halten, als wie die von uns bei ihnen befindliche dorten tractiret würden.

Der König an den Generalleutnant von Platen.

Groß-Nossen, 3. Oktober 1761.

Ich kann Euch das hier arrivirete Unglück nicht dissimuliren, davon Ihr aber den Eclat dort evitieren und, so viel wie möglich, supprimiren sollet, da hier in der Nacht auf den 1. dieses die Oesterreicher die Festung Schweidnitz surpreniret und durch einen Sturm, so zu sagen, mit dem Degen in der Faust, ohne einen Kanonenschuß auf die Stadt zu tun, noch eine Bombe darin zu werfen, in Zeit von ohngefähr zwei Stunden genommen haben; davon Mir die weitere Umstände und wie dergleichen möglich gewesen, noch nicht bekannt sein. Ihr werdet erachten, daß dieses alle Meine sonst genommene Mesures hier ändert, und daß dieser so unerwartete als unglückliche Vorfall Mich obligiret Meine Arrangements so zu machen, daß Ich solchen Ort noch in diesem Herbst, coute que coute, wieder nehme.

Ich weiß nicht eigentlich, wie jetzo die Sachen dortiger Orten bei Euch stehen. Wenn Ihr aber den Prinzen von Württemberg und Colberg degagiret und die Russen dorten reine weg haben werdet, so daß dort alles stille ist, so hoffe Ich, daß Ihr eilen werdet, um bald an Mich zurückzukommen, um etwa den 20. dieses mit dem Corps bei Mir zu sein, deshalb Ihr Euren Marsch gerade auf Glogau und so weiter auf Parchwitz richten und so viel möglich beschleunigen müsset, damit wir alsdenn etwa in der Gegend

von Canth zusammenstoßen und den Feind aus dem Gebirge delogiren können, um Schweidnitz wieder zu emportiren. Von dem Corps des Prinzen von Württemberg sollet Ihr alles, was Ihr könnet und was dorten nicht ganz ohnumgänglich nothwendig ist, mit hierher nehmen, als wozu Ich Euch hierdurch autorisire. Ich hoffe alsdenn, mit Gottes Hülfe nach Eurer Ankunft hier alles wieder in die rechten Wege zu bringen.

Der König an den Generalmajor von Zastrow

der bei dem Überfall von Schweidnitz in österreichische Gefangenschaft geraten war.

Groß-Nossen, 5. Oktober 1761.

Das Unglück, so Euch widerfahren, thut Mir sehr leid; was Mich aber darunter conjoliret, ist, daß Ihr dabei als ein braver Officier gethan, so daß weder Ihr noch die Garnison keine Schande oder Vorwurf sich dadurch zugezogen habet.

[Eigenhändiger Zusatz:] Sie können zu mir sagen, was Franz I. nach der Schlacht bei Pavia an seine Mutter schrieb: „Alles ist verloren außer der Ehre!" Da ich in dem Unglück, das Ihnen jetzt zugestoßen ist, nicht ganz klar sehe, halte ich mein Urteil zurück, denn die Sache ist sehr eigentümlich.

Anekdote Ein siebzigjähriger Schäfer im Halberstädtischen brüstete sich in seinem Dorfe damit, daß er sechs Söhne im Dienste des Königs hätte. Als auch der siebente geworben werden sollte, sagte der Alte: „Herr Hauptmann, sag Er mir aufrichtig, brennt es den König auf die Nägel? Wenns ihn brennt, so nehme Er meinen Sohn und mich dazu. Brennts ihn aber noch nicht, so lasse Er mir meinen Sohn!"

Die Aussagen des Jägers Kappel über den Verrat des Barons Warkotsch

Am 29. November 1761.

Ich, Mathias Kappel, bin den 15. Januar 1726 geboren im Königreiche Böhmen unter dem Grafen von Wratislaus zu Mitrowitz. Habe 1755 als Jäger Dienste bei dem

Baron von Warkotsch in Mähren zu Olmütz angenommen, der zu der Zeit als Hauptmann unter dem Regimente Marquis von Botta gestanden. 1756 bin ich von Olmütz mit demselben ausmarschieret, da der Krieg mit dem Könige von Preußen anfing. Mein gewesener Herr und ich sind aber nicht weiter gekommen als bis Koniggrätz, da wir Nachricht erhielten, daß sein einziger Bruder, der als Kammerherr bei dem Könige von Preußen war, in Karlsbad mit dem Tode abgegangen sei. Da nun mein Herr der einzige Erbe von den Gütern seines verstorbnen Bruders in Schlesien geworden war, so mußte er den Feldzug verlassen und bei der Kaiserin Maria Theresia seinen Abschied suchen. Er reiste daher mit mir nach Wien; nach Erhaltung des Abschiedes sind wir den 15. September 1756 in Schlesien auf den bemeldeten Gütern Schönbrunn eingetroffen.

Sobald der Baron die preußische Regierung eingesehen, und daß er mit seinen Untertanen nicht tun konnte, wie er wollte, so faßte derselbe gegen den König von Preußen einen unauslöschlichen Haß und ließ sich öfters gegen mich mit den bittersten Ausdrücken merken: wenn nur erst die Österreicher das Schlesien erobert haben, so wollte er die Bauern zu Paaren treiben, da er versichert wäre, alsdann in dem Lande ein großer Herr zu werden, und aus mir wollte er einen andern Mann machen. Zu dem Ende ergriff der Baron die erste Gelegenheit, den König von Preußen an die Österreicher zu überliefern. Die gelegene Zeit wollte sich aber niemalen dazu finden, bis endlich 1761 der König den 8 November von Neustadt hinter Neiße bei uns auf dem Schlosse Schönbrunn gegen Abend eintraf, bei dem Baron nur ein Nachtquartier nahm und den folgenden Morgen um vier Uhr wieder seinen Marsch antrat.

Um zwölf Uhr in der Nacht verlangte der König den Baron zu sprechen, der sogleich in des Königs Schlafzimmer demzufolge erschien. Der König fragte denselben, ob der Baron nicht einen Menschen habe, auf dessen Treue er sich verlassen könnte. Der Baron antwortete, ob er gleich nicht wisse, zu was Ihro Majestät den Menschen brauchen wollten,

so wäre er doch versichert, daß sein Jägerbursche ein redlicher Mann und ihm gewiß in aller Absicht treu wäre. Der König befahl dem Baron mich zu rufen, er wollte mich sprechen. Sogleich rief mich mein Herr; ich sollte beim König in sein Zimmer kommen. Wie ich beim König ins Zimmer trat, fand ich denselben auf einem Lehnstuhle beim Kaminfeuer völlig angekleidet sitzen. Der König fragte mich: Seid Ihr der Jägerbursche vom Baron? — Ich antwortete: Ja, Ihre Majestät. — Wißt Ihr hier in der Gegend guten Bescheid? — Ja, Ihre Majestät. — Könnt Ihr mich wohl von hier nach Strehlen bringen? es ist aber sehr finster. — Ich antwortete: Ja, Ihre Majestät, wenn Sie nur befehlen, welchen Weg ich nehmen soll; es sind zwei Wege von hier nach Strehlen. — Der König antwortete mir: Uber Riegersdorf durch das Königliche Vorwerk Melter und Treppendorf, dieses wäre der Fußsteig nach Strehlen, ich sollte mich nur um vier Uhr des Morgens mit einem guten Reitpferde vor dem Schlosse fertig halten. Ich sagte meinem Herrn, was der König haben wollte. Zu dem Ende mußte ich ein gut Reitpferd haben, worum ich meinen Herrn bat, ich erhielt zur Antwort: ich sollte mir das beste bestellen.

Um vier Uhr des Morgens hielt ich vor dem Schlosse, den König zu erwarten, und derselbe kam sogleich mit dem Baron zum Schlosse hinaus. Sein Reitpferd, ein kleiner Schimmel, war auch schon da nebst des Königs Reitknecht, desgleichen der Geheime Kämmerer Leining, ein Adjutant vom König und zwei reitende Jäger, die zwei angesteckte Laternen bei sich hatten. Der König befahl den Jägern, zu Fuß vor ihm herzugehen, und er selbst und mir hinter ihm folgten zu Fuß. Es war dunkel, und die ganze Armee war die Nacht auf allen unsern Gütern eingerückt.

Der König ging eine ganze halbe Meile zu Fuß und sahe, wie die Regimenter aufmarschiert waren; aber ohne ein Wort zu sprechen. Bis am Ende, wo die Kanonen aufgefahren wurden und noch in der vollen Bewegung waren, sagte der König: Auf, auf, ihr Bursche, es geht zum Marsche! — Ein Kanonier antwortete, ohne zu wissen, daß es der

König war: Den Teufel zum Marsche, wir rucken erst ins Lager. — Der König aber sagte nichts. Ein kleines Ende ging der König noch zu Fuß, dann befahl er die Laternen auszulöschen, setzte sich zu Pferde und befahl uns auch aufzusitzen. Zu mir sagte derselbe: ich mochte fünf Schritt und nicht weiter vor ihm reiten, daß er mich sehen konnte, da es sehr finster war.

Nicht weit von dem Gute Cajerey, wo eine Wassermühle war, fragte mich der König, ob wir die Brücke nicht verfehlten, die über den Fluß geschlagen wäre, und befahl wir sollten ganz in der Stille, ohne Geräusch reiten.

Wie der Tag anbrach, waren wir vor Strehlen, in Treppendorf. Der König fragte, was das für ein Ort wäre. — Ich antwortete: es wäre das Vorwerk Treppendorf. Ferner, ob ich auch wisse, wo der Kahlenberg läge, er müsse linkerhand Strehlen, nicht weit vom Gebirge liegen, ich sollte ihn hinbringen.

Da wir auf den Berg kamen, war es noch nicht recht Tag; es wurde halt gemacht, bis es helle war; und nun rief der König seinen Reitknecht, er möchte ihm sein Perspektiv geben. Nach langem Umsehen sagte der König: Ich sehe keinen Österreicher. Darauf fragte er mich wieder ob ich den Weg nach Breslau wüßte. Ich antwortete: es wären von Strehlen zwei Wege nach Breslau, über Wohlburg und über Schweinbraten, der König möchte befehlen welchen ich nehmen sollte. Er befahl, nicht durch Strehlen sondern so wieder zurückzumachen, daß Strehlen linkerhand liegen bliebe; es wäre eine Walkmühle rechterhand neben Strehlen, da müßte eine Brücke über das Wasser sein, da sollte ich ihn hinbringen, daß wir da durch hinter hinter Strehlen ritten wir gerade nach der Straße über das Feld, bis wir den Weg nach Hohlburg erlangten. Dort rief der König seinen Geheimen Kammerer und befahl ihm mir ein Biergeld zu geben, ich erhielt vier Achtgroschenstücke auf dem Befehl, meinem Herrn zu sagen, der König ließe sich das gute Quartier bedanken und versicherte ihm seine Dienste.

Ich ritt meinen Weg [illegible] als ich eine Meile [illegible]

hatte, so begegnete ich der ganzen preußischen Armee im Marsch. Wie man mich ansichtig wurde, war ich auf einmal mit Generals und Offizieren umgeben, wovon ich nur zwei kannte, den General Krusemark und Treskow aus Neiße, die mich sogleich ausfragten, woher ich käme und wohin ich wollte. Ich antwortete, ich wäre der Jäger vom Baron Warkotsch aus Schönbrunn, wäre heute früh um vier Uhr mit dem König geritten und hätte denselben hinter Strehlen in der Breslauer Straße verlassen. Der General Krusemark antwortete: Das weiß der Teufel, wo es heute noch hingehen wird! — Nun ritt ich meinen Weg weiter.

Den andern Tag erfährt mein Herr, daß der König bei Strehlen stehe, und die ganze Armee auf dasiger Anhöhe am Galgenberge das Lager aufgeschlagen habe, daß die Österreicher über Münsterberg und Kloster Hennrigau hinter dem Gebirge stehen geblieben und die Posten bei Strehlen in Besitz nehmen wollen; der König ihnen aber zuvorgekommen sei.

Den dritten Tag ritt ich mit meinem Herrn sogleich nach Strehlen, um zu sehen, wie sich der König und seine Armee postiert hätte. Strehlen selbst war nur mit einem Regiment besetzt, und der König hatte für seine Person auf der Seite gegen das Gebirge in der Vorstadt sein Quartier in einem kleinen Hause genommen, war nur mit 13 Mann seiner Garde bewacht; und in der Vorstadt keine Soldaten vorhanden, weil nur wenig Häuser in derselben befindlich waren, so daß auch nur wenig Offiziere in der Gegend sein konnten.

Der Baron nahm sogleich seine Maßregeln. Alle zwei Tage mußte ich mit ihm in das Hauptquartier reiten, und öfters hatte der Baron die Gnade, beim König seine Aufwartung zu machen. Acht Tage darauf, da der König in Strehlen gestanden, mußte ich einen Brief an den katholischen Geistlichen oder Kuratus Schmidt nach Siebenhuben hinbringen, der ohne Aufschrift von meinem Herrn versiegelt, dem Schmidt durch mich eingehändigt wurde. Die Antwort auf diesen Brief überbrachte der Kuratus meinem Herrn selbst und gab ihm solche selbst in die Hände. Ob ich gleich nicht wußte, was der blinde Briefwechsel zu bedeuten hatte, so

wurde ich doch dagegen mißtrauisch, da ich alle Woche solchen Brief an den Schmidt überbringen mußte. Am Ende mußte ich die Briefe selbst an den General Wallis zwischen Münsterberg und Kloster Hennrigau hintragen, unter dem Vorwand: daß mein Herr von dem General Wallis ungarischen Wein haben wollte. Ich habe aber niemals von demselben eine schriftliche Antwort erhalten, sondern nur mündlich bestellt: es würde alles besorgt werden. Der Schmidt mußte alle Antworten von meinem Herrn besorgen; und wenn wir auch nicht zu Hause waren, so wartete er solange, bis wir kamen.

Bis endlich der 29. November 1761 herankam, wo ich mit meinem Herrn in Strehlen im Hauptquartier bis um zwölf Uhr in der Nacht verweilte, und mein Herr verschiedne Herren von der Armee besuchte; am Ende auch dem Geheimen Kabinettsrat Eichel seine Aufwartung machte und zwei Stunden bei demselben verweilte. So lange mußte ich auf ihn vor des Eichel Quartier warten, daß ichs am Ende vor Kälte mit den Pferden nicht mehr aushalten konnte; zumal da ich kein Geräusch mit den Pferden machen durfte, da das Haus neben dem König dicht angelegen war.

Indessen kommt mein Herr und ruft mich, ich sollte die Pferde bringen. Wir ritten hinter des Königs Quartier weg, über die Brücke bei der Walkmühle den Fußsteig nach Treppendorf und daselbst vorbei, wo in dem Dorfe Dragoner von Jastrow standen.

Mein Herr sagte zu mir, ob ich das nicht bemerkt hätte, wie der König von Preußen so schlecht als König in seinem Quartier stände, ohne weitere Bedeckung als ungefähr drei- zehn Mann seiner Garde. Kein österreichischer General stände so bloß als der König; wenn das die Österreicher wüßten, so könnten sie ihn abholen und ohne alle Umstände gefangennehmen. Ich antwortete demselben: wer wird das den Österreichern sagen? Er sagte, ob ich denn glaubte, daß sie nicht Spions hätten? Ich antwortete demselben: wenn sie auch Spions haben, wenn es Gott nicht zugeben will, so werden sie den König nicht bekommen. Ich erhielt von dem Baron zur Antwort: ich sollte doch nicht so einfältig denken, daß

sich Gott um den König bekümmern sollte, dieses wäre nur der großen Herren ihre Sache. Ich bat ihn inständig: er möchte doch nicht so laut von der Sache reden, es könnte jemand in der Nähe oder Patrouillen oder Wachten unsre Reden hören, alsdann wären wir unglücklich. Ich erhielt zur Antwort: ich sollte neben ihm reiten, damit er nicht nötig hätte, so laut zu sprechen, was ich befolgen mußte. Hierauf sagte mein Herr zu mir: ich will Euch überführen. Wie oft sind wir schon aus dem Hauptquartiere in der Nacht geritten, ohne jemals eine Patrouille oder am Gebirge eine Wacht zu sehen? Es wäre sehr kalt, und sie wären alle in ihren Quartieren, ohne sich zu fürchten, daß Österreicher kommen sollten, um sie anzugreifen.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kamen wir in Schönbrunn an; mein Herr befahl, ich sollte nur schlafen gehen, ich hätte heute genug frieren müssen. Da ich in meine Stube trat, sagte mir meine Frau, ich sollte mich nicht zu Bette legen, ich müßte noch einen Brief von dem Kuratus Schmidt an den Baron abgeben, den der Herr noch heute haben mußte, und wenn es noch so spät wäre.

Es war wieder ein Brief ohne Aufschrift, den mir meine Frau gab und dabei sagte: was denn das zu bedeuten hätte, daß keine Aufschrift auf dem Brief befindlich wäre? Überdem wäre der Schmidt den ganzen halben Tag bis auf den späten Abend bei der Baronesse gewesen und hätte also den Brief an sie abgeben können? Auch hätte der Kuratus gesagt, wenn wir spät zu Hause kommen sollten, so möchte meine Frau nur den Brief an mich abgeben, ich würde ihn schon besorgen; es wäre sehr viel daran gelegen.

Ich trug den Brief meinem Herrn in sein Schlafzimmer, ohne zu wissen, daß die Baronessin noch auf wäre, die ich bei ihm sitzend fand, und gab den Brief dem Baron, mit Vermeldung eines Kompliments vom Schmidt. Die Baronessin wurde darüber sehr aufgebracht, daß der Schmidt den ganzen halben Tag bei ihr gewesen wäre und ihr den Brief nicht gegeben. Der Baron befahl ihr, in ihr Schlafzimmer zu

gehen, um auszuschlafen, sie hätte mit seinen Briefen nichts zu tun; und ich sollte auch schlafen gehen.

Eine halbe Stunde hernach kam der Baron an meine Tür und rief mich, bei ihm zu kommen. Er hatte ein Licht und den Brief in der Hand, den er mir gab, mit dem Bedeuten: ich sollte morgen früh um vier Uhr diesen Brief an Ort und Stelle bringen. Ich fragte sogleich: ob ich auf eine Antwort warten sollte, worauf er erwiderte: es wäre nicht nötig. Ich bat dann um die Erlaubnis, bei dem Schmidt, wenn ich zurückkäme, in die Kirche gehen zu dürfen, weil die Katholiken gerade den Andreastag feierten. Ich erhielt die Erlaubnis.

Zwei Stunden wartete ich noch, bis ich glaubte, daß mein Herr eingeschlafen sei, dann machte ich das Kuvert vom Briefe ab und las wie folget:

„Mein lieber General von Wallis, ich zeige Ihnen an, daß ich gestern als den 28. November in dem Hauptquartiere des Königs gewesen bin und ganz genau alle Nachricht gebe. Der König hat die mehresten Regimenter unvermerkt gegen Breslau in die Winterquartiere abmarschieren lassen. Das Geschütz, wie auch die Kriegeskasse, ist auch bereits abgegangen, der König selbst, wie es sicher ist, wird den 30., als Mittwoch, auch nachfolgen; sein Wagen stehet vor seiner Tur schon bereit. Es ist Zeit, machen Sie Ihr Glück. Man muß den Vogel nicht ausfliegen lassen, da er noch im Bauer sitzt. Sie haben nicht zu riskieren, lassen Sie Treppendorf rechterhand liegen, worin etwas Dragoner von Zastrow liegen. Eine halbe Meile vom Gebirge linkerhand sind etliche Jußjager, die auf den Vorposten stehen. Sie können hinten durch den Garten gerade in des Königs Quartier, wo eine Brucke übergeschlagen ist, eindringen. Bei sich hat der König, rechterhand im Eingang des Hauses, nur dreizehn Mann von seiner Garde zur Bedeckung

Warkotsch"

Da ich den Brief gelesen hatte, überfiel mich ein heftiger Schauer, und ist mir schwer geworden, mich in der Lage zu fassen, da ich mich keinem Menschen, auch nicht meiner Frau anvertrauen durfte. Endlich durch eine Fügung, die von

einer höheren Hand gekommen sein muß, ist mirs gelungen, daran zu gedenken, daß ich einen evangelischen Prediger, namens Gerlach, im Dorfe hatte, mit dem ich nicht umgehen durfte, da mein Herr ein abgesagter Feind von ihm war.

Diesen bat ich, mir einen Gefallen zu erzeigen; ich wollte ihm eine geheime Sache entdecken, die den König von Preußen anginge; ob seine Gesinnung mit meiner übereinkäme, und er mir diesen Brief abschreiben wollte? Er war bereit; ich mußte ihm nur erklären, was ich damit machen wollte. Ich sagte die Wahrheit: daß ich des Barons Brief an den König überbringen wollte, und die Abschrift dem General von Wallis überschicken wollte. Der Prediger befolgte meine Bitte, mit vielen Wünschen, daß ich glücklich durchkommen möchte.

Die Abschrift überschickte ich durch meinen Lehrburschen an den General Wallis, nachdem ich solchen zuvörderst mit des Barons Siegel versiegelt hatte, und verbot meinem Lehrburschen, wenn er zu Hause kommen würde und der Baron ihn fragen möchte, wo er gewesen wäre, sich etwas merken zu lassen, weil ich den Brief selbst hätte überbringen sollen. Dies tat ich deshalb, um den Baron auf keine Art auf zweifelhafte Gedanken zu bringen, ich überbrachte also das Originalschreiben den 29. November früh um acht Uhr an meinen König nach Strehlen.

Bei meiner Ankunft — ich hatte mir ein Pferd unterweges geborgt, um geschwinder fortzukommen — fand ich des Königs Wagen vor der Tür; band mein Pferd an den Wagen und ging geradezu in des Königs Quartier, wollte auch sogleich in das Zimmer, wo der König war; ich wurde aber durch seine Leibwache abgewiesen: es wäre nicht so gleich viel, geradezu bei dem König hineinzugehen. Ich sagte der Wacht: ich müßte den Augenblick den König sprechen: ich hätte wichtige Sachen an ihn abzugeben. Ich erhielt die Antwort: in der andern Stube wäre der wachthabende Offizier, bei dem sollte ich mich melden, vielleicht würde er mich beim Könige melden.

Bei demselben erhielt ich eben diese Antwort: er wäre der wachthabende Offizier; aber nicht da, um Leute bei dem

König zu melden, besonders, die so verwirrt aussähen. Er sagte zu mir: ich müßte gerade über die Straße gehen, da wäre der Generaladjutant von Krusemark, er müsse mich melden. Ich sagte: ich hätte einen offenen Brief, den der König gleich haben müßte, und wenn er es nicht glauben wollte, so könnte er solchen lesen und daraus ersehen, wie viel an der Sache gelegen wäre. Ich erhielt zur Antwort: die Briefe, die der König haben müßte, dürfe er nicht lesen; ich müßte fort zum General von Krusemark; und der Offizier schickte mir einen Soldaten nach, um zu sehen, wo ich bliebe.

Der General ließ mich gleich vor sich kommen, ich übergab demselben den Brief und erzählte ihm den Vorfall, wie es geschehen wäre. Bei diesem Gespräch zog sich der General geschwind an und verschloß mich in seiner Stube, mit dem Bedeuten: ich möchte mich nicht ans Fenster sehen lassen, da ich in Strehlen sehr bekannt wäre, bis er selbst oder ein andrer mich abholte.

Nach einer Viertelstunde kam ein Offizier, der die Stube aufschloß und verlangte: ich sollte mit ihm sogleich zum Könige kommen. Er hatte einen blauen Roquelor nebst einem Federhut bei sich; erstern mußte ich umhängen und den Hut aufsetzen; meinen Tressenhut mußte ich in der Stube des Herrn Generals lassen. Und so wurde ich hinten durch den Garten zum Könige eingeführt. Es war kein Mensch beim Könige als der General von Krusemark.

Der König trat dichte vor mir und fragte mich: ob ich nicht wüßte, wodurch er dieses an meinem Herrn verdient hätte? Ich antwortete dem Könige: daß ich es nicht anders wüßte, als daß mein Herr sich öfters gegen mich geäußert hatte, wie er mit der Regierung des Königs von Preußen unzufrieden wäre, weil er mit den Untertanen nicht machen konnte, was er wollte. Der König fragte mich nach allen Umständen, welche ich nur wußte. Ich sagte demselben alles, wie lange der Briefwechsel gedauert habe, und wie es diese Nacht kommen wurde. Der König hörte mich an, ohne ein Wort zu sagen, bis er alles gehört hatte. Dann fragte mich der König: wie lange ich dem Baron gedient hätte? — Ich

sagte: acht Jahr. — Der König sagte: Ich sollte ihm nicht mehr dienen; woher ich wäre? — Ich antwortete: Aus Böhmen. — Aus was für einer Gegend? — Aus Mitrowitz, unweit Kolin, unter dem Grafen von Wratislaus. — Der König antwortete: Mir ist die Gegend bekannt. Dann trat derselbe hart an mich heran und fragte mich: So seid Ihr wohl katholisch? — Ich antwortete: Ja, Ihre Majestat. — Und Euer Herr ist lutherisch? — Ja, Ihre Majestat. — Nun sagte der König: Seht, Jäger, es gibt unter allen Religionen ehrliche Leute und Schelme. Die Sache kommt nicht von Euch selbst, Ihr seid ein bestimmtes Werkzeug für mich von einer höhern Hand abgeschickt und nicht schuld daran. Ich werde Euch vorderhand recht gut aufheben lassen. — Ich sagte: es wäre mir sehr leid, daß mein Herr so übel gegen seinen König handelte. Der König befahl dem Herrn General, mich wegbringen zu lassen, mit dem Befehl: daß ich mit keinem Menschen reden sollte, bis es mir erlaubt wäre. Ich erhielt mein Quartier bei dem Jägerkorps zu Pferde wie auch meinen Arrest. Den andern Tag mußte ich nach Strehlen gebracht werden, wo ich in das Kriegsverhör geführt und sodann nach Breslau durch die Garde transportieret wurde.

Der König machte sogleich alle Anstalten, den Baron nebst dem Kuratus Schmidt abholen zu lassen, indem nicht viel Zeit zu verlieren war. Denn da ich des Morgens um acht Uhr (den 29. November 1761) im Königlichen Quartier eingetroffen war, so mußte gegen zwölf Uhr zu Mittage der Baron nebst Schmidt arretiert sein, weil ich nicht länger ausbleiben konnte, ohne dem Baron zweifelhafte Gedanken gegen mich einzuflößen, daß ich unterwegens vielleicht durch preußische Truppen aufgehoben sein und sein Vorhaben entdeckt werden könnte.

Es wurde durch Ihre Majestät selbst die Anstalt getroffen, den Baron nebst vorbemeldetem Kuratus Schmidt durch den Hauptmann von Rabenau vom Zastrowschen Regiment Dragoner mit hundert Mann abzuholen. Der Hauptmann erhielt die Order: sobald er den Baron arretiert habe, das beste Pferd retour zu schicken und solches zu melden,

welches auch bei der Arretierung des Barons geschehen ist. Er ist bei Tische um zwölf Uhr in Arrest genommen worden; aber eine Stunde nachher ist der Baron durch seine List dem Hauptmann entkommen, welches derselbe an den König melden mußte. Hierauf wurde ein andres Kommando dahin beordert, den Hauptmann und die Baronesse zu arretieren, die aber unschuldig war und von keiner Sache wußte. Auf eben diese Art ist der Kuratus Schmidt entkommen. Beides würde vielleicht nicht geschehen sein, wenn mein Vorschlag stattgefunden hätte. Denn da ich bei meiner vorbemeldeten Unterredung mit dem Könige hörte: daß der Baron arretiert werden sollte, war ich so dreist, den König zu bitten: daß er mir die Erlaubnis geben möchte, den Baron abzuholen. Zu dem Ende möchte er mir nur sechs Mann mitgeben, auf die ich mich verlassen könnte, und die ebenso dächten wie ich, so wollte ich mittags um zwölf Uhr gewiß wieder hier sein und den Baron nebst Kuratus Schmidt sicher mitbringen.

Ich erhielt aber zur Antwort: ich sollte froh sein, daß ich bei ihm wäre; denn ich konnte versichert sein, daß wenn meine Expedition nicht glücklich ausfiele, und die Österreicher mich in ihre Hände bekämen, sie mich in Öl sieden lassen würden. Den Baron nebst dem Schmidt wollte er doch wohl bekommen; mich aber besser aufheben, wo ich in Sicherheit sein sollte. Und wirklich blieb ich bis zum Schluß des Prozesses, welcher drei Monate dauerte, Arrestant und mußte täglich im Verhör vor dem niedergesetzten Kriegesgerichte erscheinen.

Während dieser Zeit durfte niemand wissen, wer ich wäre; auch durfte ich niemand sprechen.

Endlich wurde mir der Brief des Barons an den General Wallis nochmals vorgelegt. Ich mußte solchen durchlesen und eidlich erharten, daß es derselbe Brief sei, welchen ich dem Könige überbracht hatte, und daß ich weiter zu dieser Sache nichts zusetzen noch abnehmen wolle. Während der Zeit wurde ein aufgefangener Brief, den der Baron mit der Post an seine Frau geschrieben hatte, im Verhör gebraucht, folgenden Inhalts:

„Mein Kind! der verfluchte Gedanke, den ich gegen

meinen König gefaßt habe, hat mich in das größte Unglück gestürzt. Und wenn ich den höchsten Berg bestiege, kann ich solches nicht übersehen. Lebe wohl. Ich befinde mich an der äußersten Grenze der Türkei. Warkotsch."

Der Brief war von des Warkotsch eigener Hand, wie sich bei dessen Vergleichung mit dem von mir überbrachten deutlich zeigte. Ich nahm hiervon Gelegenheit, dem Fiskal Gerlach, als Defensor des Barons, welcher mir viel Schwierigkeiten machte, vorzuwerfen, daß sich der Baron jetzt selbst als schuldig erkläre.

Nach drei Monaten wurden die Verbrecher auf dem Salzring in Breslau in Maschinen hingerichtet; und ich wurde den 15. März 1762 nach Berlin abgeschickt.

1762. „Ein Mirakel" für das Haus Brandenburg: Am 5. Januar stirbt des Königs persönliche Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland. Ihr Neffe und Nachfolger, der Herzog von Holstein-Gottorp, als Zar Peter III., schließt am 16. März Waffenstillstand, am 5. Mai Frieden mit dem von ihm bewunderten Könige. Dasselbe tut Schweden am 22. Mai. Im Juni geht der Zar ein Bündnis mit dem Könige ein, zu dessen noch in Schlesien stehendem Heere 20000 Russen stoßen. Am 9. Juli wird Peter III. gestürzt, einige Tage später ermordet. Seine Gemahlin und Nachfolgerin Katharina II. hält sich neutral und ruft die Truppen zurück. Deren Führer verzögert seinen Abmarsch auf Wunsch des Königs, bis dieser am 21. Juli die Österreicher unter Daun bei Burkersdorf in Schlesien geschlagen hat. Am 9. Oktober wird die Festung Schweidnitz und damit ganz Schlesien außer Glatz von den Preußen wiedergewonnen. Die englisch-deutschen Hilfstruppen des Königs (70000 Mann) unter dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig siegen am 26. Juni bei Wilhelmstal (Kassel) und am 23. Juli bei Lutterberg über die Franzosen (140000 Mann). Am 29. Oktober schlägt Prinz Heinrich von Preußen bei Freiberg in Sachsen das durch österreichische Regimenter verstärkte Reichsheer unter dem Prinzen von Stolberg-Geldern.

Der König an den Marquis d'Argens

Breslau, 5. Januar 1762.

Sie bleiben immer fest in Ihren alten Vorurteilen und, als guter Katholik in der Schule des Wunderbaren erzogen,

nehmen Sie an, mein Bruder oder ich, wir konnten Wunder tun. Ich habe es Ihnen oft gesagt, die Zeiten der Wunder sind vorüber, es bleiben uns nur traurige Wirklichkeiten. Die Unglücksfälle, die uns in Pommern begegnet sind, haben einige Ursachen die mir bekannt sind; das Kommissariat hat die meiste Schuld. Übrigens stammen die Berichte, die Ihnen gemacht wurden, von kleinen Leuten, welche die Verkettung der Dinge nicht kennen und welche die Sachen aufgebauscht haben. Die Unglücklichen haben die Eigentümlichkeit, die Ursachen ihres Mißgeschicks sich gegenseitig zuzuschieben. Sie kennen das Sprichwort: Die Unglücklichen haben immer Unrecht. Ich sehe, mein lieber Marquis, daß Ihre provenzalische Phantasie, die stärker und feuriger ist als die, welche das nordische Klima mir gegeben hat, Ihnen eine lachende Zukunft und angenehme Aussichten vormalt. Ich aber kann Ihnen nicht in demselben Tone antworten. . . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich

Der König hatte sich um 1,1 se an die Türkei gewandt.

Breslau, 9. Januar 1762.

. . . Wenn uns trotz aller Hoffnung, die wir haben, jede Hilfe fehlen sollte, dann bekenne ich, daß ich nicht weiß, was unsern Untergang noch entfernen oder beschworen konnte.

Da Sie indessen wollen, daß ich Ihnen sage, was ich für das Beste in solcher äußersten Not halte, so wäre es das, alle unsre Kräfte zu sammeln und abwechselnd mit dieser ganzen Masse dem Feinde auf den Leib zu rücken. Das ist das Beste, was es noch gibt. Das ist aber nicht ausreichend und ich höre schon alle die Hindernisse und Nachteile, die Sie mir dagegenhalten werden. Aber denken Sie selbst: Ist es schließlich nicht dieselbe Sache, ob man in Teilen oder im Ganzen zugrunde geht? Weswegen aber mein Vorschlag besser ist als alles andre, das liegt darin, daß, wenn man mit unsrer gesammelten Macht eine der drei Armeen niedergeschmettert hat, man leichteren Kauf mit den beiden

andern hat, und daß man sich dann in verschiednen Armeen wieder erholen kann. Denken Sie wohl darüber nach. Ich sehe nur das.

Der König an den Marquis d'Argens

Breslau, 18. Januar 1762.

. . . Ich mache eine Schule der Geduld durch, eine harte, lange, grausame, ja sogar barbarische. Ich habe mich meinem Schicksal nicht entziehen können; alles was menschliche Voraussicht angeben konnte, ist angewendet worden, und nichts ist geglückt. Wenn das Glück fortfährt sich so erbarmungslos von mir abzuwenden, werde ich ohne Zweifel unterliegen; es allein kann mich noch aus der Lage ziehen, in der ich mich befinde. Ich rette mich daraus, indem ich das Weltall im Großen betrachte wie von einem entfernten Planeten aus; dann erscheinen mir alle Gegenstände unendlich klein, und ich bemitleide meine Feinde, daß sie sich so viel Aufregung machen wegen einer so geringen Sache. Was würde aus uns ohne die Philosophie, ohne Nachdenken, ohne Lossagung von der Welt und ohne jene vernünftige Verachtung der frivolen, vorübergehenden und flüchtigen Dinge, welche deren genauere Erkenntnis uns einflößt, während habsüchtige und Ehrgeizige großen Wert auf sie legen, weil sie sie für feste und dauerhafte Güter halten. Das ist die Frucht, die man aus der Schule des Unglücks gewinnt: „Das nenne ich vernünftig werden durch Stockschläge", werden Sie sagen; allein wenn man nur weise wird, was liegt daran, wie?

Ich lese viel; ich verschlinge meine Bücher, das verschafft mir heilsame Zerstreuung. Wenn ich sie nicht hätte, ich glaube, die Hypochondrie hätte mich ins Irrenhaus geführt. Mit einem Wort, lieber Marquis, wir leben in verdrießlichen Zeiten und in verzweifelten Verhältnissen; ich besitze alle Eigenschaften eines Helden der Tragödie, immer in Gefahr, immer bereit zu sterben. Es ist zu hoffen, daß die Peripetie kommt, und wenn nur das Ende des Stückes glücklich ist, wird man gern das Vergangene vergessen. . . . .

Breslau, 2. Februar 1762.

Ich schreibe Ihnen zwei Worte, um Sie zu beglückwünschen, mein lieber Marquis, weil Sie in Sicherheit und in aller Ruhe nun in der Stadt Berlin werden wohnen können. Wir sind so gut wie befreit von den Völkern, welche die hyperboräischen Gegenden gegen uns ausgespieen haben.[1]) Es ist keine Kleinigkeit eine solche Last los zu sein, und es ist aller Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß die Angelegenheiten sich von dieser Seite her nach Wunsch wenden werden. Ich hoffe, daß ich Ihnen gegen Ende dieses Monats noch bessere Nachrichten geben kann, wenn das Glück mich begünstigt. Endlich können Sie aufatmen, und ohne die lächerlichsten Sterblichen zu sein, dürfen wir hoffen, daß wir ein gutes Ende unserer Trübsal finden werden. Die Post wird gleich abgehen; ich teile Ihnen dies nur mit, um Ihnen einige Freude zu bereiten, indem ich Sie meiner aufrichtigen Freundschaft versichere.

Breslau, 16. Februar 1762.

Sie wollen, mein lieber Marquis, die Ereignisse wissen, die sich noch gar nicht entwickelt haben. Kaum erst habe ich gehört, daß die Messalina des Nordens gestorben ist, und daß ihr Nachfolger mir sehr geneigt ist. Das ist alles was ich weiß, nichts mehr. Allem Anschein nach wird dieses Ereignis einen Separatfrieden zwischen mir und Rußland herbei führen, aber keinen allgemeinen. Die Österreicher werden den Krieg fortsetzen, bis sie ihren letzten Sou ausgegeben haben. Ich habe den Frieden in Wien durchaus nicht nachgesucht. Das gehört zu ihren Verläumdungen, an die man gewöhnt sein sollte, seit sie sich das Recht angemaßt haben, ungestraft zu lügen. Sie werden mich genug kennen um sich vorzustellen, daß, wenn ich notgedrungen zum Frieden meine Zuflucht nehmen müßte, ich ihn nicht bei meinem unversöhnlichsten Feinde nachsuchen würde. Es ist also gar keine Rede

1) Peter III. hatte gleich nach seiner Thronbesteigung die russischen Truppen zurückgezogen und machte am 23. Februar den Abschluß des Friedens bekannt, der beabsichtigte, mit Preußen Frieden zu schließen.

von einem allgemeinen Frieden. Es ist eine Besserung in unserer Lage eingetreten, aber wir sind noch nicht so weit gekommen als Sie glauben. Der Krieg geht weiter, und es bleiben uns noch zwei furchtbare Mächte auf dem Hals; aber, weil zwei weniger sind als drei und vier, wird unsere Lage durch diese Umänderung um die Hälfte erträglicher als sie war. . . .

Ihr Fieber ist mir sehr unlieb; ich hatte gehofft, daß so viele Ihnen mitgeteilte gute Nachrichten Ihnen die Munterkeit des Geistes und die Gesundheit des Leibes wiedergegeben haben würden. Es braucht nur noch Geduld, mein lieber Marquis, und alles wird besser gehen. Ich lerne die Ereignisse ruhig abzuwarten. Gewalt und Notwendigkeit geben uns bessere Lehren als die Bücher der Moral. Adieu, lieber Marquis; vertreiben Sie ja dies Fieber, das ich mißbillige, und seien Sie meiner Freundschaft überzeugt.

Der König an den englischen Bevollmächtigten Mitchell in Magdeburg

als der neue Zar, Peter III., ein Verehrer des Königs, den Schwarzen Adlerorden auf Wunsch erhalten, gleichzeitig aber noch ein Heer auf preußischem Boden stehen hatte.

Breslau, 17. Februar 1762.

Das ist ja ein sehr eigenartiger Ritter, mein lieber Herr Mitchell, der 80000 Mann auf meine Kosten ernährt; das ist der einzige meiner Ritter, der sich eine solche Freiheit nimmt. Wenn jeder Ritter des Hosenbandes das gleiche täte, würde Ihr England, ganz England, wie es ist, verspeist werden. Ich bitte Sie, meinen Ritter gelehriger zu machen und ihm beizubringen, daß es gegen die Einrichtung des Ordens ist, wenn ein Ritter seinen Großmeister verspeist.

Der König an Prinz Heinrich

22. Februar 1762.

. . . . Die deutsche Komödie ist kein Schauspiel, das Ihrer würdig wäre; ich bin gar nicht erstaunt, daß Sie es nicht besuchen; das deutsche Theater ist noch weit davon

entfernt zu der Vollkommenheit zu gelangen, zu welcher die meisten der andern Nationen gekommen sind, und die Platitüden eines „Hanswurst“ werden Ihre Aufmerksamkeit kaum anziehen können in einer Zeit, wo selbst die angenehmsten Gegenstände Mühe hätten, Sie von der großen Beschäftigung abzuziehn, die Sie haben. Im Allgemeinen bietet das große Schauspiel der Welt genug dessen, was einen denkenden Geist beschäftigen kann. Glücklich alle diejenigen, die den Wechsel der menschlichen Dinge betrachten können, ohne in den Strudel gerissen zu werden, der zu Fall bringt, zu Grunde richtet, der mit den Menschen spielt. . . .

Der König an die Königin

Breslau, 14. März 1762.

Gnädige Frau, Ich habe mit Schmerz vom Tod Ihrer Frau Mutter gehört. Ich spreche Ihnen meine Teilnahme aus. Sie war alt und kränklich; sie ist jetzt gesichert vor allem Unglück, das der Teil der Menschheit ist, und wir alle haben den gleichen Weg zu gehen, der eine ein wenig früher, der andere ein wenig später. Eines Tages werden wir alle am Ziel sein, wenn jeder die Rolle beendet hat, die er in dieser Welt spielen mußte.

Nach allem Unglück und allen schlechten Nachrichten, die uns seit sechs Jahren etwas alltägliches sind, sollte es nun wirklich Zeit sein, daß wir angenehmere erhalten. Ich wünsche, daß diese Zeit bald komme, indem ich Sie aller Wertschätzung versichere, mit welcher ꝛc.

Der König an den Marquis d'Argens

Breslau, 8. April 1762.

Sie sind fröhlich und guter Laune, lieber Marquis, und ich will Sie meinerseits gewiß nicht mit meinen melancholischen Träumen betrüben. Übrigens berühren traurige oder fröhliche Gedanken die Dinge gar nicht; sie gehen ihren Weg, und man muß jedes Ereignis, gut oder schlimm, hinnehmen, und seinen Ärger hinunterschlucken, wenn das Glück uns zu-

wider ist. Ich stecke jetzt bis über die Ohren in Unterhandlungen; alles geht nach Wunsch in Petersburg, und ich darf Ihnen sagen, daß dieses Land, von dem Sie nichts hofften, erfüllen wird, was ich erwarte, nur einen Monat später, als ich es gewünscht hätte. Gegen Ende des Mai wird es einen schönen Sabbath in diesem armen Europa geben, und so werden wir zum Ende dieses abscheulichen Krieges kommen. . . .

Der König an den Minister von Finkenstein

Seitendorf, 18. Juli 1762.

Ich teile Ihnen die sehr traurige Neuigkeit von der Entthronung des Kaisers von Rußland mit. Die Kaiserin ist zur Regentin ernannt worden, und der General Graf Tschernischew hat soeben den Befehl erhalten, sich von meiner Armee zu trennen. Er beabsichtigt, noch bis zum 22. dieses Monats hier zu bleiben. Man muß sehen, was die Folgen dieses ernsten Ereignisses sein werden.

Urteilen Sie über die Verlegenheit, in der ich mich befinde, jetzt mitten in dem schönen Verlauf unsrer Operationen, die uns die größten Hoffnungen gaben.

Der König an den Feldmarschall Prinz Ferdinand von Braunschweig

Peterswaldau, 4. September 1762.

. . . . Was unsere hiesige Lage angeht, so werden Sie sehr überrascht sein, wenn ich Ihnen sage, daß Daun mit seinem ganzen Armeekorps sich nach dem Erfolg, den wir am sechszehnten über ihn hatten, gänzlich hinter die Berge im Glatzer Land zurückgezogen hat, und sich dort ganz ruhig und regungslos hält.

Die Stärke der feindlichen Garnison in Schweidnitz, die gegen 10000 Mann beträgt, zieht die Belagerung ein wenig in die Länge, weil wir dadurch genötigt sind, in allem methodisch vorzugehen. Nichtsdestoweniger hat es den Anschein, daß wir in wenig Tagen die Stadt mit ihrer ganzen zahlreichen Besatzung zurückgewonnen haben werden. . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich

der ihm seinen Sieg über das Reichsheer am 29. Oktober bei Freiberg in Sachsen gemeldet hatte.

Löwenberg, 2. November 1762.

Mein lieber Bruder. Die Ankunft Kalckreuths[1]) mit Ihrem Briefe, lieber Bruder, hat mich um zwanzig Jahre verjüngt; gestern war ich sechzig, heute bin ich achtzehn. Ich preise den Himmel dafür, daß er Sie gesund erhalten hat, und daß sich die Dinge so gut gestaltet haben. Sie haben den richtigen Entschluß gefaßt, denen, die Sie angreifen wollten, zuvorzukommen, und durch Ihre guten und gründlichen Maßnahmen haben Sie alle Schwierigkeiten einer starken und kraftigen Widerstand bietenden Position besiegt. Das ist ein so wichtiger Dienst, den Sie dem Staate erwiesen haben, daß ich Ihnen meinen Dank nicht genug bezeugen kann und mir vorbehalte, es persönlich zu tun . . .

Der König an seine Schwester Amalie in Berlin

Abtissin von Quedlinburg.

Torgau, 7. November 1762.

Liebe Schwester. Ich bin vollständig überzeugt von dem Anteil, den Sie an unsern glücklichen Erfolgen und an dem Siege nehmen, den mein Bruder soeben über die Feinde errungen hat. Das kam sehr zur rechten Zeit bei den gegenwärtigen Umständen, wo es sich darum handelt, unsere Feinde wenn möglich dahin zu bringen, einen für uns ehrenvollen und vernünftigen Frieden zu schließen. Sie, die Sie Beziehungen zum Himmel haben, die ich nicht habe, Sie können wissen, wieweit Ihr ewiger Schwiegervater uns begünstigt oder uns entgegenarbeitet; ich armer Sterblicher, der nicht einen Hund des Paradieses kennt, lebe in der größten Unwissenheit darüber; ich empfange das Gute, das mir begegnet, mit Vergnügen und trage das Schlimme mit Geduld. Erlauben Sie indessen, daß ein armer Laie Ihnen einige Schwierigkeiten darlegt, die sich auf dem innersten Grunde Ihrer erhabenen Lehre bilden. Die beiden stellen das Glück blind

1) Adjutant des Prinzen.

weil es gewöhnlich ungerecht ist; man schrieb ihm die Eigenschaften zu, launenhaft und unbeständig zu sein, wie es ja in der Tat ist. Wenn Sie nun die Vorsehung an die Stelle des Glückes setzen, so müssen Sie notwendig diese Vorsehung für die winzigen Ungerechtigkeiten verantwortlich machen, mit denen die Heiden es beluden, was nach meiner Ansicht eine Blasphemie in aller Form wäre. Ich indessen, der ich eine sehr große Hochachtung vor dem göttlichen Wesen habe, hüte mich daher sehr, ihm ein ungerechtes und veränderliches Verhalten zuzuschreiben, das bei dem geringsten der Sterblichen verdammenswert wäre. Aus diesem Grunde, liebe Schwester, will ich lieber nicht daran glauben, daß sich das allmächtige und gute Wesen in die winzigen Einzelheiten der menschlichen Dinge mischt. Ich schreibe alles, was geschieht, den geschaffnen Wesen, der notwendigen Wirkungen von Nebenursachen zu, und ich demütige mich schweigend vor diesem anbetungswürdigen Wesen, indem ich meine Unwissenheit über seine Wege bekenne, die mir zu enthüllen seiner göttlichen Weisheit nicht gefallen hat.

Adieu, liebe Braut Jesu Christi. Wenn Sie mich nicht orthodox befinden, so kommen Sie wenigstens nicht auf den Einfall, mich verbrennen zu lassen, und seien Sie überzeugt, daß ich Sie, für so ketzerisch Sie mich auch halten, mit wahrhafter Zärtlichkeit liebe und, liebe Schwester, Ihr treuer Bruder und Diener bin, Friedrich.

Der König an den Minister von Wedell.

Meißen, 19. November 1762.

Mein lieber Etats- und Kriegs-Minister von Wedell, bei Erhaltung Eures Berichtes vom 16. dieses habe Ich daraus dasjenige, was Ich fast zum Voraus davon schon vermutet, ersehen, daß wenn Ich von dorten was verlange, es immer damit hapert und Schwierigkeiten findet, und daß die Leute dorten so dumm und einfältig sind, daß, wenn man sie nicht füttert, sie capable sein hungers zu sterben.

1763. Durch den Frieden von Paris zwischen Frankreich und England wird ersteres verpflichtet, die Feindseligkeiten gegen den König einzustellen. Der Versuch, die von den Franzosen zu räumenden preußischen Landesteile am Niederrhein den Österreichern in die Hände zu spielen, mißlingt. Auch die Reichsstände schließen nach und nach ihren Frieden mit dem Könige, der gegen Österreich weiterrüstet. Da aber auch Österreichs Mittel erschöpft sind, kommt am 15. Februar der Friede zu Schloß Hubertusburg bei Grimma zustande, der den König in dem Besitze Schlesiens bestätigt. Dagegen räumt der König Sachsen und verspricht, bei der Kaiserwahl seine Stimme dem Sohne Maria Theresias, Erzherzog Joseph, zu geben. Kriegsentschädigung wird nicht gezahlt.

Der König an den Legationsrat von Hertzberg in Hubertusburg

Leipzig, 11. Februar 1763.

Diese Sachsen geben sich ja ein sonderbares Ansehen. Machen Sie ihnen also verständlich, daß sie bei diesem Friedensvertrag nur als ein kleines Anhängsel fungieren, aus Gnade. Sie wollen Gesetze geben, und wir sind nur zwei Meilen von Dresden entfernt.

Der König an den Prinzen Heinrich in Berlin

Leibzig, 11. Februar 1763.

. . . . Wir warten hier unablässig auf die Nachricht von der Unterzeichnung [des Friedens]; die Österreicher sind übereingekommen, die Präliminarien in einen definitiven Frieden zu verwandeln. Die Bestätigungsurkunden werden ungefähr am 25. dieses Monats ausgewechselt werden können, worauf sich die allgemeine Veröffentlichung geben lassen wird. Ich werde frühestens in sechs Wochen nach Berlin zurückkehren können, weil ich hier viel für den Marsch der Regimenter zu tun habe, den Transport auf dem Wasser und ähnliche Dinge zu leiten, sodann gehe ich nach Schlesien, wo es viele Einrichtungen zu treffen gibt. Ich will dort alle Geschäfte beendigen, um nicht genötigt zu sein, vor dem Jahr 64 dorthin zurückzukommen. All das, lieber Bruder,

wird mich bis in den Monat April aufhalten; dann wird dieser Arbeit die neue folgen, die Mark wie auch Magdeburg und Halberstadt wieder in guten Stand zu bringen, ferner wird es sehr nötig sein, eine Reise nach Pommern zu machen, und in das Cleve'sche Land. All das wird eine scharmante Erholung sein, die ich, ich versichere Sie, sehr gern entbehren würde, wenn es von mir abhinge. Alle unsere Gelder werden im Monat Juni auch auf einen bessern Fuß gesetzt sein; ich zahle alle Staatsschulden über kurz oder lang; nachher kann ich sterben, wenn es mir gefallen wird. . . .

Der König an seine Schwester Ulrike

Königin von Schweden.

Leipzig, 15. Februar 1763.

Liebe Schwester, das Ereignis des eben abgeschlossenen Friedens erscheint mir zu interessant, als daß ich es Ihnen nicht unverzüglich mitteilen müßte. Nun ist also, Gott sei Dank, der Friede in Europa wiederhergestellt. Möchte er lange dauern, und möge die Nachwelt nie mehr eine Vorstellung gleicher Szenen zu sehen bekommen, wie wir sie seit zwei Jahren gehabt haben . . .

Anekdote Beim Abschluß des Hubertusburger Friedens bemerkte jemand: „Dies ist der schönste Tag in Eurer Majestät Leben." Der König erwiderte: „Der schönste Tag im Leben ist derjenige, an dem man daraus scheidet."

Der König an den Marquis d'Argens

Dahlen, 19. Februar 1763.

. . . . Ich persönlich bedaure, wie Sie wissen, nicht, daß der Friede geschlossen ist. Wenn der Staat einige Provinzen mehr erworben hätte, würde das ohne Zweifel ein Vorteil gewesen sein; aber, da das nicht von mir, sondern vom Glück abhängig war, stört dieser Gedanke meine Ruhe in keiner Weise. Wenn ich das Unglück des Krieges wieder gut mache werde ich zu etwas gut gewesen sein, und damit begnügt sich mein Ehrgeiz. . . . .

Der König an Prinz Heinrich in Berlin

Dahlen, 1. März 1763.

Lieber Bruder. Ich benachrichtige Sie vom Austausch des Friedensvertrages, der soeben in Hubertusburg vor sich ging und zu dem sich die Österreicher bereitwillig verstanden. Es wäre schwierig, auf die Einzelheiten der Gründe einzugehen, welche sie in dieser Angelegenheit willfährig gemacht haben; augenscheinlich haben ihnen der Abzug ihrer Bundesgenossen über die Grenze, der 110000 Türken, Geldmangel und der geringe Erfolg ihres letzten Feldzugs solche friedlichen Gedanken eingegeben.

Es wird ganz von Ihnen abhängen, nach Rheinsberg zu gehen; was Ihre Angelegenheiten betrifft, so hoffe ich Sie bestimmt dieses Jahr wieder in den Besitz Ihrer schlesischen Güter setzen zu können; das ist eine Sache, lieber Bruder, die sehr notwendig für Ihre Finanzen ist, und für die ich die größte Sorge haben werde. . . .

Der König an den Geheimen Kommerzienrat von Rexin in Konstantinopel

Hauptquartier zu Dahlen, 1. März 1763.

Mit denen Friedensunterhandlungen zwischen Meinem Hofe und den wienerschen und polnisch-sächsischen Höfen davon Ich Euch bereits in Meinem vorletzteren über Warschau geschrieben habe, ist es nunmehro so weit gekommen daß nach einer Negotiation von ohngefähr sechs Wochen die respective dazu Bevollmächtigten einen doppelten Friedens-tractat, nämlich einen zwischen Mir und der Kaiserin von Hungarn und Böhmen Majestät und einen zwischen Mir und Sr. Königl. Majestät von Polen, Churfursten zu Sachsen, den 15. dieses Monates auf dem Schlosse zu Hubertusburg in Sachsen gezeichnet und, nachdem die contrahirende Höfe solches alles ratificiret und bestätiget haben, heute die Ratificationen derer Tractaten unter denen Plenipotentiaires ausgewechselt worden seind, daß also dadurch dieses Friedensnegotium

gottlob glücklich geendiget und der Friede allhier völlig hergestellet ist.

Nach diesem Friedensschlusse renonciren die contrahirende Theile réciproquement auf alle und jede Indemnisationes wegen derer Verluste und Schäden, so dieselbe durch den letzteren Krieg gehabt haben; alle Feindseligkeiten werden aufgehoben und das geschehene in ein völliges Vergessen gestellet; die vorigen Breslauer und Dresdener Friedenstractaten werden zum Grunde des jetzigen Friedenstractats ceteris paribus gesetzet und confirmiret, diejenigen von denen deutschen Reichsständen, so sich gegen Mich declariret hatten, in den Frieden mit eingeschlossen und der Westphälische Friede und die Reichsconstitutionen bestätiget. Die Festungen von Glatz, Wesel und Geldern werden Mir, und zwar mit allen Fortificationen und mit aller Artillerie, sowie solche zu der Zeit, da sie genommen worden, und überhaupt alle Meine Länder, Provinzen, Städte und Possessiones, welche ich in anno 1756 vor letzterem Kriege besessen, so viel davon bisher noch feindlich occupiret worden, wieder restituiret; dagegen Ich sowohl als die Oesterreicher Sachsen evacuiren und dem König von Polen restituiren, so daß alles wieder auf den Fuß wie vor diesem letzteren Kriege kommet. . . . . .

Sobald übrigens nächstens dieser geschlossene Friedenstractat gedrucket sein wird, so werde Ich nicht ermangeln, Euch einige Exemplaria davon zusenden zu lassen.

Der König an den Marquis d'Argens

Dahlen, 1. März 1763.

Endlich ist im ganzen Ernst Friede, mein lieber Marquis, diesmal werden Sie mit Recht Postillone und den ganzen Zug bekommen, der sie begleitet. Da wäre denn, Gott sei gedankt, das Ende meiner militärischen Taten . . . Sie fragen mich, was ich hier in Dahlen tue? Täglich hält Cicero Reden vor mir, die gegen Verres habe ich schon geendigt . . . Bis zum 15. werde ich hier oder in Torgau bleiben, meine Reise nach Schlesien wird funfzehn oder sieb-

zehn Tage erfordern und so kann ich erst den 31. dieses Monats oder den 2. April in Berlin sein. Den 1. will ich nicht zu Ihnen kommen, die Spanheimer könnten sich über mich lustig machen und mich in den April schicken . . . Der Friede macht also den Berlinern Freude? Hier bei den Sachsen ist es ganz anders. Kaum verlassen wir die Städte, kaum räumen wir das Land, so erscheint sogleich die sächsische Exekution: Bezahlt! Bezahlt! Der König von Polen braucht Geld. Das Volk fühlt die Unmenschlichkeit dieses Verfahrens; es ist im Elend und man beschleunigt sein Verderben, anstatt Erleichterungen zu gewähren . . . Ich arbeite hier im Stillen an der inneren Einrichtung der Provinzen, die Hauptverfügungen wegen der Armee sind schon getroffen . . . Seine Majestät von Polen sind noch nicht wiederhergestellt, dero Gesundheit ist noch schwankend. In den Augen der Sachsen ist die Rückkehr ihres Königs ein allgemeines Unglück, eine noch grausamere Landplage als Krieg und Hungersnot. Aber bekümmert Sie und mich Sachsen, sein König, sein Minister und die ganze Bande?! Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indessen meine Leidenschaften still sind, über mich selbst nachzudenken, in dem Innern meiner Seele verschlossen zu sein, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tage zu Tage unerträglicher wird . . .

Der König an die Gräfin von [illegible]

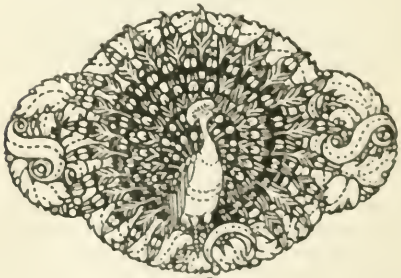
Dahlen, 6. März 1763.

Ich werde Sie also wiedersehen, mein gute Mutter Lon, und ich hoffe, daß dies gegen Ende dieses Monats oder zu Anfang April der Fall sein wird. Ich hoffe Sie ebenso wohl zu finden, wie ich Sie verlassen habe. Was mich betrifft, so werden Sie mich gealtert und fast schwakhaft finden. Ich bin grau wie meine Esel, verliere alle Tage einen Zahn und bin halb lahm von der Gicht, aber Ihre Nachsicht wird die Schwächen des Alters ertragen, und wir werden von der alten Zeit reden.

Unser guter Markgraf von Bayreuth ist eben gestorben das verursacht mir in Wahrheit Kummer. Wir verlieren Freunde, und unsere Feinde scheinen in Ewigkeit leben zu wollen. Ach, mein gutes Mütterchen, wie sehr ich Berlin fürchte und die Lücken, die ich dort finden werde! Aber ich werde nur an Sie denken und mich über das übrige hinwegtäuschen. Seien Sie überzeugt, daß es mir Freude machen wird, Sie persönlich der aufrichtigen Hochachtung zu versichern und der freundschaftlichen Gesinnung, die ich Ihnen bis zum Grabe bewahren werde. Leben Sie wohl!

„Es ist doch ein gutes Ding um den Frieden, den wir abgeschlossen haben," sagte der König zum Legationsrat Herzberg, „aber man muß sich das nicht merken lassen."

Nach dem Friedensschlusse bereiste er zunächst die Provinz, um die so viel Blut geflossen war: Schlesien. Ihr zuerst galt seine landesväterliche Sorge. Erst am 30. März fuhr er, den vorbereiteten Festlichkeiten still ausweichend, im Dunkel des Abends, in seine Hauptstadt ein, „unermeßlicher Arbeit" entgegen.



Der alte Fritz

Die Heilung der Kriegsschaden und die Wiederaufnahme der vor dem Kriege begonnenen Kulturaufgaben — das waren die nächstliegenden Pflichten, die der König, Lebensmüdigkeit, Menschenverachtung und Ruhebedürfnis abschüttelnd, mit neuer leidenschaftlicher Hingabe an den Staat auf sich nahm.

Die Finanzen waren bald nach dem Kriege wieder in guten Stand gebracht, die während des Krieges notwendig gewordene Münzverschlechterung in kürzester Zeit wieder beseitigt. Viele Millionen wurden an die vom Feinde geschädigten Städte, an die Rettung der tiefverschuldeten adeligen Großgrundbesitzer, an den Wiederaufbau zerstörter Ortschaften, an die Versorgung der ländlichen Gemeinden mit den notwendigsten Erfordernissen des Landwirtschaftsbetriebes gewendet. Durch zeitweiligen Steuererlaß, durch Unterstützung mit Arbeitskräften, die er aus den entlassenen Soldaten gewann, und durch mancherlei andere Hilfe half er der Landwirtschaft wieder auf.

Ganz besondere Sorgfalt schenkte der König der Hebung der Volksschulen, der Entwässerung von Sümpfen, der Urbarmachung und Besiedelung von Heiden. Jetzt erst trat auch seine Kolonisationsarbeit in volle Wirkung: über 300000 Ausländer (Sachsen, Mecklenburger, Hessen, Böhmen u. a.) wurden in etwa 900 neuen Kolonistendörfern angesiedelt. Sehr viel lag dem König am Aufblühen von Gewerbe und Industrie (Tuch-, Seiden-, Porzellan- u. a. Industrie), die er in freilich einseitiger Weise durch Schutzzölle zu fördern suchte (Merkantilismus). Der Handel wurde damit stark gefördert, kolossal hob sich der Umsatz:

1752: Einfuhr für 17 Millionen, Ausfuhr für 22 Millionen Taler,
1785: Einfuhr für 63 Millionen, Ausfuhr für 92 Millionen Taler.

Rechtsprechung und Verwaltung wurden vervollkommnet, das Postwesen ausgebaut, ein staatliches Tabaksmonopol eingeführt und das Zoll- und Akzisewesen, dessen Tarife auf Verteuerung nur der Luxusartikel und auf den Schutz des einheimischen Gewerbes zielten, wurde nach französischem Muster in Generalpacht (die sogenannte Regie) vergeben.

Die Reorganisation des durch den Krieg gelichteten und verwilderten Heeres ward mit Nachdruck betrieben: 1772 erreichte das stehende Heer eine Gesamtstärke von 186000 Mann.

Immer wieder bereiste der König die einzelnen Teile seines Landes, zwischen bescheidenen Empfangen und unvermeidlichen Festlichkeiten in angestrengter Arbeit überall gründlich nach dem Rechten sehend.

Freilich so viel durch die enorme Tatigkeit des Königs auch erreicht wurde, ihre Schattenseiten hatte sie auch. Die strenge staatliche Regelung und Kontrollierung von Handel, Gewerbe, Industrie und Wirtschaft, der straffe Dienst und die schroffe Behandlung der Beamten, vor allem die völlige Zentralisation der ganzen Verwaltung in der Hand des Königs veranlaßten den berühmten französischen Publizisten und Politiker Mirabeau, als er in Friedrichs letzten Jahren nach Berlin kam, zu der berechtigten Voraussage, daß diese kunstvoll komplizierte Maschine nur so lange tadellos arbeiten werde, als die Hand sie leite, die sie zusammengesetzt habe. Eine schärfere Kritik übte Lessing, wenn er sagte, daß Preußen „das sklavischste Land von Europa" sei.

Persönlich wird der König immer einsamer und in Sanssouci wirds immer stiller. Vergeblich versucht er 1763 an Voltaires und des inzwischen verstorbenen Maupertuis Stelle einen geistesgewaltigen Franzosen an seine Akademie und in seinen persönlichen Kreis zu ziehen: Jean Le Rond d'Alembert, der Mathematiker und Philosoph, einer der Führer der „Enzyklopädisten" (französische Aufklärer, die durch eine Art Konversationslexikon alle Gebiete des Wissens im Sinne einer mündig gewordenen Intelligenz popularisieren wollten) bleibt trotz aller gegenseitigen Verehrung und Bewunderung nur wenige Monate des Königs Gast, der ihm zum Abschied schreibt: „Ich werde nie das Vergnugen vergessen, einen wahren Philosophen gesehen zu haben. Ich bin glücklicher gewesen als Diogenes, denn ich habe den Menschen, den der so lange gesucht hat, gefunden — aber er gebt." Doch bleibt d'Alembert bis zu seinem Tode, 1783, mit dem Könige im Briefwechsel. An Franzosen bleibt schließlich nur noch der treue Marquis d'Argens übrig, bis auch dieser 1771 während eines Besuches in Frankreich stirbt. Aber der alte Lord Marschall von Schottland, George Keith, zuletzt preußischer Statthalter in Neufchatel, verlebt seine letzten vierzehn Lebensjahre, bis er 1778 in seinem neunzigsten stirbt, als nächster Nachbar des Königs in Sanssouci, und auch mit dem ältesten der Freunde, einem der wenigen Gefahrten aus den schönen Rheinsberger Jahren, dem General Fouqué, der in Brandenburg im Genuß einer Domherrnstelle ausruht, ermöglicht sich ein guter bis zum Tode Fouqués (1774) dauernder Verkehr. 1775 stirbt endlich auch der alte Baron

Pöllnitz, „von niemand betrauert als von seinen Gläubigern", der schon am Hofe Friedrich Wilhelms I. die lustige Person gespielt hatte. 1779 zieht der König den achtundzwanzigjährigen klugen und taktvollen Marchese Lucchesini in seine tägliche Umgebung, der zuzuhören und zu antworten verstand.

Der König an seine Schwester Ulrike

Königin von Schweden.

Berlin, 2. April 1763.

Liebe Schwester, Ich habe Ihren Brief mit lebhaftem Vergnügen erhalten. Ich habe durchaus nicht an dem Anteil gezweifelt, den Sie an der Beendigung der Unruhen nehmen werden, die Deutschland verwüstet haben. Ich befinde mich hier in einer Stadt, deren Mauern ich wieder erkenne, in der ich aber die Personen nicht wiederfinde, die der Gegenstand meiner Hochachtung oder meiner Freundschaft waren. Ich bin hier ein Fremder, liebste Schwester; diese sieben Kriegsjahre haben die ganze Stadt verändert; es gibt nur wenige Personen, die ich kenne, und wenn ich die Bauwerke ausnehme, dann würde ich mich hier so fremd fühlen, als wenn ich in London wäre . . .

Zum 1. April hatte der König die kurmärkischen Landräte nach Berlin berufen, um mit ihnen zu beraten, wie der Kurmark aufzuhelfen sei. Der Landrat v. Hußler führte das Wort mit beweglicher Beredsamkeit. Der König unterbrach ihn: „Sei Er stille und lasse Er mich reden. Hat Er Crayon? Nun so schreibe Er auf: die Herren sollen aufsetzen, wieviel Roggen zu Brot, wieviel Sommersaat, wieviel Pferde, Ochsen und Kühe ihre Kreise höchst nötig brauchen. Überlegen Sie das recht und kommen Sie übermorgen wieder zu mir."

Randverfügung auf einem Gesuch der Bürgerschaft von Potsdam um Beihilfe zur Bezahlung der österreichischen Kriegskontribution: „Sie mögen Sehen wie Sie die Schulden bezahlen, ich werde das liderliche Gesindel nicht einen groschen geben."

Kuriosum Bald nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges übergab der König dem spanischen Gesandten, der für einen guten Musikkenner galt, die eigene und eigenhändig

niedergeschriebene Komposition eines Marsches, die dieser nach Spanien sandte. Der spanische König, Karl III., ein Verehrer Friedrichs des Großen, ließ den Marsch oft spielen, der aber später völlig in Vergessenheit geriet. Im Jahre 1869 ward auf Veranlassung des Marschalls Serrano ein Preisausschreiben erlassen für den besten Marsch, der dann als Nationalhymne gelten sollte. Unter fünfhundert Mitbewerbern trug die von Serrano eingereichte Komposition des großen Preußenkönigs den Sieg davon. Als „Marchia real" ist sie seitdem spanische Nationalhymne.

Der König an die Kurmärkische Kammer

Berlin, den 12. April 1763.

Uns wird Allerhöchst Selbst zu besonderem Gefallen gereichen, wenn die kleinsten Ackerwercker, insbesondere diejenigen, so vom Feinde gäntzlich ruinirt und abgebrannt wurden, bei denen Aemtern und Kämmereyen dortiger Provintz, wie in Pommern und in der Neumark geschehen, mit guten Wirten von ausländischen evangelischen Leuten hinwieder besetzet werden können, dergestalt, daß sie auf Erbzins ausgetan und überlassen; die Untertanen aber, so bey den Vorwerckern gedient haben, auf Dienstgeld gesetzet werden...

Randverfügung auf dem Gesuch des Majors a. D. du Moulin um Anstellung in der pommerschen Kammer: „das währe den bock zum gertner gemacht."

Der König an den Marquis d'Argens.

Berlin, den 14. April 1763.

... Sie schreiben mir von Wachslichtern und hier spricht man mir von Heringen. In der Tat, darum verlohnte es sich, Krieg zu führen, daß ich auf meine alten Tage zum Krämer werden soll. Ich gehe auf das große Ganze, mein Lieber, ich ordne den Münzfuß und andere Dinge von größerer Bedeutung für den Staat; Brot und Fleisch gehören zu dieser Kategorie, aber Heringe, Stiefel und Wachslichter werden von selbst in Ordnung kommen, wenn die Hauptsache geregelt ist. Adieu, mein Lieber, ich habe den ganzen langen Tag gerechnet, ich bin müde.

Der König an den Gesandten von Plotho

In Regensburg.

Potsdam, 16. Mai 1763.

Die Propositionen, die Ihr Mir in Eurem immediaten Bericht vom 9. dieses Monats wegen einer beträchtlichen Anzahl von Künstlern, Handwerkern und Fabrikanten tut, welche intentioniret seind, sich in Meinen Landen zu etabliren, und die sich deshalb an Euch adressiren, ist an sich recht sehr gut und Mir angenehm, nur ist solche zu general, als daß Ich Mich darüber völlig expliciren kann. Daher Ihr solches zuvorderst etwas präciser und detaillirter tun müsset. Wenn Ihr inzwischen recht gute und sonst etwas bemittelte Leute aus Regensburg, Ulm, Augsburg und der Orten, so geschickte Artisten, als dergleichen dorten sich finden, Handwerker, als Goldschmiede und andere gute Professionisten, auch Fabrikanten seind, welche sich hierselbst etabliren wollen, so werde Ich solche sehr gerne annehmen und ihnen alle Protektion und möglichste Beförderung accordiren, und obschon Ich darunter nicht so sehr auf den Unterschied derer drei Religionen sehe, so werden doch die von der evangelischen Religion Mir die angenehmsten sein. Wenn auch Kaufleute, so das Vermögen und die Geschicklichkeit haben, ein Commerce nach der Levante zu etabliren, so würde solches wegen der Situation Meiner Länder wohl zu Lande sein müssen, wozu ihnen auch alle mögliche Beförderung geschehen muß. Überhaupt aber müsset Ihr Euch darüber mit etwas mehrerer Detaillirung derer Umstände expliciren, damit Ich Euch darauf mit mehrerer Precision bescheiden kann.

Randverfügung auf einem Gesuch der Bäcker zu Potsdam um Bewilligung von Korn aus dem Magazin „Sie haben über 600 Wispel gebracht es betrübt Canaillen der Magistrat muß Sie wohl kriegen"

Aus einer Instruktion für den Finanzrat von Brenckenhoff

Colberg, 25. Mai 1765.

ad 1) sollen absolut und ohne das geringste raisonniren alle Leibeigenschaften sowohl in Königlichen, Adeligen als Stadt-Eigentums-Dörfern von Stund an gänzlich abgeschaffet werden, und alle diejenigen, so sich dagegen opponiren würden, so viel möglich mit Güte, in deren Entstehung aber mit der Force, dahin gebracht werden, daß diese von Sr. Kgl. Maj. so festgesetzte Idee zum Nutzen der ganzen Provinz Pommern ins Werk gerichtet werde.

Der Kriegsrat Boden über seine Audienz beim Könige

am 6. Juni 1765.

Den 6. Juni 1765, des Morgens 11 Uhr kamen Seine Königliche Majestät in Wesel an; ich meldete mich bei dem Generaladjutanten Obersten von Anhalt. Dieser wies mich zu dem Kriegrat Cöper; ich ging hin und wurde bestellet, nach der Tafel parat zu sein.

Gleich nach der Tafel mußte der Kammerdirektor Meyen mit den Etats hereinkommen. S. K. M. waren davon nicht zufrieden und mußten umgearbeitet werden.

Wie der Direktor herauskam, mußte ich hereinkommen. S. M. standen mit dem Rücken nach dem Kamin und sagten: Tretet näher. Prinz Ferdinand (von Braunschweig) hat mir viel Gutes von Euch gesagt. Wo seid Ihr her? — Von Soest. — Habt Ihr meinen Brief erhalten? — Ja, Ihro Majestät. — Ich will Euch mal gebrauchen. Habt Ihr Bleifeder? — Ja. —

Ich kriegte meine Schreibtafel, die ich eine Viertelstunde vorher gekauft, heraus. Da sagten S. M.:

— Hört, durch den Krieg sind viele Häuser ruiniert. Ich will haben, daß die wieder instand gesetzt werden, wozu ich denen, die sich nicht selbst helfen können, besonders Soest, Hamm, Lünen und Wesel zum Teil, als welche Orter am

mehresten gelitten, die Gelder geben will. Ihr sollet mir von denen Städten eine exakte Liste davon machen. —

Nun diktierten S. M. folgendes: 1. Wie viel ruinierte Häuser in den Städten, wovon die Eigentümer sich selbsten helfen könnten. 2. Wie viel vorhanden, wovon die Eigentümer sich nicht selbsten helfen können. 3. Die Stellen der Proprietäres, die etwa verstorben oder weggezogen, sollten an andre Baulustige gegeben werden; jedoch muß die Justiz da mitzugezogen werden, um die Abwesenden und Erben, ob sie selber bauen wollen, zu zitieren, und wann sie nicht wollen, alsdenn können die Stellen an andre vergeben werden — In Zeit von sechs Tagen müsset Ihr fertig sein, längere Zeit kann ich Euch nicht geben . . .

Randverfügung auf dem Gesuch des Berliner Weinhändlers Kiehn um Entschädigung für die ihm von den Russen weggeführten zweiundachtzig Fässer Wein „Warum nicht auch Was er bei der sündflut gelitten Wo seine Keler auch unter wasser gestanden."

Der König an die Herzogin Luise Dorothea von Sachsen-Gotha

geb. 1710, gest. 1767.

Potsdam, 18. Mai 1764.

. . . Je länger man in dieser Welt lebt, desto klarer sieht man ein, daß die Wahrheit wenig dazu geeignet ist, das Ergötzen der Menschen zu werden. Die Hyllen, die die Natur den Dingen gibt, die engen Grenzen unsers Geistes, die Vorliebe für das Wunderbare, von der jeder Mensch seinen kleinen Teil hat, das Streben nach Nutzen und der Betrug, die sich beide der albernsten Irrtümer bedienen, um Glauben für sich zu erwecken — mit einem Worte, alles weist uns darauf hin, daß wir in dem Reiche der Einbildungen leben und abgesehen von einigen beweisbaren geometrischen Sätzen nicht imstande sind, die Wahrheit zu erreichen.

Alles in allem scheint es, daß wir mehr deshalb auf die Welt gesetzt sind, um sie zu genießen, als um sie zu kennen.

Macht unsre Neugier einmal unsre Vernunft verwegen genug, um sich auf die Finsternisse der Metaphysik einzulassen, so verirren wir uns in dieser Dunkelheit, da wir keinen Stab, auf den wir uns stützen können, und keine Fackel haben, die uns Licht brächte.

Alle diese Erwägungen, gnädige Frau, sind für unsre Eigenliebe beschämend genug. Das würde jedoch nicht viel bedeuten, wenn wir bei dieser Empfindung stehn blieben und uns nicht dadurch Gefühle der Nachsicht für die andern Blinden einflößen ließen, die sich auf andern Wegen verirren, als die sind, die der Zufall uns angewiesen hat.

Wer aufrichtig die Wahrheit sucht, wird stets seine Brüder unterstützen wollen. Nur der hochmütige Parteigeist und das persönliche Interesse, das sich gern unter dem Namen der Sache Gottes verbirgt, bewaffnet die Hände der Verfolger mit dem Schwerte, das sie von dem Altare nehmen. Deshalb bin ich mißtrauisch gegen den Feuereifer der Frommen und möchte ihnen gern sagen: „Du ärgerst dich und beschimpfest deinen Nächsten; also hast du Unrecht."

Und doch werden wir, gnädige Frau, die Leute nicht bessern; die Menschen bleiben, wie sie immer gewesen sind. Der Wiener Hof wird stets ehrgeizig, die Inquisition verfolgungssüchtig, Seine allerchristlichste Majestät ein Weiberknecht, die deutschen Bischöfe Trunkenbolde und ich Ihr eifrigster Anbeter sein . . .

Der König an den General von Fouqué

seinen alten Freund aus der Rheinsberger Zeit, der jetzt als Domherr in Brandenburg lebte.

1. Juni 1764.

Wenn ich Ihnen nicht eigenhändig schreibe, lieber Freund, so ist die Gicht daran schuld, die in der linken Hand habe. Sie werden vielleicht sagen, ich könnte ja die Feder mit der rechten Hand führen, aber dann würde mir das Papier weggleiten, und ich will nicht, daß Sie Ihre Augen durch das Lesen eines solchen Gekritzels anstrengen.

Mein sehr zur Unzeit gekommenes Unwohlsein hat mich

gehindert, die pommerſchen und neumärkiſchen Regimenter zu beſichtigen, und hat mich gezwungen, die Beſichtigung der magdeburgiſchen Regimenter um zwei Tage zu verſchieben.

Auf meiner Durchreiſe durch Brandenburg denke ich Sie als alter Freund sans façon zu beſuchen. Ich komme am vierten Tage mittags und bringe nur einen Freund mit, der Ihre Freundſchaft und Achtung in vollem Maße verdient. Wir werden alſo, wenn es Ihnen ſo paßt, nur drei im ganzen ſein. Zum Eſſen brauche ich wenig und bitte Sie nur um etwas gute Suppe und ein Gericht Spinat ſowie ein freundliches Geſicht und gute Geſundheit für Sie ſelbſt. Den letzten Punkt empfehle ich Ihnen dringender als alles andre . . .

Randverfügung auf dem Geſuch des Pierre Chalié um die ſeiner verſtorbenen Frau als Hebamme bewilligte Penſion: „Er kan ja nicht accouchiren."

Randverfügung auf die Meldung eines Oberauditeurs, der ſich beim Avancement übergangen glaubt und an ſeine dreißigjährige Dienſtzeit erinnert „ich habe einen haufen alte Mauteſels im Stal die lange den dienſt machen aber nicht das Sie Stalmeiſters werden"

Randverfügung auf dem Geſuch eines Maurergeſellen um das freie Meiſterrecht in Berlin. „Wohr nicht Meiſtern genung Seindt kan man ihm an Nehmen wohr er nicht faul wie die berliner Seindt iſt.

Der König an den Legationsſekretär Baudouin in London

Potsdam, 12. März 1765.

Da Ihr am 26. Februar mir erſtatteter Bericht an demſelben Mangel an Tatſachen leidet wie faſt alle, die Sie mir ſeit einiger Zeit gegeben haben, ſo will ich Ihnen nicht verheimlichen, daß ich, wenn Sie nicht mehr Eifer darauf verwenden, beſſer über die Geſchäfte unterrichtet zu ſein, um mir intereſſante Berichte darüber einzuſenden, keinerlei Veranlaſſung

habe, an Ihnen dort einen Untertan zu unterhalten, der mir keine andern Neuigkeiten mitzuteilen weiß als die, die gedruckte Zeitungen schon acht Tage vorher dem Publikum bekanntgemacht haben.

Randverfügung auf Berichten des Geheimen Rates von Brandt: „Er Schreibet dem Teufel ein ohr ab, er Sol nicht Schreiben als wan es der mühe Wehrt ist." — „ich werde ihm kein Geldt zu Schreiben Schicken, den er Schreibet Sich die Finger ab er Sol Schreiben was Nöhtig ist und nicht So viht unnuzes Zeuch dar er mir mit behelliget."

Der König an seinen Vorleser Henri de Catt

Bad Landeck, 22. August 1765.

Ich schreibe Ihnen aus dem Wasser, mein Lieber, denn darin lebe ich mehr als auf dem Trocknen. Ich fange an ein Fisch oder eine Ente zu werden und weiß selbst noch nicht recht, welches von beiden. Nur ein Ovid wäre imstande, meine Verwandlung zu beschreiben. Wie dumm sind unsre guten Berliner! Sie behaupten, wie mir geschrieben wird, ich sei geschwollen! Was werden sie erst sagen, wenn sie mich mit Schuppen ausgestattet und mit Flossen geschmückt sehen werden? Sie nehmen mich gewiß für einen Staatsfisch! Nun, das schadet nichts. Es geht mir besser. Meine Beine werden allmählich wieder beweglich, und Gerüchte schaden keinem Menschen etwas.

Es bleiben mir noch acht Stunden übrig, die ich im Bade zubringen muß. Ich denke damit in zwei Tagen fertig zu sein und am 14. oder 15. nächsten Monats in Berlin einzutreffen. Das heißt doch mit seiner Arbeit bald fertig werden!

Unbegreiflich ist mir nur unser guter Marquis. Könnte er mir denn nicht wenigstens nach seiner edeln Gewohnheit auf einen Zettel schreiben, wo er ist und was ihn aufhält? Wenn er noch weiter trödelt, so muß ich auf die Vermutung kommen, daß er in einem Kerker steckt, oder daß er bettlägerig ist und wir ihn erst im Tale Josaphat wiedersehen werden. Was für ein Mensch, was für ein Mensch!

Hier habe ich alle Originale der Umgegend kennen gelernt, unter andern einen alten Grafen, dessen Gesicht und sonderbarer Anzug mich beim bloßen Ansehen zu lautem Lachen brachten. Dann fing er an zu sprechen, und nun war kein Halten mehr. Besonders zeichneten sich meine Neffen durch lautes Gelächter aus. Doch fanden wir immer einen Vorwand, unsre Heiterkeit zu bemänteln, und der gute Mann ließ sich durch die Heiterkeit der jungen Leute mit fortreißen, so daß er so herzlich wie nur möglich, ohne es zu wissen, über sich selber lachte. Übrigens kann er sich trösten; denn er besitzt Güter im Betrage von mehr als sechsmalhunderttausend Talern . . .

Schwere Krisen des Amsterdamer und Hamburger Geldmarktes, die nach Berlin übergriffen und die allgemeinen Kreditverhältnisse schwer erschütterten, veranlaßten den König 1765 zur Eröffnung einer „Giro-, Disconto- und Leihbank" zu Berlin, deren Betriebskosten der König übernahm, sich vorbehaltend, „in Unabhängigkeit von den Staatsbehörden und von dem Zustand der Bank nach Unserem hohen Gefallen und Belieben Visitation einzuziehen."

Der König an den Generalkommissar von Klinghausen und den Präsidenten von Horst

Potsdam, den 6. Dezember 1765

Ich gebe Euch auf Euren allerunterthänigsten Bericht vom 4. dieses hierdurch in Antwort, wie das demselben beigefügte Protocol und Declaration derer Interessenten der Holz handlungs-Compagnie lauter windbeutelich Zeuch und nichts solides enthält. Daß wohlhabende bemittelte Particuliers sich bei dieser Handlungs-Compagnie interessiren und Actien nehmen, ist zu formirung der Compagnie recht gut. Ihr werdet aber von selbsten einsehen, daß, wann nicht erfahrene Kaufleuthe um den Handel zu dirigiren, à la tête der Compagnie gesetzt werden, am Ende niemahls etwas anders als Sottisen herauskommen kann.

Die freye Einfuhr des Eisens kann Ich der Compagnie nicht accordiren, weil solches nur Gelegenheit zu Defrau-

dationen giebt, und ebenso wenig kann Ich auch die Befreiung von Stempel-Papier bewilligen, weil solches, wie Ihr leicht begreifen werdet, dem Pächter desselben nur zu Beschwerden Anlaß geben würde.

In Ansehung des Holz Commerces auf der Oder will Ich ausdrücklich, daß solches nach wie vor ohngestört gelassen und von demjenigen auf der Elbe, und welches der Handlungs-Compagnie frey bleibet, schlechterdings separiret werde; jedoch muß letzteres, wie Ich hier nochmals wiederhohle, von Kaufleuthen, die den directen Handel verstehen und solchen auch von dieser Seite einzurichten und zu betreiben wissen, dirigiret werden, sonst kann ohnmöglich etwas vernünftiges dabey herauskommen. Indessen wird Mir allezeit lieb seyn, wenn die Handlungs-Compagnie sich auch des Schiffbaues in Stettin, und zwar lediglich in der Absicht, daß erforderliche Fabriquen von denen zum Schiffbau nötigen Geräthschaften, als Segel-Tüchern, Tauen, Anders pp., in Pommern etabliret werden, annehmen und selbigen zu befördern suchen will, nur muß dieser Schiffbau der Kompagnie denen Stettinern, die jährlich 20 und mehr Schiffe bauen, schlechterdings nicht hinderlich seyn.

Übrigens kann Ich Euch ohnmöglich bergen, wie Eure mir letzthin getane Äußerung, daß Ihr nemlich zu einem directen Handel mit denen Holländern durch den Juden Ephraim zu Amsterdam zu gelangen Hoffnung hättet, Mich annoch ungemein befremdet und Eure ignoranz um so mehr verrät, da Euch vollkommen unwissend gewesen sein muß, daß die Stettiner dergleichen directen Handel mit Dänemark, Schweden, Holland, England, Frankreich und Spanien schon seit vielen Jahren wirklich treiben, und sollet Ihr überhaupt, da Ich sehe, daß Ihr in Ansehung der Holz-Handlungs-Compagnie nichts solides zu machen wisset, Euch billig von Sachen, die Ihr nicht verstehet, nicht melieren.

Randverfügung auf dem Gesuch der verwitweten Frau von Hake, Leinen und Taffet in einer Lotterie ausspielen zu dürfen: „ob sie Meinet das ich so Einfeltig bin nicht zu Merken das Sich Kaufleute hinter ihr gestochen hoben umb mit Laft die Contrebande zu

Machen? Sie mögte Mihr mit Solchen unbesonnenen Bitten verschonen oder ich würde sehr übele Opinion von ihr haben."

Randverfügung auf dem Gesuch des Schutzjuden Meyer Benjamin in Magdeburg um Bewilligung der Rechte christlicher Kaufleute daselbst: „Der Jude Sol Sich So wohrt aus Magdeburg Paquen oder der Comandant wird Ihm heraus Schmeißen."

Der König an den Legationsrat Grafen Solms in St. Petersburg

Potsdam, 6. August 1766.

. . . Sie müssen doch sehr wohl wissen, daß, wenn der Graf Panin zu Ihnen auf eine solche Weise spricht, Sie ihm in freundlichen und maßvollen Ausdrücken zu sagen haben, daß jede Macht im Innern ihrer Staaten wirtschaftliche Anordnungen ganz nach ihrem Gutdünken treffen kann, ohne daß ihre Nachbarn und Verbündeten ein Recht hatten, sich hinein zumischen. Ich meinerseits hätte niemals Beschwerden über die großen Zölle erhoben, mit denen man in Petersburg alles, was an Waren von auswärts kam, belegt hat; daß es ab nach meiner Auffassung den Russen ganz gleichgultig sein sollte, was ich in meinem Lande anordne, und ich glaube, daß es ihnen ziemlich schlecht passen wurde, wenn ich mich jemals in ihre innern Einrichtungen der Ukraine oder andrer Provinzen ihres Reiches mischen wollte

Um aber auf meine neuen Posteinrichtungen zurückzukommen, so haben die Russen im Gegenteil alle Veranlassung froh darüber zu sein, daß ich meine Post in einen viel besseren Stand bringe als bisher, sowohl in bezug auf die Vorspannpferde, deren man jetzt so viele findet, wie man verlangen kann, als auch in bezug auf die Haltestellen, die zum Teil jetzt kürzere Zeit erfordern, das alles, um die Reisenden besser und schneller zu befördern.

Im ganzen genommen muß man wissen, daß die jetzt in meinem Lande getroffnen Einrichtungen keine andern sind als die, die man in Frankreich und Italien handhabt, nur mit

dem Unterschiede, daß die zu zahlenden Fahrpreise hier geringer sind als in irgendeinem andern Lande.

Deshalb glaube ich mutmaßen zu dürfen, daß die russischen Minister sich nicht in diese Sache mischen werden, was sonst den Anschein hätte, als wenn sie darauf ausgingen, das gute Verständnis zwischen unsern beiden Höfen zu brechen. Das will ich ihnen zwar nicht zutrauen, jedenfalls aber steht es fest, daß unter Mächten, die Bündnisse miteinander schließen, alles auf beiden Seiten gleichstehn muß, daß man von beiden Seiten aufrichtig das gegenseitige Wohlergehn fördern muß, ohne den Anspruch zu erheben, verhindern zu wollen, was zu ihrem Vorteil beitragen kann . . .

Ich fange an, des, das man mir auflegen will, furchtbar überdrüssig zu werden. Ich werde mit Vergnügen der Verbündete der Russen sein, aber niemals ihr Sklave, solange mir die Augen offenstehn. Das können Sie jedem sagen, der es hören will.

Der König an Voltaire

Breslau, 1. September 1766.

. . . Ich lebe hier in einem Lande, wo man die Physik der Metaphysik vorzieht; man bestellt seine Felder, hat achttausend Häuser wieder aufgebaut und zeugt jährlich Tausende von Kindern, um die wieder zu ersetzen, denen politische und kriegerische Wut das Leben geraubt hat. Alles recht überlegt, weiß ich nicht, ob es nicht besser ist, an der Vermehrung der Bevölkerung zu arbeiten als schlecht zu philosophieren. Die Gutsherren und das Volk beschäftigen sich emsig mit der Wiederherstellung ihrer Besitzungen und leben in Frieden; sie sind so voll von ihrer Arbeit, daß keiner von ihnen auf den Gottesdienst seines Nachbars acht hat. Die Funken von Religionshaß, die sich vor dem Kriege oft von neuem zeigten, sind erloschen und der Geist der Toleranz gewinnt mit jedem Tage in der allgemeinen Denkart der Einwohner. Glauben Sie mir, die meisten Religionszänkereien werden durch den Müßiggang veranlaßt . . .

Randverfügung auf dem Gesuch des Predigers Pels um Erhöhung seines Einkommens: „Die apostelen Seindt nicht gewinn Süchtig gewesen Sie haben umb Sonst gepredigt, der Herr Pels hat keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle gubter in der Welt vohr nichts ansehen mus."

Der König an seinen ehemaligen Vorleser Darget

Berlin, 7. Januar 1768.

. . . Das Leben, mein guter Darget, ist eine verdammte Sache, wenn man alt wird. Entweder muß man sich dazu entschließen, mit einem Mal zugrunde zu gehn oder Stück für Stück abzusterben.

Aber, abgesehen hiervon, kann man doch wenigstens auf eine Art glücklich sein: man muß sich im Geiste erneuern, von dem Leibe absehen und sich die Heiterkeit des Gemütes bis zum Ende des Stückes bewahren und die letzten Schritte unsers Erdenlaufes mit Blumen bestreuen.

Der König an die Kurfürstin-Witwe von Sachsen

Potsdam, 3. Mai 1768.

. . . Es ist ein Unglück für das Menschengeschlecht, daß die Menschen nicht ruhig bleiben können. Führen sie ein glückliches Leben, so beunruhigen sie sich selbst, schaffen sich Verlegenheiten und stürzen sich in die Geschäfte. Die Annalen der Weltgeschichte enthalten Proben davon, und wie es immer so gewesen ist, wird es, glaube ich, so weitergehen. Selbst eine so kleine Stadt wie Neufchatel hat ihre Unruhen erlebt. Eure Königliche Hoheit wird sehr erstaunt sein, wenn Sie erfahren, warum. Ein Priester hatte in einer Predigt die Behauptung aufgestellt, daß in Anbetracht der unendlichen Barmherzigkeit Gottes die Höllenstrafen nicht ewig dauern könnten. Die gewichtige Synode schrie Zetermordio gegen so skandalöse Worte und verschwor sich, den Priester auf Grund seiner Predigt zu Fall zu bringen. Die Sache gehörte zu meinem Ressort; denn Eure Königliche Hoheit wird wissen, daß ich in diesem Lande der Papst bin. Hören Sie nun, wie ich

entschieden habe: Die Priester, die sich einen grausamen und barbarischen Gott vorstellen, sollen ewig verdammt sein, wie sie es wollen und wie sie es verdienen, und die Priester, die sich Gott freundlich und milde denken, mögen sich der Fülle seiner Barmherzigkeit erfreuen. Gleichwohl, Madame, hat mein Urteilsspruch die Geister nicht beruhigt, die Spaltung dauert fort und die Zahl der verdammenden Theologen überwiegt die der andern . . .

Randverfügung auf dem Gesuch des Hofpredigers Cochius zu Potsdam um Versetzung an den Dom zu Berlin: „Jesus Saget mein Reich ist nicht von dieser Welt So müssen die prediger auch denken, denn Predigen Sie Nach Ihren Thodt im Duhm vom Neuen Jerusallem."

Der Marquis d'Argens an den König

Potsdam, 26. September 1768.

Sire, da Eure Majestät es nicht für angemessen halten, mir einen Urlaub zur Wiederherstellung meiner Gesundheit zu bewilligen, so wage ich Sie zu ersuchen, mir die Erlaubnis zu erteilen, mich für immer zurückzuziehen, weil mir mein gegenwärtiger Zustand nicht weiter gestattet, die Schwäche zu überwinden, die eine notwendige Folge vorgeschrittnen Alters ist.

Ich bin vor zwei Jahren nur in der Hoffnung aus der Provence zurückgekehrt, kräftig genug zu sein, um meine Pflicht zu erfüllen. Die Kosten zwei so langer Reisen, wie die aus der Provence hierher und wieder zurück, beweisen klar, daß mich nicht der Eigennutz nach Berlin zurückgeführt hat. Der Wunsch, Vorteil von den Geschenken Eurer Majestät zu ziehen, ist niemals die Triebfeder meiner Handlungen gewesen. Majestät werden mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ich Sie während des Krieges nicht belästigt habe, obgleich mich der Kurs, das schlechte Geld und mehrere durch unangenehme Vorfälle bedingte Reisen gezwungen haben, während der Zeit zwischen der Belagerung von Prag und

dem Frieden viertausend Taler von meinem Vermögen aufzunehmen.

Ich trete nicht aus dem Dienste Eurer Majestät, um in den eines andern Fürsten überzugehen. Weder Geld noch Ehrgeiz noch irgendein andrer äußerer Vorteil veranlassen mich zu diesem Schritte, sondern lediglich die Unmöglichkeit, dienen zu können.

Ich glaube nicht, daß in irgendeinem Lande der Wunsch eines alten, halbgelähmten Mannes, in einem warmen Klima die Heilung seiner Leiden zu suchen, ein Verbrechen ist. Ich meine auch, daß ich um keine allzu große Gnade bitte, wenn ich, nachdem ich länger als ein Vierteljahrhundert in Ehren und ohne Vorwurf gedient habe, den Wunsch ausspreche, mich in eine friedliche Muße zurückziehen zu dürfen. Ich bin Eurer Majestät stets so aufrichtig ergeben gewesen und habe Ihre großen Eigenschaften so herzlich anerkannt, daß ich unmöglich dem Gedanken Raum geben kann, Majestät wollten mir deshalb Ihre Gnade versagen, weil ich den Wunsch habe, die wenigen Tage, die mir noch beschieden sind, in Ruhe zu verleben. Majestät sind zu menschlich gesinnt, die Notwendigkeit, meine Gesundheit wiederherzustellen, für verdammungswürdig zu halten.

Eine der Sorgen, die mich während meiner Erkrankung in der Provence quälte, war die, daß etwa die Briefe, mit deren Zusendung Eure Majestät mich beehrt haben, nach meinem Tode nicht mit aller Sorgfalt zurückgegeben würden. Ich hatte Frau d'Argens damit beauftragt; trotzdem und bei dem besten Willen hatte sie meinen Auftrag vielleicht nicht mit der meinen Wünschen entsprechenden Pünktlichkeit besorgen können: ich werde so hinfällig, Majestät, und versichere Sie mit vollkommener Aufrichtigkeit, daß es nicht lange mehr mit mir dauern kann! Um eine derartige Unannehmlichkeit zu vermeiden, habe ich Herrn von Catt in sieben großen versiegelten Paketen sämtliche in meinem Besitze befindlichen Briefe und sonstige Papiere übergeben, um sie Eurer Majestät zu eignen Händen zuzustellen, da sie nach meinem Tode möglicherweise abhandenkommen könnten . . .

Der König an den Marquis d'Argens

26. September 1768.

Ganz gewiß hat mir heute nicht der Verfasser der „Philosophie des gesunden Menschenverstandes" geschrieben, sondern höchstens jemand, der leere Träume ausheckt. Was ist Ihnen seit vorgestern zugestoßen? Sie verlangen plötzlich Ihren Abschied! Ich gestehe Ihnen, daß Sie unbegreiflich sind.

Ich habe Sie mit aller nur denkbaren Freundschaft in meinem Hause behandelt und mich gefreut, Sie hier zu haben. Ich erinnere Sie daran, nicht um Ihnen Vorwürfe zu machen, sondern um Sie zum Nachdenken über den Skandal zu veranlassen, den Sie Ihre provenzalische Phantasie im Alter von vierundsiebzig Jahren erregen läßt.

Ja, ich gestehe, daß die Franzosen jede Narrheit noch übertreffen, die ich ihnen zugetraut hätte. Früher pflegten sie im Alter von dreißig Jahren zur Vernunft zu kommen — jetzt gibt es keine bestimmte Altersgrenze mehr.

Schließlich mögen Sie, Herr Marquis, tun, was Ihnen beliebt. Zu den Philosophen dürfen Sie nicht mehr gerechnet werden. Sie bestärken mich in der stets bei mir lebendig gewesenen Überzeugung, daß die Fürsten auf Erden nur dazu da sind, um Undankbare zu machen.

Randverfügung auf dem Gesuch des Buchhändlers Kanter aus Königsberg um Verleihung des Charakters als Kommerzienrat: „Buchhändler, das ist ein honneter Titel."

Der König an den Präsidenten von Hoyen

mündlich, nach dessen Aufzeichnungen, Februar 1769.

... Die Peuplierung des Landes lasse Er sich angelegen sein. Man will mir einbilden, es fehlten in Kleve und Mark noch zwölftausend Menschen auf dem platten Lande. Das ist nicht wahr. In denen Städten kann wohl noch Abgang sein, aber Er muß wissen, es ist auf dem Lande in Kleve nicht wie an andern Orten. Dorten sind lauter Pächter, und kein Hof

iſt unbeſetzt: woher konnen denn die Menſchen mangeln? Er muß fremde Leute, beſonders Manufakturiers, nicht große, aber auch keine Profeſſioniſten allein, hereinziehen.

Die Grafſchaft Mark verdient Seine ganze Attention. Die Salzwerke in Unna, vorzüglich die Kohlenwerke und Fabriken in Iſerlohn müſſen wohl in Aufſicht gehalten werden. Er muß mir, wenn Er die Provinz kennt, eine vollſtändige Relation von dieſem allen beſchaffen und darin auch wohl bemerken, was mir noch einfallen wird. Sie muß immediate, aber auch aufrichtig ſein, ſonſt verliert er ſeinen Kredit: verſteht Er mich?

Mit der Akziſe in denen Städten habe ich eine gute Einrichtung getroffen und müſſen auch davon die Schulden richtig bezahlt werden. Dieſes ſage ich Ihm, aber bei denen Schulden des Landes kann Er noch großen Vorteil ſtiften. Die Intereſſen müſſen notwendig richtig bezahlt werden. Mit dem Kapital aber iſt es eine üble Sache.

Ich habe mir Mühe gegeben, den fonds d'amortissement zu mindern, aber ſehe Er, es geht nicht immer. In die Lotterie ſetzt niemand. Ein Moyen wäre wohl noch, wenn nämlich viel Geld in Holland iſt, das zu drei oder vier Prozent ſicher dorten kann negociiert werden. Er muß darauf raffinieren und inſonderheit die Provinz kennen lernen.

Ein tüchtiger Präſident muß ſich aber auch damit nicht allein begnügen, ſondern auch die Nachbarn kennen lernen. Gehe Er nach Holland, Koln, Münſter, und ſuche Er von denen Nachbarn zu profitieren und vorzüglich im ganzen zu arbeiten.

In der Mark hat das Wolfersdorffſche Regiment das Kanton. Was ihm gebühret, muß das Regiment haben und nicht chicaniret werden. Es wird ohngefahr 750 Mann bekommen, und ſehe Er einmal, wenn ein Kerl auswandern will, der wird ſich vielleicht in Crumen engagieren; habe Ich dazu nicht ein näheres Recht? Man muß es darin nicht ſo genau nehmen.

Was Ihm von mir und dem Generaldirektorium befohlen wird, muß prompt geſchehen, ſonſt kommt nicht zuſtande.

Mit denen Landräten und dem Lande überhaupt gehe Er gut um, aber denen Kerls, denen Kriegsräten sei Er auf dem Halse. Mache Er mit ihnen keine Umstände, sondern zeige Er mir die faulen schlechten Leute an: ich will sie gleich kassieren. Und überhaupt habe Er absolut mit denen Kerls kein Mitleid: ich fordere es von Ihm. Will Er sich bei mir recht rekommandieren, so sei er darin scharf, besonders auf die locorum, revidiere Er sie zuweilen, besonders sehe Er auf die Richtigkeit der Kassen. Die Kriegsräte können nichts als schreiben relatio ad regem, aber ich will sie bei regem!

Ich hoffe, Er wird nicht schlafen wie andre. Gehe Er in Gottes Namen! . . .

Randverfügung auf der Anfrage eines Stadtmagistrates, wie ein Bürger zu bestrafen sei, der Gott, den König und den Magistrat gelästert: „Daß der Arrestant Gott gelästert hat, ist ein Beweis, daß er ihn nicht kennet; daß er mich gelästert hat, vergebe ich ihm: daß er aber einen edlen Rat gelästert hat, dafür soll er exemplarisch bestraft werden und auf eine halbe Stunde nach Spandau kommen."

Der Minister von Derschau an den Finanzrat von Brenckenhoff

Über eine Besprechung des Königs mit seinen Ministern am 1. Juni 1770.

. . . Seine Majestät empfingen uns mit einer sehr gnädigen Miene und sagten: „Meine Herren, ich habe Sie kommen lassen, um mit Ihnen gemeinschaftlich unsre Haushaltung zu untersuchen." Nachdem wir ihm versichert hatten, daß wir uns dazu in gehörige Bereitschaft gesetzt, fuhr er fort und erzählte uns, daß er das Oderbruch, das in diesem Jahre stark durch Überschwemmungen gelitten, selbst gesehen, aber den angeblich großen Schaden lange nicht wirklich so gefunden hätte, als man ihm solchen geschildert habe. Man müsse sich nicht gleich durch anfänglich fürchterlich scheinende Verwüstungen der Natur schrecken lassen; sie pflege bald darauf, und oft schnell, vieles wieder gutzumachen, was sie verdorben habe. Bei Freienwalde wären nur ein paar kleine Durch-

brüche, 25 Häuser etwas beschädigt, und der ganze Verlust der Eigentümer würde wohl nicht mehr als etliche verlorne Fuder Heu betragen, und ebenfalls die Saat verdorben sein. Der König sagte sodann: „Daß Sie mir also für Remissionen und Vergütungen so große Summen in Anschlag gebracht haben, finde ich nicht nötig. Inzwischen habe ich 60000 Taler angewiesen. Der Etatsminister von Hagen kann, wenn sich das Wasser verlaufen hat, selbst hingehen und alles näher untersuchen. Ich kann Ihnen aber meine große Unzufriedenheit nicht bergen, die ich empfunden habe, da ich die Kirche im Oderbruche nicht fertig fand. Ich will, daß Sie dem Oberstleutnant Petri wieder eine neue und scharfe Ordre geben, daß er mache, daß die Kirche fertig wird, oder er mag sich hüten . . . Meine Herren, ich empfehle Ihnen besonders die Erhaltung und Unterstützung meines Adels; ich halte viel auf ihn, denn ich brauche ihn für meine Armee und meine Staatsverwaltung. Es ist Ihnen bekannt, wie viel wichtige Männer ich bereits daraus gezogen, und was ich durch sie ausgerichtet habe. Ich bemerke mit Unzufriedenheit, daß er hier und da zu sinken anfängt; und das möchte und wollte ich nicht gern, besonders da es mir jetzt viel Freude macht, daß er anfängt, gesitteter, ordentlicher und brauchbarer zu werden." . . .

Vor der Tafel sprach der König mit uns über verschiedne Materien und sagte unter anderm: daß er es gern sähe, wenn seine Untertanen mit nützlichen Absichten Reisen in fremde Staaten unternähmen und anwendbare Kenntnisse in ihr Vaterland mit zurückbrächten. Während seiner letzten Anwesenheit in Pommern habe er den Amtmann Sydow zu Kolbatz gesehen, der nebst seinem Sohne in England gewesen wäre und daselbst die englische Wirtschaft erlernt hätte. Sie verstünden es, den Bau des Turnips und der Luzerne [1] zu befördern, und es wären damit in Pommern bereits sehr gute Proben gemacht worden. Er wünsche, daß dies auch in der Kur- und Neumark geschehen möchte, und wir sollten uns mit diesen Leuten ja in Korrespondenz setzen und den [illegible]

1) Turnips, eine Rübsamenart; Luzerne eine Kleeart.

Unterricht zu diesem Bau einschicken lassen, auch vernünftige Wirtschaftsschreiber aus kurmärkischen Ämtern nach Kolbatz schicken, die nicht allein den Bau des Turnips und der Luzerne, sondern auch des Hopfenbaues, den uns Seine Majestät sehr angelegentlich empfahlen, lernen und ihre gesammelten Begriffe wieder auf hiesige Ämter anwendbar machen könnten. Der Landmann habe in der Mark noch zu vielen Eigensinn und Widerwillen gegen neue Einrichtungen, wenn sie auch noch so nützlich und gut wären. Die Beamten müßten daher mit brauchbaren Dingen immer erst den Anfang machen; wenn die Untertanen dann sähen, daß es gut ginge, würden sie wohl folgen. „Sie glauben nicht, meine Herren," rief der König mit vieler Lebhaftigkeit aus, „was mir alles daran gelegen ist, die Leute klug und glücklich zu machen; aber Sie werden es so gut als ich erfahren haben, wieviel Widerspruch man findet, wenn man auch die beste Absicht hat . . . Ich finde auch, daß in der Kurmark, deren Aufnahme mir sonderlich angelegen ist, noch viele sterile Sandfelder und sandige Gegenden vorhanden sind. So habe ich z. B. auf meiner letzten Rückreise über Freienwalde nach Berlin die Gegenden um Löwenberg, Strausberg, Altlandsberg und Werneuchen so beschaffen gefunden, und ich möchte gern, daß man allen Fleiß anwende, diese Gegenden auf die eine oder andre Art nutzbar zu machen. Ich weiß, was der Eifer dabei tun kann, und was an manchen Orten schon bewirkt worden ist. Auch die Urbarmachung der großen Mösche bei Stendal scheint mir eine Hauptverbesserung zu sein, auf die ich vorzüglich mit reflektiere, um davon den wüsten Stellen in Stendal etwas zulegen zu können, damit sich zum Anbau desto eher Leute finden; und überdies kann von dem übrigen dieser urbar gemachten Mösche noch eine Kolonie oder Holländerei von Ausländern angelegt werden. Diese nützliche Verbesserung muß die erste Arbeit der neuen Deputation sein. Die Bienenzucht und den Seidenbau muß man, so viel als immer möglich, in Aufnahme zu bringen suchen. Die Maulbeerbäume sind so vielfältig angewachsen, daß man davon eine Menge Seidenwürmer füttern kann, und es wird auch

für die Bienenzucht sehr gut sein, wenn in den Gegenden, wo sie mit Nutzen betrieben werden kann, die Beamten jährlich eine gewisse Anzahl Stöcke anlegen müssen, von Jahr zu Jahr damit fortfahren und so auch in der Absicht des Seidenbaues jährlich eine gewisse Anzahl Kokons gegen bare Bezahlung in das Seidenmagazin abliefern." . . .

Alsdann eröffneten uns Seine Majestät Dero Willensmeinung wegen der Gärtner, die hin und wieder angesetzt werden sollen, und wollten, daß solches vorzüglich um und bei Berlin, z. B. hinter dem Garten der Akademie und an dem Wege nach Tempelhof und Lichtenberg, wo noch viel unbebautes Sandland wäre, geschehen sollte: „Diese Leute sollen aber," sagte der König, „nicht kleine Gärten haben, sondern man soll ihnen so viel Land anweisen, daß jeder einen großen Garten, besonders zur Pflanzung und Zucht von Obstbäumen bekommt, damit sie Obst zum Trocknen erhalten und Gartenfrüchte ziehen können. Die Bäume sollen ihnen gegeben werden, und sie müssen schon tragbar sein. Das Gartenland würden sie wohl mit Straßenkot aus Berlin und besonders mit dem Schlamm und der Erde aus dem zu räumenden faulen Graben düngen und brauchbar machen können."

Wir zeigten dem König an, daß schon ein Plan angefertigt worden sei, hundert dergleichen Gärtnerfamilien an dem Wege neben dem Invalidenhause gegen den Wedding auf dem daselbst befindlichen, teils schon kultivierten, teils noch unangebauten Sandlande anzusetzen. Seine Majestät mißbilligten dieses nicht und erwiderten: „Das ist mir einerlei, wenn nur die ledigen und sandigen Plätze um Berlin herum bebauet werden und die Leute Land genug bekommen. Es sind da noch so manche Stellen, die ich unmöglich so lassen kann; sie haben mich oft traurig gemacht, wenn ich sie passieren mußte. Daß man das trockne Obst noch immer aus Sachsen kauft und, wie man mir sagt, zum Bedürfnis kaufen muß, ist mir gar nicht lieb. Man muß, meine Herren, besorgt sein, den Obstbau auf dem Lande und bei den Ämtern allgemeiner zu machen; denn das Geld muß man, so viel als immer möglich, zu behalten suchen" . . .

Schließlich erwähnten Seine Majestät verschiednes vom schlesischen Bergbau, von der Beförderung des Steinkohlentransports und dem Gebrauch dieser Kohlen bei Bleichereien, Ziegeleien und Kalkbrennereien; auch sollte man die Kobaltbergwerke vorzüglich zu betreiben suchen und im Winter sowohl von dem, was geschehen, als was noch geschehen sollte, Bericht abstatten . . .

Randverfügung auf dem Gesuch eines Feldpropstes, die Feldprediger selbst einsetzen zu dürfen, was Sache der Regimentskommandeure war: „Sein Reich ist nicht von dieser Welt."

Seine bisherigen Erfahrungen legten dem Könige den Gedanken nahe, statt bei Frankreich oder England lieber bei Rußland Anschluß zu suchen. Denn Frankreich hielt auch weiterhin am Vertrag von Versailles mit Österreich fest, und England (Ministerium Bute) hatte sich gegen Ende des siebenjährigen Krieges unzuverlässig genug erwiesen. Die 1764 nach dem Tode Augusts des Dritten, des Kurfürsten von Sachsen, der König von Polen war, auftauchende Frage, wer jetzt die nach dem Tode ihres Trägers jedesmal neu zu vergebende polnische Königskrone tragen solle, führte zu gemeinsamer Einmischung Preußens und Rußlands: der König und Katharina II. setzten durch, daß Graf Stanislaus Poniatowski, ein Günstling der russischen Kaiserin, zum polnischen Könige gewählt wurde; im übrigen erstrebte man Unterstützung der nicht katholischen Dissidenten, und die Aufrechterhaltung der Ohnmacht Polens. Dem widersetzte sich ein großer Teil des polnischen Adels, schließlich brach 1768 ein Bürgerkrieg aus, in welchem Rußland für Stanislaus Poniatowski, die Türkei für den polnischen Adel eingriffen. Aber die Russen errangen große Erfolge über die Türken, die auch die Österreicher in steigende Unruhe brachten; es drohte Krieg, den Friedrich möglichst zu vermeiden suchte.

Von Maria Theresia, die ihm sechzehn Kinder geboren hatte, leidenschaftlich betrauert, war Kaiser Franz I. 1765 gestorben. Römisch deutscher Kaiser ward sein und ihr vierundzwanzigjähriger Sohn Joseph II., ein persönlicher Verehrer des Königs, mit dem er, inkognito reisend, Ende August 1769 eine politisch ergebnislose Zusammenkunft in Neiße hatte. Anfang September 1770 machte der König dem Kaiser einen Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt. An den dortigen erfolgreichen Verhandlungen über die polnisch-russisch-türkischen Fragen nahm auch der österreichische Kanzler Fürst Kaunitz teil. Anfang Oktober reiste Prinz Heinrich von Preußen in diplomatischem Auftrage des Königs nach St. Petersburg.

Der König an den Gesandten von Rohd in Wien

Geichwitz, 2. September 1769.

. . . Ich war entzückt, den Kaiser zu sehen. Er ist ein Fürst, der vermuten läßt, daß seine Regierung ebenso groß sein wird, als sie angefangen hat. Er hat mir eine so herzliche Freundschaft bezeugt, daß ein empfängliches Herz wie das meinige Erkenntlichkeit und aufrichtige Erwiderung nicht versagen kann. Er hat gewünscht, daß auch ich ihn im nächsten Jahre in einem seiner Lager besuche, und ich werde keine sich bietende Gelegenheit versäumen, eine in jedem Betracht so wertvolle Freundschaft zu pflegen. Ich habe keinerlei Zeremonien gemacht, womit ihm sehr gedient war, ich bin ja auch der ungeschickteste Zeremonienmeister von Europa.

Der König über seinen Gegenbesuch beim Kaiser Joseph II

(in seinen Denkwürdigkeiten).

3. September 1770.

Die zweite Begegnung des Königs und des Kaisers fand im Lager von Neustadt in Mähren statt. Man traf keinen Österreicher, der sich nicht irgendeine feindselige Äußerung gegen die russische Nation entschlüpfen ließ. Der Kaiser erschien dem Könige so, wie er ihn das erstemal, als er ihn in Neiße sah, beurteilt hatte. Fürst Kaunitz, der sich auch in Neustadt befand, hatte lange Konferenzen mit der preußischen Majestät. Dieser Mann mit gesundem Verstand war doch voller Verschrobenheiten. ihn während seiner Rede zu unterbrechen, hieß ihn beleidigen. Statt sich zu unterhalten, hielt er einen Vortrag, da er lieber sich selbst zuhörte als den anderen, die ihm entgegneten. Die Kaiserin Königin ersuchte diesen Minister einmal um eine nähere Erklärung in einer Sache, die er ausführlich vortrug. Fürst Kaunitz anstatt ihr zu antworten, machte ihr seinen Bückling und verließ kurz angebunden das Ratzimmer.

In den Besprechungen, die er mit dem Könige hatte, entfaltete er mit Emphase das System seines Hofes und stellte es als ein politisches Meisterwerk hin, dessen Schöpfer er sei. Er betonte fortwährend die Notwendigkeit, sich den ehrgeizigen Absichten Rußlands zu widersetzen, und erklärte, die Kaiserin-Königin würde niemals zugeben, daß die russischen Heere die Donau überschritten, oder daß der Petersburger Hof Erwerbungen mache, die ihn zum Nachbar Ungarns werden ließen. Er fügte hinzu, daß die Einigung Preußens und Österreichs die einzige Schranke sei, die man diesem ausgetretnen Strom entgegensetzen könne, der ganz Europa zu überfluten drohe.

Als er zu sprechen aufgehört hatte, antwortete der König, er werde immer versuchen, die Freundschaft mit Ihren Kaiserlichen Majestäten zu pflegen, auf die er unbegrenzten Wert lege; andrerseits aber bat er den Fürsten Kaunitz, die Pflichten zu erwägen, die dem Könige sein mit Rußland geschlossenes Bündnis auferlege, von dem er in keiner Weise abweichen könne; diese Abmachungen seien aber ebenso viele lähmende Hindernisse, auf die Maßnahmen einzugehn, die ihm Fürst Kaunitz soeben vorgeschlagen habe. Der König fügte hinzu, sein einziger Wunsch sei, zu verhindern, daß der Krieg zwischen Russen und Türken ein allgemeiner werde; daß er sich dafür offenherzig anbiete, die beiden kaiserlichen Höfe zu versöhnen; es sei Zeit, daran zu denken, um zu verhindern, daß die gegenseitigen Mißverständnisse nicht schließlich zu offnen Zwistigkeiten ausarten. Um aber den Wiener Hof in den günstigen Absichten zu bestärken, die er anzudeuten vorgab, hielt es der König für angezeigt, dieselben Versicherungen zu wiederholen, die er dem Kaiser gegeben hatte, als dieser in Neiße war. — Da aber alles dies sich zwischen dem König und dem Fürsten Kaunitz allein abgespielt hatte, hielt es der König für schicklich, dem Kaiser von dem, was gesagt und getan worden war, Mitteilung zu machen, und es schien, daß dieser an solche Rücksichten wenig gewöhnte Monarch dem Könige die Aufmerksamkeit, die er für ihn hatte, hoch anrechnete; denn sein erster Minister

behandelte ihn sehr hochfahrend und mehr wie einen Untergebenen als wie seinen Herrn.

Am Tage nach dieser Besprechung kam in Neustadt ein Kurier aus Konstantinopel mit Briefen des Kaimakams vom 12. August an, durch die der Großherr die Höfe von Wien und Berlin einlud, die Vermittlung zu übernehmen, um die noch bestehenden Streitpunkte zwischen der Pforte und Rußland beizulegen. Es war ausdrücklich in dieser Depesche gesagt, daß die Türken nur einem von den beiden Höfen vermittelten Frieden zustimmen würden.

Der Kaiser räumte ein, daß er für diese angebotne Vermittlung allein den Bemühungen des preußischen Königs in Konstantinopel verpflichtet sei, und bezeugte ihm dafür seine Erkenntlichkeit. An demselben Tage hatte der König eine Unterredung mit dem Fürsten Kaunitz; er verfehlte nicht, ihn zu diesem glücklichen Ereignis zu beglückwünschen, das ihn in gewisser Hinsicht beruhigen und selbst die Eifersucht verringern könne, die die Erfolge der Russen in seinem Geiste aufsteigen ließen. Er sagte ihm, daß dieses Vorgehen der Pforte den Wiener Hof zum Schiedsrichter über die Friedensbedingungen mache, die er zwischen diesen beiden Höfen ausbedingen wolle. Der Minister nahm dieses Kompliment mit echt österreichischem Hochmut auf und antwortete mit stolzem Ton und geheuchelter Gleichgültigkeit, er billige das Vorgehen, das die Türken jetzt eingeschlagen hätten. Tatsächlich ist niemals eine Vermittlung mit größerem Eifer angenommen worden . . .

Der König an den Gesandten von Rohd in Wien

Neustadt in Mähren, 5. September 1770.

. . . Der Fürst Kaunitz ist gestern zu mir hierher gekommen, um mit mir über diese Sache zu sprechen, und ich schreibe Ihnen vertraulich, daß er mich lange genug belehrt hat. Ich glaube seinen Charakter durchschaut zu haben. Ich halte ihn für einen Mann, der viel Geist hat. Er hat gesundes und klares Urteil, aber er ist so von sich ein-

genommen, daß er sich in der Politik für ein Orakel und die andern für Schüler hält, die er belehren will. Mich hat er offenbar nur für einen Militär gehalten, der keine Idee von Politik hat, und ich kann Ihnen nicht verhehlen, daß er mich ein wenig amüsiert hat . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich in St. Petersburg

Berlin, 3. Januar 1771.

Hörner sind mir am Kopfe gewachsen, lieber Bruder, als ich die Friedensvorschläge empfing, die die Russen anbieten. Niemals kann ich es übernehmen, sie den Türken oder den Österreichern zu übermitteln; denn sie sind wirklich nicht annehmbar. Was die Forderung der Walachei betrifft, so läßt sich diese in keiner Weise mit dem österreichischen System vereinbaren; erstens werden sie nie das Bündnis mit Frankreich aufgeben, und zweitens werden sie nie die Russen in ihrer Nachbarschaft dulden.

Man kann diesen Vorschlag wie eine Kriegserklärung ansehen. Man motiert sich über uns, wenn man uns einen solchen Köder gibt. Ich meinerseits, der ich mich in keinem Falle aus Gefälligkeit für Rußland bloßstellen kann, werde ihnen einige Bemerkungen über die Folgen ihrer Vorschläge machen, und wenn sie sie nicht ändern, werde ich sie bitten, irgendeine andre Macht damit zu beauftragen, und ziehe mich aus dem Spiele zurück. Denn Sie können darauf rechnen, daß die Österreicher ihnen den Krieg erklären werden. Das ist zu stark und unerträglich für alle Mächte Europas. Die Staaten richten sich nach ihren eignen Interessen; man kann Entgegenkommen für seine Verbündeten zeigen, aber es gibt in allem gewisse Grenzen. Was sich auch immer daraus ergeben mag, es ist mir unmöglich, in diesem Augenblick zu heucheln, ich muß offen reden.

Der Wiener Hof ist schon von der Vermittlung zurückgetreten, wie ich es Ihnen geschrieben habe, weil er die erste russische Antwort als eine Ablehnung auffaßt. Ich habe sie

ihnen mitgeteilt, wie ich sie erhalten hatte. Rohd hat mir über den Plan der Beruhigung Polens noch nicht geantwortet, gegen welchen sich nichts einwenden lassen wird. Aber was das neue Projekt betrifft, so werde ich mich hüten, es nach Wien oder Konstantinopel weiterzumelden, weil es gleichbedeutend mit einer Kriegserklärung sein würde. So, lieber Bruder, wenn man nicht vieles ändert und ermäßigt, verzichte ich ganz auf jede Vermittlung und überlasse diese Herren ihrem eigenen Schicksal.

Ich bedaure sehr, daß die Sache diese Wendung nimmt, während Sie sich in diesem Lande befinden; aber es bleibt Ihnen, lieber Bruder, nichts übrig, als einen ehrenvollen Rückzug anzutreten; denn es ist mit diesen Leuten nichts mehr zu machen, ja nicht einmal zu hoffen.

Prinz Heinrich von Preußen an den König

seinen Bruder. Nachtbrief.

Petersberg, 8. Januar 1771.

Nachdem ich meinen Brief beendet hatte, war ich abends bei der Kaiserin. Sie sagte scherzend, die Österreicher hätten zwei Starosteien in Polen besetzt und das kaiserliche Wappen an ihrer Grenze aufgerichtet. Dann fragte sie: „Warum sollten denn nicht alle andern auch etwas nehmen?"

Ich erwiderte, daß Sie, teuerster Bruder, wenn Sie auch in Polen einen Truppenkordon gezogen hätten, doch nicht zwei Starosteien besetzt hielten. „Aber," fuhr die Kaiserin lachend fort, „warum denn nicht sie besetzen?"

Einen Augenblick nachher trat der Graf Tschernytschew heran und sagte im Verlauf einer Unterredung über denselben Gegenstand: „Aber warum wollen Sie nicht das Bistum Ermeland nehmen? Denn es muß doch jeder etwas haben."

Wenn diese Äußerungen auch nur im Scherze getan wurden, so ist es doch sicher, daß etwas dahintersteckte, und ich halte es für sehr möglich, daß Sie daraus Nutzen ziehen können . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich in St. Petersburg

Dieser Brief kreuzte sich mit dem vorstehenden des Prinzen.

Berlin, 23. Januar 1771.

Da Sie diesen Brief an der Grenze erhalten werden, so glaube ich Sie hiermit kühnlich zur glücklichen Beendigung Ihrer Reise beglückwünschen zu können. Ich sehe Sie für einen Pythagoras oder Plato an, die zu den Szythen und den wildesten Barbaren reisten, um die Geheimnisse der Natur zu ergründen und Kenntnisse zu sammeln. Ich gestehe Ihnen, daß ich gern bereit bin, alles Wunderbare, was Sie gesehen haben, lebhaft zu bewundern, nur könnte man mich durch alle Schätze der Welt nicht dazu bewegen, dahin zu gehn, wo Sie herkommen.

Ich danke Ihnen tausendmal dafür, daß Sie sich im Innersten Szythiens noch an meinen alten Geburtstag und meine elende Person erinnern.

Ich gestehe Ihnen, lieber Bruder, daß ich Sie tausendmal lieber hier weiß als unter den Barbaren, aus deren Lande Sie kommen. Die zahmsten Löwen lassen manchmal merken, daß der Instinkt ihrer Wildheit nicht zu bändigen ist, und mit den Russen ist es meiner Ansicht nach ebenso.

Ich danke Ihnen für die Güte, womit Sie mir geräucherte Wachteln geschickt haben. Ich denke mir, daß das dieselbe Art Wachteln ist, die die Juden aßen, als sie die Wüste von Sinai und Horeb durchzogen. Jedenfalls ist mir diese Ihre Aufmerksamkeit sehr wertvoll.

Ich freue mich im voraus auf Ihre Rückkehr. Nur müssen Sie sich schon darauf vorbereiten, lieber Bruder, sich ordentlich ausfragen zu lassen. Das ist ein Tribut, den jeder Reisende bei seiner Heimkehr seinen Landsleuten entrichten muß.

Ich wünschte, es fröre jetzt gehörig, damit Ihre Reise angenehmer und weniger anstrengend wäre. Sonst fürchte ich, lieber Bruder, daß Sie sich lästigerweise an Orten aufhalten müssen, wo zu bleiben Sie keine Lust haben, daß Ihnen der Wagen entzweigeht, und daß die Reise lange dauert . . .

Potsdam, 24. Januar 1771.

Ich fürchte sehr, daß die Russen, wenn sie nicht von ihrem großen Plane, die Türken zu demütigen, zurückstehen, noch in diesem Jahre in Krieg mit dem Hause Österreich geraten werden. Das wird mich in große Verlegenheit setzen. Nie und niemals werden die Österreicher in die Erniedrigung der Pforte willigen. Ich meinerseits werde mich genötigt sehen, bei diesem Wirrwarr neutral zu bleiben, da ein Krieg für mich verfrüht wäre. Der, den wir hinter uns haben, war zu verderblich und zu heftig, als daß wir so bald einen neuen unternehmen könnten, und was man uns in Aussicht stellt, Ermeland, lohnt nicht der Mühe, auch nur sechs Sous auszugeben, um es zu erwerben. Wenn die Österreicher Krieg mit den Russen anfangen, wie ich es sehr fürchte, wird es unter ihnen ganz andre Dinge zu ordnen geben als den Grenzkordon Polens, den sie besetzt haben, also werde ich mich nicht beeilen, sondern abwarten, ob die Ereignisse eine solche Erwerbung begünstigen oder ob ich besser in meiner jetzigen Lage bleibe. Indem wir zuwarten, werden wir jeden Augenblick, den der Friede fortdauert, neue Kräfte sammeln, und wenn Rußland und Österreich sich gegenseitig entkräften, so glaube ich, daß mehr für die neutrale Macht zu gewinnen sein wird als für die kriegführenden Mächte; zum mindesten werde ich meine Neutralität mit Ehren aufrecht erhalten.

Ich erwarte Ihre Rückkehr, lieber Bruder, um von Ihrer Einsicht und von dem, was Sie dort gesehen haben, Nutzen zu ziehen. Aber Sie werden, glaube ich, wenn ich Sie über gewisse Umstände aufgeklärt habe, die ich der Auslandpost nicht anvertraue, vielleicht meine Meinung teilen. Denn ich würde einen unverzeihlichen politischen Fehler zu machen glauben, wenn ich für die Vergrößerung einer Macht tätig wäre, die ein furchtbarer und schrecklicher Nachbar für ganz Europa werden könnte.

Nach langwierigen wechselvollen Verhandlungen zwischen den drei Höfen kam 1772 endlich ein Vertrag über die erste Teilung Polens zustande. Das Meiste erhielt Rußland: das Land zwischen Düna und Dnjepr, das Beste Preußen: Westpreußen freilich noch

ohne Danzig und Thorn. Österreich erhielt Galizien. Der Rest blieb unter der von Rußland stark beeinflußten Herrschaft Poniatowskis als selbständiges Königreich bestehen.

Wie einst in Schlesien, so gelang es auch jetzt des Königs Verwaltung rasch, die neue Provinz völlig in den preußischen Staat einzugliedern.

Der König an den Oberpräsidenten von Domhardt

Potsdam, den 1. April 1772.

Übrigens glaube ich, daß die Einwohner, besonders in Pomerellen, meist polnischer Nation sein, und die ihnen zugedachte Wohltat der aufgehobenen Leibeigenschaft nicht nach ihrem wahren Wert einsehen und erkennen werden.

Das sicherste Mittel, diesen slavischen Leuten bessere Begriffe und Sitten beizubringen, wird immer sein, solche mit der Zeit mit Teutsche zu meliren, und wenn es auch anfänglich nur mit zwei oder drei in jedem Dorfe geschehen kann.

Marienwerder, 7. Juni 1772.

Bei Administration derer Ämter muß die Kammer sehr aufmerksam sein und dahin ernstlich sehen, daß die Administratores mit denen Untertanen nicht auf den harten polnischen Fuß umgehen, weil Seine Königliche Majestät alle Sklaverei und Leibeigenschaft abgeschaffet und die Untertanen als freie Leute angesehen und behandelt wissen wollen . . .

Schließlich muß unter denen katholischen und evangelischen Untertanen nicht der allermindeste Unterschied gemachet werden, sondern selbige müssen bei der Krieges- und Domänen-Kammer ohne Rücksicht auf die Religion auf gleichen unparteiischen Fuß schlechterdings gehöret und auf alle Weise behandelt werden.

Bericht des Präsidenten Roden

Marienwerder, 7. Juni 1772.

Nach der Tafel mußte ich mit dem Oberpräsidenten von Domhardt zu Seiner Majestät kommen. Höchstdieselben wieder-

holeten, was Sie mir in Potsdam gesaget hatten, waren von der entworfnen Instruktion sowohl vor die Kommission als Ingenieurs zufrieden, gaben mir solche völlig gen zurück, sagten dabei, über meine schriftlichen Anfragen würde ich noch heute beschieden werden, und da wir wohl noch sechs, auch mehrere Wochen noch würden dableiben müssen, ehe die Besitznehmung vor sich ginge — des Mittags war ein Kurier aus Rußland gekommen, wie es hieße, so hatte der die Nachricht mitgebracht — so sollte ich mich von der ostpreußischen Kontributionsverfassung völlig au fait setzen. Zu dem Ende befahlen Sie dem gegenwärtigen Oberpräsidenten von Domhardt, mir alle Akten, so ich nötig hätte, verabfolgen zu lassen.

Ich stellte Seiner Majestät vor, daß, da ich nun nichts versäumete, so wollte ich nach Königsberg gehen und mir die nötigen Akten aus der Registratur selbst aufsuchen, das allgleich genehmigt wurde.

Sonsten sagten Seine Majestät zu mir:

— Womit hat Er sich so dick gemessen

— Es kommt vom vielen Sitzen.

— Was hat Er vor Furze? hat Er die Wassersucht?

— Nein, Ihro Majestät. Sie sind mir von der Ruhe angelaufen

— Herr, Er muß, wie ich Ihm in Potsdam schon gesagt, reiten. Ich gebe Ihm jetzt Gelegenheit dazu. Reite Er hin und visitiere Er seine Kommissarien. Wie bald gedenkt er fertig zu sein?

— Ein halb Jahr wird wenigstens dazu erfordert

— Nun, das ist gut. Ich gebe Ihm drei Wochen zu Ermeland, zwei zu Marienburg, sechs zum Culmischen, drei zu den Städten an der Netze, sechs zu Pomerellen. Und sowie Er mit einer Provinz fertig ist, muß sofort das Katastrum an die Kammer gegeben und die Kontribution introduzieret werden, und sowie die Besitznehmung geschehen, schreitet Er zum Werke.

Ich verlasse mich auf Ihm, daß Er alles gut und geschwind zu Ende bringet . . .

Der König an seinen Bruder Heinrich

Potsdam, 12. Juni 1772.

. . . Ich habe dieses Preußen gesehen, das ich gewissermaßen aus Ihrer Hand empfangen habe. Es ist eine sehr gute und sehr vorteilhafte Erwerbung, sowohl was die politische Lage des Staates als die Finanzen anlangt. Um jedoch weniger Eifersucht zu erregen, sage ich jedem, der es hören will, daß ich bei meiner Durchreise nur Sand, Tannen, Heide und Juden gesehen habe.

Allerdings legt mir dieses Stück Land auch viel Arbeit auf; denn ich glaube, Kanada ist ebenso zivilisiert wie Pomerellen: keine Ordnung, keine Einteilung. Die Städte sind in einem bejammernswerten Zustande. Culm soll zum Beispiel achthundert Häuser haben, es stehn aber nur hundert. Die Einwohner sind entweder Juden oder Mönche; und andre Städte sind noch erbärmlicher.

Was das Heer anlangt, so habe ich die ganze Kavallerie in dieser Gegend ungefähr ebensogut gefunden wie die unsrige. Betreffs der Infanterie stehn die Garnisonregimenter der Provinz sicher den Feldregimentern gleich. Die Feldregimenter sind größer als die Berliner. Es werden aber einige Änderungen in dem Personal der Stabsoffiziere und auch in dem der Subalternoffiziere nötig sein.

Der große Fehler in der Ausbildung der Truppen besteht darin, daß sie schlecht laden, beim Vorgehen nicht ordentlich Schritt halten und nicht gut zielen. Alles dies wird sich jedoch im Laufe des Jahres einüben lassen, und so Gott will, kann die ganze Armee im nächsten Jahre einheitlich und gleichmäßig organisiert sein . . .

Der König an seinen Neffen, den Prinzen von Preußen, den späteren König Friedrich Wilhelm II.

Potsdam, 28. September 1772.

Ich ersehe mit großer Befriedigung aus Ihrem Schreiben vom 27. dieses Monats, wie lebhaft Sie an der Freude teil-

nehmen, die ich über die beträchtliche Vergrößerung meiner Staaten empfinde, die ich soeben erlangt habe, und die mir um so angenehmer ist, als Sie mit der Zeit die Früchte davon ernten werden . . .

Ich arbeite für Sie, aber Sie müssen daran denken, zu erhalten, was ich gestalte, und wenn Sie träge und gleichgültig sind, so werden Sie unter Ihren Händen zerrinnen sehen, was ich mit so viel Mühe gesammelt habe.

Anekdote Der Bischof von Ermeland hatte durch die Teilung Polens beträchtliche Einkünfte eingebüßt. Als er 1773 dem Könige in Potsdam seine Aufwartung machte, fragte ihn dieser: „Sie können mich wohl unmöglich lieb haben?" Der Geistliche antwortete, er werde nie die Pflichten des Untertanen gegen seinen Monarchen vergessen. „Ich", meinte der König, „bin Ihr sehr guter Freund und rechne stark auf Ihre Freundschaft. Sollte mir Petrus einst den Eingang ins Paradies versagen, so werden Sie, hoffe ich, die Güte haben, mich unter Ihrem Mantel unbemerkt hineinzutragen." „Das wird schwerlich angehen," sagte der Bischof, „Eure Majestät haben Ihn zu sehr beschnitten als daß man noch Kontrebande darunter verstecken könnte."

Randverfügung auf der Bittschrift des Vorstehers der Katharinenkirche zu Potsdam, der König möge von dem beabsichtigten Bau von Bogenfenstern um die Kirche Abstand nehmen, da diese dadurch zuviel Licht verlieren würde: „Selig sind die da nicht sehen und doch glauben."

Der König an seine Schwester Ulrike

Königin von Schweden.

Berlin, 20. Mai 1771.

. . . Sie richten an mich eine sehr metaphysische Frage, liebe Schwester, Sie wünschen, daß ich Ihnen die fatale Verkettung der Ursachen erkläre, die unsre Pläne vereitelt und uns in Unglück jeder Art stürzen. Ich bin fest überzeugt, daß das höchste Wesen, der Urheber alles Guten, nicht der des Bösen sein kann, das würde einen philosophischen Widerspruch und eine abscheuliche Blasphemie gegen den Urheber alles Guten bedeuten. Aber ohne so weit zu gehen, will

finden dieses unvermeidliche Verhängnis in dem Spiel von Nebenursachen, in der Erregung einer Menge von Geistern, die sich in ihren Absichten entgegenarbeiten, in der Gestaltung unsers Innern, die uns so verschieden macht, in unsern Leidenschaften, die uns fortwährend erregen und plagen. Das sind die Ursachen, liebe Schwester, die die Menschen unglücklich machen, und je weniger Gesittung ein Volk hat, um so mehr entfesseln sich die Leidenschaften und richten Verheerungen an. In den republikanischen Staaten sind die Erschütterungen heftiger als in den monarchischen durch die Menge von Personen, die auf die Regierung Einfluß haben; und sobald der Geist der Korruption in einer Republik entsteht, dann ist es darum geschehen, und Unredlichkeit, Treulosigkeit und Verräterei nehmen überhand. In monarchischen Ländern würde es ebenso sein, wenn nicht die Menschen im Zaume gehalten würden, und wenn die Furcht sie nicht hinderte, Böses zu tun; denn, allgemein gesprochen, ist der Mensch ein elendes Wesen, das im Zaume gehalten sein will, wenn es nicht der Gesellschaft schädlich werden soll. Das sind, liebe Schwester, traurige Wahrheiten, die ich Ihnen sage, aber wer lange mit den Menschen gelebt hat, wer sie durch die Erfahrung einer Regierung von dreißig Jahren kennt, wird kein Loblied auf sie singen . . .

Das ist ungefähr alles, was uns die Philosophie über diese Frage lehrt, aber, liebe Schwester, es gereicht kaum zum Troste, denn wenn man auch das Leben des glücklichsten Menschen zusammenfaßt, findet man, daß die Summe der Übel die des Guten überwiegt. Niemand hat uns gefragt, ob wir zur Welt kommen wollten; man setzt uns hinein, Gott weiß wie, um an Körper und Geist zu leiden und um zu sterben, ohne daß wir wissen, warum es nötig war, daß wir diese Metamorphosen und so viele grausame Erlebnisse ertragen, um schließlich sehr betrübt über die dumme Rolle, die man uns spielen ließ, ins Grab zu steigen. Das sicherste Teil ist, die Dinge hier unten mit philosophischem Gleichmut und die Welt als einen Übergangsort, eine Herberge, in der wir uns nicht lange aufhalten, anzusehen, Vergnü-

gungen so lebhaft als möglich zu empfinden und sich eine Art von Schwielen gegen den Kummer anzuschaffen.

Randverfügung auf dem Gesuch des Kapitäns von Diebitsch um Versetzung zu einem Regiment: „er weis Selber nicht was er Wil, er ist bei die Cavalerie gewesen denn Quartir Meister nahm Wider den ein Regiment, Wint, Wint, Wint.

Randverfügung auf dem Gesuch des Generalmajors von Wolfersdorf, eine Inspektionsreise gemeinsam mit dem entsprechenden Kammerpräsidenten machen zu dürfen: „Das ist guht aber der Präsident ist ein Dumer Teufel er sol den Director mitnehmen."

Anekdote Der Kandidat der Theologie Hydebein, ein Ungar, hatte seine Studien an der Universität Frankfurt a. d. Oder beendet, und war eben im Begriff, seine Bücher und was er sonst in die Heimat mitzunehmen willens war, zusammenzupacken. Gleichzeitig legte er diejenigen Bücher beiseite, die, wie er wußte, die österreichischen Zensoren nicht ins Land lassen würden. Er bildete von ihnen ein Bündlein, das immer mehr anschwoll und auf dem zuletzt alle seine Lieblinge beieinanderlagen. Die Werke der englischen und französischen Philosophen und auch einige deutsche freigeistige Schriften waren so wie auf einem geistigen Scheiterhaufen aufgehäuft. Zuletzt kam den Kandidaten auch ein Traktat des Königs von Preußen in die Hände, er legte ihn seufzend zu den anderen. „Ja" hatte er, „in Wien ist auch deine Macht zu Ende." Aber im gleichen Augenblick kam ihm der Gedanke, daß das wohl allzu literaturhaft für einen Verehrer des großen Königs gedacht sei, und nach einem Nachdenken beschloß er, zum mindesten die Probe zu wagen.

„Er wird ja meinetwegen keinen Krieg mit der Kaiserin anfangen, aber den Versuch, unter seinem Schutz den Jesuiten in Wien zu entrinnen, lohnt es gewiß."

Wenige Tage später stand der Student im Park von Sanssouci dem Könige von Preußen gegenüber, dem er sich auf einem Spaziergang klug in den Weg gebracht hatte. Auch war sein Aussehen und sein plötzlich mit schlecht verhehlter Bitte auf den König gerichteter Blick von so gutem, gewinnendem Eindruck, daß Friedrich mit seinen Windspielen stehen blieb und den Fremden ansprach.

„Er ist Student?"

„Jawohl, Majestät."

„Theologe aus Halle. Man hört es an seiner Stimme."

„Theologe, ja; aber aus Frankfurt. In Halle sind die Pietisten."

„Was kümmert das Ihn? Er ist doch nicht etwa ein Freigeist?"

„Majestät, ich liebe die Freiheit des Denkens und die Freiheit der Gewissen; um derentwillen möchte ich ein Untertan Eurer Majestät sein."

„Was für ein Landskind ist Er denn?"

„Aus Ungarn, Majestät."

„Warum studiert Er das Evangelium nicht in Seinem Lande?"

„Eure Majestät wissen, daß uns in Ungarn die Glaubensfreiheit immer mehr beschränkt wird."

„Da wird Er also mit seiner Gewissensfreiheit übel ankommen."

„Jawohl, Majestät . . ." Des Studenten Stimme begann zu schwanken, weil er nun auf das kam, woran ihm am meisten gelegen war. — „Man wird mir vor allem jede Möglichkeit nehmen, meinen Geist durch das Studium der aufgeklärten Philosophen noch weiter zu erhellen und zu erbauen."

„Wer will Ihm das in seiner Kammer verbieten?"

„Die Jesuiten in Wien, die zu Bücherrevisoren bestellt sind; sie werden mich kein freigeistig Buch lassen ins Land bringen."

Nun merkte der König, wohin der Theologe zielte:

„Ei was," sagte er, „wozu braucht Er denn auch Bücher, wenn Er alles wohl studiert hat und in Seinem Kopf mit nach Hause trägt?"

„Eure Majestät," sagte der Student ein wenig keck, „sind wohl viel erfahrener als ich, und ich halte doch dafür, daß Eure Majestät ohne Bücher nicht leben möchten."

„Ich sehe schon," sagte der König, „daß Er ein Büchernarr ist."

„Ach nein, aber ein Gelehrter braucht immer gute Gesellschaft, Majestät."

„Ja, ja," sagte der König freundlich, „aber die guten Bücher werden Ihm die Zensoren auch lassen."

„Nein, Majestät, ich getraue mich nicht einen Philosophen von Bedeutung über die Grenze zu bringen, und wenn es die Schriften Eurer Majestät selbst wären."

Der König sah mit lustigem Wohlgefallen die Angel, die ihm da der Student hinhielt, aber geneigt ihm zu helfen, ließ er sich fangen.

„Vor meinen Schriften," sagte er, „wird man doch auch in Wien einigen Respekt haben."

„Nichts werden mir die Jesuiten lieber fortnehmen."

Friedrich hob den Stock und klopfte dem Studenten, dessen geschickte Kühnheit ihm gefiel, auf die Schulter:

„Da will ich Ihm einen guten Rat geben. Nehme Er Seine Bücher in Gottes Namen mit und sage Er nur, der König von Preußen habe sie Ihm geschenkt."

„Das wäre erstlich wider die Wahrheit, Majestät."

„Das gehört zu Seinem Beruf," sagte der König, „aber melde Er sich in der Kanzlei, da wird man sie Ihm geben."

Der Student verbeugte sich und dankte. Als er dennoch nicht ging, fragte der König: „Und was will Er noch?"

„Wenn man mir die Bücher nun doch abnimmt?"

„Das werden die Wiener nicht wagen."

Der Student lächelte ungläubig.

„Dann meld Er sich bei meinem Gesandten in Wien, und nun gehe Er."

So erhielt der Student eine vortreffliche Ausgabe der Werke des Königs, kaufte noch ungefähr sämtliche Schriften der Aufklärung, die er erlangen konnte, und packte sie zu den übrigen, um unter dem Schutz der preußischen Macht möglichst reiche Fracht in die Heimat zu bringen. An der Grenze wurde, wie er vorausgesehen, alles beschlagnahmt und nach Wien zur Zensur geschickt.

Mit spitzen Fingern hoben die beiden Zensoren in dem dunklen Jesuitenkolleg eine Greuelschrift der Aufklärung nach der andern aus dem Pack des Studenten, hielten sie unter ihre Vogelnasen und ließen sie alle ohne Umstände in eine Ecke des Zimmers zu Boden fallen. Zuletzt kamen sie auch an die Schriften des Königs; der Student, der mit gesenktem Blick der ganzen Prozedur beiwohnte, beobachtete mit Vergnügen, wie die Jesuiten auch diese Bücher und noch mit besonderem Mißfallen in die Ecke der Verdammnis zu werfen begannen.

„Aber meine hochwürdigen Herren," sagte er mit der Stimme eines Mannes, der nun endlich seinen Trumpf losschlagen kann, „bedenken Sie doch, daß mir diese Bücher von Seiner Majestät dem König von Preußen selbst geschenkt worden."

„Was geht uns der König von Preußen an?" rief der eine der Jesuitenpater spitz. „Wir sind hier in Wien. Sei Er froh, wenn Er nicht noch für die Frechheit, solch Zeug in sein Vaterland zu verschleppen, selbst eingezogen wird."

Der Student verbeugte sich tief und eilte, die Fackel des Kriegs zwischen Potsdam und Wien in der Hand, von den ahnungslosen Jesuiten zum preußischen Gesandten. Der eröffnete den Feldzug damit, daß er zunächst Anlaß und Grund des Streites, den Studenten Hedhessi, wohl verproviantierte und in Sicherheit brachte. Er ließ ihn durch einen Kurier in den besten Gasthof von Wien einquartieren, mit der ausdrücklichen Weisung, dort so gut es ihm möglich sei, gegen Weine und Speisen zu streiten und eine schöne Rechnung zusammenzubringen. Der Kandidat, an

magere Schüsseln und dünne Weine gewohnt, versprach, das Seine zu tun und seinen Posten im Streit redlich zu erfüllen.

Unterdessen brachte ein Läufer außer anderem die Nachricht auch dieser Wiener Ereignisse nach Potsdam zum König, der mit Feldherrnblick längst den schwächsten Punkt des Gegners erkannt hatte und nun überrumpelte. Er befahl, die Türen zur Bibliothek des Breslauer Jesuitenkollegiums zu versiegeln und mit zwei Schildwachen zu besetzen; außerdem die Siegel täglich durch einen Leutnant und einen Kammerkalkulator nachprüfen zu lassen, die Kosten der Versiegelung aber mit dreißig Talern und den Unterhalt für die Schildwachen mit je einem Taler, für den Leutnant mit je zwei Talern auf den Tag, den Jesuiten aufzulegen.

Die ehrwürdigen Väter erschraken und erstaunten sehr über diese Maßregel des duldsamen Königs und begriffen nicht, wo er an ihrem vorsichtigen und aalglatten Benehmen einen Grund zur Mißstimmung gefunden. Da ihnen in Breslau darüber niemand Auskunft geben konnte, mußten sie sich endlich entschließen, eine Deputation nach Potsdam zu schicken, um vom König selbst Aufklärung zu erlangen. Als die Abgesandten ankamen, zögerte Friedrich, der sonst niemand gerne lang warten ließ, die Audienz mit Geschick noch eine Woche oder zwei hinaus; dann empfing er die frommen Väter mit solcher Freundlichkeit und in so guter Laune, daß sie völlig verwirrt wurden. Nachdem er über dies und jenes mit ihnen geplaudert und ihnen kaum Zeit gelassen hatte, an ihre Angelegenheit zu denken, wandte er sich zum Gehen. Die Gestalten der Gesandten klappten zusammen und unterthanig eilend und vorwurfsvoll brachten sie ihre Botschaft vor.

„Aha," sagte der König, „ihr kommt wegen der Bibliothek. Das ist nicht meine Sache. Übrigens nur eine Bagatelle. Mein Gesandter in Wien wird darüber gern Auskunft geben. Ich bin euer gnädiger König wie immer, adieu."

Die weisen Väter zogen so gescheit wie zuvor nach Breslau zurück und von dort nach einigem Zögern nach Wien, um in der Stadt, wo sie und ihr Orden die eigentlichen Herrscher waren, den Gesandten des Ketzerkönigs um Auskunft zu bitten. Der Gesandte, der zunächst ein wenig erstaunt tat, als wäre auch ihm die ganze Angelegenheit dunkel, erinnerte sich dann wie nebenbei des ungarischen Studenten und wies die Breslauer Jesuiten an ihre allmächtigen Wiener Brüder.

„Die Herren von der Zensur," sagte er, „werden leicht die ganze Sache in Ordnung bringen."

Wenige Stunden später war der Kandidat Hedhessi im Besitz seiner sämtlichen Bücher, und die Patres kamen zum preußischen Gesandten, um ihn von der Beilegung des Streites zu unterrichten und ihren Abschied von ihm zu nehmen.

„Übrigens noch eine Kleinigkeit, meine Herren," sagte der Gesandte, und reichte ihnen eine Handvoll sauberlich geschriebener Rechnungen des Wirtes vom Goldenen Löwen. Immer säuerlicher verzog sich das Gesicht der Vater, als sie sahen, wie viel guter Rheinwein, wie mancher treffliche Fisch und beschmückte Braten da eine glatte Kandidatengurgel hinabgeschwommen war und zuletzt das schöne Endergebnis von 99 Dukaten gebracht hatte. Aber es blieb ihnen nichts anderes, als sich mit guter Miene in das üble Spiel zu schicken. Sie bezahlten, und des Kandidaten goldene Tage hatten wie alle schönen Märchen ein Ende. Er war ein wenig wohlbeleibt geworden, so redlich hatte er im Kampf für Aufklärung und Zensurfreiheit seinen Mann gestanden.

Die Bibliothek in Breslau wurde sogleich entpuppt, aber ein Brief des Königs an den Pater Rektor des Kollegiums warf noch einiges Salz in die frischen Wunden:

„Ihr werdet," schrieb er, „Eure Herren Confratres in Wien und das Personal des dortigen Conjuncturi wohl warnen, daß sie an dem Candidaten der Theologie Hedbeffi aus Ungarn Rache üben. Ich werde mich fleißig nach dem Wohlsein dieses Mannes erkundigen. Bekommt er nicht die beste Pfarre in Ungarn, oder sollten er und die Seinigen, oder überhaupt die Reformirten und Protestanten cujonirt und chikanirt werden, so mögt ihr und Euer Kloster dafür stehen, da halte ich mich an Euch. Ich bin u. s. w.

Friedrich

Randverfügung

auf dem Gesuch des Obersten von Lestwitz um den Heimathsconsens für verschiedene seiner Offiziere „wann Husaren Weiber nehmen, so seindt Sie selten noch dan ein Schus pulver werth aber dem ist Meinte daß Sie doch gubt Dinge wurden. Sie wollte ich es erlauben."

Der König an d'Alembert

Der französischen Philosophen, den er einst an Voltaire's Stelle setzte, bemitleidend

Potsdam, 16. September 1771.

. . Glauben Sie indes nicht, Ihr Franzosen seyet die einzigen, die zu leiden hatten. Wir fühlen hier in Deutschland Plagen, die fast ärger sind als das Unheil, das der Mangel das Stocken im Umlaufe der baren Gelder verursacht. Wir haben zwei aufeinanderfolgende schlechte Ernten gehabt, im ersten Jahre hatte die Vorsicht vorgebeugt, aber das zweite hat uns unvorbereitet überrascht. Die Magazine sind leer,

und vielleicht wird kaum all unsre Muhe hinreichen, das Volk zu ernähren und die Ernte des nächsten Jahres zu gewinnen.

Das ist das Schicksal der Menschen in dieser besten aller möglichen Welten. Ich füge meine physischen Klagen zu Ihren moralischen hinzu, aber dem ungeachtet bleibt alles, wie es ist. Ich bekenne Ihnen, daß ich großes Verlangen hatte, den Völkern des Orients und meinen barbarischen Nachbarn, den Sarmaten, den Frieden wiederzuschaffen. Aber ich fürchte sehr, es wird mir nicht gelingen. Eher würde man Jansenisten und Molinisten vereinigen als eine gewisse Anzahl gekrönter Häupter unter einen hut bringen! Es sei darum, wenn sich nur dieses Feuer nicht von Nachbar zu Nachbar verbreitet und auf die angrenzenden Häuser Funken wirft . . .

Alles genau überlegt, muß man demnach die Dinge lassen, wie sie sind; man muß sich mit Brot versorgen, wenn es selten ist; man muß Geld ausfindig machen, wenn man dessen bedarf; auf dem öffentlichen Markt: Kredit! Kredit! ausrufen; die Leute Krieg führen lassen, die keinen Frieden haben wollen; es zugeben, daß sogenannte Philosophen Schmähungen drucken, und sich daran begnügen, in seinem Hause Frieden zu haben . . .

4. Dezember 1772.

. . . Während aller dieser verschiednen Bewegungen will man den Jesuitenorden gänzlich aufheben; endlich muß der Papst, nach langen Ausflüchten, wie er es nennt, dem Ungestüm der ältern Söhne seiner Kirche nachgeben. Ich habe einen Abgesandten vom General der Jünger des Ignatius erhalten, der in mich dringt, mich öffentlich zum Beschützer dieses Ordens zu erklären. Meine Antwort war: daß, als Ludwig XV. für gut hielt, das Regiment Fitzjames aufzuheben, ich nicht geglaubt hätte, mich dieses Korps annehmen zu müssen, und daß so auch der Papst in seinen Sachen Herr und Meister bleibe, Reformen vorzunehmen, wie sie ihm gut dünkten, ohne daß sich Ketzer dareinmischen könnten.

Sie klagen stets über die geringe Achtung, die Ihre Fran-

zosen jetzt für die Wissenschaften hegen. Eine Menge Ursachen tragen dazu bei. Die Nation, die den Ruhm liebt, schützte die ersten großen Männer, die ihrem Vaterlande nach dem Wiederaufleben der Wissenschaften durch ihre Schriften Ehre brachten, und unter denen einige den berühmtesten alten Schriftstellern an Verdienst nichts nachgaben. In der Folge übersättigte man sich an diesen Meisterstücken; die Schriftsteller, die den großen Meistern folgten, waren ihnen nicht gleich; die Gelehrsamkeit wurde weniger gründlich, und jeder gab sich mit Schreiben und Druckenlassen ab. Der größte Teil dieser Schriftsteller war seines Lebenswandels wegen verschrien und konnte sicher nicht die Achtung des Publikums erwerben; von der Verachtung der Person geht man nur zu leicht zu der Verachtung der Kunst über. Zu diesen Betrachtungen kommt noch, daß Paris ein Abgrund der Liederlichkeit ist, in den sich Ihre feurige Jugend stürzt: viele kommen darin um oder verlieren wenigstens den Geschmack an der Arbeit. Und da die Menschen nur die Dinge lieben, in denen sie es vorwärts zu bringen hoffen, so kann diese unbesonnene Jugend, die nur die groben, sinnlichen Vergnügungen kennt, die Kunst nicht lieben, mit denen sie nicht genug bekannt ist, um darüber zu urteilen: es fällt ihr leichter, das, was sie nicht studiert hat, zu verachten, als ihre Unwissenheit zu bekennen. Welche Zeit bleibt einem Manne, der in der großen Welt zu Paris lebt, übrig — ich will nicht sagen zum Studieren — sondern nur zum Denken? . . .

Der König in seiner Schrift „Versuch über die Eigenliebe, als moralisches Prinzip betrachtet."

(1. Januar 1770 an d'Alembert geschrieben.)

Begnügen wir uns, in der Stille anzubeten und die Regungen unsers Herzens auf die Gefühle einer tiefen Dankbarkeit gegen das Wesen der Wesen zu beschränken, in welchem und durch welches alle Wesen sind.

Da uns weder äußere Dinge noch jene Glücksfälle, welche die bewegliche Weltbühne abwechselnd hervorbringt und zerstört, wahre Glückseligkeit gewähren können, so muß man die

letztere einzig in sich selbst suchen. Es gibt keine andere, ich wiederhole es, als die Seelenruhe.

Ich beschränke mich auf die Behauptung, daß jeder, der neue Grundsätze zur Verbesserung der Sitten auffindet, der Gesellschaft einen wichtigen Dienst leistet, ja, ich wage sogar zu sagen: der Religion.

Der König an den Abbé Bastiani in Breslau

Bastiani, ein Schneidersohn aus Venedig, ehemaliger Franziskaner, von riesenhafter Körpergröße, später Dompropst in Berlin und vom König wegen seiner Schlagfertigkeit geschätzt

Potsdam, 8. Oktober 1775.

Ich bin dem Kapitel der Kollegiatkirche in Breslau sehr dankbar für die Gefälligkeit, womit es mir einige seiner Reliquien der heiligen Hedwig abgetreten hat, und werde Sorge tragen, daß diese dem Bischof von Ermeland bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Kirche in Berlin zugestellt werden.

Sie werden nicht verfehlen, dem Kapitel meinen aufrichtigen Dank auszusprechen und hinzuzufügen, daß ich mir vorbehalte, ihm seinerzeit meine Erkenntlichkeit zu beweisen.

In einigen Tagen soll die Kirche gesegnet, eingeweiht und der Mummenschanz gefeiert werden. Glauben die Leute jetzt noch nicht an meine Toleranz, so sind sie sehr schwierig. Weder in Bamberg, Würzburg noch in Salzburg wird eine lutherische oder kalvinistische Kirche gebaut werden.

Ihr andern habt, wer Ihr auch immer sein moget, immer noch die Wut des hitzigen Fiebers des Fanatismus in Euch: Ihr seid nur halbe Menschen.

Anekdote Bastiani speist beim König. Auf der Tafel steht ein kunstreicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser gefüllt, der aber trotz aller Bemühungen des Hofkonditors nicht springen will. Der König schickt den Konditor fort und niemand denkt mehr an den Brunnen, bis dieser nach geraumer Zeit plötzlich zu springen anfangt. Da fragt der König den Abbé Bastiani: „Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, würde man es für ein Mirakel erklärt haben?“ Schlagfertig erwidert Bastiani: „In Eurer Majestät Gegenwart schwerlich.“

Bei einer andern Gelegenheit fragt der König Bastiani: „Wenn Sie die päpstliche Tiara erlangt haben werden, die Ihnen Ihr frommer Lebenswandel gewiß noch eintragen wird, wie werden Sie mich aufnehmen, wenn ich nach Rom komme, Ihnen aufzuwarten?“ „Man lasse den schwarzen Adler herein, werde ich sagen, er decke mich mit seinem Flügel, aber er verschone mich mit seinem Schnabel.“

Der König an Voltaire

Potsdam, 9. Oktober 1775.

Ich sehe mit Schmerz, daß seit Ihrer Abreise von hier nun beinahe zwanzig Jahre verlaufen sind. Ihre Erinnerung zeigt mich Ihnen noch so, wie ich damals war, aber wenn Sie mich sehen sollten, so würden Sie statt eines jungen Mannes, der immer tanzen zu wollen schien, nur einen hinfälligen und abgelebten Greis finden. Ich verliere mit jedem Tage einen Teil meiner Existenz und nähere mich unvermerkt der Behausung, aus der noch niemand mit Nachrichten zurückgekommen ist.

Man will bemerkt haben, daß die meisten alten Soldaten am Ende geschwätzig werden, und daß die Gelehrten ihren Geist besser erhalten. Der große Conde, Marlborough und der Prinz Eugen sahen den denkenden Teil ihres Wesens vor ihrem Leibe absterben, und mir konnte es, ohne daß ich Ihre Talente gehabt habe, wohl ebenso gehn. Homer, Varro, Fontenelle und so viele andre erreichten, wie bekannt, ein hohes Alter, ohne von ebensolchen Schwachheiten befallen zu werden. Ich wünsche, daß Sie alle jene Männer durch langes Leben übertreffen mögen, so wie Sie es durch Geistesarbeiten getan haben, und bekümmere mich übrigens nicht um das Schicksal, das mich erwartet, und um einige Jahre mehr oder weniger, die gegen die Ewigkeit ein bloßes Nichts sind.

Nächsten wird der Bischof von Ermeland die katholische Kirche in Berlin einweihen. Diese für uns ganz ungewöhnliche Zeremonie zieht eine große Menge Neugieriger herbei. In der Diözese dieses Bischofs befindet sich das Grabmal

des Kopernikus, dem ich, wie billig, ein Mausoleum errichten werde. Man verbreitete zu seiner Zeit eine Menge Irrtümer; er allein lehrte einige nützliche Wahrheiten und wurde nicht verfolgt . . .

Doch nun wieder zu dem Könige von Polen, über den Sie in Ihrem Briefe sprechen. Fast ganz Europa glaubt, die Teilung von Polen sei eine Folge der listigen Politik, die man mir zuschreibt; das ist aber so falsch wie nur irgend etwas in der Welt. Ich schlug vergeblich verschiedne Auskunftswege vor und mußte endlich meine Zuflucht zu dieser Teilung nehmen, da sie das einzige Mittel war, einen allgemeinen Krieg zu verhüten. Der Anschein ist betrügerisch, und das Publikum urteilt doch nur nach ihm. Was ich Ihnen hier sage, ist ebenso wahr wie der 48ste Satz des Euklid.

Sie wundern sich darüber, daß wir, der Kaiser und ich, uns nicht in die Unruhen im Osten mischen? Für den Kaiser mag Ihnen der Fürst Kaunitz antworten, der Ihnen seine geheime Politik aufdecken kann. Ich selbst nehme schon seit langer Zeit an den Operationen der Russen durch die Subsidien Anteil, die ich ihnen bezahle, und Sie sollten wissen, daß ein Alliierter nicht Geld und Truppen zu gleicher Zeit liefert. Durch meine Verbindung mit der Kaiserin von Rußland habe ich nur mittelbar bei diesen Unruhen zu tun; für meine Person habe ich dem Kriege entsagt, weil ich mich vor der Exkommunikation der Philosophen fürchte.

Ich habe den Artikel Krieg in Ihren Enzyklopädischen Fragen mit Schaudern gelesen. Wie kann ein Fürst seine Truppen, die eine Uniform von grobem, blauem Tuch und Hüte mit einer weißen Schnur tragen, wenn sie sich erst genug haben links und rechts drehen müssen, dann auch zum Ruhme hinführen, ohne den schönen Titel Räuberhauptmann zu verdienen, da er ja nur einen Schwarm von Müßiggängern unter sich hat, die aus Not gedungne Henker werden, um unter ihm in allen Ehren das Straßenräuberhandwerk zu treiben? Haben Sie vergessen, daß der Krieg eine Landplage ist, die alle andern zusammen aufwiegt, und mit der

obendrein noch alle möglichen Verbrechen verbunden sind? Sie sehen wohl, daß sich ein Mann, dem sein guter Ruf nur ein wenig am Herzen liegt, wenn er diese weisen Grundsätze gelesen hat, in acht nehmen muß, Namen zu bekommen, die man sonst nur den niedrigsten Bösewichtern gibt . . .

Ich leugne nicht, daß die Regierung der Türken hart, ja sogar barbarisch ist; auch gestehe ich zu, daß von allen Provinzen, die ihnen unterworfen sind, besonders Griechenland am meisten beklagt zu werden verdient. Aber erinnern Sie sich nur, was für ein ungerechtes Urteil der Areopag über den Sokrates fällte; ferner wie barbarisch die Athener mit ihren Admiralen umgingen, als diese nach einem unglücklichen Seetreffen wegen eines Sturmes ihre Toten nicht hatten begraben können. Sie selber sagen, die Griechen mochten wohl zur Strafe dieser Verbrechen von Barbaren unterjocht und herabgewürdigt worden sein. Kommt es mir zu, sie zu befreien? Weiß ich, ob der Zeitraum, der ihnen zum Bußetun bestimmt wurde, schon vorüber ist, oder wie lange er noch dauern wird? Soll ich, der ich nur Staub und Asche bin, mich den Ratschlägen der Vorsehung widersetzen? Genug, den Frieden, den wir genießen, zu erhalten! Man müßte wahnsinnig sein, wenn man ihn stören wollte. Sie glauben vielleicht, mehr als ich gesagt habe, wisse ich auch nicht; aber keineswegs! ich kann Ihnen noch einen Grund anführen, der ebenso triftig ist wie die vorigen. Man ist nämlich in Rußland überzeugt, es sei der Würde des Reiches zuwider, fremden Beistand zu gebrauchen, da es für sich selbst Kräfte genug hat, diesen Krieg glücklich zu endigen . . .

21. Oktober 1773

Ist es mir auch auf immer untersagt, Sie wiederzusehen, so ist es mir doch um nichts weniger lieb, daß die Herzogin von Württemberg Sie gesprochen hat. Freilich ist dieser Umgang durch Stellvertretung das Schauen von Angesicht zu Angesicht nicht auf, und durch Erzählungen oder

Briefe kann niemand Voltaire ersetzt werden, wenn man ihn in Person gehabt hat.

Ich billige die edeln Tranen, die Sie bei dem Andenken an meine verstorbne Schwester vergossen haben; gewiß hätte ich mitgeweint, wenn ich bei dieser rührenden Szene zugegen gewesen wäre. Mag es Schwachheit oder übertriebne Verehrung sein, genug, ich habe für diese Schwester das ausgeführt, worauf Cicero für seine Tullia dachte, und ihr zu Ehren einen Tempel der Freundschaft errichten lassen. Im Hintergrunde steht ihre Statue, und an jeder Säule ist ein Medaillon eines Helden angebracht, der sich durch Freundschaft berühmt gemacht hat. Ich schicke Ihnen die Zeichnung davon mit. Der Tempel liegt in einem Teile meines Gartens, und ich gehe oft dahin, um an so manchen Verlust und an das Glück zu denken, das ich ehemals genoß.

Nun bin ich schon länger als einen Monat von meinen Reisen zurück. Ich war in Preußen, um die Leibeigenschaft aufzuheben, barbarische Gesetze abzuschaffen, vernünftigere an ihre Stelle zu setzen, einen Kanal eröffnen zu lassen, der die Weichsel, die Netze, Warthe, Oder und Elbe miteinander verbinden soll, Städte wieder aufzubauen, die seit der Pest im Jahre 1709 wüstgeblieben sind, Sümpfe von zwanzig Meilen auszutrocknen und einige Ordnung einzuführen, die man dort nicht einmal dem Namen nach kannte. Dann habe ich in Schlesien meine armen Ignatianer über die Strenge des römischen Hofes getröstet, ihrem Orden neue Kräfte gegeben und sie nach Provinzen verteilt. So erhalte ich sie und mache sie dem Staate nützlich, da ich ihre Schulen zum Unterrichte der Jugend angewandt wissen will, dem sie sich nun ganz widmen werden. Außerdem habe ich Anstalten getroffen, daß in Oberschlesien, wo noch unbebautes Land war, sechzig Dörfer angelegt und jedes mit zwanzig Familien besetzt werden soll; ferner habe ich zur Beförderung des Handels Landstraßen durch die Gebirge anlegen und ebendaselbst zwei abgebrannte Städte wieder herstellen lassen, die vorher nur hölzerne Häuser hatten, nun aber aus Ziegeln und zum Teil sogar aus im Gebirge gebrochnen Steinen ge-

baut werden sollen. Von den Truppen sage ich Ihnen nichts; denn dieses Kapitel ist in Ferney zu strenge verboten, als daß ich davon sprechen sollte.

Daß ich bei allen diesen Geschäften die Arme nicht habe kreuzen können, werden Sie selbst einsehen.

Ach, weil ich doch gerade vom Kreuzen rede! Weder der Kaiser noch ich werden einen Kreuzzug gegen die Nation unternehmen, die den Schauplatz der ehemaligen Kreuzfahrer besitzt; es sind keine Reliquien mehr aus Jerusalem zu holen. Hoffentlich wird in diesem Winter Friede werden, und im übrigen lieben wir das Sprichwort: Leben und leben lassen. Es ist ja kaum zehn Jahre lang Friede gewesen. Man muß ihn so lange zu erhalten suchen, wie man es ohne Gefahr tun kann, aber sich denn doch bei dem allem in eine solche Verfassung setzen, daß man nicht von einem Räuberhauptmann, der eine gedungne Bande anführt, unvorbereitet überrascht werden kann. Dieses System hatten weder Richelieu noch Mazarin, aber dafür haben es viele Völker, und die Völker müssen das Hauptaugenmerk der Regenten sein

Ich wünsche Ihnen diesen Frieden nebst allem möglichen Glück und hoffe, der Patriarch von Ferney wird den Philosophen von Sanssouci nicht vergessen, der bis zum Erlöschen seiner Lebensflamme sein Genie bewundern wird. Vale.

Randverfügung auf einem Gesuch um Konzessionierung und Unterstützung der Anlage einer Kattun- und Rumfabrik: „Ich wills den Teufel thun ich wünsche daß daß giftig garstigs Zeug gar nicht da Ware und getrunken würde."

Randverfügung auf der Meldung, daß der durchreisende Fürst Sulkowsky seine Aufwartung zu machen wünsche: „Ich hätte in beiden Händen das [illegible]"

Der König an den Oberpräsidenten von Domhardt

Potsdam, 29. Februar 1776.

Daß die Pockeninokulation einen ungemein starken Einfluß auf die Bevölkerung eines Staates haben kann, [illegible]

die Erfahrung bisher hinlänglich bestätiget, und Ich zweifle dahero nicht, daß auch in Ost- und Westpreußen Eltern genug vorhanden sind, welche geneigt sein dürften, dieses Mittel zu Erhaltung ihrer Kinder an die Hand zu nehmen.

Ich werde daher durch meine landesväterliche Vorsorge veranlaßt, ihnen dieses Mittel zu erleichtern, und will zu dem Ende, daß Ihr Meinen ost- und westpreußischen Kammern den Auftrag tun sollet, einen derer in ihrem Bezirk bestellten Ärzte nach Berlin an Meinen Geheimen Rat und englischen Medicum Baylins abzuschicken, um von solchem die beste Art und Weise, diese Inokulation mit Hoffnung des besten Erfolgs zu unternehmen und zu behandeln, zu vernehmen und zu erlernen.

Randverfügung auf dem Gesuch des ehemaligen Kriegsrates Winckelmann, eine ähnliche Staatsstellung in Frankreich annehmen zu dürfen: „hat er hier gestolen, so kann er immer dahinn gehen und auch Stelen."

Der König an Voltaire

Potsdam, 13. August 1775.

. . . Wenn man den Fanatismus vermindern will, so muß man sich nicht an die Bischöfe wagen. Bringt man es aber dahin, die Mönche, besonders die Bettelorden, zu verringern, so wird das Volk lau werden, und da es dann weniger abergläubisch ist, den Regenten gestatten, sie, die Bischöfe, auf das herunterzusetzen, was dem Wohle des Staates zuträglich ist. Das ist der einzige Gang, den man nehmen muß. Wenn man das Gebäude des Unsinns ganz leise und ohne Geräusch untergräbt, so bewirkt man, daß es notwendig von selbst einfällt. Der Papst ist in seiner Lage genötigt, Breves und Bullen zu erlassen, wie seine lieben Söhne sie nur immer von ihm fordern. Seine Macht, die auf dem idealen Ansehen des Glaubens beruht, verliert in eben dem Verhältnis, wie dieser sich vermindert. Wenn noch einige Minister, die über die gemeinen Vorurteile hinaus sind, an die Spitze der Nationen kommen, so wird der Heilige Vater Bankerott machen. Schon

haben seine Wechsel und Anweisungen ihren Kredit zur Hälfte verloren . . .

Potsdam, 8. September 1775.

. . . Sie behaupten mit Recht, daß unsre guten Deutschen erst die Morgenröte der Bildung haben. Die schönen Wissenschaften stehn jetzt bei ihnen auf demselben Punkt, auf dem sie in Frankreich unter Franz dem Ersten standen. Man liebt sie, sucht sie auf, und sie werden von Fremden zu uns verpflanzt; aber der Boden ist noch nicht so dazu vorbereitet, daß er sie selber hervorbringen kann. Der Dreißigjährige Krieg ist für Deutschland schädlicher gewesen, als man auswärts glaubt. Man mußte mit dem Ackerbau anfangen, dann zu Manufakturen und endlich zu einem kleinen Handel fortgehn. So wie alles dies festen Fuß gewinnt, entsteht Wohlstand, und auf ihn folgt der Überfluß, ohne den die Künste nicht gedeihen können. Die Musen verlangen, daß der Fuß des Parnaß von dem Paktolus benetzt wird. Erst muß man etwas zu leben haben, ehe man sich unterrichten und frei denken kann. Athen tat es in den Wissenschaften und schönen Künsten den Spartanern zuvor. Deutschland wird nicht eher Geschmack bekommen, als bis man die klassischen Schriftsteller der Griechen, Römer und Franzosen mit Nachdenken studiert. Dann werden zwei oder drei gute Köpfe die Sprache bestimmen, sie weniger barbarisch machen und den Meisterstücken der Fremden in ihrem Lande das Bürgerrecht verschaffen.

Ich für mein Teil werde, da meine Laufbahn zu Ende geht, diese glückliche Zeit nicht erleben. Gern hätte ich zu ihrem ersten Entstehen etwas beigetragen; aber was hat ein Geschöpf tun können, das zwei Dritteile seines Lebens hindurch von unaufhörlichen Kriegen geplagt wurde, oder die Übel, die sie verursacht hatten, wieder gutmachen mußte, und überdies zu einem so großen Unternehmen viel zu geringe Talente besitzt? . . .

Randverfügung des Königs auf dem Gesuch des Generaldirektoren Perrier die [illegible] unter seine Aufsicht zu stellen. „Ich will keine

Franzoſen Mehr ſie ſeynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen."

Der König an den Miniſter von Goerne

Potsdam, 26. März 1776.

Es iſt Mir zwar Euer Bericht vom 25. dieſes wegen Anſetzung noch eines Rats bei dem fünften Departement und Verteilung des Traktaments zugekommen. Ich muß Euch aber darauf zu erkennen geben, daß daraus nichts werden kann. Es ſind Räte genug bey dem Departement, und bin Ich nicht geſonnen, weder Avancement noch Zulagen zu accordiren. Denn Ich habe noch nichts geſehen, was alle die Rats des gantzen fünften Departements ſonderliches gemacht haben: ſie taugen alle nichts, außer der eintzige Tarrach, der iſt noch was nutze.

Hiernechſt erinnere Euch nochmahlen, in Euren Berichten nicht ſo abſcheulich weitläuftig zu ſein, ſondern gleich ad rem zu kommen, und nicht hundert Wörter zu einer Sache zu gebrauchen, die mit zwei Wörtern geſaget werden kann. Ihr werdet daher ſolches künftig beobachten.

Randverfügung Ein Bauer Havenbrook hat einen Prozeß gegen einen Nachbar gewonnen. Sein Sohn erſchlägt dieſen, weil er die richterliche Entſcheidung ignoriert, und wird darauf zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Unter dieſes Urteil ſchreibt der König: „Seid Ihr Richter, Studierte und gelehrte Räte, ſo ſollt Ihr Euch ſchämen, dergleichen Urteil und Sentenz abzufaſſen. Ich will nach der Vernunft und dem Rechte der Natur, daß Havenbrook geköpft und ſein Körper verſcharrt werden ſoll."

Der König an den Baron von Arnim

Direktor der Königlichen Schauſpiele.

Potsdam, 5. Juli 1776.

Ich werde aus Eurer Vorſtellung vom 4. dieſes gewahr, daß Ihr ſehr ſanftmütig und ein großer Freund ſeid von der Mara und ihrem Mann, weil Ihr Euch derſelben ſo ſehr annehmet, und vor ſie das Wort führet. Ich muß Euch aber

nur sagen, daß Eure Sanftmut hier schlecht angebracht ist, und daß Ihr weit klüger handeln werdet, wenn Ihr dasjenige tut, was Ich Euch befehle, und Euch nicht angewöhnet zu raisonniren; denn das liebe Ich durchaus nicht, und müsset Ihr Euch dergleichen nicht im Sinn kommen lassen. Die Mara soll die Arien singen, wie Ich es verlange, und nicht widerspenstig sein, wo sie nicht will, daß es ihr ebenso wie ihrem Mann ergehen soll. Und er soll sitzen bis auf weitere Ordre. Danach kann sie sich nur richten.

Ihr hingegen müsset Euch nicht einbilden, daß Ihr Mein geheimer Rat seid. Dazu habe Euch nicht angenommen, sondern Ihr habt Euch besser zu befleißigen, Meinen Ordres Parition zu leisten, wenn Ihr wollet, daß Ich ferner sei Euer gnädiger König.

Randverfügung auf dem Gesuch des Landrats von Wobeser um Ersatz von Brandschaden. „am jüngsten Tag kriegt ein jeder alles Wieder was er in diesem Leben verlohren hat"

Der König an Voltaire.

Potsdam, 7. September 1770.

Man erweist mir viel Ehre, wenn man in der Schweiz von mir spricht; die Zeitungsschreiber müssen ungeheueren Mangel an Stoff haben, da sie meinen Namen benutzen, um ihre Blätter zu füllen.

Ich bin krank gewesen im vergangenen Winter es ist wahr; aber seit meiner Genesung befinde ich mich ungefähr wie früher. Es giebt vielleicht Leute in der Welt, zu deren Bedauern ich zu lange lebe und die meine Gesundheit verlästern in der Hoffnung, daß ich infolge ihres Geredes von derselben den gefährlichen Sprung ebenso schnell tue, wie sie wünschen. Ludwig XIV. und Ludwig XV. ermüdeten die Geduld der Franzosen; ich bin jetzt 76 Jahre auf dem Platze vielleicht mißbrauche ich nach jener Redensart das Privilegium zu leben, und bin ich nicht himmelhoch gefällig, um mich fortzumachen, wenn man meiner müde ist.

Was meine Methode, mich nicht zu schonen, betrifft, so bleibt sie immer dieselbe. Je mehr man um sich besorgt ist, um so zarter und schwächer wird der Körper. Mein Handwerk verlangt Arbeit und Tätigkeit. Mein Geist und mein Körper müssen sich nach ihrer Pflicht richten. Es ist nicht notwendig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich tätig bin. Ich habe mich immer wohl dabei befunden. Indessen schreibe ich niemandem diese Methode vor, ich begnüge mich damit, sie zu befolgen. . . .

Der König an den Minister von Goerne

Potsdam, den 12. März 1777.

Ich mag nicht leiden, daß Chicanen, Parteyen- und dergleichen Sachen unter den Leuten sind: der erste, der dergleichen tut und anzettelt, kriegt auf die Finger geklopft.

Der Etatsminister von Goerne muß wissen, daß der Landschaftsdirektor von Arnim notwendig auch mit bei dieser Landschaftssache sein muß, und es ist Mir einerlei, ob sie sich zusammen vertragen oder nicht: genug, es muß und soll so sein, und das ohne alles weitere raisonnieren, oder wer das tut, wird von Mir tüchtig was auf die Finger kriegen.

Der König an Voltaire

11. Oktober 1777.

. . . In dem Verhältnis, wie die Völker gebildeter werden, muß man auch ihre Gesetze mildern. Wir haben es getan und befinden uns wohl dabei. Der Denkart der weisesten Gesetzgeber zufolge glaube ich, daß es besser ist, Verbrechen zu verhüten und zu verhindern als sie zu bestrafen. Dies ist mir gelungen. Um Ihnen einen deutlicheren Begriff hiervon zu geben, muß ich Sie mit unsrer Bevölkerung bekannt machen. Diese beläuft sich nur auf fünf Millionen und zweimalhunderttausend Seelen. Wenn Frankreich zwanzig Millionen Einwohner hat, so macht unsre Menschenzahl etwa ein Vierteil davon aus. Seitdem nun unsre Gesetze gemildert worden sind,

werden bei uns im Durchschnitt jährlich nur vierzehn, höchstens fünfzehn Todesurteile gefällt. Das kann ich Ihnen um so zuverlässiger sagen, da ohne meine Unterschrift niemand zu Festungsstrafe verurteilt und ebenso niemand hingerichtet werden darf, wenn ich das Urteil nicht bestätigt habe.

Die meisten Delinquenten sind Kindesmörderinnen. Andre Mordtaten gibt es wenig, und noch seltner ist Straßenraub. Von den Geschöpfen, die so grausam gegen ihre Leibesfrucht verfahren, werden nur die hingerichtet, denen man den Mord beweisen kann. Ich habe alles getan, was ich nur konnte, um die unglücklichen Personen daran zu hindern, ihre Kinder über die Seite zu bringen. Die Herrschaften müssen es gerichtlich anzeigen, wenn ihre Mägde schwanger sind. Ehemals nötigte man die armen Personen, öffentliche Kirchenbuße zu tun; das habe ich abgeschafft. In jeder Provinz gibt es Entbindungshäuser für sie, und man sorgt für die Erziehung ihrer Kinder. Allein ungeachtet aller dieser Erleichterungsmittel habe ich doch noch nicht dahin kommen können, ihnen das unnatürliche Vorurteil, dessentwegen sie ihre Kinder töten, aus dem Kopfe zu bringen. Ehemals sah man es für eine Schande an, Mädchen zu heiraten, die Mütter waren, ohne einen Mann gehabt zu haben: ich beschäftige mich jetzt mit der Idee, wie ich diese Ansicht ausrotten will. Vielleicht gelingt es mir.

Die Tortur haben wir ganz abgeschafft, und sie findet schon seit mehr als dreißig Jahren nicht mehr statt. In republikanischen Staaten muß man vielleicht bei Hochverrat eine Ausnahme machen . .

Im Kriminalrecht muß man den Grundsatz befolgen, es ist besser einen Strafbaren am Leben zu lassen als einen Unschuldigen hinzurichten . . .

Der König an die Justizminister

Potsdam, 7. November 1777.

Es mißfällt Mir sehr, da Ich vernehme, daß mit denen armen Leuten, die in Prozeß-Sachen in Berlin zu tun haben,

so hart umgegangen wird, und daß man sie mit Arrest bedrohet und verfolget, wie solches mit dem Jacob Dreher aus dem Amte Liebemühl in Ost-Preußen geschehen, der sich eines Prozesses wegen dort aufhält und den die Polizey hat arretiren wollen. Ob Ich nun wohl derselben solches bereits untersagt habe, so muß Ich Euch dennoch und besonders dem Etats-Minister von Münchhausen hierdurch zu erkennen geben, daß in Meinen Augen ein armer Bauer ebensoviel gilt wie der vornehmste Graf und der reichste Edelmann, und ist das Recht sowohl für vornehme als geringe Leute.

Ich verbiete daher alles Ernstes, mit denen armen Leuten nicht so hart und gewaltsam zu verfahren und sie vor ausgemachter Sache gleich mit Gefängnis zu bedrohen, vielmehr stattdessen sie glimpflich anzuhören und die Beendigung ihrer Prozesse desto mehr zu beschleunigen, damit sie prompte abgefertiget werden und nicht nötig haben, sich darnach dorten solange aufzuhalten. Ihr habt Euch also hiernach gehörig zu richten.

Der bayerische Erbfolgekrieg 1778–1779

Am 30. Dezember 1777 stirbt der kinderlose Wittelsbacher Kurfürst Maximilian Joseph von Bayern, der Sohn des unglücklichen Kaisers Karl VII. Sein rechtmäßiger Erbe ist der aus einer Nebenlinie stammende Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der ursprünglich nur das kleine Fürstentum Sulzbach innegehabt, inzwischen aber durch Erbschaft außer der Pfalz auch noch Jülich und Berg und Neuburg erhalten hatte. Diese ausgedehnten Gebiete mit Bayern vereint hält der Kaiser Joseph II. für eine zu bedeutende wittelsbachische Hausmacht. Er erneuert alte Ansprüche des Hauses Habsburg, findet Karl Theodor bereit, auf große Teile Bayerns zu verzichten und rückt in Bayern ein. Da mischt, um diese unerwünschte Ausdehnung der österreichischen Monarchie und die Teilung Bayerns zu verhindern, der König sich ein, indem er sich zum Verteidiger der Rechte des wittelsbachischen Herzogs Karl von Zweibrücken macht, dem dereinst, nach des kinderlosen Karl Theodor Tode, Bayern erblich zufallen mußte. — Die deutschen Reichsstände versagen, die großen Mächte halten sich, von ihnen näherliegenden Fragen in Anspruch genommen, neutral. Nach vergeblichen Vorstellungen in Wien überschreitet der König an der Spitze des schlesischen Heeres am 5. Juli 1778 zur größten Bestürzung des noch nicht

gerüsteten Kaisers die böhmische Grenze, um in Mähren die Entscheidung zu suchen, indessen sein Bruder, Prinz Heinrich, von Sachsen aus in Böhmen einrückt. Die Österreicher verharren in der Defensive, Prinz Heinrich versäumt eine günstige Gelegenheit, ihnen große Verluste beizubringen. Der ganze Feldzug (Kartoffelkrieg) verläuft resultatlos ohne Schlacht, in gedrückter Stimmung beziehen die preußischen Heere die Winterquartiere, Prinz Heinrich reicht sein Entlassungsgesuch ein. Im Winter beginnen die Höfe von Paris und Petersburg sich vermittelnd einzumischen. Nach langen diplomatischen Verhandlungen kann am 13. Mai 1779 zu Teschen der Friede unterzeichnet werden, der die Forderungen des Königs im wesentlichen bewilligt. — Wie stark der moralische Eindruck dieses unblutigen Sieges auf die Zeitgenossen war, bezeugt der Freiherr von Stein, der wenige Jahrzehnte später die Wiederherstellung der durch Napoleon vernichteten friederizianischen Größe Preußens vorbereitete. Er schreibt, daß er zu seinem damaligen Eintritt in den preußischen Staatsdienst bewogen worden sei durch seine „hohe Verehrung für Friedrich den Einzigen, der durch die Erhaltung von Bayern die Dankbarkeit dieses Landes und des ganzen Vaterlandes sich erworben hatte."

Ansprache des Königs an seine Generale

vor dem bayerischen Erbfolgekrieg.

Berlin, am 5. April 1778.

Meine Herren, die meisten unter uns haben von ihren frühesten Jahren an zusammen gedient und sind im Dienste des Vaterlandes grau geworden: wir kennen einander also vollkommen wohl. Wir haben die Unruhen und Beschwerlichkeiten des Krieges schon redlich miteinander geteilt, und ich bin überzeugt, daß Sie ebenso ungern Blut vergießen als ich. Aber mein Reich ist jetzt in Gefahr. Mir liegt als König die Pflicht ob, meine Untertanen zu beschützen, auch die kräftigsten und schleunigsten Mittel anzuwenden, um das über ihnen schwebende Ungewitter womöglich zu zerstreuen.

Diesen wichtigen Vorsatz zu bewerkstelligen, rechne ich auf Ihren Diensteifer und Ihre Neigung zu meiner Person, die Sie noch allemal gezeigt haben, und die auch bisher nie ohne Wirkung war. Übrigens können Sie versichert sein, daß ich die Dienste, die Sie Ihrem König und Vaterlande leisten werden, stets mit warmem Herzen und wahrer Dankbarkeit erkennen werde.

Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen.

Ich reise jetzt ab; aber ich verlange nicht als König zu reisen; reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich: doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich in der feurigen Jugend tat. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, ebendergleichen zu tun; aber am Tage der Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da, hoffe ich, werden meine Generale meinem Beispiele folgen.

Der König an den Kaiser Joseph II.

Schönwalde, 14. April 1778.

Mein Herr Bruder, Ich habe mit aller möglichen Genugtuung den Brief empfangen, den Eure Kaiserliche Majestät die Güte hatte mir zu schreiben. Ich habe weder einen Minister noch einen Schreiber bei mir; also muß sich Eure Kaiserliche Majestät mit der Antwort eines Soldaten zufrieden geben, der Ihnen mit Redlichkeit und Freiheit über einen der wichtigsten Gegenstände schreibt, welche die Politik seit langer Zeit dargeboten hat. Niemand wünscht mehr als ich, den Frieden und das gute Einvernehmen unter den Mächten Europas aufrecht zu erhalten. Aber alles hat seine Grenzen, und es gibt so schwierige Fälle, daß der gute Wille allein nicht genügt, die Lage in voller Ruhe aufrecht zu erhalten. Eure Majestät wolle mir erlauben, Ihnen den Stand der gegenwärtigen Frage klar auseinanderzusetzen. Es handelt sich darum, zu wissen, ob ein Kaiser nach seinem Willen über die Reichslehen verfügen kann. Bejaht man diese Frage, so werden diese Lehen Pfründen nach türkischer Art, die nur für Lebenszeit gelten, und über die der Sultan nach dem Tode des Besitzers verfügen kann. Das aber widerspricht den Gesetzen, Gewohnheiten und Gebräuchen des Römischen Reiches. Kein Fürst wird dazu die Hand bieten, jeder

wird sich auf das Feudalrecht berufen, das diese Besitzungen den Nachkommen sichert, und niemand wird seine Zustimmung dazu geben, selbst die Macht eines Despoten zu befestigen, der ihn selbst und seine Kinder früher oder später seines ihm seit Menschengedenken gehörenden Besitzes berauben wird. Das ist es, was den ganzen deutschen Fürstenstand gegen die gewaltsame Art, mit der Bayern besetzt worden ist, hat aufschreien lassen. Ich selbst fühle mich als Glied des Reiches, und weil ich den Westfälischen Frieden durch den Hubertusburger erneuert habe, direkt verpflichtet, die Freiheiten und Rechte des deutschen Fürstenstandes und die kaiserlichen Kapitulationen aufrecht zu erhalten, durch die man die Macht des Reichshauptes beschränkt, um Mißbräuchen vorzubeugen, die es mit seiner Vormachtstellung treiben könnte. Das ist, Sire, der wahre Stand der Dinge. Mein persönliches Interesse gilt hierbei nichts; aber ich bin überzeugt, daß Eure Majestät selbst mich für einen feigen und Ihrer Achtung unwürdigen Mann ansehen würde, wenn ich in schmählicher Weise die Rechte, Freiheiten und Privilegien opfern wollte, die die Kurfürsten und ich von unsern Vorfahren ererbt haben . . .

Goethe an Frau von Stein

In Weimar. Goethe war mit dem Herzog Karl August in Berlin, der König im bayrischen Erbfolgekriege abwesend.

Berlin, 17. Mai 1778.

Es ist ein schön Gefühl, an der Quelle des Krieges zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzusprudeln droht. Und die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Überfluß, das nichts wäre ohne die tausend und tausend Menschen, bereit, für sie geopfert zu werden. Menschen, Pferde, Wagen, Geschütz, Zurüstungen, es wimmelt von allem. Wenn ich nur gut erzählen kann von dem großen Uhrwerk, das sich vor einem treibt, von der Bewegung der Truppen kann man auf die verborgenen Räder, besonders auf die große alte Walze F. R. (Fridericus Rex) gezeichnet mit tausend Stiften schließen, die diese Melodien eine nach der anderen hervorbringt.

Soviel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger wird die Farce, und ich schwöre, keine Zote und Eselei der Hanswurstiaden ist so ekelhaft als das Wesen der Großen, Mittleren und Kleinen durcheinander . . .

Goethe an seinen Freund Merck
in Darmstadt.

Weimar, 5. August 1778.

. . . Auch in Berlin war ich im Frühjahr; ein ganz ander Schauspiel. Wir waren wenige Tage da und ich guckte nur drein wie das Kind in Schön-Raritäten-Kasten. Aber du weißt, wie ich im Anschauen lebe; es sind mir tausend Lichter aufgangen. Und dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da ich hab sein Wesen gesehn, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerissene Vorhänge und hab über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde raisonnieren hören . . .

Anekdote Auf einer Reise fragte der König einen etwas schwerhörigen Bürgermeister, indem er lächelnd dessen Perücke musterte, wieviele Fabriken in der Stadt wären. Unter vielen Verbeugungen antwortete der Bürgermeister: „Drei, Eure Majestät, eine schwarze, eine blonde und eine weiße. Eine hat der Herr Inspektor, eine der Herr Senator und eine meine Wenigkeit."

Zeitgenössischer Bericht über eine Reise des Königs

23. Juli 1779.

Am 23. Juli 1779 geruhten Seine Majestät der König nach den im Rhinluch bei Neustadt an der Dosse neu angelegten Kolonien, die Seine Majestät auf eigne Kosten aus einem öden Bruch haben urbar machen lassen, und wo jetzt 308 Familien wohnen, eine Reise vorzunehmen . . .

Um acht Uhr des Morgens kamen Seine Majestät auf Seelhorst an und hatten den General Grafen von Görtz im Wagen bei sich. Seine Majestät sprachen bei der Umspannung mit den Zietenschen Husarenoffizieren, die auf den umliegenden Dörfern auf Grasung standen, und bemerkten mich nicht. Weil die Dämme zu schmal sind, so konnte ich nicht neben dem

Wagen reiten. In Dechdau bekamen Seine Majestät den Herrn Rittmeister von Zieten, dem Dechdau gehört, zu sehen und behielten ihn neben dem Wagen bei sich bis dahin, wo die Dechdausche Feldmark zu Ende geht. Hier wurde wieder umgespannt. Der Hauptmann von Rathenow, ein alter Liebling des Königs, dem das Gut Karvesee zum Teil gehört, befand sich hier mit seiner Familie und ging an den Wagen heran: Untertänigster Knecht Eurer Majestät. — Wer seid Ihr? — Ich bin der Hauptmann von Rathenow aus Karvesee. — (Die Hände faltend:) Mein Gott! lieber Rathenow, lebt Er noch? Ich dachte, Er wäre längst tot. Wie geht es Ihm? ist Er gesund? — O ja, Eure Majestät. — Aber, mein Gott! wie dick ist Er geworden! — Ja, Eure Majestät Essen und Trinken schmeckt noch immer; nur die Füße wollen nicht fort. — Ja, das geht mir auch so. Ist Er verheiratet? — Ja, Eure Majestät. — Ist Seine Frau auch unter den Damen dort? Ja, Eure Majestät. Laß Er sie doch herkommen! (Sogleich nahm er den Hut ab.) — Ich finde an Ihrem Herrn Gemahl einen guten alten Freund. Sehr viel Gnade für meinen Mann! — Was sind Sie für eine geborne? — Ein Fräulein von Kröcher. — haha! eine Tochter vom General von Kröcher! Ja, Ihro Majestät. — O, den habe ich recht gut gekannt. Hat Er auch Kinder, Rathenow? — Ja, Eure Majestät. Meine Söhne sind in Diensten, und dies sind meine Töchter! — Nun! das freut mich. Leb Er wohl. Leb Er wohl . .

Nun kamen Seine Majestät zu Fehrbellin an, sprachen daselbst mit dem Leutnant Probst vom Zietenschen Husarenregiment und mit dem Fehrbellinischen Postmeister, Hauptmann von Mosch. Als angespannt war, ward die Reise fort gesetzt, und da Seine Majestät gleich an meinen Graben, die im Fehrbellinischen Luch auf königliche Kosten gemacht sind, vorbeifuhren, so ritt ich an den Wagen und sagte: Euer Majestät, das sind schon zwei neue Graben, die wir durch Euer Majestät Gnade hier erhalten haben, und die uns das Luch trocken erhalten.

— So, so! das ist mir lieb! Wer seid Ihr! — Euer

Majestät, ich bin der Beamte hier von Fehrbellin. — Wie heißt Ihr? — Fromm. — Haha! Ihr seid ein Sohn von dem Landrat Fromm? — Euer Majestät halten zu Gnaden, mein Vater ist Amtsrat im Amte Lehnin gewesen. — Amtsrat! Amtsrat! Das ist nicht wahr! Euer Vater ist Landrat gewesen. Ich habe ihn recht gut gekannt. Sagt mir einmal, hat Euch die Abgrabung des Luchs hier viel geholfen? — O ja, Eure Majestät. — Haltet Ihr mehr Vieh als Euer Vorfahr? — Ja, Euer Majestät! auf diesem Vorwerk halte ich vierzig, auf allen Vorwerken siebzig Kühe mehr. — Das ist gut. Die Viehseuche ist doch nicht hier in der Gegend? — Nein, Euer Majestät! — Habt Ihr die Viehseuche hier gehabt? — Ja! — Braucht nur fleißig Steinsalz, dann werdet Ihr die Viehseuche nicht wiederbekommen. — Ja, Euer Majestät, das brauch ich auch; aber Küchensalz tut beinahe eben die Dienste. — Nein, das glaubt nicht! Ihr müßt das Steinsalz nicht kleinstoßen, sondern es dem Vieh so hinhangen, daß es daran lecken kann. — Ja, es soll geschehen.

— Sind hier sonst noch Verbesserungen zu machen? — O ja, Euer Majestät. Hier liegt der Kemmensee. Wenn dieser abgegraben würde, so bekämen Euer Majestät an 1800 Morgen Wiesenwachs, wo Kolonisten könnten angesetzt werden, und die ganze Gegend hier würde schiffbar, das dem Städtchen Fehrbellin und der Stadt Ruppin ungemein aushelfen würde. Auch könnte vieles aus Mecklenburg zu Wasser nach Berlin kommen. — Das glaub ich! Euch wird aber wohl bei der Sache sehr geholfen, viele dabei ruiniert, wenigstens die Gutsherren des Terrains? nicht wahr? — Euer Majestät halten zu Gnaden, das Terrain gehört zur königlichen Forst und stehn nur Birken darauf. — O, wenn weiter nichts ist wie Birkenholz, so kanns geschehen! Allein Ihr müßt auch nicht die Rechnung ohne den Wirt machen, daß nicht die Kosten den Nutzen übersteigen. — Die Kosten werden den Nutzen gewiß nicht übersteigen! Denn erstlich können Euer Majestät sicher darauf rechnen, daß 1800 Morgen von dem See gewonnen werden; das wären 36 Kolonisten, jeder zu 50 Morgen. Wird nun ein kleiner leidlicher Zoll auf das Floßholz gelegt

und auf die Schiffe, die den neuen Kanal passieren, so wird das Kapital sich gut verzinsen. — Na! sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis! Der Mann versteht's, und ich will Euch raten, daß Ihr Euch an den Mann wenden sollt in allen Stücken, und wenn Ihr wißt, wo Kolonisten anzusetzen sind. Ich verlange nicht gleich ganze Kolonien, sondern wenns nur zwei oder drei Familien sind, so könnt Ihrs immer mit dem Manne abmachen! — Es soll geschehen, Euer Majestät!

— Kann ich hier nicht Wustrau liegen sehen? — Ja, Euer Majestät; hier rechts, das ists. (Wustrau, dem General von Zieten gehörig.) — Ist der General zu Hause. — Ja! — Woher wißt Ihr das? — Euer Majestät, der Rittmeister von Lestocq liegt in meinem Dorf auf Grajung, und da schickten der Herr General gestern einen Brief durch den Reitknecht an ihn. Da erfuhr ichs. — Hat der General von Zieten auch bei der Abgrabung des Luchs gewonnen? — O ja, die Meierei hier hat er rechts gebaut und eine Kuhmolkerei angelegt, das er nicht gekonnt hatte, wenn das Luch nicht abgegraben wäre. — Das ist mir lieb! Wie heißt der Beamte zu Alt-Ruppin? — Honig. — Wie lange ist er da? — Seit Trinitatis. — Seit Trinitatis? Was ist er vorher gewesen? — Kanonikus. — Kanonikus? Kanonikus? Wie führt der Teufel den Kanonikus zum Beamten? — Euer Majestät, er ist ein junger Mensch, der Geld hat und gern die Ehre haben will, Beamter von Eurer Majestät zu sein. — Warum ist aber der Alte nicht geblieben? — Ist gestorben. — So hatte doch die Witwe das Amt behalten können! — Ist in Armut geraten! — Durch Frauenswirtschaft! — Euer Majestät verzeihen, sie wirtschaftete gut; allein die vielen Unglücksfälle haben sie zugrunde gerichtet; die können den besten Wirt zurücksetzen. Ich selbst habe vor zwei Jahren das Viehsterben gehabt und habe keine Remission erhalten; ich kann auch nicht wieder vorwärts kommen. — Mein Sohn, heute hab ich Schaden am linken Ohr, ich kann nicht gut hören. — Das ist schon eben ein Unglück, daß der Geheime Rat Michaelis den Schaden auch hat!

Nun blieb ich ein wenig vom Wagen zurück: ich glaubte, Seine Majestät würden die Antwort ungnädig nehmen . . .

— Sagt mir einmal: hier rechts muß ein Gut liegen, ich kann mich nicht auf den Namen besinnen; nennt mir die Güter, die hier rechts liegen. — Buschow, Rodensleben, Sommerfeld, Beetz, Karbe . . . — Recht! Karbe. Wem gehört das Gut? — Dem Herrn von Knesebeck. — Ist er in Diensten gewesen? — Ja, Leutnant oder Fähnrich unter der Garde. — Unter der Garde? (an den Fingern zählend:) Ihr habt recht, er ist Leutnant unter der Garde gewesen! Das freut mich sehr, daß das Gut noch in Knesebeckschen Händen ist.

— Na! sagt mir einmal, der Weg, der hier den Berg hinaufgeht, geht nach Ruppin, und hier links ist die große Straße nach Hamburg? — Ja, Euer Majestät! — Wißt Ihr, wie lange es ist, daß ich nicht hier gewesen bin? — Nein! — Das sind dreiundvierzig Jahre . . .

— Wie heißt das Dorf hier vor uns? — Protzen. — Wem gehört es? — Dem Herrn von Kleist. — Was ist das für ein Kleist? — Ein Sohn vom General Kleist. — Von was für einem General Kleist? — Der Bruder von ihm ist Flügeladjutant bei Eurer Majestät gewesen und steht jetzt zu Magdeburg bei dem Kalckstеinschen Regiment als Oberstleutnant. — Haha! von dem? Die Kleiste kenne ich recht gut. Ist dieser Kleist auch in Diensten gewesen? — Ja, Euer Majestät! er ist Fähnrich gewesen unter dem Regiment Prinz Ferdinand. — Warum hat der Mann seinen Abschied genommen? — Das weiß ich nicht! — Ihr könnt es mir sagen, ich suche nichts darunter. Warum hat der Mann seinen Abschied genommen? — Euer Majestät, ich kann es wirklich nicht sagen. —

Nun waren wir an Protzen heran. Ich ward gewahr, daß der alte General von Zieten in Protzen vor dem Edelhofe stand, ritt an den Wagen heran und sagte: Euer Majestät, der Herr General von Zieten sind auch hier.

— Wo? wo? o reitet vor und sagt es den Leuten, sie sollen still halten; ich will aussteigen. —

Nun stiegen Seine Majestät hier aus und freueten sich

außerordentlich über die Anwesenheit des Generals von Zieten, sprachen mit ihm und dem Herrn von Kleist von mancherlei Sachen: ob ihm die Abgrabung des Luchs geholfen? ob er die Viehseuche gehabt? und empfahlen das Steinsalz gegen die Viehseuche. Auf einmal gingen Seine Majestät beiseite, kamen wieder und riefen: Amtmann! (dicht am Ohr:) Wer ist der dicke Mann da mit dem weißen Rock? — Ich (ebenfalls dicht am Ohr:) Eure Majestät, es ist der Landrat von Quast vom Ruppinschen Kreise! — Schon gut! —

Nun gingen Seine Majestät wieder zum General von Zieten und Herrn von Kleist und sprachen von verschiednen Sachen. Herr von Kleist präsentierte Seiner Majestät sehr schöne Früchte: auf einmal drehten Sie sich um und sagten: Serviteur, Herr Landrat! Als nun selbiger auf Seine Majestät zugehen wollte, sagten Seine Majestät: — Bleib Er nur da, ich kenn Ihn. Er ist der Landrat von Quast!

Nun war angespannt. Seine Majestät nahmen recht zärtlichen Abschied von dem alten General von Zieten, empfahlen sich den übrigen und fuhren fort.

— Na! sagt mir einmal, wißt Ihr wirklich nicht, warum der Kleist zu Protzen seinen Abschied genommen hat? — Nein Euer Majestät: ich weiß es wahrhaftig nicht . . .

Nun sahen Seine Majestät auf den Feldern Mandel an Mandel. — Es ist eine gute Ernte, Ihr habt recht, es steht ja Mandel bei Mandel hier! — Ja, Euer Majestät, und hier setzen die Leute noch dazu Stiege — Was ist das, Stiege? — Das sind zwanzig Garben zusammengesetzt! — O, es ist unstreitig eine gute Ernte.

— Aber sagt mir doch, warum hat der Kleist aus Protzen seinen Abschied genommen? — Euer Majestät, ich weiß es nicht. Mich deucht, er hat vom Vater die Güter annehmen müssen. — Wie heißt das Dorf hier vor uns? — Ganz — Wem gehört es? — Dem Kriegsrat von Quast. — Wem gehört es? — Dem Kriegsrat von Quast — Ei wa! Ich will von keinem Kriegsrat was wissen! Wem gehört das Gut? — Dem Herrn von Quast. — Na! das ist recht geantwortet . . .

— Eure Untertanen müssen recht gut imstande sein. — Ja, Eure Majestät. Ich kann aus dem Hypothekenbuche beweisen, daß sie an 50000 Taler Kapital haben. — Das ist gut! — Vor drei Jahren starb ein Bauer, der hatte 11000 Taler in der Bank. — Wieviel? — 11000 Taler. — So mögt Ihr sie auch immer erhalten! — Ja! es ist recht gut, Eure Majestät, daß der Untertan Geld hat; aber er wird auch übermütig; wie die hiesigen Untertanen, die mich schon siebenmal bei Eurer Majestät verklagt haben, um vom Hofdienst frei zu sein. — Sie werden wohl auch Ursache gehabt haben! — Sie werden gnädigst verzeihen: es ist eine Untersuchung gewesen, und ist befunden, daß ich die Untertanen nicht gedrückt, sondern immer recht gehabt und sie nur zu ihrer Schuldigkeit angehalten habe! Dennoch blieb die Sache, wie sie ist: die Bauern wurden nicht bestraft; Euer Majestät gaben denselben immer Recht, und der arme Beamte muß unrecht haben! — Ja, daß Ihr Recht bekommt, mein Sohn, das glaub ich wohl! Ihr werdet Eurem Departementsrat brav viel Butter, Kapaunen und Puter schicken . . .

Nun kamen Seine Majestät an eine Menge Bauern, die Roggen mähten, zwei Glieder machten, die Sensen strichen und Seine Majestät so durchfahren ließen. — Was Teufel, die Leute wollen wohl Geld von mir haben! — O nein, Euer Majestät, sie sind voll Freuden, daß Sie so gnädig sind und die hiesige Gegend bereisen. — Ich werd ihnen auch nichts geben! . . .

Auf einmal sagten Seine Majestät: — Hört! ich weiß, Ihr seid ein Liebhaber von Pferden. Geht aber ab davon und zieht Euch Kühe dafür; Ihr werdet Eure Rechnung besser dabei finden. — Euer Majestät, ich handle nicht mehr mit Pferden. Ich ziehe mir nur etliche Füllen alle Jahre. — Zieht Euch Kälber dafür, das ist besser! — O Euer Majestät, wenn man sich Mühe gibt, ist kein Schade bei der Pferdezucht. Ich kenne jemand, der vor zwei Jahren tausend Taler für einen Hengst von seinem Zuwachs erhielt. — Der ist ein Narr gewesen, der sie gegeben hat! — Euer Majestät, es war ein mecklenburgischer Edelmann. — Er ist aber doch ein Narr gewesen — .

Nun kamen wir auf das Territorium des Amtes Neustadt, wo der Amtsrat Klausius, der das Amt in Pacht hat, auf der Grenze hielt und Seine Majestät vorbeireiten ließ . .

Eure Majestät, das ist der Amtsrat Klausius vom Amt Neustadt, unter dessen Jurisdiktion die Kolonien stehen. — So, so! das ist mir lieb. Laßt ihn herkommen . . .

— Wie heißt Ihr? — Klausius. — Klausius. Na, habt Ihr viel Vieh auf den Kolonien? — 1887 Stück Rindvieh, Euer Majestät! Es würden weit über dreitausend sein, wenn nicht die Viehseuche gewesen wäre. — Vermehren sich auch die Menschen gut? gibt es brav Kinder? — O ja, Euer Majestät! es sind jetzt 1577 Seelen auf den Kolonien! — Seid Ihr auch verheiratet? — Ja, Euer Majestät! — Habt Ihr auch Kinder? — Stiefkinder, Euer Majestät! — Warum nicht eigne? — Das weiß ich nicht, Euer Majestät, wie es zugeht.

— Wo seid Ihr geboren? — Zu Neustadt an der Dosse. — Was ist Euer Vater gewesen? — Prediger. — Sind es auch gute Leute, die Kolonisten? Die erste Generation pflegt nicht viel zu taugen! — Es geht noch an. — Wirtschaften sie gut? — O ja, Euer Majestät! Seine Exzellenz der Minister von Derschau haben mir auch eine Kolonie von fünfundsiebzig Morgen gegeben, um den andern Kolonisten mit gutem Exempel vorzugehn. — (Lachend:) haha! mit gutem Exempel! Aber sagt mir, ich sehe ja hier kein Holz, wo holen die Kolonisten ihr Holz her? — Aus dem Ruppinschen. — Wie weit ist das? — Drei Meilen. — Das ist auch sehr weit! Da hätte müssen gesorgt werden, daß sie es näher hätten!

(Zu mir:) Was ist das für ein Mensch, der da rechts? — Der Bauinspektor Menzelius, der hier die Bauten zu Aufsicht hat. — Bin ich hier in Rom? Es sind ja lauter lateinische Namen! . . .

Sind das die Stollenschen Berge, die da vor uns liegen? — Ja, Euer Majestät! . . . Nun besorgte ich den Vorspann, richtete mich aber dabei so ein, daß, sobald als Seine Majestät auf den Bergen waren, ich auch da war. Als Seine Majestät aus dem Wagen stiegen, hoben sie mir einen Cubus geben befahlen die ganze Gegend und fragten

dann: Das ist wahr, das ist über meine Erwartung! das ist schön! Ich muß euch das sagen, alle, die ihr daran gearbeitet habt! Ihr seid ehrliche Leute gewesen . . .

Hört einmal, der Fleck Bruch, hier links, soll auch noch urbar gemacht werden, und was hier rechts liegt, ebenfalls, soweit als der Bruch geht. Was steht für Holz darauf? — Elsen und Eichen, Euer Majestät. — Na! die Elsen können gerodet werden, und die Eichen können stehn bleiben; die können die Leute verkaufen oder sonst nutzen! Wenn es urbar ist, dann rechne ich so 300 Familien und 500 Stück Kühe; nicht wahr? —

Nun antwortete keiner, zuletzt fing ich an und sagte: Ja, Euer Majestät, vielleicht!

— Hört mal, ihr könnt mir sicher antworten. Es werden mehr oder weniger Familien! Das weiß ich wohl, daß man das so ganz genau sogleich nicht sagen kann. Ich bin nicht dagewesen, kenne das Terrain nicht; sonst verstehe ich es so gut wie ihr, wieviel Familien angesetzt werden können!

— (Der Bauinspektor:) Euer Majestät, das Luch ist aber noch in großer Gemeinschaft. — Das schadet nicht! Man muß eine Vertauschung machen oder ein Aquivalent dafür geben, wie sichs am besten tun läßt. Umsonst verlange ichs nicht. — (Zum Amtsrat Klausius:) Na! hört mal, Ihr könnt es an meine Kammer schreiben, was ich urbar will gemacht haben; das Geld dazu geb ich! — (Zu mir:) Und Ihr geht nach Berlin und sagt es meinem Geheimen Rat Michaelis mündlich, was ich noch will urbar gemacht haben! —

Nun setzten Seine Majestät sich in den Wagen und fuhren den Berg hinunter. Es ward umgespannt. Weil nun Seine Majestät befohlen hatten, daß ich bis an die Stöllenschen Berge Sie begleiten sollte, so ging ich an den Wagen und fragte: Befehlen Euer Majestät, daß ich noch weiter mitsoll? — Nein, mein Sohn! reitet in Gottes Namen nach Hause! —

Der Herr Amtmann brachte sodann Seine Majestät bis nach Rathenow, wo Sie im Posthause logiert haben. In Rathenow sind Seine Majestät über Tafel ungemein vergnügt

gewesen, haben mit dem Herrn Oberstleutnant von Badhof von den Karabiniers gespeist, und der Oberstleutnant hat selbst erzählt, daß Seine Majestät gesagt hätten: „Mein lieber Badhof! Ist Er lange nicht in der Gegend von Fehrbellin gewesen, so reise Er hin! Die Gegend hat sich ungemein verbessert. Ich bin in langer Zeit mit solch einem Vergnügen nicht gereist. Ich nahm die Reise mit vor, weil ich keine Revue hatte, und es hat mir so gefallen, daß ich gewiß künftig wieder solch eine Reise vornehmen werde. Hor Er mal, wie ists Ihm gegangen im letzten Kriege? Vermutlich schlecht. Ich habe in Sachsen auch nichts ausgerichtet. Das macht, wir haben nicht gegen Menschen, sondern gegen Kanonen gefochten! Ich hätte was ausrichten können; allein ich hatte mehr als die hälfte meiner Armee aufgeopfert und unschuldig Menschenblut vergossen. Aber dann wäre ich wert gewesen, daß man mich vor die Fahnenwache gelegt und mir einen öffentlichen Produkt gegeben hätte! Die Kriege werden fürchterlich zu führen."

„Dies ist sehr ruhrend aus dem Mund eines großen Monarchen zu hören", sagte der Oberstleutnant von Badhof, und Tränen kamen dem alten Soldaten in die Augen. Nachher haben Seine Majestät gesagt: „Von der Schlacht bei Fehrbellin bin ich so orientiert, als wenn ich selbst dabei gewesen wäre! Als ich noch Kronprinz war und in Ruppin stand, da war ein alter Bürger, der Mann war schon sehr alt; der wußte die ganze Bataille zu beschreiben und kannte den Walplatz sehr gut. Einmal setzte ich mich in den Wagen, nahm meinen alten Bürger mit, der dann mir alles zeigte, so genau, daß ich sehr zufrieden mit ihm war. Als ich nun wieder nach Hause reiste, dacht ich, du mußt doch deinen Span mit dem Alten haben! Da fragte ich ihn: Vater, wißt Ihr denn nicht warum die beiden Herren sich miteinander getritten haben? O so, Eure Königliche Hoheiten, dat will ick Se wohl seggen. As unse Korfürste is jung gewest, hat he in Utrecht studert und da is de Konig von Schweden as Prinz ock gewest. Da hebben nu de beede Herrn sick verbaart, hebben sick in de haaren gekregen, und dit is nu de Pirke darvon.

Randverfügung auf dem Gesuch eines Bierbrauers namens Bauer um den Titel Kommerzienrat:

„Der Bauer wird ein Brauer,
ein Brauer nützt dem Staat,
nur nicht als Kommerzienrat."

Randverfügung auf dem Gesuch eines Kurmärkischen Tierarztes um den Hofratstitel: „Vieh-Rath".

Randverfügung auf dem Gesuch des Grafen Sandrczky um ein Darlehn von 300000 Talern: „das kan nicht Sein ich bin der Große M[illegible]l nich."

Kabinettschreiben an die Landstände in Hinterpommern

Potsdam, 27. August 1779.

Se. Königl. Maj. lassen Dero Hinter Pommerschen Land-Ständen auf ihre Vorstellung wegen der geordneten Versteuerung des Weins und Kaffees auf dem platten Lande hiedurch zu erkennen geben, daß sie darüber wohl keine Ursach sich zu beschweren haben. Denn was den Kaffee betrifft, so ist der zu der Zeit, wo sie ihre Privilegien gekriegt, nicht da gewesen, sondern erst lange nachher aufgekommen. Ihren Privilegien geschiehet also kein Eintrag, vielmehr haben Höchstdieselben darunter ganz andere Absichten, nehmlich die gräuliche Consumtion etwas einzuschränken und auch zu verhindern, daß unter ihrem Nahmen nicht zu viel Kaffee eingebracht und ein contrebander Handel damit getrieben wird. Es ist abscheulich, wie weit es mit der Consumtion des Kaffees geht, und reichen keine 600000 Taler, die dafür jährlich aus dem Lande gehen, ohne was die andern Sachen sind: das macht, ein jeder Bauer und gemeiner Mensch gewöhnt sich jetzt zum Kaffee, weil solcher auf dem Lande so leicht zu haben ist. Wird das ein Bischen eingeschränkt, so müssen die Leute sich wieder an das Bier gewöhnen, und das ist ja zum Besten ihrer eigenen Brauereyen, weil sie alsdann mehr Bier verkaufen; das ist also mit die Absicht, daß nicht so viel Geld für Kaffee aus dem Lande gehen soll; und wenn es auch nur

60000 Taler sind, so ist es immer schon genug. Was sie hiernächst von der Visitation anführen, so ist solche um der Ordnung willen nötig, besonders auch in Ansehung ihrer Domestiquen, und sollten sie wie gute Untertanen dawider nicht mahl was sagen. Übrigens sind Se. Königl. Maj. höchst Selbst in Dero Jugend mit Bier Suppe erzogen, mithin könnten die Leute dorten so gut mit Bier Suppe erzogen werden, das ist viel gesunder wie der Kaffee. Die Stände können sich also um so mehr bey der Sache beruhigen, zumal denen für beständig auf dem Lande wohnenden vom Adel soviel Wein und Kaffee, wie sie zu ihrer und ihrer Familien Consumtion nötig haben, fernerhin frey gelassen wird; nur soll kein Mißbrauch dabey weiter vorgehen, daß die Sachen unter ihrem Nahmen hereingebracht werden und dann davon ein contrebander handel getrieben und der Kaffee verkauft wird; das kann durchaus nicht gestattet werden.

Randverfügung auf dem Gesuch der mit einem General-Schutz-Privilegio versehenen jüdischen Kaufleute Itzig und Ephraim, sie bei den ihnen verliehenen christlichen Rechten schützen zu wollen. „was wegen ihres handels ist, behalten sie. Aber daß sie ganze Folherschaften von Juden zu Breslau anbringen und ein janzes Jerusalem draus machen wollen, das kann nicht seyndt."

Der König an den Oberpräsidenten von Domhardt

Potsdam, 1. September 1779

. . . Übrigens ist das recht gut, daß Ihr Euch angelegen seyn lassen, Mecklenburgische Familien nach Westpreußen hinzuziehen, und müsset Ihr suchen, noch mehr dergleichen und auch aus Sachsen, so viel es nur angehet zu kriegen und da anzusetzen, damit die Leute untereinander ein bißgen meliret werden und nicht lauter Pohlnische Leute allein dorten ist, sondern auch mitunter gute teutsche Leute da wohnen. . . .

Der König an den Minister von Zedlitz

Potsdam, 5. September 1779.

Da ich gewahr geworden, daß bei den Schulanstalten noch viele Fehler sind, und daß besonders in den kleinen Schulen die Rhetorik und Logik nur sehr schlecht oder gar nicht gelehrt wird, dieses aber eine vorzügliche und höchst notwendige Sache ist, die ein jeder Mensch in jedem Stande wissen muß, und das erste Fundament bei Erziehung junger Leute sein soll — denn wer zum besten räsonniert, wird immer weiter kommen als einer, der falsche Conséquences ziehet —, so habe Euch hierdurch Meine eigentliche Willensmeinung dahin bekannt machen wollen.

Wegen der Rhetorik ist der Quintilian, der muß verdeutschet und darnach in allen Schulen informiert werden; sie müssen die jungen Leute Traduktions und Diskours selbst machen lassen, daß sie die Sache recht begreifen, nach der Methode des Quintilian: man kann auch ein Abrégé daraus machen, daß die jungen Leute in den Schulen alles desto leichter lernen; denn wenn sie nachher auf Universitäten sind, so lernen sie darin nichts, wenn sie es aus der Schule nicht schon mit dahinbringen.

Zum Unterricht in der Logik ist die beste im Deutschen von Wolff; solche ist wohl ein bißchen weitläuftig, aber man kann sie abregierén lassen . . .

Lateinisch müssen die jungen Leute auch absolut lernen, davon gehe ich nicht ab; es muß nur darauf raffiniert werden, auf die leichteste und beste Methode, wie es den jungen Leuten am leichtesten beizubringen; wenn sie auch Kaufleute werden oder sich was anderm widmen, wie es auf das Genie immer ankommt, so ist ihnen das doch allezeit nützlich, und kommt schon eine Zeit, wo sie es verwenden können . .

Die Lehrer müssen sich auch mehr Mühe geben mit dem Unterricht der jungen Leute und darauf mehr Fleiß wenden und mit wahrem Attachement der Sache sich widmen; dafür werden sie bezahlt, und wenn sie das nicht gebührend tun und nicht ordentlich in den Sachen sind und die jungen Leute

negligieren, so muß man ihnen auf die Finger klopfen, daß sie besser attent werden . . .

Eine gute deutsche Grammatik, die die beste ist, muß auch bei den Schulen gebraucht werden, es sei nun die Gottschedsche oder eine andre, die zum besten ist.

Von großem Nutzen würde es sein, wenn die jungen Leute so in einem Schulhause beständig beisammen wären, wofür die Eltern was gewisses bezahlten; so würden sie weit mehr lernen, als wenn sie zu Hause sind, wo sie die Eltern nur herumlaufen lassen . . .

Für junge Leute, die beim Commerce gehn wollen, sind so ein Haufen gute Bücher, woraus sie das Commerce der ganzen Welt kennen lernen können; für Leute, die Offiziere werden, ist die Historie nötig; auch für andre Leute, und zwar muß solche gleich zum Anfange gelehrt werden, denn es sind Abrégés genug davon da. Anfänglich muß man sie nur kurz unterrichten und sich bei den alten Zeiten nicht zu lange aufhalten, doch so, daß sie eine Kenntnis von der alten Geschichte kriegen. Aber in den neuen Zeiten, da muß man schon etwas genauer damit gehn, damit die jungen Leute solche gründlich kennen lernen, und das geht auch spielend an.

In Ansehung der Geometrie, da sind schon andre Mittel, um ihnen solche zu lernen; und was die Philosophie betrifft, die muß von keinem Geistlichen gelehrt werden, sondern von Weltlichen, sonsten ist es ebenso, als wenn ein Jurist einen Offizier die Kriegskunst lehren soll; er muß aber alle Systems mit den jungen Leuten durchgehn und durchaus keine neuen machen.

Von der Metaphysik müssen sie auch was durchgehn.

Aber vom Griechischen und Lateinischen gehe ich durchaus nicht ab bei dem Unterricht in den Schulen.

Und die Logik ist das allervernünftigste, denn ein jeder Bauer muß seine Sache überlegen, und wenn ein jeder richtig dächte, das wäre sehr gut.

Die Rhetorik muß den jungen Leuten, wie schon gesagt, ebenfalls gründlich beigebracht werden.

Man muß auch darauf achtgeben, daß die Kinder fleißig

in die Schulen kommen, und wenn das nicht geschieht, muß das den Vätern und Eltern gemeldet werden, daß sie sie dafür strafen; denn warum schicken sie sonst die Kinder in die Schule, als daß sie was lernen sollen? sonsten können sie sie ja nur zu Hause behalten.

Daß die Schulmeister auf dem Lande die Religion und die Moral den jungen Leuten lehren, ist recht gut, und müssen sie davon nicht abgehn, damit die Leute bei ihrer Religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehn; denn die evangelische Religion ist die beste und weit besser wie die katholische. Darum müssen die Schulmeister sich Mühe geben, daß die Leute Attachement zur Religion behalten, und sie so weit bringen, daß sie nicht stehlen und nicht morden. Diebereien werden indessen nicht aufhören, das liegt in der menschlichen Natur; denn natürlicherweise ist alles Volk diebisch, auch andre Leute, die bei den Kassen sind und sonst Gelegenheit dazu haben . . .

Im Altenburgischen ist eine sehr gute Erziehung; wenn man von daher könnte Schulmeister kriegen, die nicht so teuer wären, so würde das sehr gut sein.

Ihr werdet sehen, wie das zu machen steht; sonsten ist es auf dem platten Lande genug, wenn sie ein bißchen lesen und schreiben lernen; wissen sie aber zu viel, so laufen sie in die Städte und wollen Sekretärs und so was werden. Deshalb muß man auf dem platten Lande den Unterricht der jungen Leute so einrichten, daß sie das Notwendige, was zu ihrem Wissen notwendig ist, lernen, aber auch in der Art, daß die Leute nicht aus den Dörfern weglaufen, sondern hübsch da bleiben . . .

Der König an das Generaldirektorium

Berlin, 2. Oktober 1779.

. . . Wir haben zwar höchstselbst mittels der an unser General-Directorium unterm 9. vorigen Monats erlassenen Kabinettsorder dem Soldaten Joseph Galle des von Braunschen Regiments auf dessen bei uns immediate eingereichte

Vorstellung sowie andern, Marionetten und andre künstliche Vorstellungen, wobei kein Mensch zu Schaden kommen kann, gern nachgelassen. Dahingegen aber ist unsre höchste Willensmeinung, daß von nun an alle übrigen Spiele und Vorstellungen, wo das Leben und die Gesundheit der Menschen auf die Spitze gestellt wird, ganz und gar eingestellt und verboten bleiben sollen.

Dahin rechnen wir Höchstselbst insonderheit denjenigen Engländer, welcher vor einiger Zeit im Lande umherzog, auf zwei Pferden zugleich ritt und durch allerhand equilibrische Künste manchen jungen Menschen zur Nachahmung reizte.

Dergleichen andre gefährliche Künste und Vorstellungen, es mögen solche Namen haben wie sie wollen, verbieten wir hiemit in unsern sämtlichen Landen und Staaten ausdrücklich und wollen solche durchaus nicht gestattet wissen. Wollen sich dergleichen Leute den Hals brechen, so können wir solches in fremden Landen zwar nicht hindern, in unsern eignen Provinzen hingegen verstattet unsre Menschenliebe und unsre landesväterliche Fürsorge für das Leben und das Wohl unsrer Untertanen nicht, dazu Gelegenheit zu geben . . .

Randverfügung auf dem Gesuch des Kornets von Oertzen, zur Wiederherstellung seines Gehörs nach Karlsbad gehen zu dürfen: „das Carels baht kan nichts vohr die ohren."

Randverfügung auf dem Gesuch des Generalleutnants von Direcke, seinem Schwager von Gravenitz zu erlauben, eine Bürgerliche zu heiraten: „Fui wohr Er So was vohrschlagen kan."

Randverfügung auf der Eingabe zweier Beamtenfrauen, der König möge entscheiden, welche von ihnen den höheren Rang habe: „Die größte Narrin geht voran."

Randverfügung auf dem Unterstützungsgesuch der Witwe eines Feldproviantkommissarius (welche Beamte ohne Ausnahme der König für unehrlich hielt): „Ich habe den Esel an die Krippe gebunden, warum hat er nicht gefressen?"

Die durch den preußischen Großkanzler von Cocceji in den vierziger Jahren eingeleitete Justizreform wollte jetzt der Justizminister für Schlesien und Chef der drei schlesischen Obergerichte, von Carmer, in neue Bahnen leiten, wobei er auf den Widerstand des Großkanzlers von Fürst stieß. Dieser aber hatte schon begonnen, die Zufriedenheit des Königs zu verlieren: „es kommt mir vor, als wenn die Justiz wieder anfängt einzuschlafen" — als ein besonderer Rechtsfall ihn stürzen und Carmer an seine Stelle führen sollte, welcher nun der eigentliche Schöpfer des von 1794 bis 1900 gültig gewesenen „Allgemeinen Preußischen Landrechts" wurde.

Einem Wassermüller im Züllichauer Kreise namens Arnold soll auf Gerichtsbeschluß die Mühle versteigert werden, weil er seinem Grundherrn, einem Grafen Schmettau, die Pacht nicht bezahlt hat. Die von Arnold mit der Begründung: ein vom Landrat von Gersdorf oberhalb der Mühle angelegter Fischteich entziehe ihm das Wasser, beim Obergericht in Küstrin eingelegte Berufung wird verworfen. Arnold wendet sich an den König. Dieser läßt die Verhältnisse durch einen Oberst und einem Regierungsrat eingehend untersuchen, die zu verschiedener Beurteilung gelangen. Die Gerichte bleiben bei ihrer Entscheidung. Der König übergibt die Sache dem Kammergericht zu Berlin, welches die Entscheidungen der Vorinstanzen bestätigt, aber nicht für der Mühe wert hält, den König über ein wichtiges Moment (daß nämlich eine zwischen dem Fischteich und der Arnoldschen Mühle gelegene andere Mühle nicht über Wassermangel zu klagen gehabt hat) aufzuklären.

Der König, stets mißtrauisch, wenn ein Gericht für einen Großen gegen einen Kleinen entscheidet, ist über die „Sickfachereien", über die ihm zweifellose Rechtsbeugung empört. Er läßt die drei an dem Urteil beteiligten Kammergerichtsräte und den Großkanzler von Fürst zu sich rufen und „statuiert ein Exempel".

Aufzeichnung des Kammergerichtsrates Rausleben

8. Dezember 1779.

Der Präsident von Rebeur instruierte mich, daß ich als Referent das Wort führen und dem Könige ganz kurzlich die Gründe vorlegen müsse, die das Kammergericht dergestalt, wie geschehen, zu erkennen bewogen hätten.

Meiner lieben Frau sagte ich hiervon nichts, sondern allein meinem Schwiegervater, der mir guten Mut zuiprach;

so wie ich denn überhaupt keine Furcht verspürte, weil ich in meinem Gewissen überzeugt war, daß ich in Entscheidung der Arnoldschen Sache nach meinem besten Wissen und Überzeugung zu Werke gegangen war.

Um ein Uhr fuhr ich zum Großkanzler von Fürst, wo ich schon den Kammergerichtsrat Friedel und Graun vorfand. Der Großkanzler instruierte uns, was wir, wenn wir vor den König kommen würden, zu beobachten hätten, und hierauf fuhr er gegen zwei Uhr mit uns in seinem Wagen auf das Schloß. Wir gingen in das Zimmer, das gleich hinter dem großen Saal kommt. Wir trafen daselbst einen Heiducken, durch den der Großkanzler dem Könige melden ließ, daß er mit uns da sei.

Dieser kam bald zurück, erkundigte sich, ob der Geheime Kabinettsrat Stellter noch nicht da sei, und sagte, der König habe gefragt, ob wir Geheime Räte wären.

Kurz nachher wurden wir vor den König geführt. Wir gingen drei Zimmer durch, wovon das mittelste das war, worin die Konsidentafel steht. In dem vierten, einem kleinen Zimmer mit einem Fenster, war der König.

Zuerst ging der Großkanzler, diesem folgte ich auf dem Fuße nach, hinter mir kam der Kammergerichtsrat Friedel und dann Graun. Vor der Tür im Zimmer stand ein Schirm, gegen den wir uns mit dem Rücken stellten.

Der König saß mitten in der Stube, so daß er uns geradezu ansehen konnte, mit dem Rücken gegen den Kamin, worin das Feuer brannte. Er hatte einen schlechten hut auf, der nach Form der Predigerhüte geformt war, einen Überrock von braunrotem Moll oder Sammet, das ich nicht recht unterscheiden konnte, schwarze Beinkleider und Stiefel, so ganz in die Höhe gezogen waren. Er war nicht frisiert. Drei kleine Banken, mit grünem Tuch beschlagen, standen vor ihm, worauf er die Füße zu liegen hatte. Er hatte eine Art von Muffe oder Rouleau vor sich, worin er die eine Hand hatte an der er große Schmerzen zu haben schien. In der andern hatte er die Arnoldsche Sentenz. Er lag auf einem Lehnstuhl zur Linken stand ein Tisch, worauf verschiedne Papiere lagen

und zwei goldne Dosen, reich mit Brillanten garniert, aus denen er von Zeit zu Zeit Tabak nahm.

Außer uns war noch im Zimmer der Geheime Kabinettsrat Stellter, der an einem Pulte stand und sich zum Schreiben fertig machte.

Der König sah uns an und sagte: Tretet näher!

Worauf wir noch einen Schritt vorwärts taten, so daß wir nicht zwei Schritte von ihm entfernt waren. Er frug uns drei: Seid ihr die, die die Arnoldsche Sentenz gemacht haben?

Wir beantworteten dies mit einer Verbeugung, indem wir ja sagten.

Der König wandte sich hierauf an den Kammergerichtsrat Friedel und frug ihn die Fragen, die in der Zeitung vom 14. Dezember 1779 aufgeführt sind, und sagte uns alles das, was das der gedachten Zeitung einverleibte Protokoll enthält, und das der gedachte Geheime Kabinettsrat Stellter nachschrieb. Jedoch ist nicht das ganze Protokoll abgehalten worden, sondern das Ende desselben muß der König, nachdem wir abgetreten, dem Geheimen Kabinettsrat Stellter diktiert haben.

Als der König in dem Protokoll vom 11. Dezember 1779 sagte, das hiesige Tribunal habe die Neumärkische Sentenz konfirmiert, so wollte ihm der Großkanzler einhelfen und sagte zu ihm: „Das Kammergericht," worauf der König diktierte: „das Kammergerichtstribunal", zugleich aber befahl er ihm in sehr harten Ausdrücken[1]), er solle sich entfernen, er habe seine Stelle schon wieder besetzt. Welches dieser auch ohne ein Wort zu sagen tat und vor uns dreien mit der größten Geschwindigkeit vorbei wegging.

Der König bediente sich noch sehr harter Ausdrücke gegen uns und entließ uns endlich, ohne zu sagen, was er mit uns machen wolle.

Kaum hatten wir das Zimmer verlassen, als er hinter uns herkam und uns befahl zu warten.

Kurz darauf kam ein Adjutant, der uns in einem Wagen

1) „Marsch! Seine Stelle ist schon vergeben!"

nach dem gemeinen Stadtgefängnis, dem Kalandshofe, führte, wo wir eine Wache von zwei Unteroffiziers und zwei Gemeinen bekamen.

Den 13. Dezember 1779 wurde eine Kabinettsorder publiziert, nach der der König eine Kommission zur Untersuchung ernannt, dieser aber zum voraus anbefohlen hatte, auf keine geringere Strafe als ein Jahr Festung, Kajation und die Ersetzung alles Schadens an die Arnoldschen Eheleute zu erkennen, das denn freilich eine üble Perspektive war.

Der Arrest auf dem Kalandshofe hat gedauert vom 11. Dezember 1779 bis 5. Januar 1780.

Der König hatte während der Unterredung mit uns die von mir abgefaßte Sentenz in der Hand und schien darüber insonderheit aufgebracht zu sein, daß sie in seinem Namen abgefaßt war, das immer geschieht. Er schlug daher öfters auf selbige mit der andern Hand und sagte dabei zu wiederholten Malen: „Meinen Namen cruel gemißbraucht!"

Der König an den Justizminister von Zedlitz

Berlin, 28. Dezember 1779.

Der Herr wird mir nicht weiß machen. Ich kenne alle Advokaten-Streiche und lasse mich nicht verblenden. Hier ist ein Exempel nötig, weiln die Canaillen enorm von meinem Namen Mißbrauch haben, um gewaltige und unerhörte Ungerechtigkeiten auszuüben. Ein Justitiarius, der chicaniren tut, muß härter als ein Straßen Räuber bestrafft werden. Denn man vertraut sich am erstern, und vor letzterm kann man sich hüten.

Der Justizminister von Zedlitz an den König

Berlin, 31. Dezember 1779.

Ich habe Eurer Königlichen Majestät Gnade jederzeit als das größte Glück meines Lebens vor Augen gehabt und mich eifrigst bemüht, solche zu verdienen; ich würde mich aber derselben für unwürdig erkennen, wenn ich eine Handlung gegen meine Überzeugung vornehmen könnte.

Aus den von mir und auch vom Kriminalsenat angezeigten Gründen werden Eure Königliche Majestät zu erwägen geruhen, daß ich außerstande bin, ein kondemnatorisches Urteil wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbedienten abzufassen.

„Tags nach der Entlassung des Großkanzlers fährt die Berliner Gesellschaft in langer Wagenreihe am Schlosse vorüber bei dem Gestürzten auf, um ihm ihre Teilnahme auszudrücken und zugleich den eigenen Freimut zu bekunden. Vor den Fenstern des Königs aber spielt sich auf dem Schloßplatze eine Huldigung entgegengesetzten Charakters ab: hier drängt sich das Volk, Bauern vom Lande kommen zu Hunderten, um bei dem Schützer der Armut ihre Bittschriften anzubringen. Manche Bürgerhäuser sieht man abends erleuchtet und mit sinnbildlichen Darstellungen zum Preise des gerechten Königs geschmückt. Vom Kriminalsenat des Kammergerichts verlangt der König ein Strafurteil gegen die in Haft gesetzten Richter. Der Senat legt mit eingehender Begründung dar, daß er keine Schuld an ihnen findet, und Minister Zedlitz als Chef des Kriminaldepartements erklärt dem König, daß er demnach außerstande sei, 'ein kondemnatorisches Urteil wider die in der Arnoldschen Sache arretierten Justizbedienten abzufassen'. Der König sieht sich genötigt, einen neuen Machtspruch zu fällen: zwei der Richter werden kassiert und zu einjähriger Festungshaft verdammt.

Wer hatte richtig gesehen und erkannt? Die Frage ist bis auf den heutigen Tag umstritten worden. Und doch wird ein Zweifel nicht bestehen können. Die Behauptung des Müllers, daß das Wasser ihm entzogen sei, widerlegte sich durch die Tatsache, daß eine zwischen seiner Mühle und dem berufenen Karpfenteich gelegene Schneidemühle über Wassermangel nicht zu klagen gehabt hat. Dieser Umstand ist in den Urteilsgründen des Obertribunals, das nach dem Thronwechsel von 1786 den Machtspruch von 1779 außer Kraft setzte, gebührend in den Vordergrund gerückt worden, die vorher mit diesem Mühlenprozeß befaßten Gerichte und mehr noch den Großkanzler Fürst trifft der Vorwurf, daß sie es versäumt oder verschmäht haben, über diesen entscheidendsten Punkt den König durch einen kurzen, deutlichen Bericht aufzuklären. Auch rächte es sich an ihnen, daß sie, wenn nun einmal das Gutachten eines angeblichen Sachverständigen gegen ihre Auffassung sprach, dem nicht einen anderen Fachmann entgegentreten ließen. So haben die Richter von 1779 in ihrem Männerstolz vor Königsthronen nicht geschickt, nicht klug gehandelt, aber untadelhaft, überzeugungstreu, gerecht. Und Zedlitzens Weigerung, ein Verdammungsurteil über sie zu fällen, wird zu den schönsten Ruhmestiteln seiner trefflichen Verwaltung gezählt werden müssen." (Reinhold Koser.)

Der König an den Großkanzler von Carmer

der an Fürst's Stelle berufen war. Er ist der eigentliche Begründer des preußischen Landrechts.

Potsdam, 7. August 1780.

Mein lieber Großkanzler von Carmer! Da ich glaube, daß es hin und wieder im Lande solche schlechte Advokaten und andre böse Leute im Lande gibt, die aus Gewinnsucht oder aus andern übeln Absichten das einfältige Bauernvolk und den gemeinen Mann, der es nicht besser versteht, zum Widersetzen gegen seine Schuldigkeit und zum Prozessieren aufwiegeln und die einfältigen Leute dadurch um das Geld zu bringen suchen, so habe ich Euch hierdurch aufgeben wollen, an sämtliche Regierungen in allen Provinzen ein Zirkular ergehn zu lassen, daß sie darauf genau vigilieren und alle die Leute, sie sein, wer sie wollen, die das tun, um das gemeine Volk zur Widerspenstigkeit oder zum Prozessieren aufzuwiegeln, sofort einsetzen sollen, daß sie dafür gebührend bestrafet werden. Denn das ist nur auf lauter Geldschneiderei angesehen, und der gemeine Mann ist einfältig genug, sich von dergleichen schlechten Advokaten und bösen Menschen aufregen und um sein Geld bringen zu lassen. Das muß also mit Ernst abgestellet und, die das tun, müssen scharf bestraft werden, damit das gemeine Volk von dem unnützen Querulieren zurückgebracht und wieder ruhig werde . . .

Randverfügung auf dem Gesuch des Generalmajors von Rothkirch um eine Pfründe für eine seiner Töchter: „es seynd 30 bis 40 anwartschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens Machen die kann ich alle unterbringen aber mit die Madamen weiß ich nirgends hin."

Der König an den Generalfeldstabsmedicus Geheimen Rath Dr. Cothenius

Potsdam, 28. November 1780.

Rath, Besonders Lieber Getreuer. Ich habe Eure anderweite Nachricht am gestrigen dato, von dem Befinden Meines Etats-Ministre von Hertzberg erhalten, und trage Euch hierdurch auf, demselben in Meinem Nahmen zu sagen, Ich hätte

ihn sehr jetzunder und die erste Zeit aller Geschäfte und alles Schreibens sich gänzlich zu enthalten und einzustellen bis er erst ein bisgen wieder besser und gesund ist, denn kann er ja alles nachholen und alsdann genung schreiben und sich beschäftigen. Welches Ihr demselben also von Meinetwegen melden könnet, zugleich will Ich Euch noch sagen, wie Ich anfange zu hoffen, daß es besser werden wird mit ihm. Von dem Geblüt das nach dem Kopfe steiget, rühret die ganze Krankheit her, und da er schon zur Ader gelassen, wird sich das mit dem Bluthe wohl geben, und wenn nur abführende Mittel gebraucht werden, so wird sich die Krankheit wohl bald legen; denn was Ihr wegen des Gehirns auch für eine Besorgnis gehabt, das kann nicht seyn, und ist deshalb wohl nichts zu befürchten . . .

Aus der (französisch geschriebenen) Abhandlung des Königs „Über die deutsche Literatur"

1780.

. . . Werfen wir einen Blick auf unser Vaterland. Ich höre da eine Sprache reden, die jedes Reizes ermangelt, und die jeder nach seiner Laune handhabt: ich höre wahllos gebrauchte Ausdrücke; man vernachlässigt die passendsten und ausdrucksvollsten Worte, und der Sinn geht in einem Meer von Nebensachen unter. Ich suche eifrig, unsern Homer, Virgil, Anakreon, Horaz, Demosthenes, Cicero, Thucydides, Titus Livius zu entdecken; ich finde nichts; meine Mühe ist verloren. Seien wir doch aufrichtig und gestehen wir geradeaus, daß bisher die schönen Wissenschaften auf unserm Boden nicht gediehen sind. Deutschland hat Philosophen gehabt, die den Vergleich mit den antiken aushalten, ja die sie sogar auf mehr als einem Gebiet übertroffen haben; ich behalte mir vor, sie in der Folge zu erwähnen. In bezug auf die schönen Wissenschaften aber müssen wir unsre Armut zugestehn. Alles, was ich zugeben kann, ohne mich zu einem faden Schmeichler meiner Volksgenossen zu machen, ist das, daß wir in der kleinen Gattung der Fabeln einen Gellert

beſeſſen haben, der ſich an die Seite von Phädrus und Äſop ſtellen kann; die Dichtungen von Canitz ſind erträglich, nicht in bezug auf den Stil, ſondern mehr dadurch, daß er Horaz ſchwach nachahmt. Ich will auch die Idyllen von Geßner nicht übergehn, die einige Anhänger finden. Immerhin muß man mir geſtatten, ihnen die Werke eines Catull, Tibull und Properz vorzuziehen . . .

Ich habe ſchon geſagt, man muß mit der Vervollkommnung der Sprache beginnen: Sie hat es nötig, gefeilt, gehobelt und durch geſchickte Hände gehandhabt zu werden. Klarheit iſt die erſte Regel, die ſich die vorſchreiben müſſen, die reden und ſchreiben, weil es ſich darum handelt, ſeine Gedanken zu malen und ſeine Ideen durch Worte auszudrücken. Wozu dienen die richtigſten, ſchärfſten, glänzendſten Gedanken, wenn man ſie nicht verſtändlich macht? Viele unſrer Schriftſteller gefallen ſich in einem verworrenen Stil ſie häufen Parantheſe über Parantheſe, und oft findet man erſt am Ende einer ganzen Seite das Wort, von dem der Sinn des ganzen Satzes abhängt; nichts verdunkelt mehr die Konſtruktion. Sie ſind träge, ſtatt ausführlich zu ſein, und man würde leichter das Rätſel der Sphinx als ihren Gedankengang erraten. . . .

Das gilt in demſelben Maße von der Kraftheit der bildlichen Ausdrücke; denn ich erinnere mich in meiner Jugend in einem Widmungsbriefe eines Profeſſors Heineccius an eine Königin dieſe ſchönen Worte geleſen zu haben: „Ihro Majeſtät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der jetzigen Zeit.“ Kann man etwas Schlechteres ſagen? Warum ein Karfunkel hat die Zeit einen Finger? Wenn man ſie abbildet, malt man ſie mit Flügeln, weil ſie ohne Aufenthalt dahineilt mit einer Waſſeruhr, weil die Stunden ſie einteilen, und man gibt ihr eine Sichel in die Hand, um anzudeuten, daß ſie alles, was beſteht, abmaht oder zerſtört. Wenn Profeſſoren ſich in einem ſo niedrigen und lächerlichen Stil ausdrücken was ſoll man von ihren Schülern erwarten? .

Noch einen Fehler darf ich nicht übergehn, den niedrige und triviale Vergleiche, die der Redekunſt der Völker ent-

lehnt sind. So drückte sich zum Beispiel ein Dichter, der seine Werke ich weiß nicht welchem Beschützer widmete, folgendermaßen aus: „Schieß, großer Gönner, schieß deine Strahlen armdick auf deinen Knecht hernieder." Was soll man zu diesen armdicken Strahlen sagen? Hatte man diesem Dichter nicht sagen müssen: „Guter Freund, lerne erst denken, ehe du dich ans Schriftstellern machst"? Ahmen wir doch nicht den Armen nach, die für reich gelten wollen; geben wir doch unsere Armut gutwillig zu. Möge uns das vielmehr dazu ermutigen, durch unsere Bemühungen die Schätze der Literatur zu gewinnen, deren Besitz den Ruhm der Nation vollständig machen wird . . .

Um sich davon zu überzeugen, wie wenig Geschmack noch in unsrer Zeit in Deutschland herrscht, muß man sich nur in unsre öffentlichen Schauspielhäuser begeben. Man wird dort die in unsre Sprache übersetzten erbärmlichen Stücke Shakespeares aufführen und die ganze Zuhörerschaft vor Freuden außer sich sehen, wenn sie diese lächerlichen Possen anhört, die würdig der Wilden von Kanada sind. Ich nenne sie so, weil sie gegen alle Regeln des Theaters verstoßen. Diese Regeln sind nicht willkürlich; sie finden sich in der Poetik von Aristoteles, wo die Einheit des Orts, die Einheit der Zeit und die Einheit des Interesses als einzige Mittel, die Trauerspiele interessant zu machen, vorgeschrieben werden; statt dessen umfaßt in diesen englischen Stücken das Schauspiel den Zeitraum von einigen Jahren. Wo ist da die Wahrscheinlichkeit? Da erscheinen Lastträger und Totengräber und halten Reden, die ihrer würdig sind; dann kommen Fürsten und Könige. Wie kann diese bizarre Mischung von Niedrigkeit und Größe, von Possenreißerei und Tragik rühren und gefallen? Man kann Shakespeare diese seltsamen Verirrungen verzeihen; denn die Geburt der Künste ist niemals der Zeitpunkt ihrer Reife. Aber da erscheint jetzt noch ein „Götz von Berlichingen" auf der Bühne, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke; und das Parterre applaudiert und verlangt mit Begeisterung die Wiederholung solcher geschmacklosen Plattheiten. Ich weiß, daß man über den

Geschmack nicht streiten soll; doch muß man mir erlauben zu sagen, daß diejenigen, die ebensoviel Vergnügen an Seiltänzern und Puppenspielen finden wie an den Tragödien Racines, nur die Zeit totschlagen wollen; sie ziehen das, was zu ihren Augen spricht, dem vor, was zu ihrem Geiste spricht, und das, was nur eine Schaustellung ist, dem, was das Herz rührt . . .

Es ist noch nicht lange her, daß die Männer der Wissenschaft die Kühnheit gehabt haben, in ihrer Muttersprache zu schreiben, und daß sie nicht mehr erröten, Deutsche zu sein. Man weiß, daß vor noch nicht langer Zeit das erste bekannte Wörterbuch der deutschen Sprache erschienen ist.[1]) Ich erröte darüber, daß ein so nützliches Werk mir nicht um ein Jahrhundert vorausgegangen ist. Indessen fangt man jetzt an wahrzunehmen, daß sich eine Umwandlung der Geister vorbereitet: der nationale Ruhm macht sich vernehmlich, man welteifert, sich zur Höhe seiner Nachbarn zu erheben, und will sich den Weg zum Parnaß wie den zum Nachruhm bahnen . . .

Um endlich nichts zu übergehn, was unsre Fortschritte verzögert hat, füge ich noch hinzu den geringen Gebrauch, den man an den meisten deutschen Höfen von der deutschen Sprache gemacht hat. Unter der Regierung des Kaisers Joseph sprach man in Wien nur italienisch; das Spanische herrschte unter Karl IV. vor; und während der Herrschaft Franz I., eines geborenen Lothringers, sprach man an seinem Hofe ungezwungener französisch als deutsch, und so war es auch an den Höfen der Kurfürsten. Was war wohl der Grund davon? Ich wiederhole, die spanische Sprache, die italienische und die französische waren feststehende Sprachen, und die unsere war es nicht. Aber trösten wir uns: in Frankreich ist es ebenso gegangen. Unter Franz I., Karl IX., Heinrich III. sprach man in der guten Gesellschaft mehr spanisch und italienisch als französisch: und die nationale Sprache kam erst in Aufnahme, nachdem sie geglättet, klar, elegant wurde, und nachdem eine große Menge trefflicher Bücher sie durch ihre

1) Adelung.

bilderreichen Ausdrücke verschönert und zu gleicher Zeit ihre grammatische Grundlinie festgelegt hatte. Unter der Regierung Ludwigs XIV. verbreitete sich das Französische in ganz Europa, und das teilweise aus Vorliebe für die guten Autoren, die damals in der Blüte standen, auch wegen der guten Übersetzung der Alten, die man hier vorfand. Und jetzt ist diese Sprache ein Passepartout geworden, der einen in alle Häuser und in alle Städte einführt. Man reise von Lissabon nach Petersburg, und von Stockholm nach Neapel, überall kann man sich mit Französisch verständlich machen. Durch dieses einzige Idiom erspart man sich eine Menge von Sprachen, die man können müßte, die das Gedächtnis mit Worten überladen würden, an deren Stelle man es mit Dingen füllen kann, was weit mehr vorzuziehen ist.

Das sind die verschiedenen Hindernisse, die uns nicht erlaubten ebenso rasch voranzukommen wie unsere Nachbarn. Jedoch überholen die, die als die letzten marschieren, manchmal ihre Vorgänger; das könnte sich bei uns rascher als man glaubt ereignen, wenn die Souveräne Geschmack an den Wissenschaften gewinnen, wenn sie diejenigen aufmuntern, die sich die Sache angelegen sein lassen, wenn sie diejenigen loben und belohnen, die den besten Erfolg haben: wenn wir Medicis hätten, würden wir auch Genies aufstehen sehen. Ein Augustus bringt auch einen Virgil hervor. Wir werden unsre klassischen Schriftsteller haben; jeder wird sie lesen, um davon Nutzen zu haben; unsre Nachbarn werden deutsch lernen; die Höfe werden es mit Vergnügen sprechen; und es kann kommen, daß unsre fein und vollendet gewordne Sprache sich aus Vorliebe für unsre guten Schriftsteller von einem Ende Europas bis zum andern verbreitet. Diese schönen Tage unsrer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen sich. Ich kündige sie an, sie sind im Begriffe zu erscheinen; ich werde sie nicht sehen, mein Alter verbietet mir die Hoffnung. Ich bin wie Moses: ich sehe das gelobte Land von ferne, aber ich werde es nicht betreten . . .

Der König an d'Alembert

6. Januar 1781.

Der größte Vorteil, den die Philosophie gewährt, besteht, wie ich glaube, darin, uns das Leben erträglich zu machen; nichts aber macht unser Dasein angenehmer als eine gewisse Seelenruhe, die trübe und beunruhigende Vorstellungen und Sorgen aus dem Gemüte verscheucht . . .

Ich meinerseits nähere mich schon dem Zustande von Apathie, wohin das Alter die betagten Schwätzer führt; ich sehe, ohne mich zu beunruhigen, wegsterben und geboren werden, an wen die Reihe kommt, daß er in die Welt tritt oder daraus geht. Indes habe ich dennoch den Tod der Kaiserin-Königin bedauert: sie hat ihrem Thron und ihrem Geschlecht Ehre gemacht; ich habe mit ihr Krieg geführt, aber nie war ich ihr Feind.

Was den Kaiser, den Sohn dieser großen Frau, betrifft, so kenne ich ihn persönlich: er schien mir viel zu aufgeklärt, als daß er übereilte Schritte unternehmen sollte; ich schätze ihn hoch und fürchte ihn nicht. Die künftigen Zufälle ja! da sollte ich glauben, daß die Mathematiker, die sie berechnen können, weit eher imstande sind, in die Zukunft zu dringen, als die Leute, die man Staatsmänner nennt, und die oft nicht über ihre eigne Nase hinwegsehen . . .

Um Ihnen einen Beweis meiner Ruhe zu geben, schicke ich Ihnen hier eine kleine Broschüre, die darauf abzielt, die Mängel der deutschen Literatur anzugeben und die Mittel zu ihrer Vervollkommnung darzulegen.

Sie werden über die Muhe spotten, die ich mir gegeben habe, einem Volke, das bisher nicht verstand als essen, trinken, der Liebe pflegen und sich schlagen, einen kleinen Begriff von Geschmack und attischem Salze beizubringen. Der Mensch will sich aber nun einmal nützlich machen, oft fällt ein Wort auf fruchtbaren Boden und bringt unerwartete Frucht hervor . . .

Der König an Karl Philipp Moritz

den Freund Goethes aus dessen römischer Zeit, Verfasser des psychologischen Romans „Anton Reiser".

Berlin, den 21. Januar 1781.

Malten alle deutschen Dichter, wie Ihr in Euern Mir zugefertigten Gedichten, mit so viel Geschmack, und herrschte in ihren Schriften eben der Verstand und Geist, der aus den beigelegten zwei kleinen Briefsammlungen hervorblickt, so würde Ich bald Meine landesväterlichen Wünsche erfüllt und die deutschen Schriftsteller an Würde und Glanz den auswärtigen den Rang streitig machen sehen. Eure drei Schriften eröffnen Mir dazu eine angenehme Aussicht; sie haben Meinen völligen Beifall, und Ich ermuntere Euch zu fernerer Vervollkommnung der vaterländischen Sprache als Euer gnädiger König

Friedrich

Der König an d'Alembert

nach dem Besuche des Historikers Johannes von Müller aus Schaffhausen.

24. Februar 1781.

... Ihr Herr Müller ist hier gewesen. Ich bekenne Ihnen, daß ich ihn sehr eingenommen für Kleinigkeiten fand: er hat Untersuchungen über die Cimbern und Teutonen angestellt, für die ich ihm keinen Dank weiß. Auch hat er einen Abriß der Universalgeschichte geschrieben, in dem er sorgfältig wiederholt, was andre besser als er gesagt und geschrieben haben. Will einer nur nachschreiben, so wird er die Anzahl der Bücher ins Unendliche vermehren, ohne daß das Publikum etwas dabei gewinnt. Das wahre Genie hält sich nicht bei kleinlichen Untersuchungen auf; entweder stellt es die Sachen unter neuen Gesichtspunkten dar, oder es überläßt sich der Phantasie, oder — was noch besser ist — es wählt interessante und neue Gegenstände. Allein unsern Deutschen ist das Übel eigen, das man Wortdurchfall nennt; eher würde man sie stumm als sparsam mit Worten machen ...

. . . Ich sehe den Faden meiner Tage sich in den Händen der Parzen kürzen, ohne daß mich das rührt. Die tägliche Erfahrung ist eine Schule, die uns den Wechsel unsers Seins lehrt: die feinen Teilchen, die wir durch die unmerkliche Ausdünstung verlieren, die verschiednen Absonderungen des Körpers sowie die Aderlässe gewöhnen uns, teilweise zu sterben; so werden wir mit dem Gedanken vertraut, einzelne Teile unsers Selbst zu verlieren, und gewinnen Mut, mit stoischem Blicke die gänzliche Auflösung des Stoffes, woraus wir bestehn, zu betrachten.

Aber wenn die Einbildungskraft erlischt, wenn das Gedächtnis untreu wird, wenn das Gesicht abnimmt oder sich verdunkelt, dann lehnt sich bei den meisten Menschen die Eigenliebe wider die Zeit auf, die ihnen Eigenschaften, die sie unzerstörbar wähnten, raubt; die Bewunderung, die sie für ihre vermeinten Vollkommenheiten hegten, verursacht bei ihnen die lächerlichsten Klagen über den Verlust einiger vergänglichen Eigenschaften ihres Wesens, und sie denken nicht daran, daß sie im vorigen Jahrhundert nichts waren und im künftigen nichts sein werden. Die Greise könnten noch einen Trost darin finden, wenn sie bedenken wollten, daß nur Zeitgenossen wahre Freunde sind, und daß das unschätzbare Gut des Weisen, die Freundschaft, für ihn verloren geht, wenn er seine Laufbahn bis in die zweite oder dritte Generation fortsetzt. Die so verschiedne Denk- und Handlungsweise der Menschen läßt sich nicht zusammenschmelzen; alte Leute stehn daher einsam in der Gesellschaft: so wie man unter dem Schlagholz einige alte Eichen antrifft, die dem Ungemach der Wetters widerstanden haben, und deren verdorrter und welker Gipfel über die Spitzen der jungen Bäume weit hervorragt. Doch diese Betrachtungen könnten, so wenig sie mich auch rühren, einem Philosophen vielleicht zu finster scheinen, der im Mittelpunkte der Sybariten an der Seine lebt.

Ich wende mich also zu frohern Gegenständen. Euer Joseph, dessen Sie erwähnen, bestärkt und befestigt mich in

meinem Hange zu der akataleptischen Sekte[1]). Einige sagen, er sei in Brüssel; andre, in Paris; ich werde Ihnen wie Frau von Sévigné antworten: ich glaube keins von beiden. Der Kaiser bringt alle Mönche und die reichen Äbte in seinen Staaten zum Zittern. Man sagt, er hasse den Meineid; und er werde diese Herren zur pünktlichen Beobachtung ihres Gelübdes der Armut zwingen.

Sehen Sie, das gehört zu dem Guten, das der Krieg in der Christenheit bewirkt. Der Krieg kostet unermeßliche Summen: die Fürsten borgen; dann kommt ein neuer Krieg und neue Schulden; man muß sie bezahlen, aber es fehlt an Geldquellen. Was soll man machen? Nichts bleibt übrig als der Geistlichkeit ihre Reichtümer abzunehmen; und die Not zwingt die Monarchen, dies einzige Mittel, das ihnen übrig bleibt, zu ergreifen. Wäre unser Calvin ein Zeuge dieser Begebenheiten, so würde er sagen: „Bewundert, meine Brüder, die unergründlichen Wege der Vorsehung! Das Wesen der Wesen, das den abscheulichen und gotteslästerlichen Aberglauben verabscheut, in dem die Kirche versunken liegt, bedient sich nicht der Stimme der Weisen, um den Sieg der Wahrheit vorzubereiten; sie hält es nicht der Mühe wert, Wunder zu wirken, um den eingewurzelten Irrtum zu ersticken. Welchen Mittels bedient sie sich denn, um die Mönche zu vernichten, um von der Oberfläche der Erde diese verworfnen und unreinen Werkzeuge der Schwärmerei verschwinden zu machen? Der Könige, meine Brüder! Das heißt, der unwissendsten Geschöpfe, die auf dieser Erde herumkriechen. Und wodurch lenkt der große Demiurgos die Unwissenden zu seinen Absichten? Durch den Eigennutz, meine Brüder! Diesmal, schändlicher Eigennutz, wirst du wenigstens der Welt nützlich sein: indem du die Leidenschaften jener Halbgötter der Welt reizest, um das Vermögen der Priester zu plündern! . . .

Wenigstens halte nicht ich diese Rede, sondern Johann Calvin hält sie. Das sage ich Ihnen, meine Herren von der Post: im Fall Ihre edle Wißbegierde Sie antreibt, den

1) Gemeint sind die Skeptiker.

Inhalt meines Briefes zu erfahren, so verwechseln Sie nur meinen Namen nicht mit Calvins Namen. Ich schätze die tiefe Weisheit des Erzbischofs von Paris und des Verfassers seiner Hirtenbriefe zu sehr, als daß ich diese ärgern wollte; und niemand verehrt mehr als ich die unwandelbare Unvernunft jenes fortdauernden Konziliums der alten Sorbonne, deren Entscheidungen untrüglich sind . . .

22. Juni 1781.

. . . Den Abbé von Beaumont, dessen Sie erwähnen, kenne ich nur aus der Rede, die Sie die Güte gehabt haben, mir zu überschicken. Dieser gute Abbé macht mich stumm; unglücklicherweise hat er den Einfall gehabt, so verbindliche, so schmeichelhafte Sachen von mir zu sagen, daß mir nichts übrig bleibt, als ihn zu bewundern und zu schweigen. Ach! mein lieber d'Alembert, lassen Sie uns bisweilen mit dem ehrlichen Salomon die vernünftigsten Worte, die ihm entwischt sind, wiederholen: O Eitelkeit! Eitelkeit! Auch der Ruhm ist eitel! Der Mensch ist ein im Ozean der Eitelkeit schimmerndes Atom; der Augenblick seiner Geburt grenzt an den Augenblick seines Todes: der am wenigsten lasterhafte ist der vollkommenste; er verlebt seine Tage mit Aufbauen oder mit Niederreißen. Verdient nun eine solche Art Wesen eine Lobrede? Das mag noch hingehen, daß man die Namen derer aufbewahrt, die uns lehrten das Land bauen, das Korn mahlen, den Teig kneten und unsern Durst durch wohltätige Säfte löschen; es mag hingehn, daß man das Andenken derer verewigt, die die Menschen überredeten, einen Teil ihrer Vorteile dem Wohle der Gesellschaft aufzuopfern: aber was soll ich von den übrigen sagen? Man hat sie nur gerühmt, weil sie Lärm gemacht haben; und ihre schwarmerischen Lobredner sind die ersten, die ihre Zimmer von den Wespen und hornissen reinigen, weil sie bei ihrem Gesumme auch stechen, aber die Fliegen ungestört lassen, weil sie ruhiger sind.

Dies bezieht sich nicht auf die gute Theresia, die jetzt durch die Wirksamkeit der für ihre Ruhe gelesenen Messen aus dem Fegefeuer herausgekommen ist und nun im Para-

dieſe ihren Roſenkranz abbetet. Dieſe Weſpen und Horniſſen bezeichnen einen gewiſſen Bewohner der Ufer der Oſtſee, den Sie vor einundzwanzig Jahren beſucht haben. Vor einigen Tagen las ich die Verſe: Cäſar findet keine Stätte, / wo ſein Schatten ruhe; / aber ſieh! Freund Pompignan / glaubt was zu bedeuten. / Oft wiederhole ich dieſe Verſe, beſonders wenn beredte Lippen oder Federn einen fein zubereiteten und ſubtilen Weihrauchsgeiſt auströpfeln, wodurch ein armes Gehirn, das keine Philoſophie hat, den Schwindel bekommt und verdreht wird. Wenn die Prieſter unaufhörlich von ihren Kanzeln ſchreien: Weg mit der Vernunft! weg mit der Vernunft! ſo wollte ich, daß man tagtäglich den Fürſten zuriefe: Weg mit dem Stolz! weg mit dem Stolz! erinnere dich, daß deine erſte Wohnung zwiſchen dem Intestinum rectum und der Blaſe war . . .

Indeſſen grüßt meine Monade die Ihrige und bittet ſie jedesmal, wenn ſie an das Weſen denken will, das am Ufer der Spree vegetiert, ſich dazu des Fernrohrs des Abbés von Beaumont zu bedienen und dadurch nur das ſchöne Phantom zu ſehen, das beſagter Abbé geſchaffen hat.

23. Januar 1782.

. . . Doch wir wollen von Lobreden auf die Pläne Cäſar Joſephs übergehn. Ohne Zweifel wiſſen Sie, daß der arme Braschi, um die dem Heiligen Stuhl nachteiligen Unternehmungen abzuwenden, beſchloſſen hatte, nach Wien zu gehn, um Cäſar Joſephs Herz zu erweichen, und um ſich über ſeine teutoniſche und ungariſche Herde die ihm von Sankt Peter anvertraute Machtvollkommenheit zu erhalten. Hierauf aber hat Joſeph geantwortet, der Heilige Vater könne nach Wien kommen, wenn er es wolle, ſein Vorhaben würde aber deshalb nicht minder ausgeführt werden. Nun iſt die Frage: ob ſich die Tiara vor der Kaiſerkrone demütigen wird oder nicht. Um die Kaiſer Friedrich II. und Heinrich zu rächen, müßte man den Papſt in Wien empfangen, wie er ehedem den Kaiſer zu Canoſſa empfing. Das hieße, die Ehre des Throns und alle Laien an der biſchöflichen Tyrannei rächen.

Jedoch das Mitleid, das zum Besten der Unglücklichen spricht läßt seine Stimme in meinem Herzen hören und sagt mir, die Hildebrande[1]) mußte man strafen, nicht aber einen armen Priester, der weit entfernt, Böses zu tun, die Pontinischen Sümpfe austrocknet. Frechheit empört, Schwäche rührt; nur feige Seelen rächen sich an überwundnen Feinden, und ich gehöre nicht dazu. Ruhig lasse ich die Hure von Babylon auf ihren sieben Bergen thronen. Vertauscht der Papst nur seine Lehrsätze gegen Moral und predigt Barmherzigkeit, so werde ich ebensowenig sein Feind sein wie der Feind des Dalai Lama, der da thronet zu Tibet . . .

Anekdote Im Jahre 1781 hatte der König die Kaffeeregie eingeführt. Das Volk war über diese Verteuerung seines Lieblingsgetränkes höchst aufgebracht. Eines Tages ritt der König, nur von einem Reitknecht begleitet, durch die Jägerstraße. Schon von weitem sah er auf dem Werderschen Markte das Volk sich drängen. Er ritt hinzu und findet eine Karikatur seiner selbst angeschlagen, wie er kläglich auf einem Fußschemel hockt, eine Kaffeemühle zwischen den Knien haltend, mit der Rechten mahlend, mit der Linken gierig nach den herausfallenden Bohnen greifend. „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich nicht den Hals ausrecken!" ruft der König. Ungeheurer Jubel, die Karikatur wird in tausend Fetzen zerrissen, von lauten Hochrufen begleitet reitet der König langsam von dannen.

Der König auf ein Besuch
unter preußischer Flagge Sklavenhandel treiben zu dürfen.

Potsdam, 18. April 1782.

Der Handel mit Negern ist mir stets als eine Schmach für die Menschheit erschienen. Niemals werde ich ihn gestatten oder durch eine Handlung meinerseits begünstigen.

Außerdem beabsichtigen Sie, Ihre Schiffe in Frankreich zu kaufen und auszurüsten und Ihre Waren auf der Rückfahrt in irgendeinem Ihnen passend erscheinenden europäischen Hafen auszuladen. Dies ist ein Grund mehr, Ihnen den Gebrauch meiner Flagge zu untersagen.

Haben übrigens derartige Geschäfte soviel Reiz für Sie, so brauchen Sie nur nach Frankreich zurückzugehn, um Ihre Neigung zu befriedigen.

---

1) Gregor VII.

Randverfügung

In einer ſchleſiſchen Kirche werden wiederholt der Maria als Dankopfer dargebrachte Silberſtücke geſtohlen. Der Küſter hat Verdacht auf einen Soldaten, der beim Gottesdienſt immer der Erſte und der Letzte iſt. Man hält ihn an und findet ſolche Silberſtücke bei ihm. Der Soldat leugnet: er habe ſich in ſeiner Not an die Muttergottes gewandt und dieſe ſelber habe ihm dann die Silberſtücke in ſein Quartier gebracht. Er wird kriegsrechtlich verurteilt und das Urteil dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt. Der fragt einige katholiſche Geiſtliche, ob nach den Lehren ihrer Kirche ein ſolches Wunder möglich ſei, was dieſe bejahen. Da ſchreibt der König unter das Urteil: „Der vorgebliche Übeltäter wird von der Strafe losgeſprochen, da er zumal den Diebſtahl zu leugnen beharrt, und nach der Erklärung der Theologen ſeiner Kirche das gewirkte Wunderwerk nicht unmöglich iſt. Allein für die Zukunft verbiete ich ihm bei harter Strafe, weder von der heiligen Jungfrau noch von irgend einem andern Heiligen irgend etwas mehr anzunehmen."

Der König an d'Alembert

8. September 1782.

. . . Für das Ende dieſes Jahrhunderts bleibt nichts übrig als die Phyſik, in der merkwürdige Unterſuchungen angeſtellt worden ſind. Hätten die theologiſch-metaphyſiſchen Ungereimtheiten vernichtet werden können, ſo würden es die gegen ſie geſchleuderten philoſophiſchen Blitze bewirkt haben. Bedenken Sie indes, daß, da die Geſchöpfe unſrer Gattung mit einem faſt unwiderſtehlichen Hange zum Wunderbaren und zum Aberglauben ausgeſtattet ſind, die Mönche und Seher keine großen Schwierigkeiten hatten, ihren Geiſt mit jenem ekelhaften Gewäſche von Ungereimtheiten auszufüllen, durch die ſie über jene herrſchen. Stets wird ſich das Volk, das überall die große Anzahl ausmacht, durch Betrüger und durch Schurken — die Urheber und die Ausleger kindiſcher Fabeln — regieren laſſen; und die Zahl der Weiſen wird allezeit nur aus wenigen einzelnen Köpfen beſtehn! Wahrſcheinlich muß alſo die große Menge der Schwachköpfe die kleine Anzahl derer überwiegen, die denken und ihre Vernunft zu gebrauchen wiſſen.

Wenn der Kaiser Klöster aufhebt, so baue ich dagegen abgebrannte katholische Kirchen wieder auf und lasse einem jeden die Freiheit, nach seiner Weise zu denken. Ich glaube, Fontenelle sagte sehr weise, wenn er die Hand voll Wahrheiten hätte, so wolle er sie nicht öffnen, weil das Volk sie nicht verdiene. Zum Unglück ist dieses nur gar zu wahr. Ein Esel stürzt unter der Last nieder, wenn man ihn überladen hat; aber ein abergläubischer Mensch trägt alle Bürden, mit denen ihn sein Priester erdrückt, ohne zu bemerken, auf wie schimpfliche Art er sich erniedrigt . . .

30. September 1783.

. . . Wenn man unter „Lücken der Weltweisheit" alle die Gegenstände begreift, die der menschliche Verstand nicht hat ergründen können, und an deren Lösung sich methodisch gebildete Geister geübt haben, so wird man über diesen Stoff ein Buch liefern können, das doppelt soviel Bände enthält wie die Enzyklopädie. Mich dünkt, der Mensch ist mehr zum Handeln geschaffen als zum Erkennen; der Urstoff der Dinge verbirgt sich vor unsern beharrlichsten Nachforschungen. Die Hälfte unsers Lebens bringen wir damit zu, die Irrtümer unsrer Vorfahren abzulegen; aber dennoch lassen wir immer die Wahrheit auf dem Grunde ihres Brunnens, auf dem sie auch die Nachwelt mit allen ihren Bemühungen nicht herausziehen wird. Lassen Sie uns also weislich die kleinen Vorteile genießen, die uns zugefallen sind, und uns erinnern, daß erkennen lernen oft zweifeln lernen ist . . .

Der König an den Gymnasialprofessor Myller

zu Berlin, der eine „Sammlung deutscher Gedichte aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert" herausgegeben hatte

Potsdam, 22. Januar 1784

Hochgelahrter, lieber Getreuer, Ihr urteilet viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Säculo, deren Druck Ihr befördert habt und zur Beförderung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Einsicht nach sind solche nicht Einen Schuß Pulver wert

und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In Meiner Büchersammlung wenigstens würde Ich solches elendes Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das Mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viel Nachfrage verspricht aber demselben nicht Euer sonst gnädiger König, Friderich

Der König an den Minister von Hagen

1. Februar 1784.

Bester Rat, Besonders lieber Getreuer! Es hatt mich gewundert, aus Eurem Bericht vom 30. Januari zu ersehen daß der beim Kammergericht gestandene Praesident von Reboeur die Direktor-Stelle beym Ober-Collegio Medico, mit einem Tractament von 200 Taler gehabt hat: Wie schickt sich denn ein Justiz-Mann zu dem Medicinischen Fach; davon versteht er ja nichts, und soll auch keiner dergleichen wieder dabei gesetzt werden. Vielmehr gehört dazu ein guter und vernünftiger Medicus, und muß man suchen, einen solchen dazu vorzuschlagen; der schickt sich eher dahin, als einer von der Justiz, welches Ich Euch also hierdurch zu erkennen geben wollen, umb Euch hiernach zu achten. Ich bin Euer gnädiger König.

Anekdote Ein Geistlicher übersandte dem Könige eine Abhandlung über die Sünde wider den heiligen Geist. Der König schrieb ihm zurück: „Seine Sünde wider den heiligen Geist habe ich richtig erhalten, und ich bitte Gott, daß er Seinen Verstand in seine gnädige Obhut nehmen möge."

Bericht eines französischen Offiziers über die Revue des Königs in Schlesien

August 1784.

. . . Ich begab mich am Tage nach meiner Ankunft, morgens um fünf Uhr, zum Könige, um ihm, sobald er zu Pferde stieg, meine Aufwartung zu machen. Er wohnte in einem

Privathause. Alle Generale, mit dem Kronprinzen an der Spitze, erwarteten ihn auf der Straße vor seinem Quartier. Ich gesellte mich mit mehreren andern fremden Offizieren zu ihnen. Die meisten Fremden waren Franzosen und Engländer, welche letztere ja auf ein Feldlager ebenso neugierig sind wie auf andre Dinge.

Nach einer halben Stunde erschien der König und grüßte uns sehr gnädig. Er stieg zu Pferde, ohne ein Wort zu sprechen. Am Tage vorher hatte er die Gnade gehabt, sich zu erkundigen, ob ich angekommen sei.

Er hielt an diesem Tage das ab, was man eine Spezialrevue nennt, das heißt, besondre Inspektionen der Regimenter und Kompagnien, die vor den großen Manövern stattfinden. Wir folgten ihm ins Lager; er ritt gewöhnlich allein, ohne mit jemand zu sprechen. Dann war sein Blick schrecklich, und alle Züge seines Gesichtes hatten das Gepräge der Strenge, um nicht mehr zu sagen.

Nachdem er die Armee gemäß den seinem General erteilten Befehlen sich in Linie hatte formieren lassen, musterte er die Regimenter, eins nach dem andern. Er ließ eine Kompagnie hervortreten und im Feuer exerzieren. Darauf besichtigte er die Rekruten. Diese waren nicht zahlreich, da die Hälfte der Soldaten aus konskriptionspflichtigen Landleuten, die andre aus Fremden bestand, die während ihres ganzen Lebens dienen mußten und einer Bewachung unterlagen, die so streng war, daß Fälle von Desertion in Friedenszeiten selten vorkamen. Alsdann faßte der König die Kadetten und adligen Subalternoffiziere jedes Regiment ins Auge und bezeichnete persönlich die, denen die vakanten Stellen gegeben werden sollten. Ich bemerkte, daß alle Offiziere Edelleute waren; der König macht nicht gern sonst jemand zum Offizier, da der Adel in seinen Staaten sehr zahlreich und sehr arm ist.

Nach der Revue wurde ich von einem der Leute des Königs, wie es gebräuchlich ist, zur Tafel geladen und begab mich in dem Augenblicke zu ihm, wo er im Begriffe war die Parole auszugeben. . .

Schon bei der Suppe begann der König die Unterhaltung, indem er sich hauptsächlich an Herrn von Riedesel und mich wandte. Es war die Rede von den Kriegen Ludwigs XIV. und den großen Heerführern seines Jahrhunderts, Condé, Turenne und Luxembourg, die der König die großen Lehrer der Kriegskunst nannte. Besonders lobte er den Marschall von Sachsen. Dann war die Rede von Staatsverwaltung, Politik und Finanzen. Hierauf kam er noch einmal auf den Krieg zurück und sprach von der Artillerie, die die Heere mit sich schleppen müssen. „In dem Feldzuge von 1778," sagte er, „hatte ich mehr als 1200 Kanonen und 40 Haubitzen. Die Franzosen werden ebensoviele haben müssen, wenn sie im Kriege nicht von vornherein im Nachteil sein wollen. Gegenwärtig heißt eine Schlacht liefern soviel als die Armee, die man vor sich hat, in ihren Befestigungen belagern und Bresche in sie zu schießen . . ."

Am folgenden Tage fand ein sogenanntes großes Manöver statt. Die Armee bestand aus elf Linien- und vier Garnisonbataillonen, fünfzehn Schwadronen Husaren und fünfzehn Schwadronen andrer Kavallerie. Die Artillerie stand an der Tete der Truppen und gab das Signal zu den verschiednen Evolutionen. Die Infanterie bewegt sich langsam, sowohl um sich zu formieren als um in Schlachtordnung zu marschieren, da der Schritt auf fünfundsechzig in der Minute festgesetzt ist.

Nichts war imponierender als diese Schlachtordnung. Anfänglich herrschte die tiefste Stille und vollkommne Unbeweglichkeit. Plötzlich gewährte auf ein gegebnes Signal der Marsch der gesamten Armee, die nur noch ein Korps bildete und nur eine Bewegung hatte, und aus der oft Feuerströme hervorsprühten, eins der schönsten und großartigsten Schauspiele, die man überhaupt sehen kann.

Der König kommandierte nicht selbst, allein er folgte der Ausführung des Manövers mit schnellem, aufmerksamem und sicherm Blick, indem er die Generale und Kommandeure tadelte, wenn sie Fehler begingen, und sie ebenso eifrig und schnell verbesserte, als stünde er vor dem Feinde . . .

Am zweiten Tage sagte der König, bevor wir zur Tafel gingen, zu mir: „Sie werden schwerlich erraten, was ich heute morgen getan habe. Ich habe die Finanzen meiner Jesuiten in Ordnung gebracht. Darin verstehn sie trotz all ihres Verstandes nichts. Ich habe die Jesuiten in der Hand," fügte er hinzu. „Sie sind mir sehr nützlich, denn ich habe sie ganz besonders damit beauftragt, junge Leute zu katholischen Geistlichen zu erziehen. Da ich genötigt bin, den katholischen Klerus zu unterhalten, so will ich, daß er aufgeklärt ist. Ich habe die Sache mit dem Papste arrangiert, mit dem ich sehr zufrieden bin, und der zu meinen Freunden gehört." Dann zeigte er mir aus dem Fenster ein Kapuzinerkloster, indem er dabei bemerkte: „Die Leute fallen mir mit ihren Glocken etwas lästig. Sie haben mir anbieten lassen, das Läuten bei Nacht einzustellen, ich habe es aber nicht gewollt. Man muß jedem sein Gewerbe lassen: ihr Gewerbe ist es zu beten, und ich hätte ihnen großen Kummer bereitet, wenn ich ihnen ihr Geklingel abgenommen hätte."

Randverfügung auf dem Gesuch des Leutnants a. D. Grafen Maruschka, eine Bürgerliche heiraten zu dürfen: „Ich bekümre Mir nicht um seine [illegible]."

Bericht des Königlichen Vorlesers Dantal

Alexanders Leben von Curtius und Diodors Weltchronik, Rollins Geschichte des Altertums und Voltaires historische Arbeiten sind die letzten Werke gewesen, die sein letzter Lektor ihm im Zusammenhang vorgelesen hat.

Oktober 1784.

. . . Die Stunde, zu der ich begann vorzulesen, war ziemlich genau bestimmt: im Winter um sechs, sieben oder acht, im Sommer gegen vier, fünf oder sechs Uhr abends, wenn er genau war die Dauer abgegrenzt. Manchmal mußte ich drei Stunden hintereinander lesen, besonders während des letzten Karnevals, den der König, da er schon anfing zu kränkeln, in Potsdam zubrachte. Manchmal begegnete es ihm, daß er während des Lesens einschlummerte. Dann mußte ich bis zehn oder elf sitzenbleiben.

Während ich las, hörte er sehr aufmerksam zu. Er saß in einem Lehnstuhl und hatte stets die Uniform an. Von

Zeit zu Zeit machte er eine Bemerkung, besonders wenn er sich wohl fühlte: dann verbesserte er manchmal meine Aussprache . . .

War er auch manchmal infolge von Unwohlsein oder aus andern Gründen übler Laune, so hatte doch niemand etwas davon zu besorgen, der seine Pflicht treu erfüllte. Außerdem war er ein sehr geduldiger Patient und behandelte in Krankheitsfällen alle seine Diener mit der größten Nachsicht. Wenn es mir einmal gegen meinen Willen begegnete, in meinem Dienst ein Versehen zu machen, und er nicht wußte, ob die Schuld an meiner Nachlässigkeit lag oder einen andern Grund hatte, so zeigte er sich in dieser Ungewißheit stets billig und ließ kein Wort fallen, was mich hätte einschüchtern können. Er sah dann nur sehr ernst aus, so daß sein Mißfallen deutlich zu erkennen war. Sobald ich dann eine passende Erklärung abgegeben hatte, war er wie verwandelt und gnädiger als vorher.

Der König suchte die Bücher, aus denen ich vorlesen sollte, selbst aus. Ich bemerkte bald, daß er vor allem die Alten liebte. Aus ihren Schriften wurde denn auch immer an den langen Winterabenden vorgelesen, wenn er nicht gerade unwohl war und deshalb ein andres Buch wählte, bei dem er sich weniger mit Nachdenken anstrengen als erholen konnte . . .

Die griechischen Redner wurden in der Übersetzung des Abbé Auger gelesen. War der König wohl, so analysierte er manchmal eine Rede und lobte oder tadelte sie. Reden, die vor einer wichtigen Unternehmung gehalten wurden, mißbilligte er stets, weil sie deren Ausführung aufhielten. Bei dieser Gelegenheit sagte er: „Die Griechen waren stets große Schwätzer." . . .

Der König an den Leutnant Grafen von Kanserling

Potsdam, 26. Oktober 1784.

Obgleich in meinen Staaten ein Leutnant mehr gilt als ein Kammerherr, so will ich Ihnen doch diesen Titel ver-

leihen, um Ihnen den Weg zu der neuen Stellung, die ich Ihnen bestimme, zu erleichtern sowie Ihnen bis zu Ihrer Anstellung einen Jahrgehalt von 1200 Talern aussetzen . . .

Der König an den Magazinverwalter Zorn

bei dem Tobaks-Exportations-Magazin zu Halle, der den Titel „Königlicher Kommissionsrat" nachgesucht hatte.

Potsdam, 26. November 1784.

Seine Königliche Majestät finden den Charakter als Tobaks-Rath angemessener und wollen daher solchen eher als den erbetenen gegen die Gebühren wohl beilegen.

Der König an die Westpreußische Regierung

Potsdam, 5. Januar 1785.

Se. Königl. Maj. lassen Dero Westpreußischen Regierung auf deren Bericht wegen besserer Unterrichtung der Jugend dorten auf dem Lande hierdurch zu erkennen geben, wie es in soweit ganz gut ist, daß sie sich angelegen sein lassen, durch einen fleißigen und vernünftigen Unterricht der jungen Leute auf die moralische Verbesserung der Nation zu wirken, nur müssen sie darauf sehen, daß die Söhne von denen Bauern ebenwohl ein bischen besser instruirt werden; denn wo das nicht auf eine vernünftige Art geschiehet, so bleiben solche zu roh und werden halbwilde Menschen daraus. Dieses nun ist es, worauf die Regierung ihre Aufmerksamkeit wenden und darauf sehen muß, daß die Landleute ihre Kinder nicht nur fleißig zur Schule schicken, sondern daß sie auch darin gehörig und ordentlich unterrichtet werden. Wornach sie sich zu richten.

Aus den Erinnerungen des französischen Grafen Ségur an eine Audienz beim Könige

Ende Januar 1785.

. . . „Ich habe Ihnen schon gesagt," erwiderte der König lächelnd, „daß niemand dem kriegerischen Eifer Ihrer Land-

leute mehr Gerechtigkeit widerfahren läßt als ich. Es gibt kein glänzender begabtes Volk. Den Franzosen glückt alles, was sie beginnen, aber Sie werden ja wissen, daß man sie stets beschuldigt hat, etwas leichtsinnig und unbeständig zu sein. Sie sind ebenso beweglich wie ihre Einbildungskraft."

„Majestät," antwortete ich, „kein Mensch ist frei von Fehlern, selbst die größten Männer nicht. Wenn Eure Majestät mir die Bemerkung gestatten, so möchte ich die Behauptung wagen, daß auch wir Franzosen uns manchmal über Mangel an Beständigkeit bei Eurer Majestät beklagen konnten, als wir Ihre Verbündeten waren. Allein der Ruhm hat an Eurer Majestät einen unwandelbar treuen Verbündeten gefunden."

Da diese Antwort durch die boshaften Sarkasmen des Königs provoziert war, so mißfiel sie ihm nicht. Im Gegenteil, er lachte, und seine blauen Augen, die sonst so boshaft und durchdringend, ja, wie man behauptet, manchmal so hart aussahen, nahmen plötzlich einen Ausdruck von Milde und Wohlwollen an.

Mit der lebhaftesten Neugier betrachtete ich den Mann, der an Genie so groß und an Gestalt so klein war und niedergebeugt und gewissermaßen gekrümmt unter dem Gewichte der Lorbeeren und seiner langen Anstrengungen schien. Sein blauer Anzug, der ebenso abgenutzt war wie sein Körper, die hohen bis über die Knie hinaufreichenden Stiefel und die mit Schnupftabak bestreute Weste bildeten ein seltsames, aber dabei imponierendes Ganze. An dem Feuer seines Blickes erkannte man, daß sein Geist nicht gealtert hatte, und trotz seiner Haltung, die die eines Invaliden war, hatte man das Gefühl, daß er noch wie ein junger Soldat kämpfen könnte. Trotz seiner kleinen Gestalt sah ihn das geistige Auge dessen, mit dem er sprach, als den größten aller Menschen vor sich stehn . . .

Der König an den Präsidenten der Neumärkischen Kammer, Grafen von Logau

Potsdam, den 29. Mai 1785

. . Aber deshalben höre Ich ganz und gar nichts von Euch und habe Ich noch keinen Buchstaben von Euch gesehen. Ihr sitzt da stille, legt die Hände im Schoß und laßt alles gehen, wie es wolle. Ihr bekümmert Euch um nichts und tut das gar nicht, was einen Präsidenten von der Provinz obliegt und seine Pflicht und Schuldigkeit von ihm erfordert.

Ich will Euch also wohl raten, Euer Devoir besser wahrzunehmen und Euch der Sachen der Euch anvertrauten Provinz mit mehrerem Eifer und Ernst angelegen sein zu lassen und besonders darauf zu sehen, daß Ich balde die Anschläge kriege von dem geschehenen Wasser-Schaden, was das alles kostet, und daß demnächst alles auf das Schleunigste wiederhergestellet und im Stande gesetzt werde.

Wofern Ihr aber in Eurer bisherigen Gleichgültigkeit so fortfahret, so könnt Ihr auch gewiß sein, daß sehr unangenehme Verfügungen erfolgen werden . . .

In der Politik hatte inzwischen Österreich sich Rußland, das eine Zertrümmerung der Türkei beabsichtigte, angenähert, zugleich aber auch durch Heiraten zwischen den Häusern Habsburg und Bourbon in Frankreich und Spanien vermehrten Einfluß gewonnen. Der König sah Preußen isoliert und betrieb daher die mühevolle und von seinen Ministern verspottete Gründung eines deutschen Fürstenbundes, der am 23. Juli 1785 in Berlin endlich abgeschlossen wurde und hauptsächlich den einzelnen Reichsständen den Besitz ihrer Gebiete und Gerechtsame dem Kaiser und Österreich gegenüber gewährleisten sollte. Das Ansehen Preußens stieg daher um so mehr, als der Kaiser gerade damals eine politische Niederlage erlitt, indem er infolge französischen Widerspruches den lange vorbereiteten Plan aufgeben mußte, das Haus Wittelsbach-Pfalz-Zweibrücken gegen Überlassung der österreichischen Niederlande zur Abrundung Bayerns an das Haus Habsburg zu bestimmen. Einen Versuch Englands, in einer ähnlichen Absicht sich dem neuen deutschen Fürstenbunde anzuschließen, vereitelte der König, der nun „auf seiner Kraft beruhend der Polarstern blieb, um den sich Deutschland, Europa ja die Welt zu drehen schien".

Aus den Denkwürdigkeiten des Generals von der Marwitz

(1777—1837).

Das erste Mal sah ich Friedrich den Großen im Sommer 1782 (vielleicht auch 1783), wie er von der jährlichen Revue in Preußen zurückkehrte und in Dolgelin Pferde wechselte. Ich war mit der Mademoiselle Bénézet hingeschickt und wartete auf ihn mit dem dortigen Prediger.

Der König kehrte am liebsten sowohl zu Mittag als zu Nacht auf dem Lande ein, und zwar allemal bei den Predigern, vermutlich weil es dort ruhiger war als in den Städten. Für die Prediger war dies ein großes Glück, nicht nur, weil sie wohl bisweilen bessere Pfarren erhielten, wenn sie dem Könige gefielen, sondern auch, weil er allemal für den Mittag fünfzig Taler und für das Nachtquartier hundert Taler ihnen auszahlen ließ. Das Wenige, was der König verzehrte, wurde außerdem bezahlt. Zwar machte sich dessen Bedienung wohl traktieren lassen, sie bestand aber immer nur aus wenigen einzelnen Personen. Nun hatte der König bei dem Prediger in Dolgelin beinahe allemal die letzte Nacht der Rückreise zugebracht; auch im verflossenen Jahre war er bei diesem eben erst neu angezogenen Prediger eingekehrt, hatte sich wohlwollend mit ihm unterhalten, und der hatte die hundert Taler empfangen. Er schmeichelte sich also, daß es auch heute geschehen würde, und hatte alle Anstalten gemacht. Wir warteten also dort und eine Menge Volks mit uns. Die Vorspannpferde standen geordnet, die Bauern, die reiten sollten, geputzt, und zehn Stück Pferde zu des Königs Wagen, hinten vier, die der Kutscher vom Bock fuhr, dann zweimal zwei, auf jedem Paar ein Bauernknecht und auf den vordersten zwei Vorreiter des Königs.

Nun kam der Feldjäger auf einem Bauernpferde mit der großen Hetzpeitsche, ein Bauer als Begleiter mit ihm. Der Feldjäger, glühend von der Hitze, stieg ab, sagte, der König werde in fünf Minuten hier sein, besah die Vorspannpferde und die Kerle mit den Wassereimern, die die Räder

begießen sollten, stürzte ein ganzes Quart Bier hinunter, und da unterdessen sein Sattel auf ein anderes Bauernpferd gelegt war, stieg er auf, und im Galopp gings weiter. Der König sollte also nicht in Dolgelin bleiben. Bald kam der Page, ebenso beritten, ein Jüngling von siebzehn bis achtzehn Jahren, ganz erschöpft an. Er mußte vom Pferde heruntergehoben und nachher wieder auf das frische hinaufgeholfen werden, weil er seiner kaum mehr mächtig war, und dicht hinter ihm kam der König. Er saß allein in seiner alt modischen Fensterkutsche, einem sogenannten Diligence (ein schmaler Wagen, in dem im Hintersitz nur eine Person und auf dem Rücksitz auch eine Person Platz haben). Diese Kutsche war sehr lang wie alle damaligen alten Wagen zwischen dem Kutscherbock und dem Wagenkasten wenigstens vier Fuß Raum, der Kasten selbst birnenförmig, unten spitz und oben ausgebaucht. Der Wagen hielt, und der König sagte zu seinem Kutscher, dem berühmten Pfund: Ist da Dolgelin? Ja, Ihre Majestät! — Hier will ich bleiben Nein, sprach Pfund, die Sonne ist noch nicht unter. Wir kommen noch recht gut nach Mundeberg, und dann sind wir morgen viel früher in Potsdam. — Na! — wenn es sein muß Und damit wurde angespannt. Die Bauern, die von weiten ganz still mit ehrerbietig gezogenen Hüten standen, kamen sachte näher und schauten den König begierig an. Eine alte Semmelfrau aus Lebbenichen nahm mich auf den Arm und hob mich gerade am Wagenfenster in die Höhe. Ich war nur höchstens eine Elle weit vom König entfernt, und es war mir, als ob ich den lieben Gott ansähe. Er sah ganz gerade vor sich hin durch das Vorderfenster. Er hatte einen ganz alten dreieckigen Montierungshut auf, dessen hintere gerade Krempe hatte er vorn gesetzt und die Schnüre los gemacht so daß diese Krempe vorn herunterhing und ihn vor der Sonne schützte. Die Hutschnüre waren losgerissen und tanzten auf der heruntergelassenen Krempe umher, die weiße Generalsfeder im Hute war zerrissen und schmutzig. Die einfache blaue Montierung mit roten Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband alt und bestaubt die gelbe Weste voll

Tabak; — dazu hatte er schwarze Samthosen an. Ich dachte immer, er würde mich anreden. Ich fürchtete mich gar nicht, hatte aber ein unbeschreibliches Gefühl von Ehrfurcht. Er tat es aber nicht, sondern sah immer gerade aus. Die alte Frau konnte mich nicht lange hoch alten und setzte mich immer wieder herunter. Da sah der König den Prediger, winkte ihn heran und fragte, wessen Kind das sei? Des Herrn von Marwitz in Friedersdorf. — Ist das der General? Nein, der Kammerherr. — Der König schwieg, denn er konnte die Kammerherren nicht leiden, die er wie Müßiggänger betrachtete. Die Umspannung war geschehen, fort ging es. Die Bauern sprachen den ganzen Tag vom König, wie er dies und jenes in Ordnung bringen und allen denen den Kopf waschen würde, die ihnen unangenehm waren. Es zeigte sich später, daß alle Prediger die Gewohnheit hatten, dem Kutscher Pfund zehn Taler zu schenken, wenn der König bei ihnen übernachtete; auch der Vorfahr in Dolgelin hatte es getan, der neue Prediger aber, der davon nichts wußte, hatte ihm im vorigen Jahre nichts gegeben, — weswegen der Kerl denn schon den ganzen Tag so vorwärts getrieben hatte, daß er noch vor Sonnenuntergang Dolgelin passierte und sich zehn Taler in Müncheberg vom Bürgermeister Kramer erwarb.

Das zweite Mal sah ich den König in Berlin während des Karnevals 1785. Ich ging mit meinem Hofmeister zu meiner Cousine, die Hofdame bei der Prinzessin Heinrich war, also in das Prinz Heinrichsche Palais, die jetzige Universität, wo sie im dritten Stock nach dem Garten hinaus wohnte. Als wir die große Treppe hinaufstiegen, kam ein kleiner alter Mann mit starren Augen bei uns vorbeigerannt und sprang in Bogensätzen die Treppe herab. Mein Hofmeister rief ganz verwundert: Das war der Prinz Heinrich! Wir traten nun ins Fenster des ersten Stockwerks und schauten aus, was den Prinzen zu solchen Bogensätzen bewegen könne? und siehe, da kam der König gefahren, um ihn zu besuchen.

Friedrich der Zweite fuhr in Potsdam niemals, außer, wenn er verreiste, sondern ritt beständig. Er schien jenes

für eine Schmach und eines Soldaten unwürdig zu halten; denn wie er den letzten Herbst seines Lebens (eben 1785) so krank in dem luftigen Sanssouci war (wo keine Öfen, sondern nur Kamine sind), daß er das Schloß in Potsdam beziehen sollte, so konnte er sich nicht entschließen, hineinzufahren, sondern hoffte von einem Tage zum andern auf soviel Besserung, daß er hineinreiten könnte. Da diese aber nicht erfolgte und es immer kälter wurde, so entschloß er sich endlich, sich bei Nacht und Nebel, damit niemand es merken sollte, hineintragen zu lassen. — Auch während der Revue in Berlin oder Charlottenburg ritt er beständig, aber während des Karnevals in Berlin, wo er sich vier Wochen aufhielt, fuhr er und zwar immer im königlichen Pomp.

Voran gingen acht Läufer mit Stäben, Federmützen und Läuferschürzen in zwei Gliedern. Da diese aber somit gar nicht gebraucht wurden, so war es ein Versorgungsposten für Invaliden aus der Garde. Daraus folgte, daß der König auch immer im langsamen Schritt fahren mußte. Seine Wege waren aber keine andern, als vom Schlosse in die Oper wöchentlich zweimal und während des ganzen Aufenthaltes ein- oder zweimal zum Prinzen Heinrich und zu der Prinzessin Amalie, seiner Schwester. Dann ruhten die Läufer wieder ein Jahr lang. Hinter ihnen kam dann der achtspännige königliche Wagen mit acht Fenstern rund herum, die Pferde mit altmodischen Geschirren und Federbuschen auf den Köpfen. Kutscher und Vorreiter in der damaligen königlichen Livree, blau, Kragen, Aufschläge, Taschen und alle Nähte mit einem roten Tuchstreifen besetzt, dieser aber wieder mit zwei schmalen goldenen Tressen eingefaßt, was sehr gut aussah. In den vier Nebentritten der Kutsche standen vier Pagen, rot mit Gold, seidenen Strümpfen und Federhüten, — hinten der Bedientensitz leer, — und hinter diesem, unten, wo man zu dem Bediententritt aufsteigt, stand ein Stallknecht. — So bewegte sich der Zug langsam heran und fuhr in das Portal ein. Wir sahen von der Treppe hinunter. Der Prinz Heinrich stand an der Wagentür, die Pagen öffneten sie, der König stieg aus, begrüßte den Bruder, nahm

ihn bei der Hand, stieg die Treppe herauf, und so gingen sie nahe bei uns vorbei, in die Zimmer hinein, wo jetzt die Studenten umherstampfen.

Das dritte Mal sah ich ihn in demselben Jahre von der Revue (21. Mai) zurückkommen. Mein Hofmeister war deshalb mit mir nach dem Hallesschen Tor gegangen, weil man schon wußte, daß er an dem Tage allemal seine Schwester, die Prinzessin Amalie, besuchte. Er kam geritten auf einem großen weißen Pferde, ohne Zweifel der alte Condé, der nachher noch 20 Jahre lang das Gnadenbrot auf der Tierarzneischule bekam; denn er hat seit dem bayrischen Erbfolgekrieg beinahe kein anderes Pferd mehr geritten. Sein Anzug war derselbe wie früher auf der Reise, nur daß der Hut ein wenig besser war, ordentlich aufgeschlagen und mit der Spitze nach vorn, echt militärisch aufgesetzt war. Hinter ihm waren eine Menge Generäle, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rundteil (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein vorn und grüßte indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Bald lüftete er den Hut nur ein wenig, bald nahm er ihn vom Haupte und hielt ihn eine Zeitlang neben diesem, bald senkte er ihn bis zur Höhe des Ellenbogens herab. Aber diese Bewegung dauerte fortwährend, und so wie er sich bedeckt hatte, sah er schon wieder andre Leute und nahm den Hut wieder ab. Er hat ihn vom Hallesschen Tor bis zur Kochstraße gewiß zweihundertmal abgenommen.

Durch dieses ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berlinischen Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Hüte in die Luft warfen, oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Ich und mein Hofmeister hatten

soviel Platz gewonnen, daß wir mit den Gassenjungen, der Hut in der Hand, neben ihm herlaufen konnten. Bei dem Palaste der Prinzessin Amalie in der Wilhelmstraße angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete den König da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelturen gingen auf, und die alte lahme Prinzessin Amalie, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen hinab, ihm entgegen. Sowie er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügeltüren gingen zu, alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging.

Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereignis! Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerk zurück. Aber jeder wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeitete, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte. Jedermann sah auch die Früchte seiner Arbeiten rings um sich her, und wenn man auf ihn blickte, regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz alle edleren Gefühle des Menschen.

Von der letzten Dienstreise des Königs

Im August 1785

In Hirschberg in Schlesien sind viele Tausende aus den ganzen Gegenden zusammengeströmt, um den König zu sehen. Ein Augenzeuge erzählt:

Man las auf allen Gesichtern, daß man etwas Außerordentliches mit Freuden erwarte. Endlich kam er, der Einzige, nach dem aller

Augen waren mit dem sprechendsten Ausdruck auf ihn gerichtet. Ich kann die Empfindungen nicht beschreiben, die sich meiner und gewiß aller bemächtigten, als ich ihn sah, den Greis, in der schwachen Hand den Hut, im großen Auge freundlichen Vaterblick auf die unzählige Menge, die seinen Wagen umgab und stromweise begleitete. Alle, die das Glück traf, ihn zu sprechen, waren über die väterliche Milde des großen Königs außerordentlich gerührt. Der ganze Tag war für die Stadt ein Festtag und man sprach von nichts, als daß der König so freundlich gewesen wäre und auf die Menge so mit Wohlwollen geblickt hatte.

Zu einer Abordnung Greiffenberger Bürger, die sich in Hirschberg eingefunden hatte, um dem Könige für ein Gnadengeschenk zum Wiederaufbau ihrer abgebrannten Häuser zu danken, sagte er: „Sie haben nicht Ursach, sich deswegen bei mir zu bedanken, es ist meine Schuldigkeit, dafür bin ich da."

Anekdote

Bei seinem letzten Besuche in Breslau 1785 unterhielt sich der König, dessen Menschenverachtung mit den Jahren gewachsen war, mit dem Professor Garve über lebensphilosophische Fragen, wobei er die Menge „Kanaille" nannte. Garve protestierte: „Als Eure Majestät gestern in die Stadt kamen, und alles Volk zusammenlief, um seinen großen König zu sehen, das war nicht ‚Kanaille'!" Der König erwiderte gelassen: „Setze Er einen alten Affen aufs Pferd und lasse Er ihn durch die Straßen reiten, so wird das Volk ebenso zusammenlaufen."

Der König an den Justizminister von der Recke

Potsdam, 9. März 1786.

Von Euren Mir bisher vorgelegten Kriminal Sachen bin Ich nicht immer zufrieden gewesen und heute am allerwenigsten.

Was sind das vor Strafen vor dergleichen Verbrechen, die auf öffentlicher Heer-Straße begangen sind! Eine zwei und viermonatliche Festungs Strafe — hat das wohl einiges Verhältnis gegen das Verbrechen? Besonders in einem Lande, wo das Volk noch so roh und wild ist, und die sich auch nichts daraus gemacht haben würden, die Leute auch eben so gut zu ermorden, wenn nicht Hilfe dazu gekommen wäre.

Nein! Das ist viel zu gelinde gesprochen für ein solches großes Verbrechen, und die öffentliche Sicherheit vor das Publikum verdient mehr Attention. Besonders da in Preußen, da müssen besonders scharfe Exempel statuiert werden. Diese beiden Verbrecher, also der Janowitz und Wagner, müssen mit ewiger Festungsstrafe belegt werden und können Gott danken, daß sie noch mit dem Leben davon kommen.

Hiernächst, so ist auch die dem Eilersick in Ostfriesland zuerkannte Strafe dem Verbrechen gar nicht angemessen: der Kerl hat seinen Bruder ermordet, und dafür wird er zur sechsjährigen Festungs Strafe condemniret! Sie sind wohl nicht gescheit, dergleichen Urteil zu sprechen; denn derjenige, der einen andern ums Leben bringt, muß notwendig wieder am Leben bestraft werden, und will ich wissen, wer die Richter sind, die diese Urteile gemacht haben. Denn dergleichen grobe Verbrechen müssen schlechterdings scharfer bestraft werden, oder der Teufel wird sie alle auf die Köpfe fahren.

Was soll daraus werden, wenn man mit solchen groben Verbrechern und Mördern so glimpflich verfahren will? Nein! Da gehört durchaus sich eine härtere Strafe, die auf das Volk Eindruck macht.

Es müssen also auch die hiebei zurück kommende Urteils geändert werden.

Dieses nun ist, was ich Euch habe zu erkennen geben wollen mit der ernstlichen Warnung, für öffentliche Sicherheit des Publikums bessere Aufmerksamkeit zu tragen.

Der König an den Geheimen Rat von Taubenheim

der vorgeschlagen hatte, die Staatseinkünfte durch Abzüge von den Gehältern der Unterbeamten zu verbessern.

4. Juni 1780

Ich danke dem Geheimen Rat von Taubenheim für seine guten Gesinnungen und ökonomischen Rat. Ich finde aber solchen um so weniger applikable, da die armen Leute jener Klasse ohnehin schon so kümmerlich leben müssen, da

die Lebensmittel und alles jetzt so teuer ist, und sie eher eine Verbesserung als Abzug haben müssen.

Indessen will ich doch seinen Plan und die darin liegende gute Gesinnung annehmen und seinen Vorschlag an ihm selbst zur Ausführung bringen und ihm jährlich 1000 Taler mit dem Vorbehalte an dem Traktament abziehen, daß er sich übers Jahr wieder melden und Mir berichten kann, ob dieser Etat seinen eignen häuslichen Einrichtungen vorteilhaft oder schädlich sei.

Im ersten Falle will Ich Ihm von seinem so großen als unverdienten Gehalte von 4000 Taler auf die Hälfte heruntersetzen und bei seiner Beruhigung seine ökonomische Gesinnung loben und auf die andern, die sich deshalb melden werden, diese Verfügung in Applikation bringen.

Der König an den Hofbildhauer Tassaert

Potsdam, 23. Juni 1786.

Ich schreibe Ihnen, um Ihnen den Empfang Ihrer Quittung für die 2538 Taler anzuzeigen, die Ihnen für die Herstellung und Errichtung der Statue des Feldmarschalls von Keith gezahlt worden sind.

Was einen neuen Auftrag anlangt, um den Sie bei dieser Gelegenheit bitten, so beruhigen und gedulden Sie sich. Ich werde Sie damit beauftragen, sobald ich es für angezeigt halte, ein neues Skulpturwerk machen zu lassen . . .

Anekdote Der Legationsrat Graf von Schwerin, ein Neffe des großen Feldmarschalls, hatte einen Rangstreit mit einem Fähnrich; er klagte beim Könige, und dieser entschied es verstehe sich von selbst, daß die Fahnriche den Rang vor allen Legationsräten hätten. Schwerin verließ den Zivildienst und wurde Fähnrich.

Aus dem Bericht des hannöverschen Leibarztes Zimmermann

Der König hatte in seiner Schrift „De la littérature allemande" beiläufig geraten, wer krank sei, solle nur einen Arzt nehmen, der schon mehr als einen Kirchhof gefüllt habe, nicht aber einen jungen, der vielleicht noch nie einen Menschen getötet. Schon 1771 hatte er dem Kgl. Großbritannischen Leibarzt Georg Ritter von Zimmermann aus Hannover, dessen Hilfe er nun in seiner letzten Krankheit in Anspruch nahm, mit freundlichem Lächeln gefragt: „Wie viele Kirchhöfe haben Sie angefüllt?" — Nicht so viele wie Eure Majestät, aber auch nicht mit so vielem Ruhme", soll der Arzt damals schlagfertig geantwortet haben.

24. Juni 1786. . . . Auf einem großen Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen die Wand, wo ich hereintrat, saß der König. Er hatte einen alten, großen, schlichten, vor Jahren abgetragnen Hut mit einer ebenso alten weißen Feder auf dem Kopf. Er war gekleidet in einen Überrock aus hellblauem Atlas, vorn herunter ganz von spanischem Tabak gelb und braun gefärbt. Übrigens war er in Stiefeln. Er lehnte ein erschrecklich geschwollnes Bein auf ein Taburett, das andre hing.

Äußerst gnädig und freundlich nahm der König seinen Hut ab und sagte mit einer entzückend angenehmen Stimme — natürlich wurde die Unterhaltung wieder französisch geführt —: Mein Herr, ich danke Ihnen vielmals dafür, daß Sie die Güte gehabt haben, hierher zu kommen, und daß Sie Ihre Reise so sehr beschleunigt haben.

Das Gefühl hatte ich nun eben nicht, daß ich geschwind gereiset sei. Aber ich dachte, der König wird wohl wissen, daß man jetzt bei dieser trocknen Witterung im Brandenburgischen allenthalben im Sande steckenbleibt, wird auch wohl wissen, wie lahm die Postpferde in diesen Gegenden sind, und also machte ich meiner Schneckenschritte wegen keine Entschuldigung.

Sie finden mich sehr krank.

Den Blick, Eure Majestät, finde ich seit funfzehn Jahren da ich die Ehre hatte, Sie hier zu sehen, nicht verändert. In den Augen Eurer Majestät sehe ich keine Verminderung ihres Feuers und ihrer Kraft.

O ich habe sehr gealtert und bin sehr krank.

Deutschland und Europa werden nicht gewahr daß Eure Majestät alt und krank sind.

Meine Geschäfte gehen ihren gewöhnlichen Weg.

Eure Majestät stehn des Morgens um vier Uhr auf und verlängern und verdoppeln dadurch Ihr Leben.

Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette. In dem Lehnstuhl, wo Sie mich sehen, werden meine Nächte hingebracht.

Eure Majestät schrieben mir: das Atemholen werde Ihnen seit sieben Monaten sehr beschwerlich.

Engbrüstig bin ich, aber die Wassersucht habe ich nicht. Sie sehen indessen, wie meine Beine geschwollen sind.

Wollen Eure Majestät erlauben, daß ich Ihre Beine etwas näher besehe? . . .

Ich kniete an die Erde, besah die ganz bis an die Lenden mit Wasser angefüllten Beine des Königs — und schwieg.

Ich habe keine Wassersucht.

Mit der Engbrüstigkeit verbindet sich oft starke Geschwulst in den Beinen. Wollen Eure Majestät erlauben, daß ich Ihren Leib befühle?

Mein Leib ist jetzt dick, weil ich aufgebläht bin. Da ist kein Wasser.

Ausgespannt ist der Leib, aber nicht hart. Darf ich den Puls Eurer Majestät untersuchen? —

Der Puls war voll, stark und sehr fieberhaft. Sehr beklommen war der König auf der Brust, und er hustete unabläßig.

Der Puls ist nicht schwach.

Man kann mich nicht heilen. Nicht wahr?

Erleichtern, Sire!

Was raten Sie mir?

Vorerst nichts. Aber sogleich werde ich mir die ganze Krankheitsgeschichte Eurer Majestät von Ihrem Kammerdiener erzählen lassen und alles lesen, was die Ärzte Eurer Majestät darüber geschrieben haben. Dann werde ich die Ehre haben, meine Meinung zu sagen.

Recht so. Schöning ist von allem unterrichtet. —

Nun nahm der König sehr freundlich den Hut ab und sagte: Ich danke Ihnen nochmals, daß Sie haben hierher-

kommen wollen; haben Sie die Güte, mich diesen Nachmittag um drei Uhr wieder zu besuchen . . .

Alle den Zustand des Königs betreffenden Papiere wurden mir von Herrn Schöning vorgelegt. Sie bestanden in einer großen Menge von Briefen an Herrn Schöning von Herrn Professor Selle in Berlin. Dieser vortreffliche Arzt war mit Herrn Schöning über den Zustand des Königs beinahe in täglicher Korrespondenz; vieles aus diesen Briefen ward vormals dem König erzählt. Sodann zeigte mir Herr Schöning auch eine etwas lebhaft gewordene Korrespondenz zwischen dem eigentlichen Arzt des Königs, Herrn Selle, und dem Herrn Geheimrat und Leibarzt Cothenius. Aus allem sah ich, daß Herr Selle auf eine nicht zu übertreffende Weise den Zustand des Königs ganz von Anfang her bis ans Ende beobachtet, beurteilt und behandelt hatte. Mit Schrecken hörte ich aber auch, der König habe die allerausgesuchtesten unter seinem Zustand angemessensten Arzneien nie über einmal oder zweimal gebraucht; er sei äußerst eingenommen gegen alle Arzneimittel, mit Ausnahme eines gemeinen Digestivpulvers, eines kleinen Pulvers aus Rhabarber und Glauberjalz, und einiger andrer Kleinigkeiten, an die er einzig und allein glaube, und denen er einzig und allein traue. Über alle Begriffe gehe sodann die Unmäßigkeit des Königs im Essen. Nichts gleiche dem Feuer, womit man alle seine Speisen würze, und womit er täglich seine Eingeweide verbrenne. Die unverdaulichsten Speisen seien seine liebsten Speisen; nichts esse er zum Exempel lieber als preußische Erbsen, die härtesten Erbsen der Welt. Erbsen, von denen man sogar in Niedersachsen und vollends in Westfalen sagen würde, sie sind zu hart! Oft befalle ihn daher bei Tafel Übelkeit und Erbrechen und ein paarmal in jeder Woche gleich nach dem Essen eine heftige Kolik. Kein Mensch dürfe hierüber Vorstellungen machen. So oft der König durch seine Ärzte, Herrn Selle, Herrn Cothenius, Herrn Freie und Herrn Cheden, beredet worden, habe er wegen seiner Unmäßigkeit im Essen keine Schranken gesetzt. Er habe zuweilen das Mittel gelobt, nachdem er die erste Pille davon

eingenommen; aber gleich nach der zweiten Dose, bei der ersten Übelkeit, bei dem ersten Erbrechen, bei der ersten Kolik, bei der ersten üblen Nacht, habe der König gesagt: Dies ist die schändliche Folge der Arzneien, die man mir gibt! Erschrecklich habe er dann auf Ärzte und Arzneikunst gescholten; höchst erbärmlich habe er dann seinen Ärzten die Köpfe gewaschen und sie gleich auf der Stelle nach ihrer Heimat versendet. Eben dieses Los habe Herr Selle gehabt wie alle übrigen Ärzte. Dann habe der König, sobald er sich die Ärzte vom Leibe geschafft, wieder gegessen und gelitten und nichts als seine kleinen Mittelchen gebraucht. So sei die Krankheit des Königs zu dieser fürchterlichen Höhe gestiegen. So werde es nun ferner gehen, und so werde die Krankheit steigen bis zum Tode.

So sprach Herr Schöning. Alles, was er sagte, trug den Stempel der Wahrheit, wie ich an dem nämlichen Tage und in der Folge es zum Teil selbst sah und erfuhr . . .

26. Juni. Der König war wieder äußerst herablassend, sanft und von der besten Laune. Die Unterredung hub auf folgende Weise an.

Haben Sie den Plan, wie ich behandelt werden soll, aufgeschrieben?

Nein, Sire! Aber ich habe diesen Plan im Kopfe und werde die Ehre haben, Eurer Majestät, wenn Sie mich hören wollen, dies alles sogleich mit wenigen Worten zu sagen.

Sagen Sie, was Sie wollen.

Eure Majestät haben große Verstopfungen, zumal in den Eingeweiden des Unterleibes. Man muß trachten, das Stockende aufzulösen, den richtigen Umlauf aller Säfte herzustellen und, soviel man ohne Nachteil der Kräfte kann, das Überflüssige wegzuschaffen. Zuerst nehmen Euer Majestät ganz allein ein sehr auflösendes, eröffnendes und gelinde abführendes Mittel. In der Folge kann man dann die eröffnenden und abführenden Mittel verstärken und sie durch stärkende unterstützen. Dies ist mein ganzer Plan, und weiter hinaus weiß ich nichts.

Sie wollen mich also heilen?

Lindern will ich den Zustand Eurer Majestät, wenn Sie Geduld genug haben und mir Zeit genug vergönnen. Eine sehr gelinderte Krankheit ist am Ende eine halbgeheilte Krankheit.

Da haben Sie recht. Aber was wollen Sie mir denn geben?

Ein sehr gemeines, allgemein bekanntes, äußerst einfaches Mittel, dessen sich die Griechen und Römer schon bedienten, den zur Honigdicke eingekochten Saft vom Löwenzahn.

Das ist eine Pflanze, die ich nicht kenne.

Sie wächst im Frühling auf allen Wiesen.

Den Löwen möchte ich wohl kennen, für den dieser Zahn erschaffen ward.

(Lächelnd:) Sire, das wird sich bald zeigen.

Aber kennen Sie die Wirkungen dieser Pflanze aus eigner Erfahrung?

Aus häufiger Erfahrung.

Ich will dieses Mittel nehmen.

Und nun sagte der König noch bei seiner heitern und in diesem Augenblicke königlichen Laune: Adieu, mein Lieber, ich werde all Ihren Befehlen gehorchen.

Der Kammerhusar, Herr Schoning, der an der offnen Tür stand und diese ganze Unterredung gehört hatte, war voll Erstaunen, als ich herauskam. Nie, sagte er, war der König in medizinischen Sachen so billig und so lenksam in seinem Leben begegnete er nie einem Arzte so höflich! –

27. Juni. Genommen ward das Mittel nicht. Als ich diesen Morgen um acht Uhr zu dem Könige kam, bemerkte ich nicht die geringste Spur mehr von allen guten Entschlüssen des vorigen Tages. Verschwunden war alle die Feierlichkeit, über die Herr Schoning so sehr staunte. Gleich beim Eintritt in sein Zimmer kam mir der König mit einer äußerst zahlreichen Artillerie von Einwürfen gegen das Mittel an Löwenzahn entgegen. Ich beantwortete mit der größten Gemütigkeit alle Einwürfe des Königs, denn seine Artillerie fehlen mir wahrlich nicht schwer.

Die Unterredung über den Löwenzahn ward indessen immer lebhafter und endigte sich endlich so:

Das sage ich Ihnen aber zum voraus, ich nehme Ihre Arznei nur einmal im ganzen Tage.

So haben Euer Majestät sehr viel auf einmal zu nehmen.

Wieviel?

Zwei bis drei Eßlöffel voll.

Das nenne ich nicht viel.

Desto besser. Aber nach zwei bis drei Eßlöffeln Löwenzahn, die man auf einmal nimmt, kann man übel werden, vielleicht gar sich erbrechen.

So nehme ich den Löwenzahn nicht!

Es kann auch sein, daß dies nicht geschieht. Euer Majestät können mit kleineren Dosen anfangen.

Mir mißfällt dieses langsame Fortschreiten.

So nehmen Euer Majestät gleich zwei Eßlöffel voll in Fenchelwasser, das wohltätig für den Magen ist.

Kann ich bald darauf Kaffee trinken?

Eine halbe Stunde nachher.

Aber der Löwenzahn kann die Kraft verloren haben, die er zur Zeit der Griechen und Römer hatte.

Diese Pflanze und ihre Kräfte kenne ich nicht etwa nur aus Büchern. Ich bediene mich ihres eingekochten Saftes seit dreißig Jahren. Jeden Frühling verschreibe ich gegen alle Krankheiten, die von Verstopfung der Eingeweide herrühren, vielleicht mehr als einen Zentner dieses Extraktes . . .

Um drei Uhr fing die Unterredung so an:

Aber sagen Sie mir, ist es möglich, daß ich in meinem Alter, nach aller Arbeit, die ich getan, nach einem so ununterbrochen beschwerlichen Leben und jetzt nach allem meinem Leiden auch nur noch die allergeringste Erleichterung hoffen und erwarten darf?

Es ist möglich.

Ich kann es nicht glauben.

Ich glaube es. Denn am ersten Tage, als ich die Ehre hatte, Euer Majestät den ganzen Nachmittag hindurch zu sehen, waren Sie so schwach, so hinfällig, daß ich glaubte,

Sie würden sich in langer Zeit nicht wieder erholen. Mit Schrecken kam ich den andern Morgen wieder und fand Euer Majestät heiter und froh. Es ist also Lebenskraft da, und solange die da ist, habe ich Mut.

Morgen früh nehme ich den Löwenzahn.

28. Juni. Heute früh um sechs Uhr, gleich nach Beendigung seiner Regierungsgeschäfte, nahm der König den Löwenzahn, und zwar in ziemlich starker Dose, zwei Eßlöffel voll des Saftes in Fenchelwasser aufgelöst. Ich kam zur gewöhnlichen Zeit, um acht Uhr, und hörte nun Wunder, so daß ich meinen Augen nicht traute und mich auf meine Ohren nicht verließ.

Ihr Mittel, mein lieber Herr Zimmermann, ist ein medizinischer Kurier, der auf den ersten Befehl geradezu und mit der möglichsten Schnelligkeit am Orte seiner Bestimmung eintrifft. Ihr Mittel hat Geist, denn es weiß, wo mein Übel sitzt. Sie sind ein Mann, der gerade dahin trifft wohin er zielt. Sie tun Wunder, denn ich bin heute mehr erleichtert, als ich es noch je durch irgendein Mittel gewesen bin. Ich befinde mich besser, als ich mich noch in meiner Krankheit befunden habe.

Wunder habe ich nie getan, werde sie nie tun und glaube an keine als an die, die Eure Majestät im Siebenjährigen Kriege taten. Ach Sire, Sie sagen mir zu viel, viel zu viel Gutes von meinem Mittel! Sie haben letzte Nacht gut geschlafen und schreiben nun meinem Mittel den behaglichen Zustand zu, den Sie dem Schlafe zu verdanken haben. Der gibt Ihnen heute diese Kraft, diesen Mut, dieses Vertrauen.

Nein. Mein gutes Befinden ist die Wirkung Ihres Mittels. Andre Male habe ich auch gut geschlafen und befand mich deswegen nicht besser. Sehen Sie, wie frei ich Atem hole. Euer Majestät sprechen viel schneller und mit größerer Leichtigkeit.

So frei war mein Atem nicht in langer Zeit.

Aber darf ich Eurer Majestät eine Bemerkung machen? Durch Ihre Beharrlichkeit überwanden Sie alle Ihre Leide,

durch Ihre Beharrlichkeit in allen Ihren Unternehmungen machten Sie unerhörte Dinge möglich und erwarben sich einen unsterblichen Ruhm: und nur durch diese Beharrlichkeit können Sie jetzt Ihre Krankheit und Ihre Leiden mildern.

Wird dieses Mittel die Geschwulst aus meinen Beinen wegnehmen?

Vielleicht, wenn es genug auf den Stuhlgang wirkt. Dies können aber in der Folge auch andre Mittel tun.

Wie geschwind wird mich der Löwenzahn erleichtern: in zwei Monaten?

Vielleicht in einem Monat. —

Heute verabschiedete mich der König mit noch größerer Zufriedenheit und mit größerer Güte als an irgendeinem der vorigen Tage . . .

29. Juni. Der König befand sich diesen Morgen nicht ganz so gut wie gestern; aber er war doch nicht weniger aufgeweckt, gütig, liebreich und von heiterer Laune.

Sie verstehn, wie man Ihre Kunst einfach machen kann. Ich liebe die Einfachheit in der Medizin sehr.

Weil Eure Majestät gewohnt sind, die größten Dinge mit den einfachsten Mitteln auszuführen.

Je mehr Triebwerke man bei einer Maschine anbringt, desto mehr kommt man in Gefahr, daß eines dieser Triebwerke seinen Dienst versagt und dann die ganze Sache verdirbt. —

Der König endete die Unterredung mit diesen Worten: Ich werde fortfahren, Ihr Mittel zu nehmen . . .

30. Juni. Von sehr guter Laune war der König wieder diesen Morgen. Ich ergriff den guten Augenblick, um von Diät zu sprechen. Der König gab mir in allem recht, sagte selbst vortreffliche Dinge über Diät und versicherte mir, daß er alle diese Regeln befolge; er sondere von jeder Speise das Schädliche und Unverdauliche ab und begnüge sich, jedes Gericht bloß zu kosten . . .

Um zwei Uhr des Nachmittags besuchte mich in Potsdam ein Herr von der Tischgesellschaft des Königs, der eben von Sanssouci kam und mir üble Nachricht brachte.

Bei der Mittagsmahlzeit hatte der König die Diätregeln sehr übel befolgt, die er mir selbst an diesem Morgen so meisterhaft angab. Er hatte, wie immer, sehr viel Suppe zu sich genommen, und diese bestand, wie gewöhnlich, in der allerstärksten und aus den heißesten Dingen ausgepreßten Bouillon; aber zu der Portion Suppe, die der König allein aß, nahm er dann noch immer einen großen Eßlöffel voll gestoßner Muskatblüten und gestoßnen Ingwers. Er aß sodann ein gutes Stück von nach russischer Art zubereitetem, das ist mit einem halben Quart Branntwein abgekochtem Rindfleisch. Hierauf folgte eine große Menge von einem italienischen Gerichte, das zur Hälfte aus türkischem Weizen und zur Hälfte aus Parmesankäse besteht; dazu tut man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch, und dieses alles wird in Butter so lange gebacken, bis eine harte und fingerdicke Rinde umher entsteht; über alles gießt man endlich eine ganz aus den heißesten Gewürzen bestehende Brühe, und diese von dem Lord Marischal in Sanssouci zuerst angegeben, aber von dem König emendierte und korrigierte Lieblingsschüssel heißt Polenta. Endlich beschloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der Löwenzahn machte, die Szene mit einem ganzen Teller Kalpattete, die so heiß und so stark gewürzt war, daß sie in der Hölle gebacken schien, wie der Tischgenosse des Königs mir und meiner Frau versicherte.

Wie jämmerlich nun schon Seine Majestät mich um meinen armen Löwenzahn in seiner Seele verurteilt haben, das dachte ich wenigstens zum voraus. Aber es kam unendlich viel ärger, als ich dachte und erwartete! Um drei Uhr, wie mir befohlen war, erschien ich mit langsamen Schritten, mutlos, mit verhaltnem Gram und (ich gestehe es geradeheraus) mit wahrem Widerwillen — vor dem Könige.

Fürchterlich war der Blick seiner Augen. In den tiefen Höhlen der Wangen und zumal in seinen sonst so feinen und mir so angenehmen Lippen saß die tiefste, schmerzlichste, entsetzlichste Traurigkeit. Die ersten Worte, die der König mit einer mir ganz fremden Stimme aussprach, erschütterten mir Herz und Seele, er sagte:

Ich bin nichts mehr als ein altes Gerippe; ich tauge zu nichts mehr als hingeworfen zu werden auf den Anger. —

Mit der zärtlichsten Rührung antwortete ich dem König: Euer Majestät sehen in diesem Augenblick nur die allerschlimmste Seite der Sache. Sie vergessen ganz die guten Zwischenräume, die Sie so oft haben und noch gestern und diesen Morgen hatten. Sie vergessen, was Sie doch alle Tage Ihres Lebens, jeden Morgen ohne Ausnahme für Ihr ganzes Reich und alle Ihrem Zepter unterworfnen und an Ihrer Vaterhand geleiteten Völker tun und sind. Vorüber gehn bald diese Augenblicke von Traurigkeit, und dann fühlen Eure Majestät auch gewiß wieder die ganze Kraft und Gewalt Ihres Geistes. Ihr Unterleib ist jetzt sehr voll und bedrückt; nach einigen guten Stühlen ist morgen alle Ihre Heiterkeit wieder da.

Gerade ins Gesicht sah mir sonst immer und in einemfort der König, solange er mit mir sprach, und das mit Augen — wie sie Gott vielleicht nie als für diesen Königskopf erschaffen hat! Aber jetzt, da er die oben angeführten Worte aussprach, waren seine Blicke seitwärts von mir abgekehrt. Nach und nach, indem ich mit einem männlichzärtlichen Tone sprach, näherten sich mir wieder die Augen des Königs; und endlich hefteten sie sich wieder an mich und in mich mit einem unaussprechlichen Ausdruck von Zufriedenheit, Freundlichkeit und Milde! — Diese Viertelstunde, deren Anfang erschrecklich war, zählte ich am Ende unter die glücklichsten meines Lebens . . .

2. Juli. Ein sehr froher Morgen war dieser Morgen für den König und also auch für mich. Der König sprach äußerst lebhaft und ganz in der Manier seiner besten Zeiten. . . . Er hielt eine ordentliche Fürstenrevue! Oft fragte mich der König zuerst, ob ich diesen und jenen deutschen Fürsten kenne. Er nannte mir der Reihe nach viele deutsche Fürsten, von denen ich auch viele nicht kenne. Ich antwortete mit dem größten Bedacht, immer so, als wenn die Fürsten gegenwärtig wären, von denen ich sprach; und von jedem sagte ich alles Gute, was ich von ihm wußte. Der König urteilte

über alle, hieb gewaltig ein, und wahrlich bisweilen so, daß der Hieb den armen Fürsten vom Kopfe bis zu den Beinen spaltete!

Bei aller meiner leisen Zurückhaltung war es mir doch bisweilen schlechterdings unmöglich, nicht zu lachen. Der König, der mich nicht auf einen Moment aus seinen großen und umfassenden Augen verlor, mich immerfort durch und durchblickte, bemerkte jedesmal, wie es mir schien, mein Lächeln und mein Lachen wohlgefällig.

Nun kam der König auf die katholischen Fürsten und ich gelegentlich auf den Papst. Aber der König fertigte mich sehr kurz ab und sagte: Mit dem — ist es aus! . .

4. Juli. . . . Mit äußerst großer Mühe ward der König um elf Uhr auf sein Pferd gebracht. Er ritt drei Viertelstunden im großen Garten von Sanssouci, mehrenteils im Galopp, und kam außerordentlich matt und entkräftet zurück. Bei Tafel hatte er gar keinen Appetit, und gleich nachher mußte er sich erbrechen.

Um drei Uhr fand ich den König so matt, so bedrückt und so beklommen, daß er mich gar nicht sprechen konnte und mich mit diesen Worten verabschiedete: Verzeihen Sie, lieber Herr, ich kann nicht mehr sprechen . . .

Der König an seine Schwester Philippine Charlotte

Herzogin von Braunschweig

Sanssouci, 10. August 1786.

Meine angebetete Schwester, der hannoversche Arzt hat Ihnen nur sagen wollen, er habe das Äußerste getan, was er konnte, liebe Schwester; die Wahrheit ist aber, daß er mir nicht helfen konnte. Die Alten müssen den jungen Leuten Raum machen, damit jedes Menschenalter seinen Platz finde und wenn man recht überlegt, was das Leben ist, so ist es nichts, als daß man seine Mitbürger sterben und geboren werden sieht. Indessen fühle ich mich seit einigen Tagen ein wenig erleichtert. Mein Herz bleibt Ihnen unveränderlich ergeben, meine liebe Schwester

Der König an seine Gemahlin

aus den letzten Tagen seines Erdenlebens.

Gnädige Frau, ich bin Ihnen sehr für die Wünsche verbunden, die Sie geruhen auszusprechen. Aber ein heftiges Fieber hat mich befallen und hindert mich, Ihnen zu antworten.

In der Nacht vom 16. auf den 17. August 1786 ist der König in den Armen seines treuen Kammerhusaren Strützky gestorben. „La montagne est passée, nous irons mieux" — der Berg ist überschritten, jetzt wirds leichter gehen — ist das letzte Wort des Sterbenden gewesen. Am anderen Tage nahmen im Konzertsaal des Schlosses Sanssouci seine Offiziere und Grenadiere weinend von dem Toten Abschied, der, in einen leichten Mantel eingehüllt, auf seinem Feldbett lag, wie sie den Lebenden übermüdet so oft am Lagerfeuer hatten liegen sehen. Mangel an Ehrfurcht und feinerem Empfinden für Stil und Würde ließ seinen oft ausgesprochenen Wunsch unerfüllt, auf einer Gartenterrasse des geliebten Schlosses bestattet zu werden, und der tote König konnte nicht verhindern, daß man ihn unter der Kanzel in der Garnisonkirche zu Potsdam neben dem Vater beisetzte. Aber

„Ihm schauten alle Völker der Welt mit traurigen Blicken nach."

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY